

Winterstudien  
und  
Sommerstreifereien  
in  
Canada.

---



Winterstudien  
und  
Sommerstreifereien  
in  
Canada.

---

Ein Tagebuch  
von  
Mrs. Jameson.

---

Aus dem Englischen übersetzt  
von  
A. W.

Leid und Kunst und Sauer,  
Habel

---

Erster Band.

---

Braunschweig,  
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

---

1839.



## Vorwort des Uebersetzers.

---

Schon seit mehreren Jahren nehmen die Werke der Mrs. Jameson eine bedeutende Stelle in der englischen Literatur ein. Alles, was diese Autorin bis jetzt geschrieben, ist von einem edeln Geiste befeelt, von dem Streben zu nützen und zu erfreuen. Besonders scheint sie sich die Aufgabe gestellt zu haben: für und auf Frauen zu wirken, und überall, wo sie ihre Mitschwestern verkannt und unterdrückt, in falscher Stellung oder unter Vorurtheilen leiden sieht, fühlt sie sich berufen, ihnen das Wort zu reden. Die ersten Producte ihrer Feder waren Kinderchriften. Später schrieb sie: „female Sovereigns,“ eine Zusammenstellung der Geschichte aller Herrscherinnen, nebst deren Wirken und Charakter-

schilderungen, ein Werk, welches sich besonders für die weibliche Jugend zu eignen scheint. In »the Romance of Biography« macht sie mit denjenigen Frauen bekannt, welche Dichter zu ihren Dichtungen begeistert haben. — Ihren eigentlichen Ruhm begründete sie aber durch das »Diary of an ennuyée«, ein Tagebuch in Italien, und durch eine Analyse der weiblichen Charaktere im Shakspeare, welche sie mit Bignetten verzierte, denn Mrs. Jameson zeichnet wie eine Künstlerin, und ihr großes Talent für Malerei und Musik, so wie ihr langer Aufenthalt in Italien, berechtigten sie, ihr Kunsturtheil öffentlich auszusprechen, und dieses Urtheil wird durch den gebildetsten Geschmack, durch das feinste Gefühl geleitet.

Die so reiche Ausstattung an Kenntnissen und Talenten unserer Autorin giebt genügenden Aufschluß über die Vielseitigkeit des vorliegenden Werkes.

Sehr erfreulich ist es, daß im jetzigen Augenblicke, wo die canadischen Länder so sehr die Aufmerksamkeit des Publikums in Anspruch nehmen, ein Werk über diese und deren Angelegenheiten uns von solch einer Feder geboten wird; es ist ohne allen politischen Zweck, völlig unparteiisch, unmittelbar vor der letzten Revolution geschrieben, und

die Aufschlüsse, welche es uns mittheilt, tragen das Gepräge der Wahrheit.

Im Jahre 1837 unternahm Mrs. Jameson die Reise nach Amerika, um sich mit ihrem Gemahl zu vereinigen, welcher Vice-Kanzler in Ober-Canada ist und in Toronto wohnt. Durch diese Stellung hatte sie Gelegenheit, die Constitution und Verwaltungsart dieses jungen Landes kennen zu lernen, und in dessen Politik und Parteigeist einen tiefern Blick zu thun, als es anderen Reisenden wohl vergönnt ist. Sie scheint es sich zum Beruf gemacht zu haben, Schwächen und Mißbräuche zu enthüllen, und daher kommt es, daß sie in ihrem Vaterlande eine große Partei gegen ihr Werk und viel Widerspruch gefunden hat. In Deutschland aber wird man wohl dessen Verdienst anerkennen. Die Vielseitigkeit desselben bietet jedem Leser ein Interesse; es ist ein schöner geistreicher Pot-Pouri, aus allen Gärten, die das Genie durchstreift und bebaut, zusammengetragen. Natur, Charakter, Litteratur findet man mit Poesie und warmen Herzen aufgefaßt und mit scharfem Verstande beurtheilt. Besonders dankbar müssen wir Deutschen für ihre Liebe zu unserer Sprache und Litteratur sein, und für die Anerkennung, die sie uns bei jeder Gele-

genheit angeeignet läßt, indem sie sich der vielbekannteren Vorurtheile ihrer Nation ganz entledigt zu haben scheint.

Das ganze Werk ist der Spiegel des edlen, großartigen Charakters der Frau, die es schrieb, was selbst Diejenigen anerkennen müssen, welche ihre Ansichten nicht immer theilen.

---



## V o r r e d e .

---

Indem ich es wage, dem Publikum die Fragmente eines Tagebuches vorzulegen, welches eigentlich für eine Freundin geschrieben war, kann ich nicht umhin, wegen der Aufnahme zu erlangen, welche dieses Werk finden wird, vorzüglich in jetziger Zeit, wo das Land, auf welches es sich theilweise bezieht, ein Gegenstand so vieler Meinungsverschiedenheiten und so vieler feindseliger Angriffe ist. Dieses kleine Buch, welches das Resultat eines gedankenreichen Müßiggangs und vieler müßiger Gedanken ist, erwuchs nach und nach aus einem zufälligen Versprechen; es war nie bestimmt, in seiner jetzigen rohen und fragmentarischen Gestalt sich zu zeigen, und ich bin mir zu sehr dessen Mängel bewußt, um nicht zu fühlen, daß ich einige Erklärung hierüber dem Publikum schulde, welches bis jetzt meine

Versuche in der Literatur mit so viel Nachsicht und Güte aufgenommen hat.

Während meines Aufenthalts in Canada wurde ich in Gegenden und Regionen versetzt, die bis jetzt von keinem Reisenden noch beschrieben waren (denn die nördlichen Ufer des Huron-Sees sind beinahe ganz neues Terrain) und gerieth in Beziehungen mit den indianischen Stämmen, zu welchen bis jetzt wenige Europäische Frauen, die an ein verfeinertes und civilisirtes Leben gewohnt waren, sich gewagt haben und von denen keine noch etwas berichtet hat. Meine Absicht war, das Resultat des Geschehenen, so wie das der Reflexionen und Vergleiche, welche so viele neue Erfahrungen erregen mußten, in einer ganz andern Form mitzutheilen. Doch zufolge eines Dazwischentretens verschiedener Umstände und einer wichtigen Beschäftigung befand ich mich in der Alternative, entweder das Buch so zu geben, wie es hier vorliegt, oder es ganz zu unterdrücken. Ich hatte weder die Zeit, noch die Aufmerksamkeit, welche zu einer Umgestaltung nöthig gewesen wäre. Indem ich diese Noten für die Presse bereitete,

habe ich viel, was sich auf meine eigene Person bezog, hinweggelassen, doch blieb noch viel von diesem unbedeutenden Stoff, viel zu viel, was mich dem Mißverstehen und selbst einem strengen Tadel aussetzen kann. Doch auch hier, wie bisher, verlasse ich mich auf das nachsichtige Urtheil edler Frauen, indem ich hiermit anzudeuten wünsche, daß dieses kleine Buch, so wie es vorliegt, vorzüglich an mein eigenes Geschlecht gerichtet ist.

Sehr gern hätte ich den unverschämten Sauertheit des Egoismus, welcher sich natürlicherweise in die Tagebuchsform einschleichen muß, ganz weggelassen; allein als ich den Versuch machte, verlor das ganze Werk seinen ursprünglichen Charakter, es verlor den Anstrich der Realität, ja selbst von seiner wesentlichen Wahrheit, und was es an Unmuth der Behaglichkeit und der lebendigen Beschreibung besaß, wurde flach, schwerfällig und didaktisch. Man fand, daß, wenn der Ton des persönlichen Auffassens, von dem die ganze Reihe der Beobachtungen und Handlungen ausging, wegfiel, so sei es, als werde der Faden aus einer Perlenschnur herausge-

zogen — die Kette der angereicherten Erfahrungen und Ideen zerfiel und wurde zu einer unzusammenhängenden Masse. Ich war also genöthigt, den losen Faden des Empfindens beizubehalten, um Thatfachen und Bemerkungen locker daran zu reihen; obgleich ich stets lebhaft fühle, welcher Gefahr ich mich aussetze, so habe ich doch nach reiflicher Ueberlegung entschieden, natürlich darauf vorbereitet, das zu ertragen, was ich herauszufordern vielleicht den Anschein habe, obgleich in Wahrheit das Herausfordern eben so weit von mir entfernt ist, als die allzu große Sicherheit.

Diese Worte wurden in Ober-Canada geschrieben, doch wird man ersehen, daß sie wenig Bezug auf die politischen und statistischen Verhältnisse jenes unglücklichen, schlecht verwalteten, doch sehr schönen Landes haben. Nachher machte ich eine Tour nach Unter-Canada, gerade ehe die letzte Empörung ausbrach. Sir John Colbourne, dessen Geist mir von gutem altritterlichen Schlage zu sein schien und dessen Namen ich nur mit Achtung und Ehrfurcht in diesen Provinzen nennen hörte, war damals beschäf-

tigt, sich gegen die Bedrängnisse zu rüsten, denen er später mit so gutem Erfolge begegnete. Ich hatte natürlicherweise viel Gelegenheit, die Stimmung der beiden Parteien zu beobachten, doch nicht genug, um ein Wort über diesen Gegenstand zu wagen. Ober-Canada schien mir im Geiste loyal, doch grollend und nachtragend im Gefühl erlittener Unbilden, um beide unter dem gänzlichen Mangel an Interesse, von Seiten des englischen Gouvernements für den Zustand und die Bedürfnisse des Landes, so wie für Gefühle und Fähigkeiten des Volkes leidend. Ich will nicht damit sagen, daß dieser Mangel an Interesse jetzt in demselben Grade existirt als früher; es ist demselben ein schmerzliches und plötzliches Erwachen bereitet worden, doch hat er nur zu lange bestanden. Bezüglich auf Klima, Boden und natürliche Producte jeder Art schien mir die obere Provinz der niedern überlegen und wohl geeignet, eine unerschöpfliche Quelle von Brennmaterial und Korn für das Mutterland zu sein. Der Mangel eines Seehafens, der Mangel der Sicherheit des Eigenthums, die allgemeine schlechte

Verwaltung der Ländereien, welche dem Gouvernement gehören — dieses scheinen mir die hervortretenden Ursachen des physischen Drucks zu sein, den dieses reiche Land erleidet, während Armuth, mangelhafte Erziehung des Volks und ein großer Mangel an Gemeingeist bei denen, welche nicht zu dem Volke gehören, den moralischen Druck, der überall hervorleuchtet, genugsam zu begründen scheinen. Man nehme nun noch ein System von Mißgriffen und schlechter Administration hinzu, die man keinem Individuum, keiner einzelnen Maßregel zuschreiben kann, sondern der ganzen Tendenz des Colonial-Gouvernements; der ewige Wechsel von Officianten und Maßregeln; das Schwanken in den Principien, welches alles öffentliche Vertrauen zerstört, und ein Grad von Unwissenheit in Bezug auf das Land selbst, welche denen unbegreiflich ist, die es gesehen. — Wenn man diese drei Ursachen zusammenfaßt: Mangel an Kenntniß, an Urtheil und an Interesse von Seiten der Regierung, wie kann man noch da über den anomalen Zustand der Regierten sich verwundern und über den eines Landes, welches die

reichsten Hülfquellen in sich trägt, doch arm an Geldmitteln, Bevölkerung und Energie ist! Doch ich fühle, ich gehe über meine Schranken hinaus. Wir wollen hoffen, daß die Regierung unserer jungen Königin nicht, wie die der Maria Theresia, mit dem Verlust einer ihrer schönsten Provinzen beginnt, und daß sie später auf die Landkarte ihres Gebietes wird blicken können, ohne jenes zürnende Erröthen und jene Thränen, mit welchen Maria Theresia bis zum letzten Augenblick die Charte ihres verstümmelten Reiches ansah und ihr verlornes Schlesien betrauerte.

Ich habe mich im Allgemeinen von Politik und Persönlichkeiten fern gehalten; von der erstern, weil solche Discussionen der Richtung meines Geistes fremd sind und meine Fähigkeiten übersteigen, und von den letzteren aus Grundsatz, und ich bitte, nicht zu übersehen, daß, wenn ich irgendwo mich in persönliche Details eingelassen habe, es nur mit der ausdrücklichen Genehmigung derjenigen geschah, welche am meisten dabei betheiligt sind; — dieses beziehe ich vorzüglich auf den Bericht über Oberst

Salbot und die Familie von Soult St. Marie.

Was das Uebrige betrifft, so füge ich nur noch hinzu, daß ich über keinen Gegenstand eine Meinung dictiren will, noch es mir herausnehme, über irgend etwas als eine Autorität zu sprechen; mein größter Ehrgeiz reicht nicht weiter, als Stoff für die Nachforschung und für das Nachdenken aufzuwerfen. Wenn dieses kleine Buch Irrthümer enthält, so werden dieselben gerügt und berichtigt werden, und das soll mich freuen. Wenn es nur eine Wahrheit enthält, und diese nicht größer als ein Senfkorn ist, so wird es nicht umsonst in die Welt getreten sein, noch wird in diesem Falle die Strenge der Kritik mich veranlassen, zu bereuen, daß ich es publicirte, selbst in der jetzigen unverarbeiteten und, wie ich fürchte, unbefriedigenden Form.

---



I n h a l t  
des  
e r s t e n T h e i l s.

---

Winterstudien.

	Seite
Toronto.....	3
Eine Winterreise.....	9
Winterbesuche.....	13
Schlittenfahrten.....	21
Besuch von Indianern.....	23
Winterleiden.....	25
Reserve-Ländereien der Geistlichkeit.....	27
Das Trauerspiel Correggio.....	37
Deutsche Schauspielerinnen.....	43
Der Niagara im Winter.....	55
Bäume in Canada.....	81
Gesellschaft in Toronto.....	83
Politik und Parteien.....	85
Feuersbrunst in Toronto.....	91
Eine wahre Geschichte.....	97
Goethe's Tasso, Iphigenia und Clavigo.....	101
Ein Soldat de fortune.....	109
Musik und Musiker.....	115
Constitution von Ober-Canada.....	125
Bertragung des House of Assembly.....	129
Beschlüsse des gesetzgebenden Rath's 1837.....	133

Ueber den weiblichen Charakter.....	143
Goethe und Eckermann.....	149
Goethe's letzte Liebe.....	161
Goethe's Tischgespräche.....	165
Seine Ansichten über die Stellung der Frauen.....	173
Criminalfälle in Toronto.....	217
Grillparzer's Sappho und Medea.....	241
Ontario = See.....	245
Das Dorf Credit.....	249
Grindale.....	253

---

# Winterstudien in Canada.

---

Sind denn die Bäume auch so trostlos, so er-  
zweiflungsvoll in ihrem Winter, wie das Herz  
in seiner Verlassenheit?

---



Den 20sten September.

Toronto — dieses ist jetzt der wohlklingende Name unserer großen Hauptstadt — war vor dreißig Jahren eine Wildniß, der Zufluchtsort des Bären und des Wildes, mit einem kleinen, häßlichen, unbedeutenden festen Plage, welcher nicht häßlicher und nicht unbedeutender gewesen sein kann, als der jetzige es noch ist. Vor zehn Jahren war Toronto ein Dorf, mit einem einzigen Backsteinhause und vier bis fünfhundert Bewohnern; vor fünf Jahren war es eine Stadt, welche ungefähr fünftausend Einwohner zählte, und damals trug es den Namen von Klein-York; jetzt ist es Toronto mit einem zunehmenden Handel und einer Bevölkerung von zehntausend Menschen. Dieses schreibe ich aus einem Buche ab.

Was Toronto im Sommer ist, kann ich nicht sagen; man versichert, es sei ein hübscher Ort; in diesem Augenblick erscheint es mir, der Fremden, ganz besonders alltäglich und melancholisch. Eine kleine schlecht gebaute Stadt, auf flachem Land, an dem äußersten Ende einer gefrorenen Bai, mit einer sehr häßlichen Kirche ohne Thurm oder Thürmchen; einige Gouvernementsgebäude von hochrothen Backsteinen, alles im geschmacklofesten und gemeinsten Styl, den man sich denken kann; drei Fuß Schnee rings umher, und der graue, einförmige

winterliche See und das tiefe Dunkel eines Fichtenwaldes, welcher die Aussicht begrenzt, so kommt Toronto mir jetzt vor. Ich habe nicht viel erwartet, doch darauf war ich nicht vorbereitet. Vielleicht würde auch keine Vorbereitung gefruchtet, oder meine jetzige Empfindung gemildert haben. Ich will nicht ungerecht sein, falls ich meine Ansicht zu ändern vermag. Wenn ich in mein eigenes Herz blicke, so finde ich, daß es die Trauer ist um das, was ich verlassen und verloren, um das Ferne, nicht um das Gegenwärtige — welches über Alles, was mich umgiebt, eine Kälte verbreitet, die kälter ist, als die eines Wintertages — ein Dunkel, welches tiefer ist, als das der Winternacht.

Dieses ist alles sehr traurig, und es ist vielleicht schwach von mir; ich kenne aber keine bessere Art, um zu der Wahrheit zu gelangen, als die Eindrücke der Gegenstände und Charaktere auf meinen Geist zu beobachten und treu zu berichten, — oder vielmehr den Eindruck, den dieselben von meinem Geiste empfangen, der von den Wolken beschattet, welche über seinen Horizont ziehen, jede Färbung ihrer wechselnden Laune annimmt, — bis sie in Licht übergehen, und durch Beobachtung und Vergleichung berichtigt oder wenigstens modificirt werden. Auch kenne ich keinen bessern Weg als diesen, um dem Geiste eines Andern die Wahrheit zuzuführen, und nichts als Wahrheit, wenn auch nicht ganz vollkommene. So werde ich denn weiter schreiben. Bis

jetzt hat man mich noch nicht angeklagt, daß ich die Dinge dieser Welt durch eine dunkle Brille ansehe, sondern eher der entgegengesetzten Tendenz. Wo habe ich aber meine Brille von couleur de rose gelassen? — den heitern Glauben, welcher mich bei viel schlimmern Begebenheiten aufrecht hielt, als deren irgend hier zu erwarten stehen. Die Ungeduld, die Wißbegierde, das schnelle Erfassen gefelliger Neigungen, die Bereitwilligkeit, zu gefallen und Gefallen zu finden, welche Eigenschaften vielleicht aus meinem irländischen Blut entspringen, dem ich so viel Trost verdankte, wenn ich dessen am meisten bedurfte, so vielen Genuß, wenn ich am wenigsten darauf hoffte! — Wie? Alles vergessen — verloren? Und doch bin ich noch kein Eiszapfen, keine Auster; ich wünschte, ich wäre eines dieser beiden! Nein! das Schlimmste von Allem ist die traurige Erinnerung an Freunde, die mich liebten, dieses herzensehrankte Sehnen nach der Heimath, nach dem Vaterlande, nach bekannten Gegenständen und lieben heimathlichen Gesichtern. Ich bin wie ein entwurzelter Baum, der in seinem Innern erstirbt, doch zuweilen bin ich wieder mit der seltsamen Kraft begabt, mich selbst über meine eigene erbärmliche Schwachheit lustig zu machen.

Als ich mich gestern Abend in Thränen niederlegte, nachdem ich mein Gebet für diejenigen gesprochen, welche so weit jenseits des schrecklichen atlantischen Oceans sind, durchzuckte mich eine komische Erinnerung an jene Ma-

dame de Boufflers, welche „avec tout de serieux et de sentiment“ erklärte, daß sie einwilligen wollte, als Gesandtin nach England zu gehen, doch nur unter der Bedingung, daß sie „vingt cinq ou vingt six de ses amis intimes“ und sechszig oder achtzig Personen, welche „absolument necessaires à son bonheur“ mit sich nehmen könnte. Die Vorstellung einer so anmuthigen Impertinenz machte mich lächeln — doch! bin ich ihr denn so ganz unähnlich in diesem Anfälle von Unvernunft? Es giebt ja überall Beschäftigung für eine rationelle und gesunde Intelligenz, überall giebt es Gutes zu thun, Pflichten zu erfüllen, überall ist die Seele ihre eigene Welt, ihr eigenes Vaterland, wenigstens ihre eigene Heimath, oder sollte es doch sein. Wie viele schöne Worte könnte ich über diesen Gegenstand sagen oder anführen, in Prosa oder in Reimen, aber umsonst beschwöre ich die Philosophie herauf, sie will nicht kommen, wenn ich sie rufe; doch an ihrer Stelle kommen traurige, betrübende Erinnerungen, erstarrende Gefühle, die mir alle sagen, daß ich ein Fremdling bin unter Fremden, unglücklich von Innen und nach Außen, — und daß der Thermometer auf 12° unter dem Gefrierpunkt steht!

Es kommt auch viel auf den ersten Eindruck an, und ich habe mich jetzt noch nicht von dem Schmerz und der unangenehmen Empfindung meines ersten Ankommens hier erholt. Meine Freunde in New-York verschwanden viel Beredsamkeit, um mich von einer



Winterreise nach Canada abzuhalten. Ich hörte ihnen zu, und war ihnen sehr für ihre Besorgnisse dankbar, doch ich gestehe, ich glaubte der Schilderung nicht, die sie mir von den Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten machten, in welche ich gerathen sollte. Sie sagten, ich habe die schlechteste Jahreszeit zu einer Reise durch den Neu-Yorker Staat gewählt (der Himmel weiß, daß ich sie nicht gewählt habe). Die gewöhnlichen Erleichterungen des Reisens wären jetzt aufgehoben; einige Wochen früher wären Flüsse und Kanäle noch offen gewesen; einige Wochen später würden die Landstraßen durch den Schnee geebnet und könnten im Schlitten befahren werden. — Jetzt sei die Schifffahrt eingefroren und die Wege wären so verdorben, daß sie kaum zu passiren seien. Dann war nur ein Nachtboot auf dem Hudson, um, wie eine gedruckte Anzeige verkündete, nach Albany vorzubringen, oder so weit, als das Eis es erlaubte. Alles dieses und noch mehr wurde mir vorgestellt — und mit so viel in die Augen springender Vernunft und wahrem Gefühle, und in Worten und Tönen, denen so schwer zu widerstehen war! — Doch obgleich ich die gute Absicht und Theilnahme zu schätzen wußte, brachten diese Worte doch keinen andern Entschluß hervor. Ich konnte mir keinen Begriff von Schwierigkeiten machen, welche nicht durch gute Worte, Gegenwart des Geistes und Geld in der Tasche konnten beseitigt werden. Ich hatte das halbe Continent von Europa bereist, oft allein, und

war nie in Verhältnisse gekommen, wo besagte Hülfsmittel nicht geholfen hätten. In meiner Unwissenheit konnte ich mir von nichts Anderm eine Vorstellung machen; doch würde ich nicht leicht Jedem rathen, eine ähnliche Reise zu unternehmen, am allerwenigsten einer Frau.

Als wir den Hudson in der Nacht hinausschifften, verlor ich natürlicher Weise den Anblick jener schönen Landschaft, welche, wie man mir versicherte, selbst der Winter nicht aller ihrer Schönheit entkleiden kann — die er vielmehr nur in eine andere Art von Schönheit hüllt. Mit dem ersten Röthen des Morgens schlüpfte ich aus der überheizten Cajüte, welche mit verdrießlichen Frauen und schreienden Kindern überfüllt war, und fand meinen Weg auf das Verdeck. Ich war erstaunt über das Schauspiel, das so neu und schön sich für mich aufthat. Die Lats-Kill-Berge, welche wir in der Nacht hinter uns gelassen hatten, waren noch immer sichtbar, doch eben vor unserm Blick verschwindend, in ein nebelartiges purpurrothes Licht gekleidet, während unser tüchtiges Dampfschiff — das Vordertheil mit einer scharfen eisernen Schneide bewaffnet — sich seinen Weg durch eine vier Zoll starke Eisrinde bahnte, welche hinter uns wie eine flüssige Masse wieder zusammenzufließen schien, so daß die Spur des Schiffes einige Ruthen hinter dem Steuerruder nicht mehr zu sehen war. Jedoch folgten uns auf dem Pfade, der auf diese Weise geöffnet

war und sich nur scheinbar schloß, in einiger Entfernung ein schöner Schoner und zwei kleine Dampfschiffe nach. Ich ging auf dem Verdecke auf und ab, erfrischt durch die schönste kalte Luft und durch die Aufregung, welche die verschiedenen malerischen Effekte, der in Eis gefesselte Fluß und die gefrorenen Ufer hervorbrachten, bis wir Hudson erreichten. Weiter als diese Stadt war es nicht sicher für das Boot, vorzudringen, und wir waren noch immer dreißig Meilen von Albany entfernt. Nachdem wir Hudson verlassen hatten, wurde alles eine schwere langweilige Arbeit, außer auf der Eisenbahn zwischen Albany und Utika, es war die qualvollste und ermüdendste Reise, deren ich mich erinnere. Die Wege waren in solch einem Zustande, daß wir einmal sechs Stunden zubrachten, um elf englische Meilen zurückzulegen. Zu einer Strecke, welche sonst eine Tagereise von einer Stadt oder einem guten Gasthof zum andern war, brauchte man jetzt einen Tag und eine Nacht, oder auch zwei volle Tage.

Ich erinnere mich noch einer dunkeln Nacht, als Hagel und Regen herabströmte und unsere Extrapost langsam von unglücklichen Thieren durch den tiefen Koth, der mir »der Sumpf der Verzweiflung« schien, gezogen wurde; einige Bagage fiel von dem Verdeck des Wagens, welches bei den amerikanischen Posten weder einen sichern Platz für einen Menschen noch für einen Koffer bietet. Der Kutscher stieg ab, um sie aus dem Schmutz

herauszuffischen. Als dieses einigen Aufenthalt verursachte, steckte ein Herr, welcher mir gegenüber saß, den Kopf zum Fenster hinaus, um nach der Veranlassung sich zu erkundigen, und ihm antwortete der Kutscher mit erzürnter Stimme: »Ich sage, Ihr Herren sitzt nicht so plappernd da, sondern leih Eure Hand, um diese Dinge an Bord zu bringen!!« Zu meinem großen Erstaunen schien der Herr nicht über die Unverschämtheit dieses Aufrufs verwundert, sondern sprang sogleich hinaus und ließ seinen Beistand. So ist nun die Art des Volkes; der Kutscher beabsichtigte keine Grobheit, auch wurde es nicht als eine solche aufgenommen, und meine Reisegefährten konnten nicht umhin, über mein Erstaunen zu lachen.

Nach sechs Tagen und drei Nächten solchen Reisens, während welcher keine Gesellschaft, kein Interesse mich begleitete, fing ich an, vor Ermüdung zusammenzuzinken. Das Beste, was mich erweckte, war unsere Ankunft an der Fährte des Niagaraströmes in Queenstone, ungefähr sieben Meilen unter dem Wasserfall. Es war eine dunkle Nacht, und während unser kleines Boot in dem schäumenden Wasser herumgestoßen und durch ein Licht nach dem entgegengesetzten Ufer geführt wurde, konnten wir deutlich das tiefe Rauschen des Katarakts hören, welches die Atmosphäre um uns erfüllte und, wie es mir schien, dieselbe erschütterte. Dieser mächtige Katarakt, der Traum und die Vision meiner Kindheit und Jugend,

mir so nahe, — und ihn nicht zu sehen! dem Gehör und dem Gefühle bemerkbar, wie Hiob's Vision, immer gegenwärtig, doch unsichtbar! Sie können glauben, daß ich aus meiner Lethargie von Müdigkeit ganz und gar erwachte, um dieser geheimnißvollen Stimme zu lauschen, welche mein Blut still stehen und erstarren machte. In Queenstone übernachteten wir, und am nächsten Morgen begaben wir uns nach der Stadt Niagara, welche am Ufer des Ontario See's liegt. Nun hatte, wie man ausgesagt, die Schifffahrt auf dem See aufgehört, und wir sahen nichts Besserem entgegen, als einer Reise von hundert Meilen um das obere Ende des See's herum, auf den scheußlichsten Wegen, anstatt einer leichten Schifffahrt, einige dreißig Meilen von einem Ufer zum andern. Das Schicksal aber hatte einige von denjenigen Launen, welche man, wenn dieselben in Büchern vorkommen, für unwahrscheinlich und unnatürlich erklärt; es hatte die Sache anders beschlossen! Ein Dampfboot, welches seine letzte Fahrt machte, hatte zufälliger Weise am Hafen angelegt, und war eben im Begriff abzufahren. Die Ruder waren schon in Bewegung, als ich und meine Baggage hurtig an Bord genommen, beinahe hereingeschleudert wurde. Kaum da angekommen, legte ich mich in die Cajüte nieder, ganz von Müdigkeit überwältigt, und sank sogleich in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

Wie lange ich geschlafen hatte, wußte ich nicht. Man weckte mich plötzlich, um mir zu sagen, daß ich in To-

ronto sei, und obgleich kaum im Stande, zu stehen, eilte ich doch auf das Verdeck. Die Werfte war ganz menschenleer, da die Ankunft eines Dampfbootes zufällig und unerwartet war, und als ich aus dem Boote kam, versank ich bis an die Knöchel in Schmutz und Eis. Der Tag war sehr kalt und feucht; die Wolken hingen tief herab, mit Schnee beladen, welcher eben zu fallen begann. Halb erblindet durch den Hagel, welcher mir ins Gesicht getrieben wurde, legte ich ungefähr eine Viertelstunde in dem Stadtviertel zurück, welches ein sehr gewöhnliches Ansehen hatte, auch nicht stark bevölkert schien, und für mich noch eine unbekanntes Wildniß war. Ich kam durch einförmige, kothige Straßen, welche wohl nie belebt, jetzt aber, wegen des drohenden Schneegestöbers, ganz verödet waren. Ich hörte keine Stimme, keine Fußtritte von Menschen und Kindern; ich begegnete keinem bekannten Gesichte, keinem bewillkommenden Blicke; ich war so traurigen Herzens, als eine Frau, nur sein kann — und dieses waren die Eindrücke und Gefühle, mit denen ich das Haus betrat, welches ich meine Heimath nennen sollte.

Es dürfte nöthig sein, diesen traurigen, unfreundlichen Eindrücken Zeit zu gönnen, aus meinem Herzen und meiner Seele zu verlöschen, ehe ich das beurtheile, was ich um mich herum sehe. Das Haus, welches uns eine temporäre Wohnung bietet, während ein anderes gebaut wird, ist schlecht gegen die Kälte geschützt und mangelt

ganz und gar aller Conforts. Es hat den Vortheil einer Aussicht auf die Hauptstraßen, welche in die Stadt führen, und eines Blickes auf die Bai, — doch jetzt waren alle Gegenstände von einer Farbe. Das Land ist nicht vom Wasser zu unterscheiden; ich sehe nichts als Schnee an meinen Fenstern und nicht allein von Außen, sondern auch von Innen. Ich höre keinen Laut als das Klingeln des Schlittengeläutes und das gelegentliche Brüllen einer halbausgehungerten Kuh, welche, bis an die Knie im Schnee steckend, vor der Thür eines armseligen gegenüberliegenden Häuschens um eine kleine Gabe Heu fleht.

---

Den 27sten December.

Was die Gesellschaft betrifft, so kann ich nichts darüber sagen, da ich noch nichts von derselben gesehen habe. Alle Beamten haben Visite gemacht, und alle Damen höflich und nach alter Form Karten abgegeben; demzufolge setzte ich mich gestern, wohl eingepackt in Pelzwerk und Büffelkleider, in einen Schlitten, um die Besuche gehöriger Weise zu erwidern. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich wohl etwas von der Geographie der Stadt, aber nichts von den Menschen. Diejenigen, welche ich sah, schienen förmlich und etwas verlegen, doch können sie trotzdem sehr vortreffliche Leute sein. Ich kehrte innerlich und äußerlich erfroren zurück, denn keine mei-

ner Pelzbedeckungen vermochte etwas gegen den Frost und gegen den eisigen Luftzug auszurichten, durch welchen wir auf den beeißten Straßen fahren oder vielmehr flogen.

Das Ansehen der Stadt war zwar viel heiterer, als am Tage meiner Ankunft, doch noch immer melancholisch genug. Ich fand wenig Leben und wenig Bewegung; wenig Menschen in den Straßen, einige gute Kaufläden, einige Häuser von Backstein, aber den größten Theil von Holz. Der große Unterschied des Ansehens der Stadt und Bai während der Sommerzeit, die blaue Farbe des Wassers, das glänzende Grün der Ufer, die Menge der Schiffe und das geschäftige Menschengedränge auf den Dämmen wurden mir oft beschrieben, ohne jedoch ein bestimmtes und heiteres Bild vor meine Seele zu führen. Gerade die Neuheit des Anblicks vor mir schien, indem sie einen so starken Eindruck auf mich machte, jede Vorstellungskraft zu hemmen.

Die Wahl dieses Ortes zur Hauptstadt der obern Provinz wurde durch den schönen Hafen entschieden, der einzige, welcher zwischen der Curlington Bai und Cobourg liegt, eine Entfernung von ungefähr 150 engl. Meilen. Der General Simcoe, erster Gouverneur nach der Trennung der Provinzen, und ein Mann von großer Thätigkeit und Energie, faßte die Idee, eine Hauptstadt hier zu gründen. Zu jener Zeit befand sich das Hauptquartier des Gouvernements zu Niagara, welches Newark



hieß und am entgegengesetzten Ufer lag; doch es war den Grenzen zu nahe und dadurch unsicher. Doch ist Toronto auch nicht sicherer gelegen. Durch seine tiefe Lage und durch den Mangel einer, die Nachbarschaft beherrschenden Höhe ist es beinahe nicht zu vertheidigen. Im Fall eines Krieges mit Amerika könnten einige Boote von der entgegengesetzten Küste, von New-York aus, das Fort und die Stadt leicht in Asche legen, und wirklich war auch dieses während des letzten Krieges 1813 beider Schicksal. Doch dieselben Ursachen, welche veranlaßten, daß dieser Ort für uns nicht zu vertheidigen war, machten, daß derselbe auch nicht vom Feinde gehalten werden konnte, und er wurde sogleich geräumt. Eine andere Einwendung ist die Ungesundheit seiner Lage. Toronto liegt in einem tiefen Sumpfe, welcher noch nicht ganz ausgetrocknet ist, und große Strecken ungelichteten Landes sind noch rings herum. Doch die Schönheit und Sicherheit des großen Hafens und die Centralage, ungefähr halben Wegs zwischen dem Huron-See und der Grenzlinie von Unter-Canada, haben ihren Rang als Hauptstadt der Provinz bestimmt, und sie zum Sitz des gesetzgebenden Körpers geschaffen.

Als der Ingenieur Bouchette durch den General Simcoe ausgesandt wurde, um den Platz zu untersuchen, fand er im Jahre 1793 bloß Sumpf und Wildniß; Birken, Schierling und Lamarinischen-Bäume wuchsen bis ans Ufer und selbst bis in den See hinein. Man hat

mir gesagt, daß Toronto die indianische Benennung des ganzen Distrikts »aus dem Wasser wachsende Bäume« bedeute. Der Obrist Bouchette sagt, daß zu jener Zeit die einzige menschliche Spur hundert Meilen im Umkreise in einem einzigen Wigwam bestanden hätte, welches am Ufer stand und von einigen wenigen Missassaqua-Indianern bewohnt wurde. Drei Jahre nachher, als der Herzog de la Rochefaucoult hier war, bestand die kleine Metropolis in einem Fort und zwölf erbärmlichen Blockhäusern, deren Einwohner, wie der Herzog sich ausdrückte, in keinem guten Rufe standen. Die Stadt war aber schon bezeichnet, die Straßen, alle mit dem Ufer der Bai parallel laufend, zwei englische Meilen lang und von andern Straßen im rechten Winkel durchschnitten. Es ist Schade, daß man damals nicht dem Beispiel der Amerikaner folgte, und die Hauptstraßen in gehöriger Breite absteckte; einige hundert Fuß mehr oder weniger würden einen geringen Unterschied gemacht haben, da wo der wilde Wald, der keinen Eigenthümer hatte, sich, so viel man wußte, vom Huron-See bis zum Nordpol erstreckte, jetzt würde es nicht so leicht sein, den Fehler wieder gut zu machen.

Kingsstreet, die Hauptstraße, ist eng und wird noch enger aussehen, wenn die Häuser höher, besser und regelmäßiger gebaut sind. Ich sehe, beim Abstecken des fashionablen oder westlichen Theils der Stadt hat man diesen Mißgriff vermieden. Einen großen Raum zwi-

schen den Baupläzen und dem Ontario-See hat man vernünftiger Weise zu einem Fahrwege oder einer Esplanade frei erhalten, doch ich bezweifle, daß derselbe groß genug dazu ist. Eines der sonderbarsten und unerklärlichsten Phänomene, welches man bei diesen ungeheuer großen Landseen findet, ist das allmälige Zunehmen des Wassers, so daß selbst in diesen wenigen Jahren, wie man mir berichtet, ein großer Theil der hohen Ufer weggespült wurde und ein Fahrweg am Fuße derselben ganz mit Wasser bedeckt ist. Wenn das so fortgeht, so muß ein festes Ufer, oder ein Quai als Schutzwehr gegen die überhandnehmenden Wasser gebaut werden, oder die Esplanade wird bald verschwinden.

Dieses sind die Erfahrungen, welche ich während meiner langen Fahrt sammelte; es war in jeder Hinsicht kalt und ich kehrte, ohne auf irgend eine Art erbaut zu sein, zurück.

---

Neujahrstag — kälter als je. Diesen Morgen stand der Thermometer auf  $18^{\circ}$  unter 0, und Dr. R.... erzählte mir, daß einige chemische Zusammensetzungen in seinem Laboratorium in dieser Nacht eingefroren wären und die Gläser zersprengt hätten, in welchen sie enthalten waren.

Sie haben hier die Sitte, welche in Frankreich, Deutschland und in den Vereinigten Staaten, ich glaube

überall, außer in England, herrscht, am ersten Tage des Jahres Gratulationsvisiten zu machen. Dieser Gebrauch, welcher dem Anscheine nach nicht mit den Sitten des Volkes übereinstimmt, ist von den französischen Einwohnern des untern Canada entlehnt worden.

Ich erhielt heute Morgen den Besuch von dreißig Herren (glücklicher Weise für mich beschränkt sich diese Verpflichtung nur auf Herren), von denen ich zwei Drittel nie gesehen, noch von ihnen gehört hatte, auch war Niemand zugegen, der sie mir hätte vorstellen können. Einige von diesen, nachdem sie eingelassen worden, verbeugten sich, setzten sich und standen nach zwei Minuten wieder auf, sich aus der Stube hinaus verbeugend, ohne eine Silbe gesprochen zu haben. Alle waren zu eilig und, wie es schien, zu erfroren, um zu conversiren. Diejenigen, welche sprechen konnten, klagten sehr verständiger Weise über die zwecklose Pflicht, die ihnen auferlegt sei, und über die Gefahr, welcher sie sich durch den häufigen Uebergang aus den überheizten Stuben in die schneidende kalte Luft aussetzten, und prophezeieten sich und Andern böse Hälse, Gichtschmerzen, Fieber und andere Uebel. Ich konnte nur glauben und beklagen. Diese fremden Gesichter erschienen und verschwanden hintereinander so schnell, daß mir beinahe schwindlich wurde, doch waren unter der Menge ein oder zwei junge Leute, welche ich nach fünf Minuten langer Unterhaltung gleich als den Andern überlegen und als originelle, denkende Menschen erkannte.

In der Londoner Gesellschaft bin ich vielen Männern begegnet, deren eigentliche Geistesbeschaffenheit schwer zu entdecken war; entweder waren dieselben durch die Gesellschaft geglättet und polirt worden, oder die Erziehung hatte ihren Verstand mit Stuckaturarbeit belegt, mit historischen und poetischen Figuren, — welche sehr schön anzusehen waren, — doch lag die groÙe Backsteinarbeit darunter, oder wohl gar verfaulte Bretter und Lehm. Da es nun in diesem neuen Lande so wenig conventionelle Gebräuche giebt, so ist es hier viel leichter, Backstein, Granit und Marmor zu unterscheiden.

---

Den 12ten Januar.

Wir haben noch einen bedeutenden Schneefall gehabt, und das Wetter ist nun milder. Man sagt, daß das Wetter hier nie länger als drei Tage sich gleich bleibt, und Alle stimmen darin überein, daß die Luftveränderungen zu jeder Jahreszeit schnell und heftig eintreten; doch die Aerzte versichern mir, daß das Klima von Canada im Allgemeinen eins der gesündesten in der Welt ist, obgleich in der unmittelbaren Umgebung von Toronto für jetzt noch einige Lokalumstände eine Ausnahme von dieser Regel machen. Der Winter in der obern Provinz ist viel weniger streng und anhaltend, als in Nieder-Canada.

---

Den 14. Januar.

Es scheint, als ob diese winterliche Jahreszeit, welche mir so traurig vorkommt, für die Bewohner von Canada die Zeit der Feste ist, und wenn ich nicht krank und eine Fremde wäre, und wenn ich Freunde mit mir hätte, so würde ich wirklich mit genießen. Der Winter ist die Zeit für Besuche und Schlittenfahrten, für allen Verkehr der Geschäfte und der Freundschaft, für die Bälle in der Stadt und auf Meiereien, für Cour machen, Heirathen, für fromme Versammlungen und für alle Arten von Zusammenkünften. Im Sommer machen im glücklichsten Falle die Hitze und die Muskitos das Reisen unangenehm; im Frühjahr sind die Wege nicht zu passiren; im Herbst hat man zu viel Beschäftigung mit dem Ackerbau, doch im Winter sind die Wälder wegsam, die Straßen bieten eine glatte Oberfläche von blendendem Schnee, die Ansiedler der Wälder fahren in die Stadt, um sich mit Vorräthen, Kleidungsstücken und mit frischem Fleische zu versehen, welchen letztern Luxusartikel sie im Sommer selten erhalten können. Ich stand heute an meinem Fenster und beobachtete die vorübergleitenden Schlitten, welche von allen Größen und Gestalten sind. Einige von den Wagenschlitten sind gut gebaut und hübsch. Die Marktschlitten bestehen oft aus zwei oder drei Brettern, welche in Gestalt einer hölzernen Schachtel zusammengenagelt und auf Rufen gesetzt sind. Ein wenig Stroh und eine Büffelhaut,

oder eine wollene Decke dienen als Sitz; Fässer voll Mehl, Körbe voll Eier füllen den leeren Raum aus. Noch andere sind karrenartig und andere, welche »Cutters« genannt werden, stehen auf hohen Rufen wie Schlittenphaëtons. Diese werden von den jungen Herren und den Offizieren der Garnison gelenkt und erfordern keine unbedeutende Geschicklichkeit im Fahren; jedoch werfen sie, wie man mir versichert, nicht öfter als ein Mal alle Viertelstunde im Schnee um, woraus kein Unglück, sondern viel Vergnügen entsteht. Mein Entzücken sind aber die Waldschlitten. Ein großer Bretterboden wird auf Rufen gesetzt, mit einigen in die Höhe stehenden Stangen versehen, deren äußerste Enden mittelst Stricke zusammengehalten werden; darauf werden Blöcke von Eichen-, Tannen- und Ahornholz bis zu einer Höhe von sechs bis sieben Fuß aufgehäuft. Oben darauf liegen einige Stück Wild, steif gefroren, mit ihrem ungeheuren Geweihe, das auf eine malerische Weise hervorragt, und auf diesen sitzt wieder ein Mann, in eine wollene Decke gehüllt, mit der Pelzmütze über die Ohren gezogen, und sein Schlafrock von scharlachrother Wolle bildet eine schöne Farbenzusammenstellung. Mit einer Stange leitet er seine geduldigen Ochsen, deren dampfender Athem in die kalte Luft emporwirbelt; kurz, die ganze Maschine bildet einen eben so pittoresken Anblick als die Weintraubentwagen in Italien, obgleich der Vergleich gewiß sehr verschiedenartig ist.

---

Den 16ten Januar.

Diesen Morgen, ehe ich noch angekleidet war, wurde mir ein sonderbarer Besuch angekündigt. Ich hatte meinem Freunde, dem Herrn Hepburne, den Wunsch ausgesprochen, einige Eingeborne des Landes zu sehen. Er hatte die Güte, sich meiner Bitte zu erinnern, und dem zufolge brachte der Obrist Givins, der Hauptagent der Indianer, einige derselben, um uns zu besuchen. Diejenigen, welchen der Anblick dieser Leute nichts Seltens und durchaus nichts Interessantes ist, waren sehr erstaunt über eine Neugierde, welche, wie Sie zugeben müssen, sehr natürlich und weiblich war.

Die Gesellschaft bestand aus dreien, — einem Anführer, welcher „White deer“, weißer Hirsch, hieß, und zweien seiner Freunde. Dieser Anführer war in eine wollene Decke gekleidet, er trug Beinkleider und eine aus Wolle gefertigte Kappe mit einer Spitze, von welcher eine lange schwarze Adlerfeder herabhing. Dicke Mocazinschuhe von ungegerbtem Leder vollendeten seinen Anzug; er hatte ungefähr funfzig Schnüre von blauem Wampum um seinen Hals. Die andern zwei waren eben so gekleidet, mit Ausnahme des Wampum und der Federn. Ehe ich hinunterging, legte ich eine Kette von Wampum an, was ihnen zu gefallen schien. Als Stühle geboten wurden, setzten sie sich sogleich nieder (obwohl Obrist Givins sagte, sie würden sich lieber auf den Boden niedergelassen haben) und beantworteten mit ernster,



ruhiger Würde die Artigkeiten und Fragen, welche man an sie richtete. Ihr Betragen war schweigsam und zurückhaltend, ihr Ausdruck melancholisch; die Physiognomie des Anführers war bei weitem die intelligenteste. Sie erzählten mir, daß sie Chippewas aus der Nachbarschaft des Huron=See's wären, daß die Jagdzeit unglücklich gewesen sei, daß ihr Stamm sehr durch Hunger und Kälte leide und daß sie gekommen seien, um von ihrem großen Vater, dem Gouverneur, einen Vorrath von Nahrungsmitteln und wollenen Decken für ihre Weiber und Kinder zu erbitten. Sie waren mit ihren Schneeschuhen hundertundachtzig Meilen weit über den See hergekommen, und in den letzten achtundvierzig Stunden hatte keiner von ihnen Nahrung zu sich genommen. Sogleich wurde ein Frühstück von kaltem Fleisch, Brot und Bier für sie bestellt, und obgleich sie wohl noch in ihrem Leben keine europäische Tischeinrichtung gesehen hatten und noch überdies halb verhungert waren, setzten sie sich ruhig ohne Verlegenheit nieder und langten nach dem, was sie wünschten, mit dem größten Anstand, außer daß nach einem oder zwei Versuchen sie ihre eigenen Messer und die Finger statt der Bestecke gebrauchten. Nachdem sie genug gegessen und getrunken, wurden sie ins Gouvernementshaus geführt, um von dem Gouverneur Geschenke an Decken, Flinten und Vorräthen zu empfangen, und beim Abschied hielt mir Jeder die Hand entgegen, und der Anführer betete mit dem größten Ernst

zu dem großen Geist um Segen für mich und mein Haus. Im Ganzen war der Eindruck, den sie mir zurückließen, obgleich durch seine Neuheit amüſant und aufregend, doch sehr melancholiſch. Die Art von verzweifelnder Reſignation in ihren ſchwarzbraunen Geſichtern, ihre ſchmutzige, fettige Kleidung und ihre unglückliche Geſchichte erfüllten mich mit dem größten Mitleid, und ich kann hinzusetzen, ich fühlte mich in meiner Erwartung getäuſcht, und alle meine frühern Eindrücke von den unabhängigen Kindern der Wälder ſind fürs Erste geſtört. Dieſe waren die Erſten, welche ich von jener unglücklichen Menſchenrace geſehen habe, mit der ich noch hoffe beſſer bekannt zu werden, ehe ich dieſes Land verlaſſe. Ungeachtet alles deſſen, was ich gehört und geſehen, habe ich doch noch einen ſehr vagen Begriff von dem indianiſchen Charakter, und die verſchiedenen Anſichten, welche die Reiſenden, ingleichen die Romaniſchreiber, davon gegeben, vermehren die Schwierigkeit, einen richtigen Begriff über dieſe Völker zu bilden, und vorzüglich über die Stellung ihrer Frauen. Obrist Givins, welcher dreißig Jahre ſeines Lebens unter den weſtindiſchen Stämmen zugebracht hat, bis er an Gewohnheiten und Sprache beinahe zu ihnen gehörte, iſt kein unparteiſcher Richter; er war bei dieſer Gelegenheit ihr Dolmetſcher und ſagt, daß eine eben ſo große Verſchiedenheit in Sprache und Gebräuchen der verſchiedenen Stämme herrſche, zum Beiſpiel zwiſchen den Chip-

awa's und Mohawks, als zwischen irgend zwei europäischen Nationen.

---

Den 16ten Januar.

Irgend ein Philosoph hat gesagt oder geschrieben, daß unsere guten und schlechten Eigenschaften, unsere Tugenden und unsere Laster mehr von dem Einfluß des Klimas abhängen, als der Stolz der civilisirten Menschheit gern eingesteht.« Und dieß ist eine Wahrheit, oder vielmehr es hat einen Anschein von Wahrheit, dem ich, was mich betrifft, nicht widersprechen kann, — doch dem ich nicht gern Glauben schenke. Wie auch das Klima sei, in welchem der Mensch geboren und erzogen ist, kann er sich nicht immer durch seine moralische Kraft über dessen degradirenden, erstarrenden oder aufregenden Einfluß erheben? und sollte das nicht um so leichter sein, wenn er im reifern Alter, mit schon gebildeten Gewohnheiten, zufälliger Weise diesen Einflüssen ausgesetzt ist? Handeln wir in solch einem Falle mit mehr Weisheit, wenn wir uns den Gewohnheiten und Gefühlen der äußern Umgebungen anschmiegen, oder wenn wir denselben widerstehen und sie besiegen, mehr in der Absicht, unsere Individualität treu zu behaupten, als in der Hoffnung, die physischen und geselligen Einflüsse um uns herum zu leiten und zu ändern?

Wie ich diese Frage mir selbst vor Zeiten würde

beantwortet haben, als ich noch Gesundheit, Energie und die vertrauende Seele meiner Jugend besaß, das weiß ich — jetzt aber ist es zu spät. Ich könnte beinahe wünschen, ein Siebenschläfer zu sein oder eine Bärrin, um den übrigen Theil dieses kalten, kalten Winters zu verschlafen, und nur mit den ersten grünen Blättern zu erwachen, mit dem ersten warmen Hauch des nahenden Sommers. Ich friere den ganzen Tag und auch die Nacht hindurch; und wie dem armen Harry Gill schlagen mir immer die Zähne zusammen, dann erglühe ich wieder von Zeit zu Zeit im trocknen, heißen Fieber. Das ist, was meine Dienerin, ein gutes Mädchen aus Drfordshire, »the hager« die Pest nennt, eigentlich ist es aber das kalte oder schleichende Fieber. Durch die eigenthümliche Lage von Toronto ist diese Krankheit hier im Frühling sehr vorherrschend. Da ich ein Fremder, und noch nicht acclimatistirt bin, hat es mich schon vor der gewöhnlichen Jahreszeit ergriffen. Die Chinarrinde ist im Allgemeinen ein unfehlbares Mittel dagegen.

Die Kälte ist jetzt so groß, daß die Tinte im Tintenfaß einfriert, während ich schreibe, und meine Finger um die Feder herum steif werden. Ein Glas Wasser, welches neben meinem Bette steht, und nur einige Fuß weit vom Heerde entfernt ist (auf welchem Blöcke von Eichen- und Ahornholz aufgehäuft sind und die ganze Nacht hindurch brennend erhalten werden), ist am Morgen eine feste Masse Eis. Gott helfe den armen Ein-

wanderern, die noch nicht auf die Kälte der Jahreszeit vorbereitet sind! — Doch ist dieses noch nichts im Vergleich zum Klima der niedern Provinzen, wo, wie wir hören, der Thermometer auf 30° unter dem Gefrierpunkt stand. Ich verliere die Sehnsucht nach Hause zu schreiben, eine Reflexion oder ein Gefühl aufzunotiren; — der Gedanke steht still in meinem Kopfe, wie die Tinte in meiner Feder. Das darf nicht sein! ich muß mich zu einer Beschäftigung herausrütteln, und wenn ich dieselbe nicht von Außen finden kann, so muß ich sie mir aus meinem Innern erschaffen. Wir haben noch vier Wintermonate, und Muße genug etwas vorzunehmen. Was? weiß ich nicht, doch muß diese Zeit verwendet und nicht ganz verloren werden!

---

Das House of Assembly hält jetzt Sitzung, und die Angelegenheit, welche berathen wird, ist die Appropriation der geistlichen Reserve-Güter, eine Streitfrage, welche sehr wichtig für das künftige Wohl der Colonie und für jeden denkenden Geist sehr interessant ist. Viele Meinungsverschiedenheiten und viele Erbitterung herrschen über diesen Gegenstand, der so oft schon in Berathung gezogen wurde, und noch immer nicht entschieden ist.

Als Ober-Canada sich von der untern Provinz 1791 trennte, wurde ein Siebentheil der Ländereien zur Er-

haltung der Geistlichkeit unter dem Namen »Clergy Reserves« abgetheilt. Die Kirche von England machte, da sie die vom Gesetz eingeführte Kirche war, Ansprüche auf die gänzliche Uebereignung dieser Ländereien. Die Römisch-Katholischen reichten unter den alten Bedingungen, durch welche bei der Eroberung der Colonie für die Erhaltung ihrer Kirche gesorgt war, ihre Ansprüche auch ein, eben so die Presbyterianer in Rücksicht auf ihren Einfluß und die Methodisten wegen ihrer Mehrzahl. Zugleich sandten die Einwohner durch ihre Behörden eine Petition an das Gouvernement, damit das Ganze der Clergy Reserves für Erziehungszwecke bestimmt werden möge, wozu die bisherigen Verwilligungen, welche noch obendrein schlecht verwaltet sind, durchaus nicht hinreichten; doch davon später. Wenn diese Angelegenheit bei der damaligen Sitzung wäre von den Radicalen 1832 entschieden worden, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die letzte Bestimmung hinsichtlich dieser Ländereien prävalirt hätte, welche jetzt aus zwei Millionen Acres (aus den vierzehn Millionen Acres, welche cultivirt sind oder noch cultivirt werden) bestehen und sich vermehren, je nach dem mehr Land von den unermeslichen, unendlichen Walddistrikten gewonnen wird. Das Gouvernement des Mutterlandes sandte der Regierung hier eine Cession der Kronländereien und eine Empfehlung, die Sache zu entscheiden. Wir haben jetzt ein House of Assembly, welches von der Versammlung im Jahre

1832 sehr verschieden ist, das Uebergewicht ist auf der andern Seite; ich habe jetzt erfahren, daß in Bezug auf diesen Gegenstand drei verschiedene Parteien stattfinden. Erstens die, welche das Ganze dieser Ländereien nur der Erhaltung der Kirche von England zusprechen möchte. Dieses ist eine kleine aber sehr eifrige Partei, welche nicht sowohl auf ihre eigene Ansprüche, als auf die Unrechtmäßigkeit und Unzulässigkeit der andern Ansprüche sich bezieht. Da die Kirche von England, wie der Erzbischof behauptete, die einzige wahre Kirche so wie auch die gesetzlich bestehende ist, so würde die Aufrechterhaltung irgend einer andern Religion, oder einer andern Form der Religion auf Staatskosten ein offener Aufbruch gegen die heilige Schrift und gegen das Gesetz sein.

Eine zweite Partei thut dar, daß die Kirche von England nur aus einer kleinen Anzahl von Colonisten bestehe, daß kein Glaubensbekenntniß außer dem der Quäker einen Menschen von der Gesetzgebung eines Staates ausschließen könne, also müsse jede Religion, welche vom Staate geduldet würde, vom Staate auch erhalten werden. Sie schreien gegen die Trennung der Religion von dem Erziehungswesen und bestehen darauf, daß die Reserve-Ländereien, nach der Anzahl der Mitglieder einer jeden Kirche, vertheilt werden sollen, zwischen den Episcopalen, Presbyterianern, Römisch-Katholiken, den Wasleyer Methodisten und den Wiedertäu-

fern. Diese Partei ist zahlreich, aber nicht einstimmig. Sie stimmen zwar alle in der Feindseligkeit gegen die alleinigen Ansprüche der Episcopal-Kirche überein, aber, wie es scheint, auch in weiter nichts; und einige zahlreiche und ehrbare Secten werden von ihnen ganz ausgeschlossen.

Eine dritte Partei, und bei weitem die zahlreichste, verlangt, daß die Erhaltung der Geistlichkeit, wie in den vereinigten Staaten, den willkürlichen Beiträgen der Gemeinden überlassen, und der ganze Ertrag der Ländereien zu der Erziehung des Volkes verwendet werde.

Ich habe nicht lange genug im Lande gelebt, um diese Streitfrage practisch zu beurtheilen, und auf die eigenthümlichen Bedürfnisse und Umstände des Volkes zu beziehen, doch in der Theorie stimme ich jetzt mit keiner Partei überein, sondern begnüge mich allein mit Aufmerksamkeit zu lauschen, was ich um mich herum höre. Was die Petition betrifft, welche dem Gouvernement des Mutterlandes zugesandt wurde, so war dieselbe eine wahre Quelle für das Ridicul, indem ein Parlament, von welchem viele Mitglieder nicht lesen und viele nicht orthographisch schreiben konnten, eifrig für die Erziehung sprach. Ich habe in der That einige Probestücke von Schrift und Orthographie solcher ehrbarer Mitglieder gesehen (von einflussreichen und wohlhabenden Männern), über die es unmöglich war, nicht zu lachen. Doch fühlte ich keine Neigung, um dem Ridicule beizustimmen,



welches man so freigebig auf diese Schreiber warf. Es schien mir durchaus nicht lächerlich, daß Menschen, welche selbst nicht den Vortheil einer guten Erziehung genossen hatten, doch besorgt waren, dieselbe ihren Brüdern angedeihen zu lassen. Herr H.... erzählte mir neulich, daß in den abgelegenen Städten unter zwanzig bis dreißig Personen nicht Eine lesen und schreiben könne, oder die Mittel besitze, solche Kenntnisse zu erlangen. Als ich das dem Herrn B... wiederholte, welcher ein geborner Canadier und sehr mit dem Lande bekannt ist, und als ich ein ungläubiges Gesicht dazu machte, rief er lachend aus: »Nicht einen unter zwanzig bis dreißig, Madame? nicht einen unter siebenzig!«

Die Frage als eine bloße Parteiangelegenheit konnte mich nicht interessiren, doch die seltsamen, rohen, unweisenden, oberflächlichen Meinungen, welche ich in den Conversationen hörte und in den Debatten und Provinzial-Zeitungen las, erregten mein Erstaunen. Es fiel mir ein, daß, wenn ich die Vorrede von Victor Cousins Bericht, von welchem ich eine Copie habe, in einer wohlfeilen Gestalt könnte drucken lassen, und einige statistische Berechnungen und einige Stellen aus Dupins Bericht über die Erziehung von den Kindern der ärmern Classen hinzufügte, viel Gutes damit gethan würde; — man könnte dem Volke dadurch zu einigen allgemeinen Grundsätzen verhelfen, um seine Meinungen hiernach zu bilden — während dieselben mir jetzt alle irrig scheinen. Nichts,

was in Europa über diesen wichtigen Gegenstand ist veröffentlicht worden, war bis zu ihnen gedrungen, und die Kürze und Klarheit dieser kleinen Vorrede, welche die Wichtigkeit eines Systems der Nationalerziehung auseinandersetzt, und einige allgemeine Wahrheiten ohne Beimischung irgend einer politischen und sectirischen Nebenabsicht, würde, wie ich dachte und hoffte, demselben eine günstige Aufnahme verschaffen. Doch nein! Kaltes Wasser wurde von allen Seiten auf mich gegossen —, mein Einfluß auf irgend eine Weise war so sichtlich unangenehm, daß ich mit manchem Seufzer meinen Plan aufgab, und ich fürchte, ich werde es immer bereuen. Es ist wahr, ich bin noch ein Fremdling, hülflos an Mitteln und meinen Weg durch ein geselliges System, von welchem ich wenig mehr als nichts weiß, — nur dunkel herausführend. Ich hätte vielleicht mehr Uebel stiften können als Gutes, wer weiß? und die Wahrheit wird doch am Ende siegen, aber die Wahrheit scheint so viel Schwierigkeit zu finden, um den Atlantischen Ocean zu überschiffen, daß man denken möchte, sie sei die arme Kage in der Fabel, welche fürchtet, sich die Füße naß zu machen.

---

Ein Unfall von Krankheit und Fieber, welcher vier Tage gedauert, ist wieder vorüber, ich bin dadurch aber untauglicher, schwächer und niedergeschlagener als je.

Herr Campbell, Schreiber der Affisen, hat mir höflicher Weise angeboten, mich in seinem Schlitten zum Niagara zu fahren. Der gute Herr Campbell! Ich habe den Mann noch nie in meinem Leben gesehen, doch im Uebermaß meiner Dankbarkeit bin ich bereit, ihm alles Gute zuzutrauen. Mein Herz erstarrt in mir, und sehnte sich nach irgend einer Veränderung, nach irgend einer! Ich glaube aus derselben Art von Instincte, welcher das verwundete Thier in den Wald treibt, um die Kräuter aufzufuchen, welche es heilen sollen. Denn hier ist Dr. N., welcher mir versichert, daß ein Wechsel der Luft das Einzige sei, was mir gut thun könnte. So ist es denn bestimmt, daß am nächsten Dienstag früh um acht Uhr ich bereit sein werde, Hrn. Campbells Schlitten zu besteigen. Fünf Tage! noch fünf mal vierundzwanzig Stunden Frost und Schnee von Außen, und die monotone Einsamkeit im Innern — und meine Fähigkeiten, meine Finger und meine Tinte sind eingefroren. »So langsam und nutzlos rollen die Augenblicke dahin.«

Langsam? — Ja; aber warum nutzlos? das wäre gewiß meine eigene Schuld.

Den 21ten Januar.

Zeit gestern und heute ist eine Abnahme in der großen Kälte eingetreten. Der Thermometer ist über den Gefrierpunkt.

Ich fange an mich zu schämen, daß ich nur von müßigen und nutzlosen Tagen erzähle, und begreife, was jene unglücklichen Geschöpfe leiden müssen, welche immer ohne Interesse und ohne Beschäftigung dahin leben. Was ist das für ein Leben?

Für mich ist es etwas Neues, denn ich bin nie bis zum Tod ennuyirt gewesen, außer in der Einbildung. Es ist gleich der altmodischen Tortur, welche von jener liebenswerthen Person, der Königin Elisabeth, eingeführt wurde. Eine gewisse schwere Last wird auf die Brust des Verbrechers gelegt, und alle Tage nach und nach vermehrt, bis das Leben mit dem Herzen zerdrückt ist. Nun gut! — Geduld und Resignation sind ja noch immer zur Hand. — Aber die Geduld jenes jungen Cherubim mit rothigen Lippen scheint die Züge der strengen Nothwendigkeit angenommen zu haben, und statt einen Engelsgesang zu singen, rasselt er mit Ketten an meinem Ohr, und die Resignation kommt in einer Gestalt, welche mich an Otiliens Definition erinnert: »Resignation, meine Liebe, ist nur die Verzweiflung, welche die Leute nicht schlägt.« Da bleibt aber noch die Pflicht, welche noch mehr ist, als die Liebe, »der Stern, welcher jedem wandernden Boten leuchtet, auf den Sturm herablickt, und nie erschüttert wird.«

Die Pflicht ist das aufrechthaltende Gesetz, durch welches der Schwächste stark wird, und ohne die jede Kraft unstät ist wie das Wasser. Kein Charakter, und

wenn er auch noch so harmonisch gebildet und noch so reich begabt ist, kann vollendet sein ohne dieses inwohnende Princip; es ist der Mörtel, welcher das ganze moralische Gebäude zusammenhält, und ohne welchen alle Macht, Güte, Intelligenz, Wahrheit, Glück, ja selbst Liebe keinen Bestand haben können; ohne diesen sinkt der ganze Bau unserer Existenz zusammen, und versetzt uns in die Mitte einer Ruine, wo wir über unsern eignen trostlosen Zustand erstaunen.

---

Den 21sten bis 22sten Januar.

Als ich meine deutschen Bücher diesen Morgen ordnete, fiel ich auf Correggio von Lehenschläger, und auf die Schuld von Müllner, und ich las beide mit vieler Aufmerksamkeit. Das erste gefiel mir besser, das letztere fiel mir weniger auf, als vor einem Jahre, wo ich beide zum ersten Mal las.

Man kann an Nichts mehr zweifeln, seitdem »Jon« so viel Beifall erndtete. Doch würden Sie es für möglich halten, daß Correggio in England aufgeführt und mit einem Beifall empfangen würde, der dem, welchen dieses Trauerspiel in Deutschland fand, nur im Geringsten gleich käme. In England könnte es in der That ein passendes Publikum finden, obgleich nur ein kleines, würde es aber dasselbe Mitgefühl erwecken? — würde es selbst mit der gewöhnlichen Geduld von einem

so gemischten Publikum ertragen werden, wie das war, welches sein erstes Erscheinen in Deutschland begrüßte?

Hier ist ein Trauerspiel, dessen vorherrschendes Interesse nicht niederer Ehrgeiz ist oder Stolz der Könige, weder Liebe, noch Furcht, noch Mord, noch die Nebenbuhlerschaft von Prinzen, noch der Fall von Dynastien, noch irgend eine der gewöhnlichen Formen tragischer Begebenheiten, — sondern die Kunst, die hohe Kunst — und deren Macht, in der Seele des Einzelnen entfaltet, und deren Einfluß auf die Geister der Andern. Diese Idee ist im Charakter des Correggio verkörpert, jedoch ist er kein fingirter Charakter, sondern vollkommen individualisirt.

Alle jene Züge seines Lebens und seine besondern Gewohnheiten und Anlagen, welche durch Tradition zu uns herübergekommen, sind sehr sorgsam beibehalten, und das Resultat davon ist ein bewunderungswürdiges Portrait des Künstlers und des Mannes. Seine Freundlichkeit, seine Zärtlichkeit, seine Bescheidenheit, sein sanfter, liebender, bescheidener Charakter werden alle mit außerordentlicher Zartheit berührt. Der Ausbruch des edlen Selbstvertrauens, mit welchem er ausruft, nachdem er Raphaels heilige Cäcilie angestaunt hat: *Anch'io sono Pittore* ist sehr schön angebracht. Francia wurde durch den Anblick des seltenen Bildes heim in sein Bett und in den Tod gesandt, so heißt es wenigstens. Aber Correggio war nicht der Mann, der über eines andern Vortrefflichkeit sterben konnte, obgleich er sehr oft seine

eigene bezweifelte. Die Anekdote von Correggio, als er von der Raubgier und Nachsucht eines Räubers gerettet wurde dadurch, daß er sich auf eines seiner Gemälde berief, und die Geschichte, daß er seinen Apotheker mit einem seiner schönsten Bilder bezahlt habe, sind auch wirkliche Begebnisse aus dem Leben des Malers, welche mit dem pittoresksten Effect eingeführt sind.

Diesjenigen, welche durch die Wälder des katholischen Deutschlands und durch Italien gereiset sind, haben gewiß oft eine Madonna oder Magdalene in einem großen Rahmen an dem knotigen Stamme irgend einer Eiche befestigt gesehen, welche den Pfad beschattet. Grünes Gras wächst rings umher, ein frommer Kranz von wilden Blumen ist über das rohe Heiligenbild aufgehängt, und davor ist ein kleiner Raum, ausgehöhlt von den Knien der Reisenden, welche von ihrer Reise seitwärts gewendet haben, um im kühlen Schatten auszuruhen und ein Ave Maria oder ein Ora pro nobis zu beten. Ich erinnere mich sehr wohl, einst auf einem wilden Waldwege bei Bollbrücken in Oberösterreich, eine solche Madonna gesehen zu haben. Zwei kleine halbnackte Kinder und ein riesiger, schwarzbärtiger Holzmacher knieeten davor, und aus der Ferne tönten die Gesänge einiger Bauern, welche bei der Erndte beschäftigt waren, herüber. Die Magdalene von Correggio, dieselbe, welche sich jetzt in der Dresdner Gallerie befindet, und in unzähligen Abdrücken und Copien durch die ganze

Welt verbreitet ist, wird ohne irgend eine allzugroße Anstrengung der Wahrscheinlichkeit an solch' einem Orte dargestellt. Auch werden wir nicht über die Identität dieses Bildes in Zweifel gelassen, denn es ist in drei oder vier sehr schönen Zeilen beschrieben. Sehr schön ist, wie Correggio, als er dem alten Eremiten sein Werk überreicht, dasselbe erklärt:

„Ein sündhaft Mädchen, das mit Neu' und Angst  
Wie ein gescheuchtes Reh zum Dickicht floh,  
Um der Nachstellung ferner zu entgehen;  
Doch ist es schön von einem Weibe, mein' ich,  
Einmal gefallen, wieder sich zu heben;  
Es giebt sehr wen'ge Männer, die das können.“

Und Sylvester stellt die schöne Gestalt, in Worten gemalt, vor uns:

— Welch' schönes Gemälde:  
Der dunkle Schattenwald, die blonden Haare,  
Die weiße Haut, das himmelblau' Gewand,  
Die Jugendfülle und der Todtenkopf,  
Das Weiberhafte und das große Buch;  
Ihr habt mit vieler Kunst die Gegensätze  
In schöner Harmonie hier aufgelöst.

Die Art, in welcher Correggio seinen Kummer ausdrückte, als er sich von seinem Bilde trennt, ist eben so natürlich, als schön:

Die Dichter haben's gut; sie können immer  
Die Kinder alle in der Nähe haben.  
Der Maler ist ein armer Vater, der  
Sie in die weite Welt ausenden muß.  
Da müssen sie nachher sich selbst versorgen.



Um Correggio herum gruppirt, in jeder Art von Harmonie und Contrast, finden wir eine Verschiedenheit von Figuren, welche genugsam markirt sind, jede in sich selbst vollendet, und alle behülflich, den Haupt-Effekt durchzuführen, die Apotheose nämlich des Künstlerhelden.

Auch hat Dehlenschläger diese Tragödie nicht zum Behufel bloßer Deklamation bestimmt, oder um irgend ein besonderes System der Kunst oder irgend eine Art von Grundsätzen aufzustellen. In Michel Angelo und Giulio Romano finden wir zwei Künstlerseelen, welche eben so sehr von einander verschieden sind, als von Antonio Correggio selbst. Der hochmüthige, strenge, arrogante, aber edelmüthige, großartige Michel Angelo kann nur mit Schwierigkeit dahin gebracht werden, eine Art und Weise, die so von der seinen verschieden ist, zu schätzen oder nur eines Blickes zu würdigen, und donnert seine Regeln wie ein olympischer Jupiter herab. Der heitere, vertrauende, freigebige Giulio Romano ist weniger ausschließlich, wenn auch weniger streng großartig in seinem Geschmack. Die reiche Anmuth des Correggio, die Vereinigung des rein Natürlichen mit dem rein Idealen bei seiner Auffassung des Schönen zeichnet ihn wieder vor den beiden andern großen Meistern aus. Der Einfluß, den die Kunst auf verschiedenartig constituirte Gemüther ausübt, ist in der zärtlichen Gattin des Correggio dargethan, das Lieblings-Modell zu seinen Madonnen; so wie im alten Eremiten Salvestro;

in der hochgeborenen, schönen, enthusiastischen Eblestine, welche den Lorbeerkranz auf die Stirn des schlafenden Malers drückte; in dem Bauermädchen Lauretta, welche den vor Durst Verschwachtenden zu trinken reicht, im reuigen Räuber; und dem sorglosen jungen Mabile, der die Kunst seiner Eitelkeit und seinen Leidenschaften dienstbar hält, so wie in dem gemeinen Schurken des Stückes, Battista, welcher der Einzige ist, der ganz unempfindlich gegen den Einfluß der Kunst bleibt. — Alle diese bilden eine so schöne Gruppe, welche so meisterhaft durchgeführt wird, als man es je in der dramatischen Literatur finden kann. Dann giebt es so reizende Anklänge des Gefühls, so schöne Stellen und Beschreibungen, so wie Aphorismen über die Kunst, welche die Phantasie ergreifen und sich an das Gedächtniß anklammern! während die Hindeutungen auf gewisse wohlbekannte Bilder, indem dieselben durch einige ausdrucksvolle und charakteristische Worte vor unser geistiges Auge gestellt werden, für den Kunstliebenden sehr anziehend sind.

Die Veranlassung, welche als Ursache von Correggio's Tod dargestellt wird, beruht auf einer Tradition \*),

---

\*) Die des Vasari, welcher bestätigt, daß er in großer Ar-  
muth starb; daß, als er in Parma eine Bezahlung von  
sechzig Kronen erhalten, man dieselbe ihm diebischer  
Weise in Kupfer auszahlte, und er die Stadt Correggio  
mit der Last auf dem Rücken verließ im Eifer, seiner  
Familie aus der Noth zu helfen, und zufolge dieser An-

welche spätere Nachforschungen für sehr problematisch ausgewiesen haben. Es bleibt aber unwiderlegt, daß er arm lebte und arm starb, — daß seine Gesundheit schwach und zart war, und sein Leben zurückgezogen und tadellos; und die Katastrophe war so lange im Umlauf und wurde geglaubt, daß der Dichter wohlgethan hat, sich an die allgemeine Tradition zu halten. Im Augenblick, wo Correggio stirbt, kommt ein Bote vom Herzog von Mantua an mit reichen Anerbietungen seiner Gönnerschaft. Er kommt zu spät, die Kunst und die Welt sind Erben des großen Genies; seine arme Familie folgt ihm gebrochenen Herzens zum Grabe.

Die Schuld von Müllner bringt keine solcher überwältigenden Wirkungen auf die Einbildungskraft hervor, wenn man sie zum zweiten Mal liest; wir werden zu sehr von dem Interesse der Geschichte angezogen, doch in einer Hinsicht hat es mich noch mehr ergriffen, als das erste Mal. Hugo sagt:

Mich dünket, nie  
Sollten Nord und Süd sich küssen!

Und durch dieses ganze schöne Stück hindurch wird der Geist des Nordens mit dem Geiste des Südens in

---

strengung starb. Lanzi und andere seiner Biographen glauben diese Geschichte nicht, und haben deren Unwahrscheinlichkeiten aufgestochen. Was auch die Veranlassung seines Todes sei, so lassen die Ausdrücke des Annibal Carracci auf Vernachlässigung und Armuth schließen

schönem aber fürchterlichem Contraste dargestellt. Die Leidenschaften, welche das Grundwerk des Stückes ausmachen, werden in den Palästen und unter den Drangenhainen des glühenden Südens vorbereitet. Die Katastrophe entwickelt sich inmitten der Wüsten und Fichtenwälder des Nordens, und im blonden, stillgemüthlichen, aber heroischen scandinavischen Mädchen Terta, und in der dunkeln, leidenschaftlichen Elwira haben wir den personificirten Begriff des Nordens und des Südens.

Ist es Ihnen nie eingefallen, daß Coleridge dieser Tragödie gedacht haben muß, als er seine „Reue“ schrieb?

Wie kann eine leichte Berührung des äußersten Ringes uns durch die ganze Kette von Erinnerungen und Ideen-Verknüpfungen hindurch führen! Ein Wort, ein Name hat mich von Toronto nach Wien versetzt; was für ein Flug! was für ein Contrast! er versetzt selbst die Phantasie außer Athem. Habe ich ihnen je Madame Arneht genannt? Als die Schuld in Wien gegeben wurde, spielte sie die scandinavische Terta, und ich habe den Effekt ihrer Darstellung in seiner charakteristischen Reinheit und Ruhe und milder intellectuellen Schönheit mit dem „Mondschein auf einem Schneeballenkranz“ vergleichen hören, — ein Vergleich, welcher mir einen lebhaften Eindruck der Wahrheit gab; Madame Arneht war selbst der blonden ernstern Terta nicht unähnlich.

Die Streitfrage ist schon oft aufgestellt und oft be-

stritten worden; ich bin aber geneigt, die Meinung zu behaupten, welche ich schon irgendwo ausgesprochen habe, daß in dem Berufe einer Schauspielerin nichts liegt, was mit der Achtung, die den Frauen zukommt, unvereinbar wäre, oder mit der Ausbildung jeder weiblichen Tugend, wie mit der Ausübung jeder Pflicht des Privatlebens. Ich habe mit Leuten darüber gesprochen, welche anders denken und doch fortfahren, das Theater als ein Vergnügen zu besuchen, und als eine Quelle geistigen Genusses und der Ausbildung, und dieses halte ich für einen Abfall von Grundsätzen — welcher an und für sich selbst unrecht ist und auch obendrein die Veranlassung zum Unrecht. Die Liebe zu dramatischen Vorstellungen, zur Nachahmung liegt in den Elementen der menschlichen Natur. Wir finden dieselbe in Kindern, in den Wilden, in allen Zeitaltern, bei allen Nationen. Wir können es nicht ändern, es ist nun einmal so. Daß die Stellung einer Schauspielerin zuweilen eine falsche ist, — ja vielleicht selbst eine gefährvolle für ein weibliches Wesen, das ist nicht die Schuld des Berufes, sondern die Wirkung der öffentlichen Meinung über diesen Beruf. Wenn die Mode oder das conventionelle Gesetz oder die öffentliche Meinung etwas für unschicklich erklärt — was sie nicht als unrecht beweisen kann — wenn sie beschimpft, was sie zugiebt, befördert, was sie verdammt, und sich dann doch darüber entzückt! Ist es da ein Wunder, wenn aus jenen unsinnigen, barba-

rischen Inconsequenzen eine ganze Schaar von Mißbräuchen und Mißgriffen entsteht? Was die Ansicht betrifft, daß das Bühnenspiel als Profession nicht mit weiblicher Tugend und Sittlichkeit zusammen bestehen könne, so ist dieselbe nicht allein eine Beleidigung für die achtungswerthen Frauen, welche die Bühne geziert haben und noch zieren, sondern auch für das ganze Menschengeschlecht; ich erröthe darüber aus Empörung. Diejenigen, welche nicht nachdenken, und deren giebt es sehr viele in der Welt, deuten auf die vielen Beispiele, welche für die entgegengesetzte Meinung angeführt werden können; sie haben mich dadurch oft im Augenblick des Streitens in Verlegenheit gesetzt, aber nie nach genauer Beobachtung und Untersuchung. Und mit Berücksichtigung anderer Fehler, welche mir vom moralischen Gesichtspunkt aus betrachtet nicht geringer erscheinen, sehe ich nicht ein, warum solche Beispiele nothwendiger Weise mit der Profession des Bühnenspiels in Verbindung stehen sollten. Eitelkeit, Eifersucht, Selbstsucht, Intriguengeist, die krankhafte Wirkung übergroßer Aufregung, sind nicht nur auf Schauspielerinnen beschränkt. Wenn die Frauen, welche sich in dieser Stellung befinden, der Vorsicht und der Würde bedürfen, um die Versuchung abzuweisen, und der Selbstbeherrschung, um derselben zu widerstehen, und einige Kenntnisse ihres körperlichen Zustandes und der Verbindlichkeiten, welche ihre Profession ihnen auferlegt, um ihre Gesundheit, die phy-

fische sowohl als die moralische zu schonen, so bedürfen sie doch nur das, was alle Frauen haben sollten, dessen jede Frau bedarf, in was für einer Lage sie sich auch befinden möge. Doch wir wollen zu Madame Arneith zurückkehren.

Vor drei Jahren lebten in Wien drei berühmte Schauspielerinnen; alle drei schön, jung und begabt. Sophie Müller wurde mir zuerst von Schlegel genannt; er sprach mit Entzücken und Bewunderung von ihr, als von der glücklichsten Darstellerin einiger shakspearischen Charaktere, welche man je in Deutschland gesehen, und es scheint, als habe sie einen unauslöschlichen Eindruck auf diejenigen zurückgelassen, welche sie die Ehrimilde in den »Nebelungen« spielen sahen. Sie war von Bewunderern umringt, doch habe ich nie gehört, daß irgend einer von diesen sich des kleinsten Vorzuges hätte rühmen können, durch den sie ihn von den andern ausgezeichnet habe. Streng gegen sich selbst, ihrer Kunst ergeben, welche sie sehr emsig studirte, concentrirte sich ihr Ehrgeiz ganz in derselben. Zu gleicher Zeit erfüllte sie alle Pflichten einer Tochter gegen einen alten Vater, und die einer Mutter gegen eine Familie von jüngern Brüdern und Schwestern, und ihr Haus war ein Muster der Ordnung und der Sitte. Sie starb 1830.

Nicht lange vorher starb Anna Krüger, eben so tadellos in ihrem Betragen und ihrem Rufe als Frau, doch in anderer Hinsicht sich selbst und ihr eigenes Interesse

vernachlässigend. Sie war im hohen Grade frei von Selbstsucht und Eifersucht, wohlthätig, gutmüthig und von aller Welt geliebt. Ihre Darstellung der muthigen und heroischen Charaktere, in Lust- und Trauerspielen wurde mir immer als sehr schön gerühmt. Schillers Jungfrau von Orleans war ihre Hauptrolle.

Die dritte war Antoinette Adamberger, jetzige Madame Arneth, und ich bin so glücklich und auch stolz darauf, sie unter meine Freundinnen rechnen zu können. Ihr früherer Name kann Ihnen nicht unbekannt sein, denn sie hat durch ganz Deutschland eine theuere, wenn auch traurige Berühmtheit erhalten, und ist unzertrennlich mit der Literatur ihres Vaterlandes verknüpft, als Braut von Theodor Körner, der Dichterheld des Befreiungskrieges. Erst nachdem wir einige Zeit mit einander vertraut waren, erwähnte sie Körners gegen mich. Eines Abends, als wir allein zusammen saßen, erzählte sie mir mit tiefem Gefühl und mit Herders Einfachheit die Einzelheiten ihres ersten Begegnens mit ihm und die Umstände ihres Verhältnisses. Ich hätte Ihnen sagen sollen, daß sie zu jener Zeit eine Liebingschauspielerin auf dem Hoftheater war, und sich mehr in den Rollen auszeichnete, welche Zartheit, Anmuth und Würde verlangten, als in denen, wo Kraft und Leidenschaft erforderlich waren. Thekla im Wallenstein, und Ferta in der Schuld wurden für ihre Meisterrollen erklärt.

Von ihrem Urtheil als Künstlerin konnte ich mir



einen Begriff machen durch die Analyse (zu welcher ich sie veranlaßte) von der Beatrice in Schillers *Braut von Messina*, einer Rolle, in welcher sie, wie man sagt, sich selbst übertraf, und welche an Zartheit und Grazie mit der *Perdita* zu vergleichen ist. Die passive Schönheit und Kraft von Schillers Auffassung zu analysiren, dazu gehörte ein richtiger und guter Geschmack, und um dieselbe mit so viel Glück und Wirkung darzustellen, bedurfte es einer jugendlichen, zarten Gestalt. Doch konnte Madame Arneth vielleicht in ihren Jugendjahren, als sie die Beatrice so göttlich spielte, den Charakter derselben nicht so gut analysiren als später, wo ihr gereiftes Urtheil und ihr gebildeter Geschmack sie befähigte, über ihre eigene Auffassung nachzudenken. Dieses ist aber eine Abschweifung von meinem Gegenstande, denn es sind die moralischen Eigenschaften, nicht die intellectuellen Kräfte der Schauspielerinnen, welche ich vertheidige.

Theodor Körner kam 1813 nach Wien und brachte den grünen Domino mit, welcher expref für Anna Krüger und Antoinette Adamberger geschrieben war. Diese zwei jungen Frauen, obgleich von so ganz verschiedenen Charakteren, waren sich in zärtlicher Freundschaft zugezogen, und jede empfand die aufrichtigste Bewunderung für das Talent der Andern. Man hat mir gesagt, daß es entzückend gewesen wäre, sie beide in demselben Stücke spielen zu sehen, da das vollkommene Einverständniß,

welches zwischen ihnen obwaltete, eine Harmonie und Realität hervorbrachte, welche das Publikum fühlte, ohne sie deutlich zu merken. In der Zeit von Körners Ankunft war Antoinette krank in Folge des strengen Winters, und die Probe des grünen Domino wurde von Zeit zu Zeit aufgeschoben, von Woche zu Woche, bis Körner ganz ungeduldig wurde. Damals war er noch nicht bei Antoinette eingeführt, und man vermuthete, daß die Schönheit der Anna Krüger ihn gefesselt habe. Endlich wurde die Genesung der ersten Schauspielerin angekündigt; der Tag der langverschobenen Probe kam, und die Mitspielenden waren in dem grünen Zimmer versammelt.

Nun hatte es sich aber zugetragen, daß in der Zeit der letzten Kaiserin \*) die Aufführung von Maria Stuart von Schiller war verboten worden, weil Ihre Kaiserliche Majestät sehr scandalisirt waren über die unanständigen Streitscenen zwischen der Königin Elisabeth und der Königin Maria und vorzüglich über die Katastrophe der Letztern; sie hielt das Stück für sehr gefährlich und ehrenrührig für alle gekrönten Häupter, vorzüglich für die weiblichen. Nach ihrem Tode hoffte man dieses Verbot aufgehoben zu sehen, und die Schauspieler reichten eine Petition zu diesem Zwecke ein. Der Kaiser verweigerte es jedoch bestimmt unter dem Vorwande,

---

\*) Maria Theresia Caroline von Neapel, welche 1807 starb.

daß er der Kaiserin versprochen habe, niemals diese Vorstellung zu erlauben. Diese abschlägige Antwort war eben angelangt; das ganze dramatische Corps war in einer Art von Aufruhr und überdies in verschiedene Meinungen getheilt. Körner vorzüglich war in einem förmlichen Fieber von Indignation und sprach laut und in nicht sehr gemessenen Ausdrücken gegen das Edict, welches das Publikum eines Meisterstückes von Schiller beraubte, bloß aus Anhänglichkeit an die Capricen einer alten Frau, welche jetzt begraben u. s. w. Die größte Zahl der Gegenwärtigen stimmten mit ihm überein. Der Streit hatte den höchsten Punkt erreicht, als Antoinette eintrat, noch schwach von ihrer letzten Krankheit, und in Pelz-Mänteln eingehüllt. Ihre Gefährten versammelten sich um sie herum mit Glückwünschen und Liebesbezeugungen, und bestanden darauf, daß der Gegenstand des Streites der »Toni« vorgetragen werden sollte; Körner stand während dem in stolzem Schweigen; er war noch nicht vorgestellt worden. Als die Sache vorgetragen und die Meinung der Majorität ihr befestigt dargelegt war, erwiederte sie in ihrer freundlichen Weise: »Ich will mir nicht anmaßen, den Schaden zu beurtheilen, den dadurch das Publikum erleidet, noch was sich für und gegen die Sache selbst sagen läßt; es ist eine einfache Frage zwischen Recht und Unrecht, zwischen Wahrheit und Falschheit. Was mich betrifft, so kann ich nur sagen, daß wenn ich einer geliebten Person, oder

irgend Jemandem ein Versprechen gegeben hätte, so würd ich es halten, so lange als ich lebte, und der Tod diese Person würd das Versprechen nicht weniger bindend ja wohl noch bindender für mich machen, und wo mög lich noch heiliger.«

Dieses einfache Hinweisen auf Grundsätze und Treu machte Alle verstummen. Körner sagte nichts mehr, aber seine Aufmerksamkeit war gefesselt, und, wie er spä ter selbst erzählte, von diesem Augenblick liebte er sie. Seine Gefühle waren ihr schon zugethan, ehe er noch in ihre Augen gesehen hatte, und es ist kein Wunder, daß diese Augen, als sie sich ihm enthüllten, seine Eroberung vollendeten.

Nach einigen Wochen waren sie verlobt, und einige Monate später brachen die Freiheitskriege aus, und Körner schloß sich den Freiwilligen an. Sein Schicksal ist bekannt. Jung und schön, ein Dichter und ein Held, liebend und in der vollen Sicherheit geliebt zu sein, des Lebens schönste Ideale und reinsten Neigungen frisch in Herz und Kopf, so starb er; — ein Miniaturbild Toni's wurde in seinem Busen gefunden, neben einem kleinen Taschenbuch, in welchem er »das Schwertlied« aufgezeichnet hatte; das erstere war von der Kugel zerschmettert worden, welche sein Herz gefunden hatte, das zweite war mit seinem Blute besetzt; ich habe es gesehen und in meiner Hand gehalten! Auch werden Sie es nicht glauben, daß drei oder vier Monate nachher, als Antoinette

genöthigt war, ihre Berufspflichten wieder zu erfüllen, die erste Rolle, die ihr befohlen wurde zu spielen, die der Thekla war \*). Umsonst bat sie, daß man ihrem Herzen, welches noch über den Verlust blutete, diesen Schmerz und diese Kränkung ersparen möge. Je größer ihr Widerwille, desto größer mußte ja die Wirkung sein, welche auf die Neugierde und das Mitgefühl des Publikums hervorgebracht werden sollte. — Dieses war, wie ich vermuthete, die kalte Berechnung der Direktion. Sie wurde nicht dispensirt, und nach der Scene, in welcher der schwedische Obrist an Thekla den Tod ihres Geliebten erzählt, wurde die arme Antoinette beinahe leblos von ihrer Tante von der Bühne weggetragen, und kam nur wieder zu sich, um sich Ausbrüchen der Verzweiflung und der Indignation zu überlassen, welche ihre Vernunft bedrohten.

Madame Arneth ist außerordentlich ruhig und einfach in ihrem Wesen, und es sind mehr als zwanzig Jahre her, seit sie so verletzt und gemartert wurde; als sie aber diesen Theil ihrer Geschichte berührte, ward sie nach und nach so von der innern Bewegung erschüttert, daß sie an allen Gliedern zitterte und ihre Hand vor die Augen hielt, aus welchen die Thränen strömten, trotz ihrer Anstrengung, dieselben zurückzuhalten. Und diesem, werden

---

\*) Man wird sich erinnern, daß der Tod von Theodor Körner dem des Max Piccolomini gleich war.

Sie sagen, konnte eine Schauspielerin ausgefetzt werden! Ja, und ich erinnere mich noch eines Beispiels, welches eben so grausam und empörend war, und wo eine junge und bewunderte Schauspielerin eben so im Todeskampf des Widerwillens vor das Publikum getrieben wurde. Doch fahre ich fort zu behaupten, daß solches Preisgeben nicht allein auf die Profession der Bühne beschränkt ist; jede Frau ist demselben unterworfen, in ihrer conventiellen Stellung. Eine Frau kann wider ihren Willen zum Altar geführt, in einem frechen Blatte an den Pranger gestellt werden; eine englische Matrone kann aus ihrem Privatleben vor einem Gerichtshof geschleppt werden, hülflos und schuldlos, voll Schaam und Verzweiflung dem öffentlichen Widerwillen oder Wohlwollen ausgefetzt. Wenn solch eine Scene möglicher Weise vorkommen kann, so ist die e i n e Bühne nicht schlimmer als eine andere.

Antoinette hatte erduldet, was eine Frau von ruhigem aber stolzem Charakter nie vergessen und vergeben kann. Sie hatte sich vorgenommen, die Bühne zu verlassen, und es gab nur eine Art, auf welche sie dieses mit Ehren thun konnte. Vier Jahre nach Körners Tode heirathete sie Herrn Arneth, einen der Directoren des kaiserlichen Museums, ein gelehrter und liebenswürdiger Mann, der viel älter war als sie \*), und mit dem sie glücklich lebte.

---

\*) Madame Arneth ist jetzt Vorleserin der verwittweten

Ehe ich Wien verließ, überreichte sie mir ein Buch, welches Körner ihr gegeben hatte. Es enthält seine Handschrift und die Trauerspiele, welche er für sie geschrieben: »Die Toni«, »der grüne Domino« und noch andere. Ich rief unbedachtsamer Weise aus: »O, wie können Sie sich davon trennen?« und sie erwiderte mit sanftem Ernst: »Als ich einen würdigen Mann heirathete, der mich liebte und mir vertrauete, da nahm ich mir vor, daß das Herz nicht mehr schwanken sollte zwischen vergangenen Erinnerungen und gegenwärtigen Pflichten; da legte ich dieses und alle Gegenstände, welche mit jener ersten Periode meines Lebens in Verbindung standen, ganz bei Seite, und habe sie seitdem nicht wieder angesehen. Nehmen Sie es hin und glauben Sie mir, daß es selbst jetzt besser ist, wenn es in Ihren Händen ruht, als in den meinigen.« Und die meinen soll es nie verlassen.

---

Kaiserin, und hat die Leitung einer Schule unter sich, welche von der Kaiserin für Soldatenkinder ist gegründet worden. In Oestreich dürfen in jeder Compagnie nur zwei Soldaten verheirathet sein, und die weiblichen Kinder dieser Ehen sind gewissermaßen von Kindheit auf für Armuth und Schande bestimmt. In der Schule unter Madame Arneths Direction fand ich 1835 fünf und vierzig wohl erzogene und gesunde Kinder. Gewiß ist das Gute, welches solch ein Institut gründet, sehr lobenswerth, was sollen wir aber über das System sagen, welches ein solches Institut nöthig macht?

Madame Arneth beschrieb mir einst das schöne Spiel der Schröder in der Medea, als sie dieselbe mit ihren eigenen Kindern aufführte. Sie behandelte diese jedoch mit wilber Rauheit, und als man ihr das vorstellte, sagte sie: die Kinder wären ihr eigen, und sie könne damit machen, was ihr beliebe. »Das war gewiß ihre Sache,« sagte Madame Arneth, »doch hätte ich um die ganze Welt mich nicht meinen Kindern in solch einer Rolle gezeigt.«

Ist das nicht eine Frau, welche alle Liebe, Achtung und Ehrerbietung verdient? und ist das nicht die Ansicht von Pflicht, welche der Leitstern für jeden »schwankenden Macher« ist oder sein sollte?

So habe ich denn zwei lange Tage hinweggelesen und hinweggeschrieben. Der Vorabend meiner Excursion ist endlich herangekommen. Ich sehe mit kindischer Ungeduld und Vergnügen dem morgenden Tage entgegen. Das Wetter ist sehr drohend, doch ich werde den Niagara in seiner ganzen Winterpracht sehen, ein Anblick, welcher Wenigen gewährt ist. O, in diesem Augenblick beneide ich Euch nicht um das blaue Mittelländische Meer, noch um den Sonnenhimmel und die Drangenhaine Eurer südlichen Inseln.

---

•



Merrily dash me o'er valley and hill,  
 All but the sleighbell is sleeping and still;  
 O bless the dear sleighbell! there's nought can compare,  
 To its loud merry tones as they break on the ear.

Our horses are staunch, and they dash o'er the snow:  
 Our bells ring out gaily the faster we go;  
 The night breezes sing with an answering swell  
 To the melody rude of the merry sleigh-bell.

Canadisches Lied.

Um halb acht Uhr hielt Herr Campbell vor meiner Thür, in einem sehr hübschen bequemen Schlitten, in Gestalt einer kleinen Barutsche mit aufgeschlagenem Berdeck. Ich wurde ganz in Pelzen begraben; eine Decke von den gütigsten Händen für mich aus der feinsten Wolle gestrickt, reich an Farben und eben so leicht und elastisch als warm, wurde um meine Glieder geschlagen, Büffel- und Bärenfelle wurden darauf gehäuft, und jeder Hauch der äußern Luft auf alle mögliche Art und Weise ausgeschlossen. Herr Campbell lenkte selbst seine Schimmel, und so geschützt und ausgestattet flogen wir hinweg, im eigentlichen Sinne des Wortes, durch den Wind auf der spiegelglatten Bahn dahingetrieben.

Ich glaube, ohne diese Reise würde ich mir die erhabene Trostlosigkeit eines nördlichen Winters nie haben vorstellen können, und sie hat mir einen tiefen Eindruck hinterlassen. Erstens schien die ganze Atmosphäre in Schnee verwandelt, welcher in dicken, festen, sternartigen Stöcken herabfiel, bis die Büffelbekleidung und die Pelze

um uns herum wie Schwanendaunen ausfahen, und das Geschirr der Pferde demselben zarten Stoff glich. Die ganze Erde war eine weiße Fläche. Der Weg, auf welchem die Spur des Schlittens gerade nur angegeben war, lief meilenweit in gerader Linie; auf beiden Seiten erhoben sich düstere melancholische Tannenwälder, schwermüthig schlummernd in der nebligen Luft. Zwischen uns und dem äußersten Rande des Waldes waren häufig Strecken von gelichtetem oder halbgelichtetem Boden, welcher von den verkohlten Stämmeln und versengten Stämmen einst schöner Bäume, die aus der Schneetrift herausragten, wie gefleckt war. Dieser sich oft in einer canadischen Landschaft wiederholende Anblick hat etwas sehr Melancholisches. Oft stießen wir zur linken Seite auf weite, offene Plätze, welche uns den Anblick des Ontariosees verschafften, so wie auch zuweilen einige Ortschaften, welche am Rande desselben liegen. In diesem Theile verhindert die Masse des Wassers und dessen stete Bewegung das Frieren desselben, und die dunkeln Wellen rollten dahin, indem sie schwer an das eisige Ufer anslugen und traurige, dumpfe Töne erzeugten. Einige Ruthen weit vom Lande entfernt mischten sich die kalten, grauen Gewässer mit der kalten, grauen, schneebedadenen Luft, und schienen mit derselben nur eins zu sein. — Das einzige lebende Wesen, welches ich in einem Raume von zwanzig Meilen sah, war ein prächtiger Adler mit kahlem Haupte, welcher, nachdem er einige

Mal in einem Kreise vor uns herumgesehelt, sich auf den höchsten Zweig einer Tanne niederließ, und indem er seine großen, weiten Flügel langsam zusammenfaltete, auf uns niederschaute, als wir unter ihm hinwegglitten.

Das erste Dorf, durch welches wir passirten, war Springfield, an dem Fluß Credit gelegen, ein Fluß, welcher im Sommer von großer Wichtigkeit, doch im Winter mit Eis und Schnee bedeckt, für das Auge nicht zu unterscheiden ist. Zwanzig Meilen weiter hielten wir in Dakville an, um uns und die Pferde zu erfrischen.

Dakville liegt nahe am See, an der Mündung eines kleinen Flusses, welcher sixteen-mile creek heißt. Es verdankt seine Existenz einem Herrn, Namens Chisholm, und verspricht wegen seiner Lage und noch anderer Localumstände, ein Platz von Bedeutung zu werden. Im Sommer ist es ein besuchter Hafen, und führt einen großen Handel mit »Plunder«, wie sie sehr characteristisch alles Brennholz bezeichnen. Aus der Schiffswerfte, erzählte man mir, sind schon ein Dampfschiff und ein Duzend Schooners hervorgegangen.

Im Sommer ist das Land ringsumher reich und schön, mit einer großen Anzahl von Meiereien, welche alle in sehr gutem Zustande des Ackerbaues sind. Canada im Winter und im Sommer muß wie zwei verschiedene Regionen sein. Die Bucht ist jetzt eingefroren und Handel und Schiffbau eingestellt. Dakville hat das Ansehn eines ohne Plan erbauten Dörfchens. Es ent-

hält einige Blockhäuser, ein Backsteinhaus (der Gewürzladen, oder allgemeine Kaufladen ist immer in einem canadischen Dorfe das stattlichste Gebäude), eine kleine Methodistenkirche, welche grün und weiß angestrichen ist, doch bis jetzt noch keinen da wohnenden Priester hat, und ein Gasthof, welcher den Namen trägt: »Oakville House Hotel«. Wo ein Kaufladen, eine Schenke und eine Kirche ist, da werden sich bald Wohnungen rings herum erheben. Oakville enthält mehr als dreihundert Einwohner, welche jetzt unter sich subscribiren, um einen Schullehrer und einen eigenen Geistlichen zu haben.

Ich stand plaudernd in der Thorfahrt, und mich umschauend, bis ich mich genöthigt sah, Zuflucht im Haus zu suchen, ehe meine Nase ganz von dem eisigen Luftzuge zu Grunde gerichtet wurde. Das kleine Zimmer war leer und gleich einem Backofen geheizt. An den Wänden klebten einige schlechte Kupferstiche, welche aus alten amerikanischen Magazinen herausgeschnitten waren; — da war die Herzogin von Berry in ihrem Hochzeitskleide, und als Gegenstück Modes de Paris — la Robe de tulle garnie de fleurs — coiffure nouvelle, inventée par Mons. Plaisir. Die Zusammenstellung war gar zu lächerlich. Ich sah mich nach irgend einer Unterhaltung oder Beschäftigung um, und erschauete endlich ein offenes Buch, welches umgeschlagen auf dem Tische lag. Ich stürzte mich darauf, wie auf eine Beute, und was denken Sie wohl, das es war?

devinez, Madame! Je vous le donne en trois, je vous le donne en quatre! Es war — Don Juan! Und während ich aus dem Fenster heraus auf eine Gegend blickte, welche Alles, was man sich von der Trostlosigkeit eines wilden Lebens vorstellen kann, realisirte, und mit gerade genug Alltäglichkeit des civilisirten Lebens vermischt war, um es zu verderben, belustigte ich mich, indem ich von der Lady Adeline Amandeville und ihrer kostbaren Coterie las:

Society is smoothed to that excess  
 That manners hardly differ more than dress.  
 Our ridicules are kept in the background,  
 Ridiculous enough, but also dull;  
 Professions too, are no more to be found  
 Professional, and there is nought to cull  
 Of Folly's fruit; for tho' your fools abound  
 They're barren, and not worth the pains to pull.  
 Society is now one polished horde,  
 Form'd of two mighty tribes — the bores and bored.

Eine Auseinandersetzung, welche uns beinah mit einer noch wilderen Localität als die, welche mich umgab, ausföhnen könnte.

Während ich las, kam der Postwagen, welcher zwischen Hamilton und Toronto fährt, vor der Thür an; diesen muß ich Ihnen beschreiben, damit Sie doch wissen, was eine solche canadische fahrende Post ist, und damit Sie meine unüberwindliche Verwunderung und Lachlust theilen können. Es war ein schweres hölzernes Gebäude, an Größe und Form einer altmodischen Lord-

Mayors-Kutsche ähnlich, welche ungefähr einen Fuß über der Erde auf Rufen ruhte. Das Ganze war mit greller rother Farbe angestrichen, und Eiszapfen hingen vom Verdeck herab. Die monströse Maschine spie aus seiner geöffneten Thür acht männliche Geschöpfe heraus, alle in Bärenhäute, Wildschuren und Ueberröcke gehüllt, die Pelztragen bis über die Nasen gezogen, und aussehend wie eine Procession von Bären, welche aus einem Menageriekasten herausträumelten. Als sie ihre Bekleidung abgelegt hatten, fand es sich jedoch, daß es Herren waren, deren Mehrzahl sich nach Toronto begab, um ihre Pflichten im House of assembly zu erfüllen. Einer unter diesen, ein Mann von auffallender Höhe und Dicke, und mit besonders gebildeten Zügen, wurde mir als Herr Kerr vorgestellt, und als Besitzer großer Ländereien in der Nachbarschaft, die er theils selbst erworben, theils von seinem Schwiegervater Brandt geerbt hatte, welcher der berühmte Anführer der sogenannten sechs Nationen war. Kerr hat selbst indianisches Blut in seinen Adern. Sein Sohn, der junge Kerr, ein schöner Knabe von sechs Jahren, ist der jetzt anerkannte Anführer der sechs Nationen, durch die Rechte seiner Mutter, da die erbliche Anführerschaft immer durch die Frau übertragen wird, obgleich sie dieselbe überspringt.

Madame Kerr, Brandts älteste Tochter, ist eine Squaw von ungemischtem indianischen Blut, und wurde mir als ein sehr ausgezeichnetes Wesen beschrieben. Sie

ist so klug, für gewöhnlich die indianische Kleidung zu tragen, nur mit einiger Veränderung, in welcher sie wie eine Fürstin aussieht, und auch wie eine solche sich bewegt, anmuthig und ungenirt, während in der modischen europäischen Tracht gerade der entgegengesetzte Effect hervorgebracht wird.

Viel Schaden ist in dieser Umgegend durch Raubthiere angerichtet worden; und das Wild, vom Hunger und von den Wölfen aus seinen Wäldern getrieben, wurde in ungewöhnlicher Menge nahe bei den Ansiedelungen getödtet. Einer der Indianer, welche ich in Toronto gesehen hatte, schoß bei seiner Rückkehr auf diesem Wege mit seiner neuen Flinte acht Stück Wild in einem Tage, und verkaufte dieselben in Hamilton für drei Thaler das Stück. Das war kein schlechter Jagdtag. Das Wildpret in Canada ist gut und reichlich, doch sehr mager, sehr unähnlich dem englischen Wildpret. Der Preis ist gewöhnlich per Pfund vier bis sechs Cents (zwei oder drei Pence).

Nach einigen Erfrischungen brachen wir wieder auf. Das nächste Dorf, welches wir passirten, hieß sonderbar genug Wellington Square; es ist erst kürzlich angelegt worden, und enthält ungefähr zwanzig hölzerne Häuser. — Dann kam Port Nelson, Hrn. Kerrs Wohnort. Anstatt das obere Ende des Ontarioses zu umgehen, durchschnitten wir die sehr berühmte Landzunge, welche die Burlington = Bai von dem Ontariossee scheidet.

Dieses waren zwei getrennte Seen, bis ein Canal durch den schmalen Isthmus geführt wurde. Die Burlington-Bai, welche ungefähr vierzig Quadrat-Meilen enthält, ist jetzt ein einziges Stück Eis, und auf der Landzunge, welche beinahe sieben Meilen lang, und ungefähr zwei Ruthen breit ist, fanden wir den Schnee so tief und in so unregelmäßigen Schichten, daß wir nur mit Mühe vorwärts kamen. Endlich erreichten wir Stony creek, ein Dorf, das in diesen Gegenden als der Schauplatz der blutigsten Schlacht, welche im letzten Krieg zwischen den Amerikanern und den Engländern geliefert wurde, berühmt ist. Wir hatten beabsichtigt hier zu schlafen, doch war der Gasthof so unbehaglich, und wenig verheißend, daß wir nach einer kurzen Ruhe beschlossen, noch zehn Meilen weiter bis nach Beamsville zu reisen.

Es war nun dunkel geworden, und da der Schnee dicht herniederfiel, so ward es bald unmöglich, die Spur des Schlittens zu unterscheiden. Herr Campbell ließ den Pferden die Zügel und überließ sie ihrem eigenen Instinct, indem er mir sagte, daß dieses die sicherste Art sei, weiter vorzudringen. Nachher erinnere ich mich nichts mehr deutlich, außer, daß ich auf einmal das immertörende Schlittengeläute nicht mehr hörte. Ich erwachte plötzlich wie durch den Druck des Alps und fand den Schlitten umgeworfen, mich selbst halb erstickt auf dem Boden desselben, und meine Gefährten nirgends zu sehen; sie lagen weiter zurück im Schnee. Glücklicher



Weise entdeckten wir, nachdem wir uns erhoben und den Schnee abgeschüttelt hatten, daß wir noch am Leben waren, auch an einzelnen Gliedmaßen keinen Schaden gelitten hatten. Wir waren von einem hohen Ufer herab in das Bette eines Flüsßchens, oder vielmehr in einen Mühlgraben gefallen, und da derselbe ganz mit Schnee ausgefüllt war, so sahen wir uns darin eben so weich gebettet, wie in einem Federbett, nur etwas kälter. Obgleich ich sehr erschrocken oder vielmehr betäubt war, so erholte ich mich doch gleich, und da die Herren unmöglich die Pferde verlassen konnten, welche bis an die Schultern in dem Schnee staken, und den Schlitten schon zerbrochen hatten, so machte ich mich, nachdem ich gehörige Anweisung erhalten, auf den Weg, um Beistand zu suchen. Glücklicher Weise waren wir nicht weit von Beamsville entfernt. Als Leuchtthurm diente mir die Esse einer Schmiede, aus der glänzende Funken in die dunkle Winterluft ausströmten, und von einer großen Entfernung sichtbar waren. Nachdem ich durch viele Schneeschichten bergauf, bergab mich durchgefunden hatte, erreichte ich endlich die Schmiede, in welcher ein Mann eifrig an einem Pflugschaar hämmerte, und der Lärm war so groß, daß ich lange rufen mußte ohne gehört zu werden. Endlich als ich an das rothe Licht des Feuers vortrat, fielen des Mannes Augen auf mich, und ich werde nie seinen Anblick vergessen, wie er da stand mit erhobenem Hammer, und mit dem komischsten

Ausdruck furchtsamen Erstaunens, so daß ich keine Antwort von ihm erhalten konnte; er öffnete den Mund und wiederholte einige Mal: Ah! mich anstarrend und ohne zu sprechen oder sich zu bewegen. Ich wandte mich in Verzweiflung und doch halb lachend von ihm ab, und nachdem ich wieder einige Zeit bergauf und bergab durch den Schnee getappt hatte, befand ich mich im Dorf, und wurde nach dem Gasthof gewiesen. Ich sandte meinen Freunden sogleich Beistand, und in wenig Minuten war der Abendtisch gedeckt, und ein Stof Klöße, höher als ich, loderte in Flammen auf. Wildpretstücke, gebratener Fisch, Kaffee, heißer Kuchen, Käse, und Whisky-Punsch (die gewöhnlichen Mahlzeiten der Reisenden) dampften bald auf dem Tische; unsere Wirthin hatte den Vorsitz, und so verging der Abend auf sehr heitere Weise.

Die alte Wirthin des Gasthofs amüfirte mich außerordentlich. Sie hatte ihr ganzes Leben unter Leuten zugebracht, welche ihr an Stellung und Erziehung gleich standen, und hatte keinen Begriff von dem Standesunterschied ihrer Gäste und Kunden, und während sie mich liebte und mich pflegte, wie eine alte Mutter oder Amme, erzählte sie mir ihre Geschichte und die ihrer ganzen Verwandtschaft. Ihr Mann war vor vierzig Jahren eingewandert, hatte eine Hütte gebaut, und ein kleines Stück Land am Rande des Sees gelichtet. Zu jener Zeit befand sich mehrere Meilen im Umkreis keine

Wohnung, so daß sie mehrere Jahre in der größten, tiefsten Einsamkeit lebten. Jetzt besitzen sie drei Meierhöfe, einige hundert Acker Land, und haben neun Söhne und Töchter, welche meistentheils verheirathet sind, und auf ihren eigenen Ländereien wohnen. Sie entwarf mir ein schauerhaftes Bild von der vorherrschenden Trunksucht, welcher das Laster und der Fluch dieses Landes ist.

Ich kann Ihnen keinen Begriff von der entsetzlichen Kälte dieser Nacht geben. Ich war genöthigt, mich in meinen Pelzmantel einzuwickeln ehe ich nur einschlafen konnte. Ich war unwohl als ich aufstand, und konnte, trotz allem Nöthigen der Wirthin, nicht frühstücken. Sie packte ihren besten Thee aus, den sie zum eigenen Gebrauch aufbewahrt hatte (und welcher für die ganze Welt wie modriges Heu schmeckte) und bestrich toasts mit Butter, d. h. geröstet Brot in geschmolzener Butter getaucht, und Früchte, welche in Syrup eingemacht waren — an alles das muß ich mich mit der Zeit gewöhnen; ich will es versuchen, sonst muß ich »Gott danken und fasten.« — Wir fuhren noch achtzehn Meilen weiter bis zu St. Catharine's, dessen Lage mir selbst im Winter sehr hübsch schien, und im Sommer sehr schön sein muß. Man sagt mir, es sei ein bedeutender Ort wegen der Nähe des Welland-Canals, welcher den Ontario mit dem Erie-See verbindet. Es enthält mehr als siebenhundert Einwohner, und die hiesige Schule gilt für die beste im ganzen District. Wir pas-

sirten diesen Morgen mehrere Ströme, welche im Sommer in den See fließen, jetzt aber alle gefroren, und für das Auge nicht zu unterscheiden sind, außer durch die hölzernen Brücken, welche darüber führen, und durch die Mühlen, welche an den Ufern entlang aufgebaut sind, und jetzt ruhig und nutzlos stehen. Diese Ströme haben die Namen: »thirty Mile creek, forty Mile creek twenty Mile creek u. s. w., ich konnte aber nicht entdecken aus was für Gründen sie so heißen.

Von St. Catharine führen wir noch zwölf Meilen weiter nach Niagara. Dort fand ich einige alte englische oder vielmehr irländische Freunde, welche mich freudig und liebvoll bewillkommten, und gewiß giebt es keinen gesegneteren Anblick, als das Angesicht eines alten Freundes in einem neuen Lande.

---

Den 26sten Januar.

Die Stadt Niagara hat dasselbe erstarrte Ansehn, welches hier überall in dieser Jahreszeit vorherrschend scheint. Sie liegt an der Mündung des Flusses Niagara, und wenn die Schifffahrt auf, ist es ein sehr geschäftiger und vielbesuchter Ort. Der See friert hier nicht zu, wegen der Tiefe seiner majestätischen Gewässer, auch der Fluß nicht wegen der Schnelligkeit seines Laufes; beide sind aber blockirt durch die großen Eisstücke, welche aus dem See Erie herabgeführt werden, und sich

vor der Mündung des Flusses vereinigen und anhäufen, und so ein Eisfeld bilden, welches weit in den See hineinreicht. Wie schön sah dasselbe heute aus, in großen länglichen Schollen gebrochen, welche bald weiß, bald azur gefärbt waren, und im Sonnenschein funkelten!

Hier sind kürzlich Schiffswerften errichtet worden, so wie sehr bedeutende Eisenwerke und eine Dampfmaschine, um die auszubessernden Schiffe in die Höhe zu winden. Der Hauptbesitzer ist Capitain Melville, ein gutmüthiger, für das Gemeinwohl besorgter Mann. Er erzählte mir, daß gegen zwanzigtausend Pfund Sterling an diese Werke verwendet worden, und daß sie beständig ungefähr funfzig Arbeiter beschäftigten. Doch trotz dem, und trotz der Localvortheile, als Grenzstadt und als älteste Niederlassung in Obercanada, macht Niagara keine Fortschritte. Die Population und die Zahl der Häuser sind in den letzten Jahren sich beinah gleich geblieben. Ich fand, daß die Leute sich sehr über den Mangel einer guten Schule beklagten.

Das Land rings um Niagara herum ist außerordentlich schön und fruchtbar, und ist auch schon seit längerer Zeit gelichtet und angebaut als die andern Theile der Provinz. Die Gegend, sagt man, ist im Sommer sehr schön; die Abgaben sind unbedeutend, kaum fühlbar, auch giebt es keine Armensteuer; doch scheinen Unwissenheit, Sorglosigkeit, Muthlosigkeit und Unmäßigkeit hier vorherrschend zu sein. U —, welcher seit fünf Jahren

sich hier niedergelassen hat, und B—, welcher selbst ein Canadier ist, schätzen die Moralität der canadischen Population sehr gering; der Lügenhaftigkeit und Trunkenheit erwähnten sie als ganz allgemein herrschend. Männer, welche mit Gewohnheiten der Mäßigkeit hierher kommen, fallen schnell dem Laster des Landes anheim, und diejenigen, welche den geringsten Hang zum Trinken haben, finden die Mittel, demselben zu fröhnen, verhältnißmäßig äußerst wohlfeil und an der öffentlichen Meinung kein Gegengewicht.

*Men learn to drink, who never drank before.*

*And those who always drank, now drink the more.*

Obgleich ich parodire, so scherze ich doch nicht. Denn in der That, wenn Alles, oder nur die Hälfte von dem, was ich heute gehört habe, wahr ist, so ist dieses ein schrecklicher Zustand. Ich fragte nach einem Buchladen; es ist nicht ein einziger in der Stadt, doch giebt es sehr viele Schenken. Die Abgabe auf Bücher, welche aus den vereinigten Staaten eingeführt werden, ist dreißig Procent, und diese ist noch um ein Drittel erhöht, für die Einfuhr von Büchern aus England; doch giebt es gar keine Abgabe für den Whisky. B... sagt: »Wenn das Gouvernement eine Abgabe auf den Whisky legte, so würde die Provinz mit verbotenen Getränken überschwemmt werden, und eine zweite Quelle des Verbrechens und der Verderbniß käme noch zu der ersten.«

Herr Francis Head rieth mir im Scherz, irgend eine

Klage aufzubringen, um einen Grund zu haben, ihn zu besuchen. Ich denke, ich werde Seiner Excellenz die Theuerung der Bücher und die Wohlfeilheit des Whisky vorhalten. Ich könnte weder im Ernst noch im Scherz eine schlimmere Klage auffinden.

Das gegenüberliegende Ufer, ungefähr eine Meile entfernt, ist der Staat von New-York. Die Amerikaner haben ein Fort auf ihrer Seite, und wir haben auch eines auf der unsrigen. Ich weiß nicht, wie hoch ihre Garnison sich beläuft, doch unsere Macht besteht aus drei Mann und einem Corporal, mit angemessenen Waffen und Munition, d. h. rostigen Flintenschlössern und beschädigten Kanonen. Die Festung selbst hielt ich für eine verfallene Brauerei! Das ist sehr hübsch und sieht auf jeden Fall wie Frieden und Sicherheit aus.

---

Den 29sten Januar

Wohl! nun habe ich den Wasserfall des Niagara gesehen, der vor meinem geistigen Ohr, so lange ich mich erinnern kann, gedonnert hat. Der Gedanke meiner Kindheit, die Sehnsucht meiner Jugend, seit meine Imagination zum Wünschen und Bewundern erwacht war. Ich habe ihn gesehen, und soll ich es Ihnen zuflüstern? — Sie müssen aber es nicht den Philistern wieder sagen! — Ich wünschte, ich hätte ihn nicht gesehen. Ich wünschte, es gäbe noch immer für mich etwas Unge-  
 se-

nes — etwas für die Einbildungskraft, etwas zu hoffen, zu erwarten, etwas wofür es der Mühe werth wäre zu leben! Die Wirklichkeit hat meiner Seele eine Illusion entrückt, welche viel prächtiger war, als die Sache selbst. — Ich habe keine Worte für meine gänzlich getäuschte Erwartung; doch bin ich weit entfernt zu behaupten, daß Alles, was ich bisher vom Niagara gelesen und gehört habe, falsch oder übertrieben gewesen, — so wie, daß jeder Ausdruck des Erstaunens, des Enthusiasmus und Entzückens, Affectation und Uebertreibung sei. Nein! es muß an mir selbst liegen. Terni und einige der Schweizer Wasserfälle haben mich tausendmal mehr ergriffen, wie sie von ihren Bergen herabhüften, als die Größe des Niagara. Ich könnte mich schlagen! doch was kann es helfen! Wenn ich noch tausend Jahre leben sollte, so lange als der Niagara selbst, ich kann ihn doch nicht wieder zum ersten Mal sehen. Es ist etwas verloren, was nie wieder ersetzt werden kann. Was ist aus meinen Sinnen und aus meiner Seele geworden? Ich bin nicht mehr dieselbe Anna, ich bin verwandelt, ich bin übersetzt, ich bin das Haupt eines Fels, eine Erdscholle, ein hölzerner Löffel, ein fettes Unkraut, dem Ufer der Lethe entsprossen, ein Stock, ein Stein, eine Versteinernung — denn ich habe den Niagara gesehen, das Wunder der Wunder und nichts dabei empfunden, als eine getäuschte Erwartung, die keine Worte beschreiben können

Doch will ich die Begebenheiten der Reise nach er



zählen. Wir brachen gestern früh auf, uns nach dem Wasserfall zu begeben, und hatten die Absicht, den nächsten Tag dort zuzubringen, die Nacht da zu schlafen, und am andern Tag nach Niagara zurückzukehren. Die Entfernung ist vierzehn Meilen, und der Weg windet sich längs der Ufer des Niagaraflusses hin, und über die Queen-Stone-Höhen, und schön muß dieses Land im Sommer sein, da es selbst jetzt so schön ist. Der Blumengarten, die gestutzten Hecken, der Acker, die Wiese mit Hecken, Alles giebt mir, wenn es in Schnee gehüllt ist, den Eindruck nicht allein der Dede, sondern auch des Todes. Die Natur ist ihr eigenes Gespenst, und zieht ihr eigenes Leichentuch nach sich. Ich fühle immer eine Art von Mitleid, einen Anfall von Melancholie wenn ich in dieser Jahreszeit durch die wolken Sträucher und begrabenen Blumenbeete wandele. Aber hier in der Wildniß, wo die Natur ganz von der Kunst unabhängig ist, stirbt und trauert sie nicht; sie legt sich an den Busen des Winters zur Ruhe nieder, und dieser Greis hüllt sie in sein Gewand von Hermelin und Juwelen, wiegt sie ein mit Stürmen und lullt sie in den Schlaf. Wie war Alles so still! so ruhig und groß war die weiße schimmernde Fläche und der dunkle purpurne Wald; denn die Sonne schien und der Himmel war ganz wolkenlos. Doch sah ich wenig Menschen, und während mehrerer Meilen war das Pfeifen unseres Schlittens, als wir auf dem blendenden Pfad dahin sausten, und

das Klingeln unseres Schellengeläutes der einzige Ton welchen wir vernahmen. Als wir vier bis fünf Meilen vom Fall entfernt waren, hielt ich den Schlitten dann und wann an, um dem Getöse des Katarakts zu lauschen; doch der Zustand der Atmosphäre war der Fortpflanzung des Tones nicht günstig und die Stille blieb ununterbrochen.

So groß war die tiefe monotone Ruhe, welche überall herrschte, so rein und Westal-artig war das Gewand, in welchem die Natur um uns her in Schlummer lag, daß es mir kaum möglich war zu glauben, daß dieser Grenzdistrict nicht allein wegen seiner herrschenden Kaster, aber auch wegen seiner dunkeln, verzweifelnden Verbrechen bemerkenswerth ist. Herr A., welcher Gerichtsbeamter ist, zeigte mir ein einsames Haus an der Seite des Berges, wo er in einer dunkeln, stürmischen Nacht des vorigen Winters eine Bande Falschmünzer überfallen und arretirt hatte; es war eine fürchterliche Beschreibung, die mir jedoch während einiger Zeit die Ungeduld vertrieb, eine Ungeduld und Erwartung, welche denen eines Kindes im Schauspielhaus, ehe der Vorhang aufgeht, zu vergleichen war. Meine Imagination war so von der Höhe des großen Falles überzeugt, daß mein Auge sich aufwärts richtete als wir auf die Gipfel eines Hügels gelangten und mein Gefährte, schnell die Pferde anhaltend, ausrief: »der Wasserfall!«

Im ersten Augenblicke konnte ich denselben nicht be-

merken, wir waren noch in einiger Entfernung davon und blickten von Oben darauf herab. Auf den ersten Blick sah ich eine flache große Ebene; da die Sonne ihre Strahlen für einen Moment zurückgezogen hatte, war weder Licht noch Schatten noch Farben zu sehen. In der Mitte befanden sich die zwei großen Katarakte, doch nur wie kleine Striche in der weiten Landschaft. Der Lärmen war durchaus nicht überwältigend, und die Wolken des umhersprühenden Wassers, welches Fanny Butler so schön »das ewige Weihwasser der Natur nannte« jetzt durch die Kälte im Aufsteigen verdichtet, fiel um das Becken des Katarakts in federartigen Stößen herab, und verbarg so die furchtbare Umarmung des Wasserstrudels mit dem herabstürzenden Wasser. Alle die Eindrücke, welche meiner Imagination als mit den Umgebungen des Schauspiels vereint vorgeschwebt hatten, die Ehrfurcht, die es einflößen sollte, die ergreifende Schönheit, die Gewalt, die Höhe, die Schnelligkeit und die unendliche Größe waren alle in ihrer Wirkung vermindert oder ganz verloren.

Ich war ganz still, das Herz sank mir tief in die Brust hinab. Als mein Gefährte meine getäuschte Erwartung sah (welche wahrscheinlich sehr leserlich auf meinem Gesichte geschrieben war), begann er mich zu trösten, indem er mir von allen denen erzählte, welche im Anfang auch so vom Anblick des Niagara getäuscht waren, und es eingestanden hatten. Ich gestand es zwar auch,

doch war ich nicht getrüftet. Wir hielten auf unserem Wege am Clifton-Hotel am Fuße des Hügels; sehr trostlos sah dieses Gebäude aus mit seinen Sommer-Berandahs und offenen Balkons, welche mit Schnee beladen und mit Eiszapfen behangen waren, mit seinen verlassenem leeren Stuben, zerbrochenen Fenstern und den bestäubten Eßtischen. Die armen Leute, welche das Haus im Winter bewohnten, hatten sich in einer kleinen Küche versammelt, um Wärme und Behaglichkeit zu suchen, und starrten uns bei unserm Erscheinen mit einem Erstaunen an, welches zeigte, daß der Anblick eines Besuchs zu dieser Jahreszeit etwas sehr Seltenes sei.

Während für die Pferde gesorgt wurde, bestieg ich den höchsten Balkon, um die Aussicht auf die Katarakten besser erfassen zu können. Ein kleiner Yankee-Knabe mit listigem, gescheutem Gesicht und schwarzen zwinkernden Augen, diente mir als Cicerone. Ich stand auf das Schauspiel blickend, welches unter meinen Augen zu wachsen schien, als der kleine Mensch, die Hände in die Tasche steckend und mir ins Gesicht sehend sagte:

»Sie sind vom alten Land, wie ich schließe?«

»Ja.«

»Da drüben her jenseits der See?«

»Ja.«

»Und kamen sie dieser Wasserfälle wegen den ganzen weiten Weg herüber?«

»Ja.«

»My!!« dann nach einer langen Pause, indem er mich mit dem komischsten Ausdruck von Unverschämtheit und Scherz anblickte, fügte er hinzu. »Nun, wissen Sie auch, was das für Vögel dort sind?« — indem er auf eine Schaar Möven deutete, welche mitten im Sprühregen schwebten, und sich belustigten, bald auf-, bald absteigend und sich im Kreise drehend, und ein Vergnügen darin zu finden schienen, am Rande dieser »Wasserhölle« zu spielen, und so ihre Flügel beinah in den Schaum tauchten. Mein Auge war wirklich auf diese schönen, furchtlosen Thiere gerichtet, und sie hatten schon in mir zwanzig schöne Gleichnisse hervorgerufen, als ich durch diese Frage erweckt wurde.

»Jene Vögel?« sagte ich, »nun, was ist mit ihnen?«

»Nun, es sind Adler!«

»Adler?« ich konnte nicht umhin zu lachen.

»Ja,« sagte der kleine Bube trozig, »und ich vermute, Sie haben keine Adler in dem alten Lande?«

»Nein! nicht viel Adler, mein Junge, aber sehr viel Möven und Spafsvögel!« und ich zupfte ihn ziemlich stark ans Ohr.

»Ay!« rief er lachend, »nun Sie sind sehr pfiffig, pfiffiger als Viele, welche hierher kommen!«

Wir machten uns nun bereit, um zu den immer wachsenden Fällern zu gehen, und ich befestigte an meine Füße eine Art von Stachelschuhen, deren man sich auf den Alpen bedient, und ohne welche ich mich bei der

hart gefrorenen Oberfläche des Schnees nicht einen Augenblick aufrecht hätte erhalten können. Als wir um dem table rock (Tafelfelsen) näherten, nahm die ganze Scene eine wilde, wunderbare Pracht an; da kamen die dunkelgrünen Gewässer einhergestürzt, ungeheure Eisblöcke, die sie aus dem Erie-See mitgebracht hatten über den Rand des Abgrundes mit sich herabwälvend. Auf beiden Seiten der Wasserfälle von den Ecken der hervorragenden Felsenriffe hingen ungeheure große Eiszacken, manche zwanzig und dreißig Fuß lang, und dicker als der Körper eines Mannes und von blaßgrünlicher Farbe, wie die Alpengletscher; und alle die Felsenriffe in der Tiefe, welche aus dem siedenden, schäumenden Wasser hervortraten, waren incrustirt und auf eine Weise mit Eis umgeben, daß sie in ungeheure Crystalle umgewandelt schienen, und den Basaltsäulen glichen, die ich auf den Gemälden von Staffa und von der Riesenhöhle gesehen, und jeder Baum, jedes Blatt, jeder Zweig, welche die Felsen und Klüfte zierte, war mit Eis überzogen. Auf diesen, so wie auf den hölzernen Gebäuden, welche in der Nähe des Tafelfelsen stehen, hatte der Sprühregen des Katarakts sich aufgehäuft und die schönste Crystallarbeitsbildung gebildet; sie sahen aus wie Häuser von Glas, mit regelmäßigen geformten Zierrathen eingefast und belegt. Wo wir auch standen, befanden wir uns immer auf unsicherem Grunde, denn der Schnee, wenn er wie jetzt zu drei bis vier Fuß aufgehäuft ist,

gleitete oft in Massen von den kahlen Felsen herab, und der immer auf dessen Oberfläche fallende Sprühregen verwandelte denselben in Eis, so glatt, so fest und so glänzend, daß ich ohne meine Stachelschuhe nicht einen Moment darauf hätte stehen können. Es war sehr gefährlich, und doch konnte ich mich nicht davon losreißen, sondern blieb auf dem Tafelfelsen stehen, selbst an dem Rande desselben, bis eine Art von träumender Betäubung über mich kam, und der beständige Donner, die Kraft und Bewegung des herabstürzenden Wassers sich meiner Lebensgeister wie durch einen Zauber bemächtigten; dann, als ich mich endlich hinwegwendete, brach die untersinkende Sonne hervor, und ein Regenbogen erschien unter dem amerikanischen Fall; ein Ende desselben ruhte auf einem Schneehügel, und unbeweglich hing er da mitten in der ewigen Schreckniß, und seine schönen, aber bleichen Farben bildeten mit den todtenartigen farblosen Gegenständen rings umher einen auffallenden Contrast, der mich an das schwache ätherische Lächeln eines sterbenden Märtyrers mahnte.

Ich wanderte ungefähr vier Stunden lang umher, dann kehrte ich nach dem Gasthof zurück. Dort erwartete mich mein gütiger Führer von Toronto, um mich nach seinem Hause zu geleiten, welches sehr schön auf einer Anhöhe nicht weit vom großen Wasserfalle gelegen ist. Wir wußten nicht als wir hier ankamen, daß die junge und lebenswürdige Frau unsers Wirthes erst den

Tag vorher niedergekommen war, denn man hatte uns diese Begebenheit verheimlicht, damit wir nicht Bedenken trügen, die Gastfreundschaft unter solchen Umständen anzunehmen; und in der That fand ich mich auch in ersten Augenblick etwas unbehaglich. Doch der natürliche freundschaftliche Empfang überwand alle Bedenklichkeiten. Man hieß uns willkommen, und wir fanden bald, daß wir es waren; und was mich betrifft, so habe ich immer bei solchen Gelegenheiten mein Mitgefühl in Bereitschaft, und theilte recht aufrichtig die wohlthunende Freude dieser guten Leute. Nach dem Essen ging ich in die Stube der Kranken, die so warm und behaglich wie ein kleines Nest war, und obgleich das Getöse des nahen Katarakts das Haus beinahe erschütterte, so vermochte es doch nicht, die Stimme der matten, aber glücklichen Mutter zu übertönen, noch die schwache Geschrei des neugeborenen Kindes, als ich es in meine Arme nahm und meinen Segen ihm zuflüsterte, es schlief auf meinem Schooße ein. Armes kleines Wesen! — Es war ein ehrfurchtgebietendes ewig tönendes Wiegenlied, dieser unaufhörliche Donner der mächtigen Gewässer, doch Niemand außer mir schien es zu bemerken, ja nicht einmal zu hören. Das ist die Macht der Gewohnheit, und die Kraft, die unsern zartesten Organen verliehen ist, sich Allem anzupassen. Es war unmöglich im Gasthof zu wohnen, und die Familie Campbell zu belästigen war eben so unmöglich. Un



Mitternacht also bestiegen wir unsern Schlitten, um nach der Stadt Niagara zurückzukehren, und so viel ich mich erinnere, sprach ich während der ganzen vierzehn Meilen nicht ein Wort. Die Luft war still, obgleich kalt, der Schnee lag rings umher; die ganze Erde schien in geisterartiger Ruhe zu schlummern. Doch die Himmel waren wach; da hielt Aurora Borealis ihre Lustge-  
lage, tanzend und aufflammend, und alle Farben und Gestalten annehmend, vom bleichen Umbra zum Rosa und zum grellen blutigen Roth, und die Sterne schienen dazu in ihrem eigenthümlichen ruhigen Glanze, und dann und wann schoß ein Meteor über den Himmel hinweg, oder fiel zur Erde, und Alles um mich herum war wild, seltsam, aufregend, mehr einem Fiebertraume ähnlich als der Wirklichkeit.

Heute leide ich, wie es zu erwarten stand, an Steifheit und Schmerz, und bin unfähig durch die Stube zu gehen. Doch der Schmerz wird vorüberziehen, und im Ganzen bin ich froh, diesen Ausflug gemacht zu haben. Die Wasserfälle haben auf meine Seele nicht den großen Eindruck gemacht, den ich erwartet, wahrscheinlich gerade weil ich einen solchen erwartete. Unter anderen Umständen hätte es anders sein können, »doch so war es mir an der Wiege gesungen« (so sagen die Deutschen), »daß ich leben sollte, um getäuscht zu werden, selbst im Wasserfalle von Niagara.«

---

Toronto den 7ten Februar.

Herr B. . . bot mir einen Platz in seinem Schlitten an, und nach einer schnellen und sehr angenehmen Reise, auf welcher ich viel Neues erfuhr, erreichten wir Toronto gestern früh.

Der Weg, den wir zurücklegten, war derselbe, auf welchem ich ausgefahren war, nur mit einer Abweichung; es wurde nämlich für thunlich befunden, die Burlington Bai auf dem Eise zu durchkreuzen, ungefähr sieben Meilen lang, während der See zwanzig bis fünfundzwanzig Faden tief darunter war. Es war um zehn Uhr Abends, und das einzige Licht, das uns leuchtete, war das, was der Schnee von sich gab. Die Fahrspur, von welcher es nicht sicher ist abzuweichen, war sehr schmal, und ein Mann im schlimmsten, wenn auch nicht im äußersten Zustande der Trunkenheit, lärmend und auf viehische Art unbesorgt, fuhr seinen Schlitten vor uns her. Alles dieses, mit der Neuheit der Situation, und dem in jedem Augenblick schrecklichen Krachen des Eises, flößte mir ein Gefühl von Furcht ein, welches gerade bedeutend genug war, um mich aufzuregen, wenn auch nicht so, daß es sehr peinlich gewesen wäre; dem ungeachtet gestehe ich, daß ich mich sehr freute, als wir uns wieder auf festem Boden befanden.

B. . . gilt für einen thätigen, gescheuten, practischen Mann; ich hatte ihn sehr gern, und fand ihn intelligent und gutmüthig; wir sprachen viel zusammen. Indem

er seinem Diener die Zügel überließ, pflegte er abzusteigen und sich auf eine der Kufen zu stellen; so schnell hingleitend unterhielten wir uns.

Es ist ein bemerkenswerthes Factum, von welchem Sie vielleicht schon gehört haben, daß, wenn eine Holzart abgehauen ist, eine ganz andere Art sogleich auf demselben Platz hervordrückt. So folgt die Eiche und Buche dem Lannenholz, und die Tanne der Eiche und dem Ahorn. Dieses ist noch nicht erklärt, ich habe wenigstens noch Niemand gefunden, der mir einen Grund dafür hätte angeben können. Wir kamen durch einen Wald, der kürzlich vom Feuer zerstört worden war, und ich erkundigte mich, warum beim Ausrotten der Wälder man nicht hier und da Gruppen von den schönsten Bäumen, oder auch einzelne Bäume zur Verschönerung der Gegend stehen lasse? Das scheint aber nicht möglich zu sein, da die Bäume, welche des gewohnten Schutzes und der Gefährten beraubt sind, gewöhnlich absterben, — was ich sehr natürlich fand.

Ein canadischer Ansiedler haßt jeden Baum, er sieht denselben für seinen natürlichen Feind an, und als etwas, das auf alle Art und Weise zerstört, ausgerottet und vernichtet werden muß. Der Begriff des Nützlichen und Schönen ist selbst von den prächtigsten Bäumen ausgeschlossen, von solchen, welche unter den Druiden geheiligt worden wären, und bei den Griechen Drakeln und geweihten Tempeln als Obdach gedient hätten.

Der schöne Glaube, welcher jedem Baume des Waldes seine schützende Nymphe und jedem belaubten Hain seine Gottheit anweist, würde hier keine Jünger finden. Wehe den Dryaden und Hamadryaden von Canada.

Es giebt hier zwei Methoden die Bäume auszuroten, außer der schnellen und sicheren Zerstörung der Art. Die erste ist, Feuer anzulegen, wodurch die Wurzel unverletzt bleibt, und langsam und ungesehen verfaul und nach und nach ausgegraben wird; gewöhnlich bleiben auch die sichtbaren Fragmente eines verfangenen schwärzlichen Stummels, der einen einförmigen schmerzlichen Anblick bietet. Die andere Methode ist zwar langsamer aber dem Zweck entsprechender; es wird eine tiefe Spalte durch die Rinde hindurch in das innere Holz hineingeschnitten, rings um den Stamm herum. Dieser verhindert die Circulation der Lebensäfte, und nach und nach kränkelt der Baum und stirbt ab. Dieses wird mit dem technischen Ausdruck Holzringeln benannt. Kommt das nicht den zwei Methoden gleich, in denen in unserer Welt ein Frauenherz kann getödtet werden. — Durch Leidenschaft und durch Gram? Doch besser ist gewiß der schnelle Feuertod, als dieses zu Tode »Ringeln«, wie sie es nennen.

Den 17ten Februar.

»Es giebt keine Gesellschaft in Toronto,« höre ich immer um mich her klagen, selbst von denen, welche die

einzigste Gesellschaft bilden, die wir haben. »Aber,« werden Sie sagen, »was konnte man auch von einer entlegenen Stadt erwarten, welche noch vor vierzig Jahren ein unbewohnter Sumpf war, und erst vor zwanzig Jahren anfing zu existiren.« Ich weiß wirklich nicht, was ich erwartet habe, doch will ich Ihnen sagen, was ich nicht erwartete. Ich erwartete nicht in dieser neuen Hauptstadt eines neuen Landes mit den endlosen Wäldern, welche eine halbe Meile von uns sich nach allen Seiten hin erstreckten, die schlimmsten Uebel des alten und erkünstelten Socialsystems unserer Heimath zu finden, wie es der Fall ist, ohne deren Annehmlichkeiten und ohne irgend einen ihrer Vortheile. Toronto gleicht einer Provinzialstadt dritter oder vierter Größe, mit den Anmaßungen einer Hauptstadt. Man findet hier eine kleine Colonial-Oligarchie, eine selbstgegründete Aristokratie, die auf nichts Wirkliches begründet ist, selbst nicht auf etwas Imaginäres. Man findet hier die gegenseitige Furcht und Eifersucht, das kleinliche Geklatsche, das wechselseitige Einmischen, die gemeinen Rivalitäten, welche in allen kleinen Städten, deren Mitglieder sich gut kennen, zu finden sind. Es ist hier eine Gesellschaft, welche, wie alle Gesellschaften, aus den verschiedenartigsten Stoffen besteht; da diese sich hier aber in engen Grenzen bewegen, so ist es unmöglich, irgend Jemandem auszuweichen, den man nicht mag. Man ist gezwungen, vieles zu hören und zu sehen und ruhig zu ertragen, was

sehr störend und peinlich für jeden ist, der sich an die Unabhängigkeit einer großen liberalen Gesellschaft, oder an die *aisance* eines Continental-Lebens gewöhnt hat. Sonderbar genug ist es, wie schnell eine neue Mode oder eine neue Thorheit aus der alten Welt herübergebracht wird, und wie langsam dagegen und mit wie viel Schwierigkeiten eine neue Idee den Weg in die Köpfe dieser Leute findet, oder ein neues Buch den in ihre Hände. Doch trotz alle dem kann ich nicht umhin, zu sehen, daß gute Geister und verbessernde Grundsätze thätig sind; daß Fortschritte gemacht werden; obgleich das Vorschreiten der Intelligenz nicht in doppelt so schneller Zeit geschieht, als in Europa, so steht es doch nicht ganz stockstill.

Es herrscht hier zwar ein sehr gehässiger Parteigeist in politischen Angelegenheiten, doch für's erste noch kein patriotisches Gefühl, keine Anerkennung allgemeiner edler Grundsätze für Politik, bis jetzt habe ich wenigstens noch nichts von diesen Eigenschaften gefunden. Canada ist für jeden eine Colonie, nicht ein Vaterland, es ist noch nicht mit den theuersten Gefühlen, Verbindungen und Hoffnungen seiner Einwohner verwachsen. Es ist ihre adoptirte, nicht ihre wirkliche Mutter. Ihre Liebe, ihr Stolz ist nicht für das arme Canada, sondern für das hohe glückliche England, und es müssen noch einige Generationen auf einander folgen, ehe das sich ändern wird.

Wir haben hier sogenannte Tories, Whigs und Ra-

dicale; doch diese Worte bedeuten nicht gerade dasselbe, was wir zu Hause durch solche Benennungen bezeichnen.

Sie müssen sich erinnern, daß die ersten Ansiedler in Ober-Canada aus denjenigen bestanden, welche genöthigt waren, während des Revolutionskrieges aus den vereinigten Staaten, in Folge ihrer Anhänglichkeit an das brittische Gouvernement, zu fliehen; wie auch aus Soldaten und Offizieren ohne Anstellung, welche während des Krieges mitgefochten hatten. Diese wurden für ihre Verluste, Leiden und Verdienste, durch Schenkungen an Ländereien in Ober-Canada entschädigt. So war das erste Element, auf welches unser Socialsystem gebildet wurde, Widerwillen und Verachtung gegen die neue Institution der vereinigten Staaten und eine Abneigung gegen das Volk jenes Landes — ein sehr natürliches Resultat des Vorhergegangenen, und so geschah es denn, daß die geringste Färbung von demokratischen oder selbst liberalen Principien in der Politik während einer langen Zeit eine genugsame Verdächtigung der Loyalität ein Flecken auf den persönlichen Character derer warf, welche sich zu demselben bekannten. Deshalb sind die Tories bis jetzt die einflussreichste Partei gewesen; in ihren Händen findet man seit einer langen Reihe von Jahren die Gönnerschaft des Gouvernements, die ersten Aemter, die Verkäufe und Schenkungen der Ländereien.

Eine andere Partei, welche sich zu einer gleichen

unbegrenzten Loyalität für das Mutterland bekennt, und zu demselben Widerwillen gegen die Principien und Institutionen ihrer Yankee-Nachbarn, können die Whigs von Ober-Canada genannt werden. Diese sehen mit Eifersucht und Betachtung auf die Macht und Vorurtheile der Toryfamilien herab, und bestehen auf die Nothwendigkeit mehrerer Reformen im Colonialgouvernement. Viele von diesen sind junge Leute von Talent, und Männer, welche eine Profession treiben, und sehen sich von dem, was sie den ihnen zukommenden Antheil von gesellschaftlicher Achtung und Einfluß nennen, ausgeschlossen, auch von dem, wozu in einer kleinen Gesellschaft, wie die hiesige, ihre gute Erziehung und ihr Character sie berechtigen sollte.

Ein anderer Kreis sind die Radikalen, welche ich gewöhnlich nicht anders erwähnen höre, als »die Schurken«, »die Kerls« oder mit sonst einer Benennung, welche die größte Verachtung und den höchsten Widerwillen ausdrückt. Es sind diejenigen, welche dieses Land in eine Republik, wie die der vereinigten Staaten, umgewandelt sehen möchten; einige wenige unter ihnen sind Männer von Talent und Erziehung, doch bis jetzt sind sie weder einflußreich noch bedeutend.

Unter allen diesen Parteien herrscht ein allgemeiner Ton der Klage und der Unzufriedenheit — ein gegenseitiges Mißtrauen — eine Zagheit und Lässigkeit, deren



Ursache ich nicht auffinden konnte. Selbst diejenigen, deren Herz und Gefühl sehr enthusiastische Gesinnungen für Großbritannien hegen, welche aufrichtig glauben, daß das wahre Interesse der Colonie es erfordere, unter der Controle des Mutterlandes zu stehen, sind eben so unzufrieden als die andern. Sie klagen mit Bitterkeit über die Unwissenheit der Coloniebeamten in England in allem, was das wahre Interesse des Landes betrifft. Sie schreiben den Mangel an Capital zu großartigen Verbesserungen nicht dem Mißtrauen in die Hülfquellen des Landes zu, sondern dem Mangel an Vertrauen in die Maaßregeln des Gouvernements und in die Sicherheit des Eigenthums.

Um die verschiedene Stimmung, welche hier herrscht, zu verstehen, muß man den Unterschied zwischen den zwei Provinzen Ober- und Unter-Canada wohl vor Augen haben. Der Plan, sie einmal wieder unter eine Regierung mit einer Central-Hauptstadt zu vereinigen, wird sehr von denjenigen bestritten, deren persönliches Interesse durch einen Wechsel des Gouvernementsfikes leiden würde. Ich hörte einige Personen so weit gehen, zu behaupten, daß wenn die Vereinigung der beiden Provinzen durch das Gesetz eingeführt werden sollte, so würde das genügen, den Einzelnen von seiner Verbindlichkeit gegen das Gesetz freizusprechen. Auf der andern Seite hat diese Maaßregel in beiden Provinzen sehr

mächtige Vertheidiger \*) und wenn man über die Landkarte dieses schönen und großen Landes hinblickt, und die ganze Geschichte desselben liest, so scheint es, als ob eine politische Eintheilung in fünf Provinzen, deren jede ihren unabhängigen Gouverneur und ihre eigene Regierung, so wie ihre eigene Correspondenz mit der Colonial-Verwaltung hätte, ihre Local-Gesetze und Local-Abgaben, das Colonial-Patronat sehr erhöhen würde, und vielleicht die Unterwürfigkeit des Ganzen gegen die brittische Krone fester und sicherer stellen. Würde dies aber nicht auch Local-Absonderungen und Eifersuchten vermehren, die getheilten Interessen aufrecht erhalten, die Ressourcen verringern und die Verbesserungen des Landes nach einem großen Maaßstabe verhindern? —

Ich thue aber wohl, hier inne zu halten, da Dieses über meine Schranken hinausgeht. Ich gehöre nicht zu denen, welche die weise Meinung aussprechen, daß Frauen nichts mit der Politik sollen zu thun haben; im Gegentheil! doch meine ich ganz ernstlich, daß Niemand, sei es nun Mann oder Frau, über das sprechen und schreiben sollte, was er nicht versteht. Ich habe aber meine eigenen Ansichten über diese Dinge, obgleich wir nie entdecken konnten, weder zu meiner eigenen Befriedigung noch zu der Ihrigen, ob ich Whig, Tory oder Radical

---

\*) Ein sehr gescheutes Urtheil wurde hierüber im Quebecker Merkur 1837 publicirt.

bin. Ich erkenne in der Politik nur zwei Parteien an; diejenigen, welche hoffen, und die, welche fürchten. In der Moral auch nur zwei Parteien, die, welche lügen, und die, welche wahr sind, und die ganze Welt theile ich in diejenigen, welche lieben und in die, welche hassen. Diese sehr verständliche Eintheilung erspart mir viel Mühe und entspricht ganz meinem Zwecke der Bewunderung.

Den 18ten Februar.

Toronto ist als Wohnort, mit andern Wohnorten verglichen, schlechter und besser. Schlechter ist es insofern, als es von allen Vortheilen der höchsten Civilisation entfernt ist, während es von allen ihren Uebeln und Thorheiten angesteckt wurde; und es ist besser, weil es, obgleich ein kleiner, doch auch ein junger Ort ist, und weil es, trotz seiner Bemühung rückwärts zu sehen, anstatt aufwärts, doch vorwärts kommen muß; es kann einst noch das denkende Haupt und das fühlende Herz einer großen, weisen und glücklichen Nation werden; wer weiß? Und es gab Augenblicke, in denen, wenn ich es aus diesem Gesichtspunkte betrachtete, es selbst für mich ein Interesse bekam. Aber jetzt ist Toronto in einer falschen Stellung, wie ein Jüngling, der das reifere Alter nachläßt, oder vielmehr wie der kleine Junge aus Hogarth's Gemälde, der eine Weste mit langen Klappen

trägt, nebst Manschetten und aufgekremptem Hut und dabei nach einem Butterbrote schreit.

Mit den unendlichen Wäldern eine halbe Meile von uns entfernt, in welchen der rothe Mensch, der Wolf und der Bär haufen, bei einem gänzlichen Mangel an allen Mitteln zur gewöhnlichsten geistigen und moralischen Entwicklung, haben wir hier die Sucht nach dem Conventionellen in ihren drückendsten und lächerlichsten Formen. Wenn ich sagte, daß die Leute hier der Bildung und der Mittel, dieselbe zu erlangen, ermangelten, so ist das natürlich und begreiflich, und es wäre unvernünftig, es anders zu verlangen; wenn ich aber sage, sie ermangeln der Ehrlichkeit, so würden Sie mich verstehen, diese Leute aber würden es nicht, sie würden meinen, ich beschuldigte sie eines falschen Gewichts und der Betrügerei beim Kartenspiel. Insofern sind sie allerdings ziemlich ehrlich, bis auf einen gewissen Grad, doch hörte ich nie so wenig Wahrheit, noch fand ich irgendwo so wenig gegenseitiges Wohlwollen, als hier. Und woher kommt das? — Daher, weil man in diesem Orte, wie in andern kleinen Provinzialstädten unter dem Princip der Furcht lebt — Alle fürchten sich vor einander, und jedes fürchtet sich, sein eigenes Selbst zu zeigen; und wo viel Furcht ist, da ist auch wenig Wahrheit und wenig Liebe.

Ich las heute Morgen von der Maria d'Escobar, einer spanischen Dame, welche zuerst einige Körner Weizen

in die Stadt Lima brachte. Während drei Jahren theilte sie den Ertrag aus, indem sie davon dem Einen zwanzig Körner, dem Andern dreißig gab, und so weiter. Daher kommt alles Getreide in Peru.

Giebt es denn Niemand, der einige Körner Wahrheit nach Toronto bringen will?

Den 21sten Februar.

Die Monotonie dieser meiner sehr monotonen Existenz wurde in der letzten Nacht auf eine fürchterliche Art unterbrochen. Ich war früh auf mein Zimmer gegangen, und hatte meiner Dienerin gerade geklingelt, als ich ein seltsames Leuchten durch die Atmosphäre bemerkte. — In den untern Theilen der Stadt wüthete ein Feuer. Ich blickte hinaus! es war Vollmond, glänzender, als je in unserm lieben wolkigen England, zeigte derselbe sein schönes Antlitz, und eben so ruhig wie Sie ihn im Mittelländischen Meere sehen werden, blickte er herab auf die schneeige Landschaft, und auf die eisige Bai, welche wie ein silbernes Tuch erglänzte. Und auf der andern Seite des Himmels war Alles Schrecken und Tumult, und Wolken von Rauch mit Feuersäulen gemischt stiegen in die Höhe empor. In der Ferne trommelte die Garnison zu den Waffen und die Glocken läuteten; doch hier, rings um mich herum, war kein lebendes Wesen zu sehen, und die Schneefläche war still wie der Tod.

Feuersbrünste sind in Toronto nichts Ungewöhnliches, da die Häuser größtentheils aus Holz erbaut sind; man hat beinahe ein oder zwei Mal wöchentlich solchen Schrecken, und im Lauf des Winters brennen meistens sechs oder acht Häuser ab. Doch dieses Mal war augenscheinlich das Feuer größer als gewöhnlich. Da ich, nachdem ich mich erkundigt, erfuhr, daß die ganze Hausmannschaft, ausgenommen meine Dienerin, dem Schauplatz der Thätigkeit zugeeilt war, so bereitete ich mich auch zu folgen, denn es war mir unmöglich, hier zu bleiben und müßig den Flammen zuzusehen, und in Unwissenheit und Erwartung dem fernen Geschrei zu lauschen. Das Feuer war in der Hauptstraße ausgebrochen (in Kingsstreet) und fünf Häuser brannten zu gleicher Zeit. Ich fand meinen Weg durch die mit Schnee angehäuften menschenleeren Straßen, in eine Art von Garten, der hinter den brennenden Häusern lag. In der Mitte desselben war ein Haufen Hausgeräths aufgeschichtet, und eine arme Frau, welche dabei Wache hielt, stand beinahe bis an die Kniee im Schnee. Ich stellte mich oben auf eine Bettstelle, und lehnte mich an ihre Schulter, und so blieben wir, bis die ganze Reihe der Gebäude eingefallen war. Die Irländer (Gott segne meine Landsleute, denn bei allen guten und bei allen dummen Streichen, bei Vergnügen wie bei Gefahr, kann man sicher sein, daß sie die ersten sind) wagten hier ihr Leben sehr müthig; ihre dunkeln Gestalten bewegten sich zwischen

den brennenden Balken hin und her, ihre schönen Stellungen und die Sorglosigkeit, mit welcher sie sich in die schrecklichsten Lagen hineinstürzten, wurde für mich am Ende zu fürchterlich aufregend. Ich war selbst so nahe, und die Flamme war so stark, daß auf der einen Seite mein Gesicht versengt und voll Blasen war.

Während der ganzen Zeit stand die arme Frau, auf deren Schulter ich mich stützte, still und bewegungslos, mit scheinbarer Ruhe ihr brennendes Haus betrachtend. Ich erinnere mich, daß ich zu ihr sagte: »Aber das ist ja fürchterlich, so dabei zu stehen und zu sehen, wenn das eigene Haus und Eigenthum so vernichtet wird!« Und sie antwortete: »Ja Ma'am, aber ich kann sagen, es wird etwas Gutes daraus entstehen; Alles führt zum Besten, wenn man es nur immer wüßte. Und nun, wo Jimmy in Sicherheit ist, kümmere ich mich nicht um das Uebrige.« Jimmy war aber nicht ihr Sohn, wie ich später ausfindig machte, sondern ein armer Waisenknabe, dessen sie sich angenommen hatte.

Im Anfange hatte es an Wasser gemangelt, aber nachdem man ein Loch ins Eis der See gemacht hatte, wurde schnell und reichlich zugetragen. Alles würde gut vorübergegangen sein, wenn der plötzliche Einfall eines Rauchfangs nicht schreckliche Verletzungen angerichtet hätte. Ein armer Knabe war getödtet und viele Andere beschädigt, unter den Letztern war Hr. B. . . Nach diesem Unfall kehrte ich mit betrübtem Herzen nach Hause zurück,

und nahe bei dem Hause fuhr ein Schlitten im vollen Galop vor mir vorbei, auf welchem ich im Mondenlicht die ausgestreckte Gestalt eines Mannes erkannte, welcher die Hände über dem Kopf gefaltet hatte und entweder im Todeskampf lag oder schon todt war.

Als heute Morgen die Begebenheiten der vergangenen Nacht besprochen wurden, versuchten viele Leute sich durch die Versicherung zu trösten, daß, wie groß auch der Verlust und das Unglück der Privatpersonen sein möge, eine Feuersbrunst doch immer eine Wohlthat für Toronto wäre, da man sicher sein könne, daß ein Backsteinhaus sich an der Stelle eines hölzernen erheben würde. Das mag wohl der Fall sein; Backsteinhäuser sind gewiß besser als hölzerne und auch sicherer, doch kann ich nie als allgemeinen Grundsatz ertragen, daß das öffentliche Wohl auf das Unglück des Einzelnen begründet sei. Ich hasse diesen Lehrsatz und bin nicht durch dessen Logik zu überreden. In unseren jetzigen Staatsverfassungen ist es nur allzusehr Mode, die Menschen nur en masse zu berücksichtigen. So wunderbar und umfassend und über alles wichtig der große Bau der menschlichen Gesellschaft mit allen seinen verschiedenartigen Elementen, mit allen seinen großartigen Schicksalen auch sein mag, so ist es doch die Frage, ob er wohl vor Gott wichtiger, furchtbarer, großartiger dasteht, als jene geheimnißvolle Welt von Kräften, Neigungen und Streben, welche wir Menschen Seele nennen?



Sehen wir nicht im Gouvernement und in der Politik das Interesse der Vielen dem einiger Weniger geopfert; während in Allem, was die Gesellschaft betrifft, die Sitten und das Glück einzelner Individuen, dem der Menge zum Opfer gebracht wird? Beides ist nicht recht. Ich kann mich nie dazu bringen, ein gesellschaftliches System zu bewundern, in welchem die Ehre, die Rechte oder das Glück irgend eines Individuums, wenn auch des niedrigsten, einem künftigen oder allgemeinen Guten weichen muß. Es ist eine unchristliche Berechnung, und wird eben so unzulänglich befunden werden, als sie unchristlich ist.

Die Frauen haben vorzüglich das Recht, gegen diesen Grundsatz zu klagen; Moralisten und Politiker sagen uns geradezu, daß für das allgemeine Beste der Gesellschaft, und zufolge einer absoluten Nothwendigkeit, der fünfte Theil unseres Geschlechts verdammt sein müsse, als eine gesetzmäßige Beute dem andern zu verfallen, und also bestimmt sei, in Schande auf den Straßen und in Hospitälern zu sterben, damit die Tugend der Uebrigen erhalten und sowohl der Stolz als die Leidenschaft der Männer befriedigt werde. Ich empfinde aber ein bitteres Gefühl, wenn ich daran denke, daß dieses grausamste und nichtswürdigste aller conventionellen Gesetze einstmals an Denen gerächt werden wird, welche dasselbe aufrecht erhalten, und daß hier das Hinopfern einer gewissen Anzahl von dem einen Geschlecht zu der Befrie-

digung der erlaubten Ausschweifung des Andern, kein allgemeines Beste ist, sondern ein allgemeiner Fluch, ein Krebsgeschaden im Busen der Gesellschaft.

Dieses ist ein gehässiges Thema, — noch hassenswerther ist es, wenn man es mit lächelnder Leichtfertigkeit besprechen und zuweilen mit spröder oder arroganter Pruderie bei Seite legen hört. Wenn wir Frauen uns nicht den Muth nehmen, das Uebel anzuschauen und eine Abhülfe dafür, ein Gegenmittel in uns selbst zu finden, so weiß ich nicht, woher ein solches kommen sollte.

F. erzählte mir gestern eine Geschichte, welche ich versuchen muß Ihnen mitzutheilen, wenn ich die passenden Worte dazu finde; dieselbe ist wieder ein Beweis, daß die Wirklichkeiten des Lebens alle Erfindungen übertreffen; ich habe mit diesen meinen Augen mehr Trauerspiele und Romane angesehen, als ich zu enthüllen wage — und wer that das nicht?

F. erzählte mir, daß, als er in der Armee der niederen Provinzen diente, ein junger Offizier, einer seiner Freunde (er nannte den Namen) ein sehr hübsches Mädchen von funfzehn bis sechzehn Jahren von ihren Eltern entführte. F. kannte ihre Familie, welche sehr achtungswerth war, und suchte sie zu retten; doch umsonst! Nach einigen Monaten wurde der Offizier seines Opfers überdrüssig, und trat sie einem andern Offizier seines Regimentes ab. F. that wieder einigen Einspruch, und das arme Mädchen kehrte auf einige Zeit zu ihren Eltern

zurück, welche sie froh und dankbar aufnahmen. Aber sie war für ihre Heimath verdorben, und ihre Heimath war es für sie; die Quellen der unschuldigen Freude waren vergiftet; und warum sollten wir uns darüber wundern und darüber schmähen, wenn ein weibliches Wesen, welches einmal die Schmeicheleien und Liebesungen der Liebe gekannt hat, es hart findet, ja sehr hart, sich auf einsame, arbeitsame, freudenlose Tage und Nächte zu beschränken? Nach einiger Zeit fand der Obrist des Regiments Mittel, sie wieder ihrer Heimath zu entlocken, er faßte eine große Neigung zu ihr, und sie war ihm treu ergeben, so daß er sie mit nach England nahm.

Jahre waren verflossen, als S., welcher die Armee verlassen hatte, auch nach England zurückkehrte. Während er London durchstreifte, wie alle jungen Leute es zu thun pflegen, wenn sie lange vom Mittelpunkt der Freude und Ausschweifung entfernt waren, begab er sich eines Abends nach einem Mittagessen im Gasthof in ein Haus von schlechtem Ruf; und ein unglückliches Weib der Anstalt wurde ihm zur Gefährtin gesandt. Als sie in die Stube trat, fuhr S. erschrocken vom Sopha auf, denn er erkannte in dem schamlosen degradirten, abgemagerten, in Glitterstaat gekleideten Geschöpf das arme Kind, das er in Canada verführt. Doch die langen Jahre des Lasters und des Elends hatten sie nicht ganz abgehärtet. Beide standen sich einige Minuten lang gegenüber und blickten stillschweigend einander an (und wer kann sa-

gen, was in jenen wenigen Minuten in der Seele eines Jeden vorging), dann fiel das unglückliche Mädchen bewusstlos zu Boden.

Er hob sie auf, und in der Reue und Todesangst des Augenblicks bot er ihr Alles an, was er in der Welt besaß — eine armselige Entschädigung! — Er beschwor sie, nach Canada zurückzukehren, er wollte alle Ausgaben bestreiten und sie allem Mangel entrücken. Doch Alles war umsonst.

Nachdem der erste Ausbruch des Gefühls vorüber war, stieß ihn das unglückliche Mädchen mit dumpfer Verachtung und Verzweiflung von sich und weigerte sich, nicht allein in ihre Heimath, die sie geschändet hatte, zurückzukehren, aber auch irgend etwas von ihm anzunehmen und so verließ sie ihn. Er war es selbst, der diese Scene F. beschrieben hatte.

»Armer Mensch,« fügte F. hinzu, »er konnte sich lange nachher noch nicht erholen, er fühlte es sehr tief.«

»Armer Mensch!« — und doch war er zu bedauern; er hat ja das System, in welchem er erzogen war, nicht selbst gebildet.

»Was wurde aus dem Kapitain S.?« fragte ich.

»D! er hat sich sehr gut verheirathet, und ist jetzt ein achtungswerther, vortrefflicher Mann und Familienvater.«

»Er hat also Kinder?«

»Ja, mehrere.«

»Töchter?«

»Ja.«

»Ohne Zweifel, dachte ich, wird er diese recht in Acht nehmen.«

Und nun noch ein Wort hierüber, ehe ich meine Feder niederlege. Ich bin zwar schon sehr weit von der Feuersbrunst in Toronto abgekommen, — doch das hat nichts zu sagen.

Wie oft müssen wir nicht jenen falschen und niedrigsten der Gemeinplätze hören, daß Libertins und mauvais sujets unter den Männern immer von den Frauen begünstigt werden, selbst von den tugendhaftesten Frauen! Dieses ist so oft von Wislingen und Späsmachern gesagt und wiederholt worden, bis die thörichten Frauen die Sache für gegründet halten, und thörichte Männer nach solch einem Ruf streben, als nach einem Mittel uns zu gefallen. Welch ein Mann hat wohl je einer Frau gefallen, weil er ein Libertin war. Welche tugendhafte Frau hat denn einen Begriff von dem, was eigentlich ein Libertin ist? Welches junge, schöne Mädchen, die einen sehr angenehmen, wohlherzogenen jungen Mann als einen Libertin bezeichnen hört, kann sich die Sache selbst vorstellen? weiß sie, was das eigentlich bedeutet? Kann sie solch einem Mann mit ihren Gedanken folgen in sein tägliches Leben, in die erkauften Freuden, an die schändlichen Orte, die er aufsucht? Glücklicher Weise — oder sollte ich nicht vielmehr unglücklicher Weise sagen? —

hat sie keine Ahnung, keinen Begriff von alle dem. Wenn die Wahrheit ihr offen dargelegt würde, so würde sie zurückschauern vor der Berührung eines solchen Geschöpfes, im gänzlichen Widerwillen, den ein Wesen, das reinen Herzens und reiner Seele ist, natürlicher Weise empfinden muß. Ihr Begriff von einem Libertin kommt der Wahrheit ungefähr eben so nah, wie der armen Minna ihr Begriff von einem Piraten. Und so wird das, was das Resultat der Unwissenheit, der Unschuld und der Reinheit der Frauen ist, sonderbarer Weise in einen Vorwurf gegen uns umgeschaffen.

Nein! es giebt nirgends Rettung für Frauen, als in uns selbst, in Selbsterkenntniß, Selbstvertrauen, Selbstachtung und in gegenseitiger Hülfe aus Mitleid. Nichts Gutes wird gestiftet durch den lächelnden Tadel, den wir dem leichtsinnigen Wandel der Männer zuwenden, während wir die Schwachen und Irrenden unseres Geschlechts in unwiederbringliche Verlorenheit hineinstoßen \*).

---

\*) Ich kann nicht umhin, hier eine Stelle von Henriette Martineau anzuführen, welche gedruckt wurde, nachdem dieses kleine Journal schon geschrieben war. —

»Bei der jetzigen Lage der Dinge ist das Einzige, was man thun kann, daß man das Ziel höher stecke; und daß die Selbst-Disciplin der ganzen Gesellschaft erstarke, indem ein Jeder sich bestrebt, so gut zu sein als er kann, und sich mehr auf das eigene Ringen nach Selbstvervollkommnung verlasse, als auf irgend eine glückliche Zusammenstellung der äußern geselligen Verhältnisse. Uns

Den 24ten Februar.

«Ce qui est moins que moi m'éteint et m'assomme:  
Ce qui est à coté de moi m'ennuie et me fatigue.  
Il n'y a que ce qui est au dessus de moi, qui me  
Soutienne et m'arrache à moi-même.»

Dieses ist wahr — und wie wahr! und wie ich fühle, ist es noch viel hübscher gesagt, als ich es sagen könnte; und so geschah es denn, daß während der letzten paar in Krankheit und Einsamkeit verbrachten Tage ich mich in eine andere höhere Welt flüchtete, und meine Ideen über dieselbe Ihnen darbringe.

Ich habe wieder Iphigenia, Tasso und Egmont von Goethe gelesen.

Iphigenia ist ganz Ruhe, Tasso ganz innere Aufregung; Egmont ganz Handlung und Leidenschaft. Iphigenia beruht auf Unmuth und Größe der Form —

Frauen vorzüglich sollte man den freien Gebrauch jeder Kraft, die der Schöpfer uns gab, gestatten, es ist für die Tugend der Gesellschaft wesentlich nöthig, daß sie die freieste moralische Thätigkeit genießen können, und nicht durch Unwissenheit gefesselt, nicht durch eine Autorität eingeschüchtert werden. Denn es ist ein unbestrittenes und unbestreitbares Factum, daß, wenn die Frauen nicht schwach wären, die Männer nicht schlecht sein würden, und daß, wenn die Frauen recht reinen Herzens wären, der feigen Tyrannei, der Zügellosigkeit ein Ende werden müßte.

sie ist durch und durch statuenartig. Tasso ist der Kampf zwischen der poetischen und prosaischen Natur. Egmont ist das Werk der Wirklichkeit, ganz praktisch — selbst die Liebe ist es.

Ich legte Tasso aus der Hand mit der Tiefe der Bewegung, welche ich nur empfunden, nachdem ich Hamlet gelesen hatte, mit dem allein ich ihn vergleichen kann. Doch Tasso ist ein Trauerspiel, welches eine tiefe und vollkommene Wirkung hinterläßt, ohne die Dazwischenkunft irgend eines bösen Princips, ohne Dolch, ohne Tod, ohne Tyrannen und ohne einen Schurken! Die Wahrheit des Charakters der Leonore d'Este frappirte mich sehr; sie ist sich selbst treu als Charakter, aber auch treu alle dem, was wir von ihrer Geschichte wissen. Der Schatten, den eine verborgene Liebe über die sonst so zu durchschauende, krystallartige Einfachheit ihrer Seele geworfen, ist sehr anziehend — noch anziehender durch den Contrast mit ihrer Freundin Leonore Sanvitale, welche sich mit der Absicht befreundet, den Tasso mit echt weiblicher Schlaueit und sentimentaler List zu entfernen.

Warum vollenden Sie nicht die Uebersetzung des Egmont? Wer wird es je so ausführen, wie Sie es können? Welche tiefe Weisheit, welche Kenntniß der Natur in jeder Scene, und was kann schöner sein, als die zwei weiblichen Portraits — die kaiserliche herrschsüchtige Margarethe von Oestreich und das plebejische



Mädchen Clärchen. Der Charakter von Clärchen wird immer größer, je mehr ich ihn studire. Ist sie nicht eine niederländische Julietta, in ihrer zärtlichen Ungeduld, ihrem Eigensinn und in der Energie des Entschlusses, welche aus der Macht der Leidenschaft entspringt. Und ihre Neigung zum armen verstoßenen Geliebten, Brackenburg, den sie nicht lieben und nicht hassen kann; das Alles ist so weiblich und natürlich!

\* \* \*

Iphigenia ist eine heroische Tragödie — Tasso eine poetische und Egmont eine historische. Clavigo ist, was die Deutschen eine bürgerliche Tragödie nennen. Ich las dieses Trauerspiel nicht wie ich den Tasso las, in das Ideal empor und auf Flügeln des Enthusiasmus schwebend, zwischen Himmel und Erde und Sternen, aber ich legte dieselbe mit einem tiefen Schmerz aus der Hand — ja, mit Schmerz; denn meine Empfindung war schlimmer und tiefer als eine bloße Rührung; doch ist es schwer, vom Clavigo wie von einem Kunstwerke zu sprechen. Die Einfachheit der Thatsachen, die alltäglichen Charaktere, die profaischen Gefühle, der tiefe Ernst der Situationen sind beinahe zu wahr — sie werden wieder in unsere Herzen zurückgeführt zu unserer eigenen Erfahrung. — Sie sind gerade das, was, wenn wir es fühlen, wir am wenigsten auszusprechen

wagen. Die Scene zwischen Carlos und Clavigo, in welcher Carlos seinem Freunde abrathet, eine Frau zu heirathen, mit welcher er versprochen war, ist wunderschön! Wenn Clavigo einer bloßen Ueberredung nachgäbe, oder gewöhnlichen Gründen, so wäre es ein verächtlicher Mensch — wir würden kein Interesse für ihn fühlen, und er würde auch den Verstand verleugnen, mit welchem er ausgestattet wurde. An diesen Verstand wendet sich Carlos. Seine Gründe sind von einem Gesichtspunkte aus, nämlich von dem der gesunden Vernunft, nicht zu bestreiten. Sein Vernünfteln, welches aus Ueberzeugung entspringt, ist die Vernunft selbst. Was kann klüger sein, als seine Berechnung, was unleugbarer und wahrer, als seine aufgestellten Sätze? Seine Rhetorik, von wahrer Freundschaft eingegeben und voll Feuer und Leben, ist hinreißender durch die Aufrichtigkeit des Gefühls, als durch die Beredsamkeit; und seine sarkastischen Bemerkungen über die Maria Baumarchais und ihren Mangel an äußerer Schönheit, ihre Kränklichkeit und fremde Manieren, über den Effect, den sie in der Gesellschaft als seine Frau hervorbringen wird, und was für ein Hemmschuh sie seiner Freiheit und seinem Ehrgeize sein würde, Alles ist so wohl bedacht, so wohl gemeint, so wohl begründet, daß, weit entfernt, den Carlos zu hassen und den Clavigo zu verachten, wir Angst empfinden und Mitgefühl und wie fest gezaubert sind. Ein Jeder, welcher dieses

Stück lieft, muß eingestehen, und zwar mit innerm Schauern, daß es möglich sei, daß er selbst diesen conventionellen Vernunftgründen und dieser weltlichen Logik würde nachgegeben haben, und wenn es auch nur in der Ermangelung guter Gegengründe gewesen wäre. Das Einzige, was bei Carlos' bewunderungswürdigen Vernünfteilen und Berechnungen fehlt, ist Natur und Gewissen, welche, wenn sie beide vereint sind, von der Welt mit dem Worte romantisch bezeichnet werden. Doch noch nie wurden die Gefühle und Eingebungen unserer Natur ungestraft übertreten, noch nie wurde die Stimme des Gewissens zum Schweigen gebracht, ohne daß eine Vergeltung drauf erfolgt sei. In der Tragödie erfolgt die Catastrophe gleich und schrecklich; im wirklichen Leben könnte sie in irgend einer andern Gestalt erscheinen, oder später, aber sie wird kommen — da ist kein Zweifel.

---

Den 25ten Februar.

Die Anklage, welche häufig gegen Goethe gerichtet worden ist, daß, ungeachtet seiner leidenschaftlichen Bewunderung für die Frauen in allen seinen Werken, er willkürlich und systematisch die Weiblichkeit herabgezogen habe, ist nach meiner Meinung nicht gerecht. Er ist ohne Zweifel nicht so universal als Shakespeare, nicht so ideal als Schiller; doch obgleich er wohl eine erhabnere und großartigere Ansicht des Geschlechtes hätte

aufnehmen können, so sind doch seine Schilderungen einzelner Frauen eben so wahr, als die Wahrheit selbst. Sein Begriff von Frauen im Allgemeinen glich dem, den Lord Byron hegte, und war etwas orientalisch und sultanartig. Er hat etwas vom Pascha-Glauben. Eine meiner Freundinnen, welche Goethe sehr genau gekannt hatte, sagte mir: »Er hatte keinen Begriff von Heldenfrauen; in der Poesie fand er dieselben unnatürlich, und in der Geschichte falsch. Für Schilderungen, wie die der Johanna d'Arc und Stauffachers Weib in Wilhelm Tell, hatte er weder Glauben noch Sympathie.«

Seine einzige heroische und ideale Schöpfung ist Iphigenia, und sie ist so vollkommen und so rein, wie ein Meisterstück der griechischen Bildhauerkunst. Ich meine, das ist ein Beweis, daß, wenn er auch den activen Heroismus der amazonenartigen Frauen nicht liebte oder nicht verstand, er doch einen sehr erhabenen Begriff von dem passiven Heroismus der weiblichen Natur hatte. Die Basis eines Charakters ist Wahrheit. Dieses Drama ist der Triumph der unbesleckten, unwandelbaren Wahrheit. Manz hat gesagt, daß Goethe in diesem Charakter das Portrait der Großherzogin Louise von Weimar beabsichtigt habe. Die Absicht des Dichters bleibt zweifelhaft; doch scheint es, als ob vom ersten Augenblick an die Aehnlichkeit allgemein anerkannt wurde. Welch ein schönes Zeugniß war diese Anerkenntniß für die Herzogin! — Durch die Wahrhaftigkeit, durch die unwandel-

bare Redlichkeit in Wort und That, und nicht durch glänzende Eigenschaften des Geistes oder einschmeichelnde Manieren hatte sie über den Zorn gesiegt und Napoleons Achtung errungen; die Achtung eines Mannes, welcher öffentlich die Frauen verachtete und dessen Instruktionen an seine Minister und Gesandten immer mit den Worten endigten: »Soignez les femmes« liefert einen inhaltschweren Commentar über unsere falsche Stellung und furchtbare Macht.

Den 27sten Februar.

Ich habe diesen Morgen den Besuch eines Mannes gehabt, mit welchem ich Sie näher bekannt machen muß. Mein Freund, der Oberst F., würde mir überall gefallen haben, hier aber ist er wirklich unschätzbar.

Kennen Sie jenes lyrische Gedicht von Wordsworth? the reverie of poor Suzan, in welchem er die innere Bewegung eines armen Dienstmädchens vom Lande beschreibt, deren Schritte in Cheapside durch den Gesang eines eingesperrten Vogels gehemmt wurden.

'tis a note of entchantment — what ails her? she sees  
 A mountain ascending, a vision of trees;  
 And a single small cottage, a nest like a doves,  
 The one only dwelling on earth that she loves!  
 She looks and her heart is in heaven! \*)

\*) Uebersetzung. »Es ist ein Zauberton — was fehlt ihr? Sie sieht, als sie einen Berg ersteigt, eine Vision von Bäumen, eine einzige kleine Hütte gleich einem Taubennest,

Und wie nahe sind sich alle Menschenherzen in ihren natürlichen Eingebungen und Sympathieen verwandt, und was für eine unfehlbare allgemeine Quelle der Poesie sind diese selbst in ihren einfachsten Gestaltungen. F. erzählte mir heute, daß einst, als er in eine Nebenstraße dieser kleinen Stadt eingebogen habe, er dicht neben sich eine Lerche hätte singen hören. (Nun muß man wissen, daß es in Canada keine Lerchen außer denen giebt, welche von dem Continente herübergebracht sind.) F. soll mit seinen eigenen Worten erzählen.

»So Ma'am, als ich die Stimme des Vogels in der Luft hörte, schaute ich aus natürlichem Instinkt in die Höhe nach dem Himmel, obgleich ich wußte, daß dieselbe nicht von dort kommen konnte; dann blickte ich nach dieser Seite und dann nach jener, und endlich sah ich das kleine Geschöpf auf seiner Nasenscholle sitzend im kleinen Käfig, und dort sang und zwitscherte es weiter und ich stand stockstill und lauschte mit dem Herzen. Nun! ich weiß nicht, was es war, das über mich kam, aber Alles schien sich vor meinen Augen zu verändern, und ich war wieder im alten Irland, und meine Heimath war um mich her, und ich war wieder ein wilder Springinsfeld von einem Jungen, und lag auf dem Rücken am Hügelabhang oberhalb meiner Mutter Hütte und beobachtete, wie ich es sonst zu thun pflegte, die

---

die einzige Wohnung auf Erden, die sie liebt! Sie schaut, und ihr Herz ist im Himmel.«

Lerche, welche singend über meinem Kopfe herumkreiste, so daß ich meine Augen anstrengte, um mit denselben ihr zu folgen, bis sie im blauen Himmel verschmolz — und da — werden Sie es glauben — Ma'am? ich stand wie ein alter Narr, dem Vogelgesang lauschend, wie in einem Traume verloren, und ich glaube, ich hätte dort bis heute stehen können.« Und die Augen des rauhen Kriegers füllten sich mit Thränen, während er sich selbst auslachte und gar nicht inne wurde, daß er lauter Poesie gesprochen, eben so wenig als Herr Jourdain wußte, daß er Prosa sprach.

Oberst J. ist ein Soldat de fortune, welche Benennung wenigstens in seinem Fall bedeutet, daß er dem Glücke nichts verdankt, sondern alles seinem guten Herzen, seinem gesunden Verstande und seinem tapfern Schwerte. Er war der Sohn eines irländischen Klein-Häuslers (und rühmt sich dessen) auf den Gütern des Ritters von Glyn. Mit funfzehn Jahren schulterte er eine Muskete, und trat in das Regiment, welches nach Holland beordert war, zur Zeit, als der Herzog von York dem Dumourier gegenüberstand. Die einzigen Bücher, welche er damals gelesen, waren: Die sieben Streiter für das Christenthum und die sieben weisen Lehrer. Den Kopf voll ritterlicher Beispiele, gedachte er, das erste Schlachtfeld muthig zu betreten, sich gelobend, daß, wenn es da einen Drachen zu bekämpfen gäbe oder einen Riesen herauszufordern, so

würde er der Mann sein, der es thäte! — Er wollte auf jeden Fall irgend eine tapfere That verrichten, irgend eine große Waffenthat, welche die Welt in Erstaunen setzen und ihn auf dem Fleck zum Hauptmann creiren sollte. Dann beschreibt er mit vielem Humor und Gefühl sein großes Erstaunen und seine Betrübniß, als er das mechanische Gemengel eines modernen Schlachtfeldes so ganz von dem Bilde seiner Phantasie verschieden fand; als er sich ein Glied in der Masse sah, in welcher das Herz und der Arm des Einzelnen, wenn auch noch so edel, noch so stark, doch für nichts gilt; gezwungen, stillzustehen und auf das Commandowort loszufeuern; — das Erstarren, welches dieses Commandowort seinem Herzen mittheilte, und dann seine Empfindung, als der Kamerad an seiner Seite als zukender Leichnam ihm vor die Füße fiel; — Alles dieses beschrieb er mir mit der Lebendigkeit eines Malers, und mit einer Einfachheit, welche sehr unterhaltend war. Später wurde er gefangen genommen, und damals war er so von dem Gedanken gedrückt, daß es eine Schande sei, gefangen und entwaffnet zu werden, und indem er an die Entehrung und den Kummer seiner Mutter dachte, daß er in Versuchung war, einen Selbstmord nach der alten römischen Art zu begehen. Als er aber einen Lieutenant seines Regiments auch als Gefangenen eingebracht sah, dachte er anders hierüber. Eine Entehrung, welche der Lieutenant mit Philosophie erträgt,



könne, wie er meinte, von einem Subalternen auch ertragen werden, denn damals, in einem Alter von achtzehn Jahren, war er schon Sergeant.

Er wurde nachher ausgetauscht und mit seinem Regiment (das neunundvierzigste) nach Canada beordert. Er erhielt eine Stelle als Lieutenant im selben Regiment nur wegen seiner Tapferkeit und seines Verstandes; denn da seine Besoldung nicht hinreichend war, um ihn in Stand zu setzen, gleich seinen Kameraden zu leben und seine Equipirung zu bezahlen, so war die Beförderung, welche er durch sein gutes Betragen erworben hatte, lange Zeit für ihn die Quelle großer Verlegenheiten. Während des letzten amerikanischen Krieges verrichtete er eine sehr glänzende That, für welche seine Ernennung zum Hauptmann auf dem Schlachtfelde erfolgte. Gleich nachdem er dieselbe erhalten, setzte er seinen Commandeur sehr in Erstaunen, als er um Urlaub bat, obgleich noch eine Schlacht in wenigen Tagen erwartet wurde. Das Verlangen war in der That so außerordentlich, daß der General Sheaffe sich befann und es abschlug. J. versicherte, daß, wenn man ihm sein Gesuch gewährte, er in drei Tagen wieder im Hauptquartier sein würde; wenn man es ihm aber abschläge, so würde er ohne Urlaub gehen. »Denn,« sagte er mir, »ich war toll, und die Wahrheit Ma'am ist, daß ein kleines Mädchen lebte, das ich liebte; und ich wußte, daß, wenn ich sie heirathen könnte, ehe ich

getödtet würde, sie die Pension einer Kapitäns-Wittwe erhalten müßte. Es war Alles, was ich ihr hinterlassen konnte, und es würde für mich von einigem Trost gewesen sein, obgleich nicht für sie, die arme Seele!“

Der Urlaub war zugestanden. F. bestieg sein Pferd und ritt hundert und funfzig Meilen in sehr kurzer Zeit, heirathete sein kleines Mädchen und kehrte am folgenden Tage zu seinen Pflichten zurück, um noch einer Schlacht beizuwohnen, in welcher er jedoch nicht getödtet wurde, sondern am Leben blieb, um Vater einer schönen Familie von vier braven Söhnen und einer lieblichen Tochter zu werden.

Diejenigen Männer, welche mich im Leben am meisten interessirt haben, waren immer solche, welche sich selbst erzogen hatten und als Originale bezeichnet wurden. Dieser liebe gute F. ist originalissimo. Vor einiger Zeit unterhielt er mich und gab mir zugleich einen sehr lebhaften Begriff von dem unvermeidlichen Schaden des Krieges, indem er mir beschrieb, wie er einst in einer Kirche in Flandern einquartiert gewesen sei. Als die Soldaten diese ihre Wohnung in Besitz nahmen, begannen sie damit, den Gotteskasten zu erbrechen und die Sakristei zu berauben. Dann zerbrachen sie die Stühle und Bänke, um ein Feuer zum Kochen ihrer Nation zu machen, und da das nicht genügte, wurden die hölzernen Heiligen und die Altäre von geschnitztem Holz eingerissen. Da sie sich von dem Rauch belästigt

fahen, kletterten einige Soldaten an den hervorragenden Verzierungen hinan und schlugen die Fenster ein, welche aus gemaltem Glas bestanden, damit die Luft hereindringen und der Rauch hinaus könne. Am nächsten Morgen mit Sonnenaufgang verließen sie das Heiligthum der Religion und Kunst als eine schlechte verunstaltete Ruine. Ein ganzes Jahrhundert kann diese Entweihung und Zerstörung einiger Stunden nicht wieder gut machen.

»Sie müssen uns arme Soldaten nicht zu hart beurtheilen,« setzte F. hinzu, als wenn er einen Blick beantwortete, dem ich nicht Worte gab. »Ich hatte wohl ein gewisses instinktartigcs Bewußtsein von dem Schaden, den wir anrichteten, doch war ich gewiß der Einzige, der dieses empfand; sie wußten es nicht besser, und das precäre Leben des Soldaten giebt ihm die Gewohnheit, Alles dem gegenwärtigen Moment zu opfern, und eine gewisse Fühllosigkeit gegen das Leiden und die Zerstörung, welche, wenn dem augenblicklichen Mangel abgeholfen ist, im nächsten Augenblick aus dem Gesicht verloren und vergessen wird. — Ich weiß nicht, warum ich nicht ganz so unempfindlich war, als die Uebrigen, es müßte denn durch Gottes Güte gewesen sein. Als Knabe war mein erstes Gefühl die Liebe zu meiner Mutter und dann Dankbarkeit gegen Gott, daß er mich geschaffen und aus dem Nichts ins Dasein gerufen hatte. Mein erster Gedanke war: was ich thun könne,

um ihm zu gefallen. Nun konnte ich aber trotz Allem, was die Priester sagten, doch nicht begreifen, wie Fasten und Beten ihm wohlthun sollten, so schaute ich in der Fülle meines Herzens um mich herum, um zu sehen, was noch anders zu thun sei, und ich glaube, es war eine Stimme in mir, welche mir immer zuflüsterte: »thue deinem Nächsten wohl, thue deinem Nächsten wohl!«

Mit solch überströmender Güte, mit der furchtlosen Energie des Charakters in seiner ganzen Excentricität, mit dem feinen Gefühl der Poesie und mit dem blinden Muth seines Vaterlandes können Sie sich nicht wundern, daß dieser brave Mann mich sehr interessirte; leider kann ich ihn selten sehen, da sein Leben ein Leben von unausgesetzter Beschäftigung ist.

---

Den 1sten März.

In den verschiedenen Zweigen der Kunst hält jeder Künstler sein Fach für das höchste, und ist mit dem Gedanken von dessen Werth und von den Leistungsfähigkeiten, die er am besten versteht und am weitläufigsten studirt und entwickelt hat, erfüllt. »Aber,« sagt Doctor Chalmers, »wir müssen von jedem Menschen das Zeugniß über den Werth dessen, was er kennt, annehmen und das Zeugniß eines Jeden über den comparativen Unwerth dessen, was er nicht kennt, verwer-

fen.« Denn nicht nur, daß er die eigenthümliche Art, wie er seine Kunst treibt und aus übermäßigem Enthusiasmus überschätzt (keine Kunst, wenn man sie ausschließlich als ein Mittel für die menschliche Freude und Besserung betrachtet, kann überschätzt werden), so pflegt noch so ein einseitiger Künstler aus Unwissenheit die Betreibung der andern Künste, welche von der seinigen bedeutend abweicht, gering zu schätzen.

Von allen Künstlern sind Musiker diejenigen, welche am ausschließlichsten ihrer eigenen Kunst ergeben sind und an einem Mangel an Sympathie leiden, ja sogar der Verachtung für die anderen Künste unterworfen sind. Ein Maler hat mehr Sympathie für den Musiker, als der Musiker für einen Maler. Vernet pflegte seine Staffelei in Vergolesi's Zimmer zu bringen, um neben dessen Instrument zu malen, und pflegte zu sagen, daß er einige seiner schönsten Himmel den begeisternden Harmonien seines Freundes verdanke. Vergolesi hingegen fühlte vielleicht nie irgend eine Harmonie, als die seiner eigenen herrlichen Kunst.

Aspasia sagt: »derjenige, welcher nicht die Musik liebt, ist ein Thier von einer gewissen Art, und derjenige, welcher die Musik zu sehr liebt, ist ein Thier von einer andern Art, dessen Gehirn noch kleiner als das einer Nachtigall ist, und sein Herz kleiner als das einer Eidechse.« Im Uebrigen verweise ich Sie auf eine sehr merkwürdige Stelle in Perikles und Aspasia, welche

eine sehr strenge Schmähung nicht allein gegen die Musiker, sondern auch gegen die Musik enthält, und welche sehr geschickt schließt: »Panenus sagte dies: Laßt uns nie ein Wort davon glauben!« Es ist nur allzuwahr, daß einige sehr ausgezeichnete Musiker, unwissend, sinnlich und ausschweifend gewesen sind, doch giebt es Ausnahmen genug von dem Tadel des Panenus, um zu beweisen, daß Unklugheit, Unmäßigkeit und gourmandise »sich nicht immer und nicht nothwendiger Weise bei dem heiligen Strome der Musik finden.« Die Musiker sind nicht selbstüchtig, sorglos, sinnlich, unwissend, weil sie Musiker sind, sondern weil sie wegen einer mangelhaften Erziehung nichts weiter sind als Musiker. Die deutschen Musiker sind gewöhnlich moralischere und intelligenterer Männer als die englischen und italiänischen, deshalb hat ihre Musik auch einen höheren Schwung genommen, und ist geistiger als die Musik anderer Länder. Die Musik als Kunst hat sie nicht herabgezogen, sie haben aber die Musik erhoben.

Man würde die Güte des Schöpfers anfechten, wenn man glaubte, daß ein moralisches Uebel unzertrennlich mit irgend einer der schönen Künste verknüpft sei — am wenigsten mit der Musik — welche die Seele der physischen Welt ist, wie die Liebe die Seele der moralischen.

Der ausgezeichnetste und geistreichste Musiker, den ich je gesehen habe, ist Felix Mendelssohn. Ich weiß

nicht, ob er selbst oder irgend ein Anderer, mir von einem Briefe erzählt hat, den Karl von Weber an ihn gerichtet haben soll mit der Mahnung, daß er niemals die höchste Ehre in seiner Profession erringen könne, wenn er sich nicht auch der Tugend und der Sittlichkeit in seinem Leben befleißige. »Ein großer Künstler, sagte Weber, sollte auch ein guter Mensch sein.«

Da ich einmal im Zuge bin, muß ich Ihnen einige musikalische Reminiscenzen mittheilen, ehe meine Finger ganz erstarrt sind.

Ich hatte einst ein Gespräch mit Thalberg und Mendelsohn über die nichtsbedeutenden Namen, welche Musiker oft ihren Werken geben, wie z. B. Concerto in F., Concerto in B., erste Symphonie, zweite Symphonie u. s. w. Mendelsohn meinte, daß, obgleich der Componist beinahe immer irgend einen Hauptgedanken habe, so würde es doch sehr schwierig, ja beinahe ganz unmöglich sein, einen Titel zu geben, der deutlich genug wäre, um denselben Gedanken oder dasselbe Gefühl der Seele des Hörers zuzuführen.

Die Musik kann aber in allen Menschen, ausgenommen in den Musikern, nur durch Ideenverknüpfungen Gedanken geben oder vielmehr Bilder erwecken; sie kann das Vergnügen gewähren, welches die richtige Uebereinstimmung der musikalischen Töne dem empfänglichen Ohr geben muß, doch die Verbindung der Gedanken und Gefühle, wenn eine solche existirt, muß ganz

zufällig sein. Man erzählt uns, daß Haydn, wenn er sich zum Componiren niedersetzte, erst in seiner Phantasie eine Geschichte bildete, — ein regelmäßiges Gewebe erfonnener Begebenheiten und Gefühle — denen er die auf einander folgenden Motive seines Concerto dann anpaßte. Wäre es nun nicht ein Gewinn gewesen, wenn Haydn seiner Composition solch einen Namen gegeben hätte, welche die Imagination des Zuhörers in dieselbe Richtung hineingezwungen hätte? Mendelssohn selbst hat das gethan in den Musikstücken, welche er mit dem Namen bezeichnet: die »Duvertüre der Melusine,« »Duvertüre zu den Hebriden,« »Meeresstille,« und glückliche Fahrt,« »der Bach« und noch andere, was gewiß besser ist, als Sonate No. 1, Sonate No. 2.

Man nehme z. B. die Melusine. Finden wir nicht in den Gedanken der Musik alle die Gedanken eines alten schönen Feenmärchens? Erst finden wir in der fließenden sich überall einmischenden Harmonie die elementartige Zartheit der Wassernymphen, dann das Sprudeln der Quellen und das Wogen der Wellen, dann die kriegerische Kraft des ritterlichen Geliebten, und die Macht des Ritterthums, welches über die sanftere und ätherischere Natur siegt; und dann endlich die Auflösung des Zaubers; das Verfließen, Verschwinden und in Stille Versinken des schönen Wassergeistes. Sie werden sagen, daß diese Schilderung eben so gut der



Undine entspricht; das thut aber nichts, wenn wir unsere Phantasie nur in die poetische Ideenverknüpfung gebracht haben, welche vorher in der Seele des Componisten gelebt hat. So könnten nicht allein Gedichte, sondern auch Statuen in Musik gesetzt werden. Ich nannte Thalberg die Aurora von Guido als ein gutes sujet. Ich würde mit einem langsamen gehaltenen und feierlichen Motiv beginnen, um die schlummervolle Weichheit jener thauigen Stunde auszudrücken, welche dem kommenden Tag vorhergeht, und welche im Gemälde über die ferne Landschaft brütet, die noch immer in Dunkelheit und Schlaf gehüllt ist; dann das sich Aufwärtschleichen der wachsenden Dämmerung, das Erglänzen, das Beschleunigen alles Lebens, das Erwachen der Vögel, das Hereinbrechen des Sonnenlichts, das Rauschen von Hyperions Rossen durch den Himmel, der lustige Tanz der Stunden, und das Ganze müßte mit einem prächtigen Choral schließen, einem Triumph und Freudengesang, der von der ganzen Natur emporgesandt wird.

Und dann in demselben Geiste — nein, in seinem eigenen noch großartigeren Geiste — möchte ich Mendelssohn als Improvisator des Laocoon wissen. Da würde der Pomp und die Procession am Meeresufer beginnen, das Fließen der Wellen; die zwei Schlangen, welche auf deren schäumenden Häuptern einher gleiten, sich windend, emporrichtend und krümmend; der Schrei-

den, die Klage, der Lärm der Verwirrung, der Lobekampf, und dann nach einer tiefen Pause der Klagegesang und der Grabesmarsch; — das Ganze mit einer Hymne an Apollo schließend. Können Sie sich nicht ein solches Musikstück denken, und zwar von Mendelssohn componirt? und können Sie sich nicht die Möglichkeit denken, auf dieselbe Art Raphaels Cupido und Psyche oder seine Galatea oder die Gruppen der Niobe in Musik darzustellen. Die Niobe müßte sich herrlich zum Gegenstande eines Concerts oder einer Art von mythologischem Dratorium eignen.

---

Den 2ten März.

Als ich heute Boswell durchblättert, kam ich an diese Stelle: »Johnson sagt: ich will nicht eine Gesellschaft vertheidigen, in welcher ein Uebereinkommen herrscht, daß das, was sonst nicht Recht ist, Recht sein soll. Aber ich behaupte, daß das einzelne Mitglied irgend einer Gesellschaft, welches das ausübt, was erlaubt ist, nicht schlecht sei.«

Was sagen Sie zu dieser Vernünftelikeit unseres großen Moralisten? Bringt er nicht unser ganzes Moralgeseß auf etwas bloß Conventionelles herab?

An einer andern Stelle fragt Dr. Johnson: in welchem Verhältniß das Klima Theil an dem zusammengesetzten System des menschlichen Lebens hat? Ich schaudere

während ich antworte: »bei einigen Individuen einen sehr großen Theil, mein lieber Doctor, und einen noch größern bei ganzen Menschengracen.«

Er sagte später: »ich gebe mich mehr mit Begriffen ab, als mit Thatsachen.« Es scheint, so mache ich es auch.

Er spricht von Männern, welche in der Conversation durch die Gegenwart der Frauen herabgezogen werden. — Ich dünkte, eher hinaufgezogen, wo das moralische Gefühl im Spiel ist, und wenn sie in dem, was den Geist und das gesellige Interesse betrifft, herabgezogen werden, so ist es um so schlimmer für den Zustand der Gesellschaft.

Johnson wußte ganz und gar nichts über die Frauen. Einen Beweis davon liefert eine Behauptung unter vielen andern, welche noch beleidigender sind; »daß nämlich es einer Frau ganz gleichgültig sein könne, ob ihr Mann treu sei oder nicht.« Er sagt an einer andern Stelle: »Wenn wir Männer mehr Vollkommenheiten von den Frauen verlangen als von uns selbst, thun wir ihnen sehr viel Ehre an.«

Wirklich! wenn, indem ihr von uns eine größere Vollkommenheit verlanget, ohne uns jedoch eine höhere und edlere Natur zuzugestehen, so thut ihr uns keine Ehre an, sondern eine große Ungerechtigkeit. Und wenn ihr uns die höhere Natur zugestehet, so ist die Ungerech-

tigkeit um so größer. Hier, Doctor, ist ein Dilemma für Euch.

Von allen unsern modernen Autoren verstand Coleridge die wesentliche Natur der Frauen am besten, und hat die wahrsten und schönsten Worte über unser Geschlecht im Allgemeinen ausgesprochen. Und von allen unsern modernen Autoren ist Hazlitt am bemerkenswertheften, wegen seiner gänzlichen Unkenntniß der Frauen, im Allgemeinen und im Einzelnen.

Charles Lamb ist von allen den Männern, mit denen ich je gesprochen, derjenige, welcher das mitleidigste, gütigste und ehrfurchtvollste Gefühl gegen Frauen hatte. Er äußerte aber diese Gefühle nicht wie Coleridge mit der ausgearbeiteten Beredsamkeit — sie strömten hervor aus seinem Herzen, wurden von seiner Zunge gestammelt, zuweilen in seltsamer Verkleidung ironischen Schmähens, und zuweilen in Worten, welche Thränen in die Augen lockten. Er schien uns nicht wie ein Dichter zu verstehen, noch wie ein Weltmann, sondern durch den niemals irrenden Instinkt des liebendsten und gütigsten Herzens.

Als Coleridge sehr antithetisch sagte, »daß die Schönheit des Frauencharakters darin bestände, charakterlos zu sein;« so vermuthete ich, es ist dasselbe, als wenn er gesagt hätte: »es ist die Schönheit des Diamanten, farblos zu sein;« denn er führt als Beispiel Orphelia und Desdemona an; und obgleich diese farblos in ihrer rei-

nen, durchsichtigen Einfachheit sind, so sind sie doch so weit als möglich davon entfernt, charakterlos zu sein, denn in der Eigenschaft selbst, farblos zu sein, besteht der Charakter.

Da ich von Coleridge spreche, fällt mir ein, daß ich von Ludwig Tink zuerst den Tod dieses wunderbaren Mannes erfuhr; und da ich auch »zu den Füßen des Gamaliel gesessen und seine Worte gehört hatte«, so gab mir diese Nachricht großen Schmerz. Ich erinnere mich, daß Tink, als er den Tod von Coleridge ankündigte, in seiner unvergeßlichen Art und Weise sagte: »Ein großer Geist ist von der Welt gegangen, und die Welt hat ihn nicht gekannt.«

---

Es giebt in Toronto zwei Damen, welche Treibhäuser haben, ein Beweis von dem Wachsthum des Reichthums, der Civilisation und des Geschmacks, den Sie sehr bewundern werden. Eine von diesen Damen hatte die Güte, als ich das letzte Mal krank war, mir ein Bouquet Treibhausblumen zu schicken; und eine Gabe von funfzigmal so hohem Werth würde mir nicht so große Freude gemacht und nicht so meine Dankbarkeit erregt haben. Ich streute die Blumen auf meinem Bette aus, und athmete deren Duft mit einer Nührung ein, die ich kaum eingestehen darf, — selbst nicht Ihnen. Ich hatte keine Blumen gesehen, seit ich England

verlassen. Ich hatte kein dazwischen liegendes Land besucht.

---

Gestern am vierten März wurde unser kleines Provinzial-Parlament vom Gouverneur des Staats vertagt, und ich hatte die Ehre, wie die Franzosen sagen, dieser wichtigen Gelegenheit beizuwohnen.

Nun werden Sie nicht von mir verlangen, und ich fühle auch gar keine Neigung, mein kleines Notizenbuch (welches zu ganz andern Zwecken und Abhandlungen bestimmt ist) mit Nachrichten anzufüllen, welche man in jeder Reisebeschreibung oder in jedem statistischen Werke finden kann. Es ist aber gerade möglich, daß Sie eben so wenig von unserer politischen Constitution wissen, als ich von derselben wußte, ehe ich in Ober-Canada anlangte, und ich möchte Ihnen die gestrige Scene möglichst begreiflich und interessant darstellen. So will ich Ihnen denn so kurz als möglich eine Skizze von unserer Staatsmaschine machen.

Ich habe, wie ich glaube, Ihnen schon gesagt, daß die Theilung der Provinz Quebec in Ober- und Unter-Canada im Jahre 1791 geschah. Damals wurde einer jeden dieser Provinzen eine Constitutions-Charte verliehen, und ein eigenes gesetzgebendes und verwaltendes Gouvernement; eine Maßregel, welche ohne Zweifel wohlgemeint war, aber deren Weisheit mehr als zweifelhaft ist, wenn wir die Resultate betrachten.

Unsere Constitution in Ober-Canada scheint auf den ersten Blick die des Mutterlandes im Kleinen und mit derselben identisch zu sein. So haben wir zum Beispiel an der Spitze unserer Verwaltung einen Gouverneur, welcher in militairischen Angelegenheiten zwar dem Gouverneur en chef in Unter-Canada unterworfen ist, in allen andern Dingen aber bloß von dem Gouvernement des Heimathlandes abhängt und von einem Verwaltungsrath unterstützt wird, welchen er selbst einsetzt. Und wir haben einen gesetzgebenden Körper, welcher aus einem Staatsrath besteht, der vom Gouvernement ernannt wird, und aus einem house of assembly, welches das Volk wählt. Diese verschiedenen Branchen scheinen nicht ohne Grund den Souverain, das Ministerium, das house of Lords und das house of commons in England vorzustellen.

Doch giebt es hier einige Abweichungen, welche zum Zwecke haben, die Abhängigkeit der Provincial-Regierung von dem Gouvernement in England sicher zu stellen. Denn ich wüßte nicht, daß unser Parlament bisher Gesetze zum Besten der Colonien gegeben hätte.

Als Sir Francis Head hierherkam, bestand der Verwaltungsrath aus fünf Mitgliedern; er fügte noch drei hinzu, welche Reformer genannt wurden. Ungefähr drei Wochen nachher erließen diese Råthe an den Gouverneur ein Schreiben, in welchem sie dieselbe Macht und Verantwortlichkeiten als ein Recht in Anspruch nahmen,

welche das Cabinet der Minister in England hat, indem sie angaben, daß, obgleich sie vom Gouverneur ernannt würden, sie sich doch als dem Willen des Volkes verantwortlicher erachteten. Sir Francis beantwortete diese Vorstellung dahin, daß, obgleich die Constitution der Colonie der des Mutterlandes ähnlich wäre, so sei sie doch durchaus nicht als identisch mit derselben zu betrachten; daß, wenn der Gouverneur an der Stelle des Souverains stände, wenn derselbe wie der Souverain »kein Unrecht thun könne,« so sei es augenscheinlich, daß im Ministerium ein executiver Rath, oder irgend eine andere Vereinigung von Männern angestellt sein müßte, welche dem Lande für ihr Betragen verantwortlich wären. Dieses sei aber nicht der Fall; der Gouverneur sei vom König gewählt nicht als sein Stellvertreter, sondern als der verantwortliche Minister des Souverains, welcher wegen Vernachlässigungen des Volks-Interesses in Untersuchung gebracht werden könne und einer plötzlichen Zurückberufung unterworfen wäre; und daß es also eine offenbare Ungerechtigkeit sein würde, den Gouverneur für die Handlungen des executiven Rathes verantwortlich zu machen, wenn dieser letztere nur Verantwortlichkeiten gegen das Volk habe.

Alles dieses schien mir sehr klar. Der Gouverneur leugnete ganz und gar, nicht nur sein eigenes Recht und seine eigene Macht, irgend einen Buchstaben oder ein Wort in der Constitution ändern zu können, aber auch



alle Macht der vereinigten Regierung von Ober-Canada die politische Constitution des Landes, welche durch das Gesetz feststehe, zu ändern und zu verbessern, da diese Gewalt nur der executiven Macht in England zukäme; aus welchem hervorgeht, so weit ich es wenigstens verstehen kann, daß das Gouvernement dieser Provinz nicht vom Volk ausgeht, noch demselben oder seinen Deputirten verantwortlich ist.

Sogleich, nachdem sie diese Antwort erhalten hatten, legten die sechs Rätthe, welche die oben erwähnte Vorstellung eingereicht hatten, ihre Stellen im Rathe nieder, und Sir Francis ernannte sogleich vier andere. Der Präsident des executiven Rathes — das ist der Premier im Cabinet der Minister — ist Herr Sullivan.

Der gesetzgebende Rath wechselt in der Zahl: jetzt besteht derselbe, wie ich glaube, aus dreißig Mitgliedern. Von diesen sind einundzwanzig Schottländer und Canadier, neun Engländer, Irländer und Amerikaner. Sie repräsentiren die Aristokratie des Landes, unterscheiden sich aber darin von dem House der Lords, indem ihre Stellen nicht erblich sind; sie werden auf Lebenszeiten vom Gouverneur ernannt. Der Sprecher ist der chief justice, Robinson, ein Tory in der Politik und ein sehr fähiger Mann.

Das house of assembly besteht aus den Delegirten des Volks, deren Zahl mit der Population verhältnißmäßig zunimmt. So wie die Einwohner einer Stadt

oder Graffschaft bis zu einer gewissen gesetzlich bestimmten Zahl anwächst, so haben sie das Recht, ein oder zwei Repräsentanten im Parlament zu wählen. 1831 bestand das house of assembly ungefähr aus vierzig Mitgliedern. Jetzt giebt es zweiundzwanzig Districte, deren jeder zwei Mitglieder in das Parlament schickt, drei Districte, welche nur eins stellen, und die vier Bezirke von York, so wie die vier Bezirke von Lincoln, jedes ein Mitglied, und sieben Städte jede eins; zusammen zweiundsechzig Mitglieder. Von diesen sind vierundvierzig conservative Mitglieder und achtzehn sind Reformer. In einem früheren house of assembly, welches von Sir Francis Head 1836 aufgelöst wurde, war die Majorität radical, oder gegen die brittische Oberherrschafft gestimmt. Die besten Redner auf der conservativen Seite sind Hagermann, der Generalprocurator — ein Tory in der Politik, ein Mann von großen Fähigkeiten und gutmüthig, doch etwas grob und anmaßend in Charakter und Manieren. Draper, der Deputirte von Toronto, ein geschickter thätiger Mann und guter Sprecher; Mab, der Deputirte von Wentworth, auch ein einflussreicher, fähiger Mann und Besizer eines großen Vermögens; und Herr Prince, Deputirter von Sandwich; er ist in der englischen Rechtsgelehrsamkeit erzogen und hat außerordentliche Kenntnisse, übrigens liberale, obgleich durchaus nicht revolutionaire Principien. Auf der Oppositionseite ist der beste Redner Dr. Rolph.

Die Deputirten werden für ihr Beiwohnen der Sessionen mit zehn Schilling täglich bezahlt.

Diese leichte Skizze wird Ihnen im Allgemeinen einen Begriff von der politischen Constitution und von dem Zustande der Parteien in Ober-Canada geben.

Die Vertagung fand gestern um drei Uhr Statt. Als wir vor das Gouvernement-Gebäude kamen, war die Scene sehr auffallend. Die Schneefläche breitete sich rings umher, und zwischen dem Ufer der gefrorenen Bai und der Reihe von Gebäuden roar der Raum mit Schlitten von allen Größen und Gestalten angefüllt. Die Pferde curbettirend und den Schnee in die Höhe werfend, und ein Gewühl von einigen hundert Menschen, in alle Arten der wunderbarlichsten Bedeckungen gegen die schneidende Kälte gehüllt, mit militairischen Costümen untermischt, auch einige Indianer, welche in ihrer wollenen Decken-Bekleidung und mit ihren Federn geschmückt einhergingen.

Die Halle des Staatsraths ist ein Gegenstand großen Stolzes der Canadier. Es ist gewiß ein sehr großer und hoher Saal mit einem prächtigen Thron, und dem gewöhnlichen Ueberfluß an Vergoldungen und Verzierungen; doch die innere Aus schmückung (welche die Bewunderung der Leute hier ausmacht) ist vom schlechtesten Geschmack — welche kritische Bemerkung ich ohne irgend eine beleidigende Absicht hier mittheile; außer der Aufstellung eines Blockhauses gelingt hier nichts. Wir müssen Zeit haben. Zeit — „E. col tempo tutto!“

Zur Rechten des Thrones saß der erste Richter, Robinson; er hat einen schönen Kopf und scharfe Züge, und die einnehmendste und wohlklingendste Stimme, die ich je gehört. Die Richter und Gerichtsbeamten der Krone saßen an einem Tische vorn, und die andern Mitglieder des gesetzgebenden Rathes waren auf beiden Seiten gereiht. Mein Platz war auf der rechten Seite, unter den Frauen der Beamten, der Aristokratie von Toronto.

Die Toiletten um mich herum waren bunt und hübsch, in der Mode, welche vor zwei oder drei Jahren herrschte, und alte Damen zeigten den Wunsch, höflich und liebenswürdig zu sein. Ich war aber zu fremd, um mich in das Gespräch zu mischen, und es saß keine in meiner Nähe, um mir irgend eine nöthige Erklärung zu geben, oder mir merkwürdige oder ausgezeichnete Personen zu zeigen. Unter den gegenüberstehenden Zuschauern bemerkte ich einen Mann mit außerordentlichem Kopf und Zügen, und man sagte mir, er sei ein Schüler von Eduard Irving und ein Prediger der »unbekannten Sprachen«, und daß mehrere Personen in Toronto (selbst Mitglieder des Rathes) sich zu dieser wilden Lehre bekennen.

Der Gouverneur wurde, als er ausstieg, mit Enthusiasmus von dem Volke begrüßt, ein Umstand, der in der letzten Zeit etwas ungewöhnlich geworden ist, und viel Aufregung und Frohlocken um mich herum erregte. Einen Augenblick nachher kam er herein und nahm seinen Sitz auf dem Throne ein. Als Repräsentant der

Regierung steht Herr Francis hinsichtlich der Größe und Schönheit und der militairischen Haltung dem Herrn John Colborne nach. Er ist ein kleiner Mann mit einer netten beweglichen Gestalt, einem kleinen aber intelligenten Kopf, ernstern, etwas scharfen Zügen. Sein helles, kleines Auge ist pfiffig und geschaut, mit einem Ausdruck von Humor und Güte vereint, und seine ganze Haltung ist im höchsten Grade natürlich und angenehm.

Als die Mitglieder des house of assembly aufgerufen worden, traten sie vor, und der Gouverneur las seine Rede sehr deutlich mit vieler ruhiger Selbstbeherrschung ab. Er ging die wichtigsten Verhandlungen der Session wieder durch, dankte den Herren für die Bereitwilligkeit, mit welcher sie die Verlegenheiten gehoben, in welche das Gouvernement des Königs durch die Vorenthaltung der Verwilligungen von Seiten des vorigen house of assembly gerathen war und schloß, indem er seinen Glückwunsch zu der Harmonie, zu dem Vertrauen und der Ruhe aussprach, welche im Allgemeinen in der ganzen Provinz herrschten.

Dann wurden die Titel der verschiedenen Bills, welche während der Session gegeben worden, abgelesen. Sie beliefen sich auf hundert und sieben und vierzig. Dieses Ablesen nahm ungefähr fünf Viertelstunden ein. Unter diesen Bills waren einige wenige, welche meine Aufmerksamkeit fesselten.

So zum Beispiel kam ein Beschluß vor, um die Maafregeln gegen Verführungsfälle wirksamer zu machen, der die angegebenen Väter verpflichtete, für die Kinder zu sorgen, welche außer der Ehe geboren wurden u. s. w. Diese Bill kam ursprünglich von dem gesetzgebenden Rath, und es ist bemerkungswerth, daß sie hier ein Gesetz einführen, welches in England kürzlich verworfen wurde, und welches Sir Francis Head selbst öffentlich verdammt hat. Sie erinnern sich wohl des Geschreies, welches sich gegen diese Maafregel des neuen Armen-Gesetzes erhob, und welches die Frauen allein für die Folgen ihrer schlechten Aufführung verantwortlich macht — eine Aufführung, zu welcher sie in neun Fällen unter zehn durch die conventionelle Zügellosigkeit, welche den Männern zugestanden ist, verleitet wurden. Ich als Frau, mit dem Herzen voll der mitleidigsten Gefühle für die Unglücklichen und Verirrten meines Geschlechts, behaupte dennoch, daß der erste Schritt zu unserer moralischen Emancipation jenes Gesetz ist, welches uns zu alleinigen verantwortlichen Hütern unserer Ehre und Keuschheit einsetzt. Es scheint im ersten Augenblicke sehr bedauernswürdig, daß nicht allein der Bann der Gesellschaft, sondern auch die gesetzlichen Obliegenheiten den wenigst schuldigen Theil treffen; und hart in der That wird das Schicksal mancher armen Sünderin in den ersten nächsten Jahren sein, wenn nicht diejenigen Frauen, welche eine edle und großartige Ansicht von

der Sache haben, bereit sind, das daraus entstehende Unglück durch Hülfe, und durch Handlungen der Barmherzigkeit zu lindern. Wenn jedoch die Tendenz eines solchen Beschlusses, einer solchen moralischen und gesetzmäßigen Verantwortlichkeit der Frauen einmal wird verstanden und einmal in Ausführung gebracht worden sein, so bin ich gewiß, daß das Resultat zum Wohl und zur Aufrichtung des ganzen Geschlechts beitragen wird. Es ist das einzige mögliche Mittel gegen jenes Unheil, das Uebrige beruht auf uns selbst. Die größte Gnade, die wir von unseren Herren und Gesetzgebern uns erbitten können, ist, daß wir in allen Fällen für unsere eigenen Handlungen, und für unsere eigene Schuld verantwortlich sein dürfen.

Ein anderes Gesetz setzt zwei Richter mehr in den Gerichtshof der Kingsbench ein, und enthält Bestimmungen, durch welche die Gefängniß-Ueberlieferungen häufiger, und die lange demoralisirende Gefangenschaft, die dem Verhör und der Ueberführung vorausgeht, abgekürzt wird. Dieses klingt sehr gut; ich muß bemerken, daß nach allen Berichten die Gefängnisse hier in dieser Provinz in sehr schlechtem Zustande sind, und sämmtlich eine Revision erheischen.

Ein anderer Beschluß setzte einen Provinzial-Gerichtshof der Billigkeit ein, welches durch die Act der hiesigen Eigenthumsverhältnisse nöthig war, um diejenigen im Besitz ihres Eigenthums zu sichern, deren An-

sprüche, auf eine redliche Art errungen, durch Mißverständnisse, Unwissenheit und Zufälligkeiten mangelhaft sind; so wie auch um Betrug zu bestrafen, und Wortbrüchigkeiten, welche außer dem Bereich der gewöhnlichen Gesetze liegen. Ich war etwas erstaunt, zu finden, daß dieser Beschluß dem präsidirenden Haupte größere Gewalt einräumte, als dem Lord Mayor in England. Jetzt, wo nichts vorhanden ist, worauf diese Macht ausgeübt werden kann, hat es nichts zu sagen, es wird aber sehr viel zu sagen haben, funfzig bis hundert Jahre später, wo die Gesellschaft zusammengesetzter und künstlicher sein wird, und die Besitzrechte verwickelter werden.

Der Kanzler erhält die Gewalt, alle Patent-Briefe, welche unvorsichtiger Weise ausgestellt wurden, zurückzunehmen (oder was auf dasselbe herauskommt, eine Proceedur einzuleiten, um dieselben zu widerrufen), was in schlechten Händen eine sehr gefährliche und unbegrenzte Gewalt ist.

Ein anderer Beschluß war, die Charte der Universität von Ober-Canada zu verbessern. Das house of assembly hatte bei der Eröffnung der Session ihr Bedauern ausgesprochen, daß die wohlwollende Absicht seiner Majestät, indem sie dem Kingscollege eine Charte verliehen, noch kein gutes Resultat gehabt hätte, und die Hoffnung, daß die Provinz bald in sich selbst die Mittel besitzen werde, der Jugend eine gebildete und liberale Erziehung zu geben.



Nächst den Reserve-Ländereien der Geistlichkeit ist kein Satz so lange bestritten worden und auch keiner so heftig als der über die Ausstattung einer Universität. Vor vierzig Jahren 1797 wurde die Gründung eines solchen Instituts in einem Schreiben der Provinzial-Regierung, dem brittischen Gouvernement anempfohlen; doch geschah es erst im Jahr 1828, daß die Charte übersandt wurde. Bei dieser Gelegenheit sprach der gesetzgebende Rath seinen demüthigsten, tiefgefühltesten Dank gegen das Gouvernement seiner Majestät für solch einen großmüthigen Beweis seiner väterlichen Huld aus. Das house of assembly stattete jedoch seinen Dank nur bedingungsweise ab — »wenn nämlich die Principien, auf welchen die Charte gegründet sei, bei genauerer Untersuchung als dem Vorschreiten der Gelehrsamkeit und Frömmigkeit förderlich, und der bürgerlichen und religiösen Freiheit des Volkes zugethan befunden würde.«

Worin »die bürgerliche und religiöse Freiheit des Volkes« bestehe, das war nicht so leicht zu bestimmen. Die erste Charte, welche nach denen unserer englischen Universitäten gemodelt war, schien für ein junges Land wie dieses zu exclusiv, und wurde eine Quelle zu Streitigkeiten und Unzufriedenheit. — Die Vorschläge zur Veränderung und Verbesserung der Ausdrücke der Charte, welche das house of assembly einsandte, wurden immer vom gesetzgebenden Rath verworfen, und so verblieb die Sache bis zu dieser Sitzung. Der Beschluß, welcher

eben durchgegangen ist, schafft die Nothwendigkeit irgend einer religiösen Prüfung und Qualification bei denen, welche als Schüler aufgenommen werden, ab, und setzt das Institut unter die getheilte Controle der Richter und der Gesetzgebung, statt unter die ausschließliche Direction der Geistlichkeit. Der Vorsitz der Universität bleibt zwar dem Erzbischof Strahan überlassen, doch künftighin ist es nicht nöthig, daß der Präsident ein kirchliches Amt bekleide. Zwei Mitglieder des gesetzgebenden Rathes haben eine förmliche Protestation gegen diesen Beschluß eingereicht. Sie wandten ein: daß die Hälfte der Ländereien, welche zur Errichtung der Elementar-Freischulen den verschiedenen Districten wären zugestanden worden, und welche sich auf zweihundert und fünfundzwanzigtausend Acres beliefen, zu der Ausstattung dieser Universität aufgegangen wären, daß, da die Freischulen nicht errichtet würden, dieses eine falsche Verwendung der Schulländereien sei, und daß, nachdem zweihundert und fünfundzwanzigtausend Acres zu dem Gebrauche der Universitäten verwendet worden, das Uebrige der Schulländereien nicht mehr zur Errichtung freier Seminarien genüge, denn dieses Land sei von schlechter Qualität, da beinahe achttausend Acres von den Ländereien, welche ursprünglich zur Erhaltung der Schulen bestimmt waren, gegen anderes Land von schlechterer Beschaffenheit und in einer weniger guten Lage ausgetauscht worden wären, daß die Wohlthat einer guten Erziehung anstatt durch

die ganze Provinz gleich verbreitet zu werden, sich so auf ein großes kostspieliges Institut beschränke, welches für die Population und für die Bedürfnisse des Landes zu kostspielig sei.

Unerachtet dieser Einwendungen und anderer, welche von der Torr-Partei und der höhern Kirchenverwaltung gemacht wurden, ging der Beschluß nach vielen Debatten durch, und ich vermüthe, daß die Errichtung der neuen Universität sogleich beginnen wird.

Ein anderer Beschluß war für die Errichtung landwirthschaftlicher Vereine, und für die Beförderung des Ackerbaues in mehreren Districten. Es giebt zwar schon landwirthschaftliche Vereine in einem oder zwei Districten, und wenn einmal eine gewisse Summe Geldes von dem Volke zu diesem Zweck subscribirt war, so unterstützte das Gouvernement sie mit einer Summe von ungefähr hundert Pfund Sterling.

Verschiedene Bills gingen durch, welche Summen zum Ausbessern der Wege und zu der Verbesserung der Häfen und Leuchtthürme auf den Seen zustanden, zur Vollendung des großen Welland-Canals, welcher den Ontario-See mit dem Erie-See verbindet, und die Eröffnung einer großen nördlichen und westlichen Eisenbahn, um den Huron-See mit dem Ontario-See zu verbinden. Alles dieses ist sehr gut, aber wie H. diesen Morgen sagte, wo soll das Geld dazu herkommen? Es hat Schwierigkeiten gefunden, Anleihen zu erheben, denn

Privatleute speculiren nicht gern in diesem Lande? Daß alle diese Dinge früher oder später ausgeführt werden, das ist gewiß — so gewiß als die Sonne ihren Lauf am Himmel hält; doch müssen noch einige Veränderungen vor sich gehen, ehe großartige Speculationen sicher und einträglich werden. —

Ein sehr wichtiger Beschluß war derjenige, welcher ein Verbesserungssystem in dem Departement der Ländereienbewilligung einführt. Demungeachtet bleibt das Gesetz, wie man es mir erklärt hat, noch immer mangelhaft. Alle Einrichtungen unserer hiesigen Politik sind von der Art, daß sie es schwierig und unvortheilhaft für Ausländer machen, in dieser Provinz Ländereien zu kaufen oder zu besitzen, und selbst für brittische Unterthanen sind die Bedingungen nicht so günstig als in den vereinigten Staaten. Herr Prince brachte während dieser Sitzung eine Bill zur Aufmunterung für Ansiedler aus allen Theilen der Welt hervor, der zufolge den Ausländern vergönnt werden sollte, Ländereien unter leichteren Bedingungen zu kaufen und zu besitzen, als es bisher der Fall war, und das Bürgerrecht nach drei Jahren hiesigen Aufenthaltes in Anspruch nehmen zu können.

»Ein Jeder kennt wohl,« sagte er, »obgleich ich beinahe mich scheue dieses hier zu erwähnen, die unzähligen Deutschen, Schweizer und selbst brittischen Auswanderer, welche während des Sommers 1836 durch Canada nach

den westlichen Theilen der vereinigten Staaten zogen, und daß Keiner überredet werden konnte, hier zu bleiben und sich in dieser Provinz niederzulassen, obgleich die Fruchtbarkeit des Bodens, und die übrigen natürlichen Vortheile hier für bedeutender anerkannt sind, und die Strecke Weges, die dadurch wäre erspart worden, auf sieben bis achthundert Meilen sich beläuft \*).

Diese Bill fand viel Opposition, und zwar aus dem Grunde, daß durch diese Ansiedlung eine Menge von Fremden eingeführt würde, welche den Principien der brittischen Constitution feindlich sein könnte. Niemand leugnete es ab, daß diese Maaßregel sowohl Population als auch Capitalien einführen, und da »Männer, Weiber und Geld« die drei Hauptmängel des Landes sind, diesen Mängeln dadurch abgeholfen würde. In Bezug auf die Gefahr, welche unserer Constitution drohe, durch den Einlaß von Ausländern, welche in verschiedenen Principien erzogen wären, machte eines der Mitglieder

---

\*) Die gewöhnliche Route der Emigranten nach den neuen westlichen Staaten ist durch den Staat von New-York längs des Erie-Canals, über den Niagara-Fluß bei Queenstone, und dann durch die schönsten Theile von Ober-Canada nach Detroit in Michigan. Die Zahl der Emigranten und Ansiedler, welche durch Canada nach den westlichen Staaten hindurch passirten, wurde in den Jahren 1835 und 1836 auf 200,000 geschätzt.

einige sehr feine und passende Anmerkungen in sehr großem Tone. Wir geben vor, sagte er, daß wir die Einwanderungen wünschen, doch schließen wir gerade neun Zehntel der Welt aus, die den Fuß nicht an unsere Ufer setzen dürfen; und warum? weil diese Fremdlinge natürliche Republicaner sind, und natürlicher Weise unsere Institutionen umwerfen werden. Nun sind nicht alle Fremden Republicaner; die Schweizer, Preußen und noch andere Deutsche, welche in Schaaren durch unser Land hindurchziehen, und nicht überredet werden können, hier zu bleiben, sind mit unseren brittischen Institutionen befreundeter, als mit denen der vereinigten Staaten, und wenn dem anders wäre, so ist es ein schlechtes Compliment, was wir unserem Gouvernment und unsern Institutionen machen, wenn wir behaupten, daß dieselben bei einem Vergleich den Kürzern ziehen, und daß diejenigen, welche je unter irgend einem anderen Gouvernment gestanden, die Existenz unter dem unsrigen nicht ertragen können. Man hat uns gesagt, daß die Amerikaner den fremden und brittischen Unterthanen jedes Reizmittel bieten, um sie zu vermögen, sich in ihren Staaten niederzulassen, und wir finden nicht, daß die Vorliebe zum monarchischen System diese Einwanderer veranlasse, das Gouvernment ihres neuen Vaterlandes zu stören u. s. w.

Die Bill ging im house of assembly durch, und wurde im Staatsrath verworfen. Das Schicksal von

Texas wurde als ein Beispiel aufgestellt, was erfolge, wenn man fremde Capitalisten mit den Ländereien in Canada speculiren ließ. Doch ein Jeder giebt zu, daß irgend etwas gethan werden müsse, um Einwanderer von höherem Range, als schottische und englische Arme in die Provinz zu ziehen, welche sich nur auf kleine Portionen Landes beschränken, und wenig dazu beitragen, die ungeheueren Hülfquellen dieses prächtigen Landes zu entwickeln. Erst in der zweiten Generation gebe diese Classe von Menschen nützliche und brauchbare Ansiedler ab.

Die wichtige Frage über die Reserve-Ländereien der Geistlichkeit ist noch nicht vom Gesetz entschieden; der Vorschlag, siebenundfunfzig ausgestattete Rectoreien in der Provinz zu errichten, mit aller Gewaltausübung und mit den Vorrechten, welche durch das Kirchengesetz der Kirche von England allein zukommen, gab die Veranlassung zu den heftigsten und schmähslichsten Debatten, welche dahin endigten, daß die Motion verloren ging. Aber das Haus beschloß, daß »die Rechte, welche unter Patent erlangt, und durch welche gewisse Rectoreien schon ausgestattet wurden, als unantastbar betrachtet werden sollten.«

Ein Beschluß, der während eines gewissen Zeitraums eine vermehrte Abgabe auf die Gerechtfame, geistige Getränke zu verkaufen, legte, kann in dem jetzigen Zustande der Gesellschaft wenig nützen. Sie könnten eben so gut

sich einbilden, einen Strom mit einer Handvoll Rohr aufzuhalten, oder eine Feuersbrunst mit einem Glas Wasser zu löschen, als zu versuchen, Trunkenheit und Laster mittelst solcher unbedeutenden Maaßregeln zu unterdrücken.

Ich hatte einige Hoffnung, daß irgend ein Beschluß in dieser Sitzung zur Errichtung eines Asyls für Wahnsinnige vorkommen werde, denn bis jetzt wandeln diese unglücklichen Personen entweder ohne Aufsicht umher, oder werden in Gefängnissen eingeschlossen. Beispiele sind vorgekommen von Wahnsinnigen aus der ärmern Classe, welche in den Wäldern umhergestreift und da umgekommen sind. Das Schicksal der in den Gefängnissen Eingesperreten ist nicht besser, denn die Krankheit wird verlängert und vermehrt durch die schreckliche Gefangenschaft, der an diesen Orten solche unglückliche Geschöpfe nothwendiger Weise ausgesetzt sein müssen. Ein gütiger Arzt in dieser Stadt (Dr. Rees) hat ein Stück Land einige Meilen von Toronto zu einem Hospital oder Asyl für Wahnsinnige angeboten, aber bis jetzt scheint es die Intention des Magistrats zu sein, die Strafanstalt von Kingstone als Irrenhaus zu benutzen, und eine andere Strafanstalt nach einem andern Plane zu errichten. Während dieser Zeit dauert dieser schreckliche Uebelstand fort, und muß noch drei oder vier Jahr dauern; und man denke, wie sehr das Leiden der Einzelnen in diesem Zeitraume sich anhäufen kann! Als ich



in Niagara war, befand sich dort ein Wahnsinniger in dem Gefängniß seit vier Jahren angekettet. Das Unglück, und zwar die erbarmungswürdigste Art von Unglück, mußte hier alle Schmerzen, alle Strafen des Verbrechens erdulden, nein! noch im höhern Grade, denn die schlimmsten Verbrecher haben doch einen gewissen Grad von Freiheit. In dem Stadtgefängniß von Toronto sitzen jetzt vier Wahnsinnige gefangen.

Man muß sich erinnern, daß dieser Zustand der Dinge nicht schlimmer ist, als der, welcher noch vor wenig Jahren im reichen civilisirten England herrschte.

Gute Nacht! denn mein Geist ist müde, und meine Finger sind erstarrt!

---

Den 6ten März.

So wie das Licht das erstgeborne Princip des Universums ist, so ist die Liebe die erstgeborne Leidenschaft der Menschheit, obgleich man Milton anführt, um zu beweisen, daß die Eitelkeit es gewesen sei, wenigstens bei unserm Geschlechte. Es giebt viele Wiszworte über diesen Lieblingstext; sie sind aber alle irrig, und der Text ist falsch ausgelegt. Als Eva mit solch leidenschaftlichem Entzücken ihr eigenes schönes Antlitz im Strom abgespiegelt sah, wußte sie nicht, daß es ihr eigenes war, und hatte noch nichts Anderes zu lieben. Von dem Augenblicke an, als sie einen Adam gefunden hatte, auf wel-

chen sie alle ihre erwachten Empfindungen übertragen konnte, wandte sie sich von dem Schatten ab, und der Wirklichkeit zu, obgleich dieselbe »weniger einnehmend sanft, und weniger liebenswürdig schön« war. Sie blieb nicht am Ufer sitzen und schmachtete sich nicht zu Tode nach ihrem eigenen lieblichen Gesicht, wie jener allzu schöne Knabe, der aus Liebe zu sich selbst zu Grunde ging, während die Stimme der Liebe ihm umsonst huldigte. Bei Eva war die Eitelkeit nur der Schatten der Liebe.

Doch wehe mir! Wie viele Frauen, seit den Tagen der Echo und des Narcissus, haben sich abgehärmt und abgeschmachtet aus Liebe zu Männern, welche nur sich selbst liebten.

---

Wenn die Lebhaftigkeit des Geistes und die Gewalt der Leidenschaften größer sind, als die Entwicklung der moralischen Fähigkeiten, so kann ein Character leicht durch Extreme erbittert oder verdorben werden; entweder durch das Extrem des Glücks oder durch das des Unglücks. Dieses ist vorzüglich das Loos der Frauen; doch so weit meine eigene Erfahrung reicht, so möchte ich sagen, daß den Frauen viel häufiger durch Glück der Kopf verdreht, als durch Unglück das Herz verdorben wurde, und daß im Allgemeinen der weibliche Character sich mehr unter dem Drucke eines schweren Schicksals

erhebt. Sir James Makintosh sagt irgendwo, »daß beinah eine jede Frau in der Schule des Unglücks gebildet oder auf dem Prüfstein des Leidens geprüft wird; es scheint zur Größe des weiblichen Charakters nothwendiger zu sein, als zu dem des männlichen.«

Und warum? — Ich verstehe sehr gut den ersten Theil dieses Satzes, aber nicht den letzten. Warum sollte der Prüfstein des Unglücks zur Größe des weiblichen Charakters nöthiger sein, als zu dem des männlichen?

Das ewige und schmerzliche Ringen und Reiben des Mannes gegen den Mann bildet und prüft ihn; die Frau wird selten in die Berührung mit Frauen gezwungen; jeder findet aber in seines Gleichen den strengsten Erzieher, und den Frauen ersetzt die Tyrannei der Umstände diesen Mangel.

---

Den 5ten März.

Wir wollen sehen was geschehen kann, ehe das schwachtende Herz sich zu Tode keucht und wie der Vogel unter dem luftleeren Recipienten flattert; denn geschehen muß etwas.

Dieser anhaltende Winter scheint jeglichen Nerv zu erstarren und zusammenzuziehen; und die Kälte ist so streng und schneidend, daß sie bis in das Mark der Knochen eindringt. Einer der Arbeiter erzählte mir gestern, daß eine eiserne Stange, welche er angegriffen, ihm die

Haut von der Hand genommen habe, als wenn er ein glühend rothes Eisen berührt hätte. Es ist ein Lieblingscherz unter den Kindern, sich gegenseitig zu überreden, mit der Zunge ein Stück Metall zu berühren, welches der freien Luft ausgesetzt war; dieselbe friert gleich an. Ich vermeide sorgfältig selbst die Klinke der Stubenthüre anzugreifen, — die Berührung ist schlimmer als unangenehm. Wenn nur der Frühling kommt, dann nehme ich Flügel und fliege dem Westen zu! — Wird aber der Frühling je kommen? — Wenn ich die bleiche in ein Leichentuch gehüllte, sich nie verändernde Natur um mich herum betrachte, da liegt eine so ehrfurchtgebietende Stille in diesem Anblick, etwas so Beständiges, so Unwandelbares, daß man ganz den Glauben an die sich ewig wiederholenden Veränderungen der Jahreszeiten verliert. Grüne Blätter, Blumen und Ströme, welche rauschend dahin fließen — sanfte Sommerlüfte, denen das klopfende Herz entgegenschlägt — es klopft in Lebensfülle — Schatten, welche selbst dankbar sind für ihre Kühle. Kann so etwas wirklich sein, oder existirt es nur in der Poesie und im Paradiese?

Wenn ich dieses Tagebuch nicht schrieb, so wäre ich in eine völlige Lethargie versunken — selbst jetzt noch könnte ich ein Murmelthier oder einen Siebenschläfer beneiden; und wenn ich Ihnen nicht das Versprechen gegeben hätte, so würde ich selbst dieses tägliche Aufnotiren der täglichen Nichtigkeiten aufgeben, deren ich mich

sonach gerade zu schämen beginne. Ein Tag ist nur von dem andern durch die Grade des Thermometers zu unterscheiden. Auch kann ich, so lange ich durch dieses strenge Klima an das Zimmer gefesselt bin, nicht Gesellschaft und Mittheilung auffuchen, welche beide sich fern von mir halten, aus keiner andern Ursache, wie ich vermuthete, als, weil ich mit einer Art von Berühmtheit gebrandmarkt bin. Ich wünschte, ich könnte mein Haus; eben Abend weit öffnen, und das gesellige Eis um mich herum aufthauen oder bersten. Doch solch eine neue, unerhörte Idee würde alle Einwohner aus ihrer Fassung bringen. Es müssen doch auch hier wie überall gute und gütige Menschen leben, wenn sie nur natürlich sein wollten und sich nicht vor einander fürchteten, und auch nicht vor mir, der armen Einsamen. Jedoch giebt es noch eine Hülfe in der beengten Lage, in der ich mich befinde:

„Books, dreams, are each a world; and books we know  
„Are a substantial world.“

„Jedes Buch und jeder Traum ist eine Welt; und die Bücher kennen wir als eine substantielle Welt.“

Eine Welt, welche man immer bei der Hand hat. Ich muß alle mechanischen Mittel versuchen, um das Gleichgewicht meiner Seele und den ganzen Gebrauch meiner Fähigkeiten zu erhalten, denn ich werde derselben bedürfen. Es giebt keine Rettung als in der Beschäftigung; ernste und nützliche Beschäftigung, wenn ich die-

elbe mir schaffen oder auffinden kann — und kann ich es nicht, so muß selbst unbedeutende Beschäftigung mir helfen. — Das oberflächliche Lesen, welches ich in der letzten Zeit getrieben habe, hilft nichts, ich muß mich nach etwas umsehen, um meine Kräfte daran zu üben und meine Aufmerksamkeit zu fixiren. Um Lord Byrons Ausspruch zu brauchen, welcher die Langeweile mit einer Schlange verglich, die in der Schmiede sogar eine Feile anbiß, »ich muß eine Feile für die Schlange suchen.«

---

Den 10ten März.

Ich habe »eine Feile für die Schlange« gefunden, wenigstens was ich als solche benutzen will. Ich will übersehen.

Ich brachte Dr. Eckermann's Buch aus Weimar mit \*), welches ich bis jetzt nur theilweise überlesen habe; jetzt wird es wohl in der ganzen literarischen Welt verbreitet sein. Als ich Weimar verließ, war es noch nicht publicirt. Doch wurde meine Aufmerksamkeit sehr auf das Buch geleitet, nicht sowohl durch das Interesse, als vielmehr durch die Art von Interesse, welches es um mich herum erregte. Ich erinnere mich, wie einer der Enkel von Goethe, indem er das auf meinem Tisch liegende Buch durchblättert, mit Lebhaftigkeit ausrief: »es ist der Großpapa selbst! da lebt er — da spricht er!«

---

\*) Gespräche mit Goethe.

Ein anderer, mit dem häuslichen Leben Goethe's sehr Befreundeter, sagte mit Rührung: »es ist das Buch von Liebe und Wahrheit.«

»Was auch in diesem Buche enthalten ist, sagte eine liebe Freundin, als sie es in meine Hand legte, so kann ich, noch ehe ich es gelesen, dessen Wahrheit verbürgen. Eckermann's Geist, von keiner Berührung mit der Welt befleckt und geglättet, ist so beschaffen, daß er nichts als die Wahrheit auffassen oder aussprechen kann, eben so wenig wie ein klarer Spiegel ein falsches oder verzerrtes Bild wiederstrahlen konnte.«

Das war nun alles sehr schön! Solche Art von Lob hört man nicht oft, weder in einem Buch noch von einem Schriftsteller, und deshalb fühle ich große Neigung es zu lesen.

Ich las heute die Vorrede und einen Theil der Einleitung.

In der Vorrede sagt Eckermann sehr schön:

»Wenn ich aber die reiche Fülle seiner Aeußerungen bedenke, die während eines Zeitraums von neun Jahren mich beglückten, und nun das Wenige betrachte, das mir davon schriftlich aufzufassen gelungen ist, so komme ich mir vor wie ein Kind, das den erquicklichen Frühlingregen in offenen Händen aufzufangen bemüht ist, dem aber das Meiste durch die Finger läuft.«

Ein wenig weiter unten sagt er: »weit entfernt aber bin ich auch wiederum zu glauben, daß hiermit nun

der ganze innere Goethe bezeichnet sei. Man kann diesen außerordentlichen Menschen mit Recht einem vielseitigen Diamanten vergleichen, der nach jeder Richtung hin eine andere Farbe spiegelt, und wie er nun in verschiedenen Verhältnissen und zu verschiedenen Personen ein anderer war, so kann ich auch in meinem Fall nur in ganz bescheidenem Sinne sagen: »Dies ist mein Goethe.«

Ein Gleiches kann mit Wahrheit von jedem Charakter gesagt werden, welcher durch den Geist eines Andern beobachtet wird; von jedem Bildniß desselben Individuums, welches von einem andern Maler gemalt ist.

Und wir werden wohlthun, diese Unterscheidungsweise zu berücksichtigen, nicht allein, wenn wir mit ausgezeichneten Charakteren zu thun haben, sondern auch im gewöhnlichen Verkehr des Lebens. Und zufolge dieses Grundsatzes werde ich nie einen Charakter nach dem Hörensagen beurtheilen, noch mich weiter versteigen, selbst nicht in meinem eigenen Urtheil, als um zuzugeben, daß ich die eine Person gern habe, und die andere nicht. Im letzten Falle liegt der Fehler, die Schuld, die Ursache oder was es sonst ist, vielleicht eben so gut auf meiner Seite, als auf der des Andern; und wenn es auch beleidigend und zu absprechend klingt, so ist es doch immer gerechter, als wenn man sagt: dieser ist nichtswürdig oder unangenehm. Denn das Erste kann ich nicht wissen, und was das Letztere betrifft, so bin ich noch keinem unangenehmen Menschen begegnet, der nicht von



Einigen wäre geliebt worden, die ihn liebenswürdig fanden und ohne Zweifel nicht ohne Grund.

---

Wir sollten uns hüten, je unbedingt irgend einer Schilderung von einem großen und vielseitigen Geiste unsern Glauben zu schenken, selbst, wenn es aus dem Leben gegriffen und von unbezweifelter Wahrheit ist. Johnson, wie er in Boswell erscheint, ist, wie ich glaube, das einzige vollkommen individualisirte Portrait, dessen ich mich erinnere; und daher kommt die verschiedenartige und oft widersprechende Wirkung, die es hervorbringt. In dem einen Augenblicke ist er ein Gegenstand der Ehrfurcht, im nächsten des Ridiculs; wir lieben, wir verehren ihn auf der einen Seite und auf der andern hasen und verachten wir ihn. Hier ertheilt er Drakelsprüche und Weisheitslehren, welche die der Weisen des Alterthums übertreffen, und dort sehen wir ihn über sein Lieblingsgericht grunzen, und das Fleisch wie ein Hottentotte hinunterschlingen. Doch das ist der Einfluß der Wahrheit, wenn wir sie nur ganz haben können, daß wir zuletzt von Johnson wie von einem Freund scheiden, an dessen unangenehme Gewohnheiten und Eigenschaften wir uns gewöhnt haben, während seine echten Tugenden unsere Achtung und unser Vertrauen erwarben. Hätte ich Johnson nur ein Mal gesehen, so würde ich wahrscheinlich keinen andern Eindruck von ihm erhalten haben, als den, welchen sein Ruhm und seine ernste Weis-

heit meiner Imagination eingeprägt hat; und ich würde Ehrfurcht empfunden haben. Beim zweiten Zusammentreffen wäre er mir vielleicht unangenehm gewesen. Doch Boswell hat mir einen Freund gegeben, und ich liebe den Alten, wenn ich auch seine Bullenbeißer-Manieren nicht lieben kann, so wenig als seine Vorurtheile, welche noch schlimmer als die eines Bullenbeißers sind.

Wenn es möglich wäre, von Goethe ein so allgemeines und vielseitiges und zugleich treues Bild zu haben, so würde es ein überschwengliches Interesse gewähren; doch ich glaube nicht, daß er einen Boswell in seiner Nähe gehabt hat, noch irgend einen, der die Unsterblichkeit um denselben Preis hätte erkaufen mögen, als jener Würdige — wenigstens Eckermann scheint nicht solch ein Mann gewesen zu sein \*).

---

\*) Eine sehr liebe und nahe Verwandte von Goethe, welche während mehrerer Jahre im engsten Verkehr mit ihm lebte, sollte durch Bitten und Geldanerbieten überredet werden, der Welt das häusliche Leben des Dichters zu überliefern, oder wenigstens einige Notizen im Bezug auf seine Privat-Conversationen und Privat-Meinungen mitzutheilen. Sie verwigerte es sogleich ganz bestimmt. »Ich hatte,« sagte sie, »verschiedene Gründe so zu handeln. Erstens habe ich kein gutes Gedächtniß und eine sehr lebhaft Phantasie, ich könnte mir selbst nicht immer trauen. Was ich sagen würde, käme gewiß immer der Wahrheit sehr nahe, aber würde es auch die Wahrheit sein? Und wie könnte ich ein Buch in die Welt ausfenden, von dessen genauer Wahrheit ich nach mei-

Eckermann's Bericht über sich selbst in der Einleitung ist die hübscheste Autobiographie, die ich je gesehen. Sie ist geschrieben, um seine erste Einführung bei Goethe und seinen nachherigen Verkehr mit ihm zu erklären, und ist nur allzu kurz. Die vollkommene Einfachheit und Bescheidenheit derselben, mit Geschmack und selbst mit Eleganz vereint, sind sehr gewinnend. Die Kämpfe eines armen deutschen Gelehrten, das stille Streben, die Empfindungen, der Kummer, die Arbeit, das Leiden eines gebildeten und freundlichen Geistes, im Kampf mit Dunkelheit der Geburt und den gemeinen Sorgen der Armut, sind alle zwar kurz, aber doch sehr lebhaft berührt, es ist nur eine Skizze, aber diese ist voll Leben und Wahrheit.

---

nem eigenen Bewußtsein und nach meiner eigenen Ueberzeugung nicht versichert sein würde. Ein zweiter Grund war, daß Goethe nicht jung starb; ich konnte ihm nicht eine Gerechtigkeit angedeihen lassen, die er sich selbst nicht mehr hätte gewähren können, indem ich der Welt mittheilte, was er noch hätte thun wollen oder thun können, oder was er beabsichtigt habe, wenn die Zeit ihm wäre dazu verliehen worden. Er hat lange genug gelebt, um seinen eigenen Ruhm zu vollenden. Er theilte der Welt alles mit, was er wollte, daß die Welt von ihm wisse; und wenn das auch nicht der Fall gewesen wäre, kommt es mir zu, mir! die Lücke auszufüllen, indem ich das verkünde, was er vielleicht nicht verkündet haben wollte; und was ich seiner unbegrenzten Liebe und seinem Vertrauen verdankte? — Das wäre „schlecht!“

Eckermann war der Sohn eines armen Hüttenbewohners und herumziehenden Handelsmanns, welcher, wenn er nicht auf seinen unstäten Handelsreisen begriffen war, in einem kleinem Dorfe in der Nähe von Hamburg lebte. Obgleich sie arm waren, so scheinen sie doch nicht wirklich Mangel gelitten zu haben, und waren glücklich. Während der ersten vierzehn Jahre seines Lebens war Eckermann verpflichtet, die einzige Kuh zu hüten, welche die Hauptstütze der Familie war; er sammelte Holz für das Feuer im Winter; und im Sommer stand er dann und wann dem Vater bei, die Bündel seiner kleinen Waaren zu tragen, wenn er die benachbarten Dörfer durchzog. »In dieser Zeit,« sagt Eckermann, »wußte ich nicht, daß es in der Welt Dinge gäbe, wie Poesie und schöne Künste, es konnte also auch ein dunkles Verlangen und Streben nach solchen Dingen glücklicher Weise nicht in mir stattfinden.«

In diesem Falle, so wie in vielen andern, entwickelte der Zufall, wie wir es nennen, die verborgene Kraft eines Geistes von nicht gewöhnlichem Schlag. Der Holzschnitt eines galopirenden Pferdes — der Accisenstempel auf einem Papier, worin der Tabak gewickelt war, den sein Vater aus Hamburg brachte, erregte zuerst seine Verwunderung, und dann den Wunsch, dasjenige nachzuahmen, was er bewunderte. Er versuchte das Pferd mit Bleistift und Feder nachzuzeichnen, und es gelang ihm zu seinem eigenen Entzücken und zu dem seiner

einfachen Eltern; und durch das Copiren einiger Bilder (die ihm ein Töpfer in der Nachbarschaft lieb, welcher dieselben zur Verzierung seiner Waaren brauchte) erhielt er eine ziemliche Geschicklichkeit im Malen; er wurde von einem Herrn bemerkt und ermuthigt, welcher ihn fragte, ob er Lust habe, ein Maler zu werden. Nun war aber der einzige Begriff von einem Maler, den je sein Vater und seine Mutter gehabt hatten, der eines Hausanstreichers; und weil sie solche Maler auf gefährlichen Gerüsten hatten stehen sehen, als sie die Gebäude von außen decorirten, so bat ihn seine Mutter, nicht an ein Gewerbe zu denken, bei welchem er riskirte, den Hals zu brechen. Und das Anerbieten wurde abgewiesen.

In der Familie jenes Herrn, welcher Notiz von ihm nahm, erlernte Eckermann ein wenig Französisch, Lateinisch und Musik; und nun erwachte die Sehnsucht nach Belehrung in ihm. Er studirte fleißig, und erhielt sich als Schreiber bei verschiedenen Behörden, bis der Freiheitskrieg 1813 ausbrach. Er ließ sich also wie ein jeder, der ein Gewehr tragen konnte, bei der Armee anwerben, und machte die Campagne von 1813 und 1814 mit. Das Corps, in welchem er diente, war nach Flandern marschirt, und hier bekam er zum ersten Mal einen Begriff von dem, was Gemälde sind, und was er Alles verloren, als er sich geweigert, ein Maler zu werden; und er sagt, er hätte aus Kummer und Selbstvorwurf wei-

nen können. Er benutzte seine ganze Freiheit, um durch die Kirchen zu wandern, und die Werke der großen flamländischen Meister anzustaunen, bis auf einmal der Entschluß, ein Künstler zu werden, sich seiner Seele bemächtigte. Als sein Regiment aufgelöst war, setzte er sich an die Arbeit, und begab sich nach Hannover unter die Anleitung von Ramberg. Es liegt etwas sehr Rührendes in diesem Theil der Geschichte; er hatte Nichts auf der Welt, keine Mittel zum Leben; er hatte aber einen Freund in Hannover, der in ziemlich guten Umständen lebte. Er machte zu Fuß seinen einsamen Weg durch den Schnee hindurch nach jener Stadt und schlug seine Wohnung bei diesem Jugendfreunde auf, welcher seine Heimath und sein geringes Einkommen mit ihm theilte. Um jedoch diesem nicht länger als durchaus nöthig eine Bürde zu sein, suchte er Beschäftigung und arbeitete so fleißig, daß seine Gesundheit darunter litt und er an den Rand des Grabes gebracht wurde; kurz, er war genöthigt, alle Hoffnung, die Kunst als Profession zu studiren, aufzugeben, und wendete sich zur Literatur. Hier zeigte er denselben unermüdblichen Eifer, und im Bewußtsein seiner unvollkommenen Erziehung ging er in die Schule, und um im Stande zu sein, den Unterricht zu bestreiten, verschaffte er sich die Stelle als Schreiber bei einer öffentlichen Behörde. Im Alter von sechsundzwanzig Jahren wurde er ein Schüler in der zweiten Classe des Gymnasiums unter Knaben von

vierzehn bis funfzehn Jahren. Hier, sagt er, seien die vorgerückten Jüglinge der Schule, weit davon entfernt ihn lächerlich zu machen, ihm mit den größten Beweisen von Achtung begegnet, und hätten ihm sogar in seinen Studien beigestanden; doch zwischen seinem Geschäft als Schreiber und seinen Schulstunden blieb ihm kaum ein Augenblick zur Bewegung und zum Essen. Er war so eifrig, sich in den Classikern zu vervollkommen, und blieb unwissend in Bezug auf die großen Gesetze, durch welche seine Existenz zusammengehalten wurde; und wir sind nicht verwundert, wenn wir finden, daß diese ungeheure Anstrengung eine geknickte Gesundheit, eine beinahe ganz vernichtete Constitution zur Folge hatte, die auch in der That auf immer gestört blieb.

Bei alle dem fand Eckermann noch Zeit zu einer großen Liebe, und der Wunsch, sich auszuzeichnen und festgestellte Mittel zum Leben zu erwerben, nahm eine andere gefälligere, aber sehnsüchtigere Gestalt an. Schlechte Gesundheit und mangelhafte Erziehung traten ihm aber entgegen. Er schrieb ein Buch Gedichte, welches publicirt wurde und einigen Beifall fand; der Ertrag setzte ihn in Stand, auf die Universität zu gehen, wo er während einiger Zeit die Hoffnung gehegt zu haben scheint, ein Amt oder eine Professorstelle zu erhalten, welche ihn in Stand setzen würde, zu heirathen. So verging ein Jahr nach dem andern.

Im Jahre 1822 schrieb er seine Beiträge zur Poesie und sandte das Manuscript mit einem bescheidenen Brief an Goethe. Das Resultat war eine Einladung nach Weimar, wo er am Ende seine Wohnung aufschlug. Einige Zeit später erhielt er eine bleibende Anstellung, und konnte die Frau, die er liebte, heirathen. Von Natur schüchtern und aller Gesellschaft abgeneigt, nur nach literarischer Auszeichnung strebend; sein ganzes Herz, seine Hoffnungen und sein Leben in die ruhigen Freuden seiner bescheidenen Häuslichkeit setzend, und in der Gesellschaft der Frau, die er nach einer zehnjährigen Liebe heimgeführt hatte, konnte Eckermann während der nächsten drei Jahre ein glücklicher Mensch genannt werden. Im dritten Jahre nach seiner Heirath verlor er seine liebenswerthe Frau, welche starb, als sie einen Sohn gebar, und seit der Zeit ist er schüchterner und unzugänglicher als je geworden, sich scheu vor der Gegenwart von Fremden zurückziehend und sich dem armen kleinen Kinde widmend, welches ihm so theuer zu stehen kam.

Goethe's Schwiegertochter und Enkel, welche ihm mit zärtlicher Achtung begegnen, scheint er zu vergöttern, und ist auf eine gewisse Art der Mentor in der Literatur dieser jungen Leute geworden, wie Goethe vor vielen Jahren der seine war. Es ist ein in jeder Hinsicht geheiligtes Familienband, welches, wie ich überzeugt bin,



in dieser Welt durch Nichts, was die Welt geben oder nehmen kann, getrennt werden wird.

Der Zeitpunkt, in welchem seine Gespräche mit Goethe beginnen, war eine interessante Epoche in Goethe's persönlicher Existenz. Es war ungefähr in der Zeit seines Besuches in Marienbad 1823, und wurde durch die Dichtung eines seiner schönsten lyrischen Gedichte bezeichnet, eine Elegie in drei Abtheilungen, welche er »Trilogie der Leidenschaft« genannt hat. Er war damals vierundsiebenzig Jahr alt, doch seinem äußern Erscheinen nach nur sechszig. Sein Auge strahlte noch immer im sanften Feuer, seine Wangen hatten noch die Frische der Gesundheit, seine Gestalt war kräftig, seine Haltung aufrecht und anmuthig, und sein Wesen nahm alle Herzen ein. Der große, schöne, alte Mann! — alt! doch ach, noch jung genug, wie es scheint, an Herz und Gestalt, um noch einmal, und zwar zum letzten Male, die Regung der Leidenschaft zu fühlen. Es war nicht nur die Liebe eines Greises, wie wir sie gewöhnlich sehen, halb Krankheit, halb Thorheit, und, im besten Falle, Schwäche — das krankhafte Auslodern einer verlöschenden Lampe; nein! es war die wirkliche Leidenschaft in allen ihren Aeußerungen und in ihren tiefsten und schmerzlichsten, aber auch poetischsten Erscheinungen.

Eckermann berührt diesen Gegenstand nur flüchtig, mit möglichster Zartheit. Es scheint mir aber hier kein Grund vorhanden, um die Erwähnung einiger Um-

stände, welche noch nicht allgemein bekannt sind, zu unterdrücken, da keinem lebenden Wesen Schaden, noch Schmerz, noch Reue dadurch gebracht wird.

Der Gegenstand seiner Liebe war eine junge Person, welche er in Marienbad getroffen hatte, eine der Töchter der Frau von L—w. Sie wurde mir blond, eine etwas volle Gestalt, gescheut, gebildet und als sehr anziehend geschildert. Er begann damit, sie wie ein Kind zu bewundern und zu verziehen — dann liebte er sie — er liebte sie gegen seinen Willen, gegen seine Vernunft, ja, man möchte sagen, gegen seine Natur. Es ging ein Gerücht in Deutschland, er habe um sie angehalten; dieses ist nicht gegründet, doch man fürchtete, daß er es thun könne. Er kehrte von Marienbad mit ganz verändertem Wesen zurück. Er hatte jene majestätische Ruhe verloren, jene Heiterkeit, welche denen, die ihn umgaben, so viel Ehrfurcht und doch Liebe einflößte, und während einiger Wochen war Alles über den Ausgang in Besorgniß. Doch Goethe war Weltmann und ein Mann von Verstand; er beschloß, sich von den Fesseln zu befreien, welche er als ein Unglück empfand und die er für lächerlich erkannte. Er kämpfte männlich und siegte, aber erst nach wochenlangen Leiden und einem Krankheitsanfall, während welcher Zeit er von einer Art von Lethargie befallen wurde, einem Stillstehen des Gedächtnisses, des Auffassens und Fühlens, aus dem er nur mit Mühe aufgerüttelt werden konnte. Aber

er siegte, und nach seiner Genesung flüchtete er sich zu seinem gewöhnlichen Heilmittel gegen den Schmerz, zur Beschäftigung. Er fand eine »Feile für die Schlange« und war bald in seine neue Farbenlehre vertieft und in botanische Forschungen.

Sollte irgend Jemand in der Welt so gemeinen Geistes sein und so herzlos, um in dieser Geschichte von der letzten Liebe eines großen Mannes Stoff zu grausamem und groben Scherz zu finden, so muß ich gestehen, daß ich solch ein Wesen bedaure. In der Elegie, deren ich erwähnte, finden wir keine Spur von dem Ungestüm einer jugendlichen Leidenschaft, keine Hoffnungen, keine Wünsche, keine Befürchtungen, keine Begierde und keine Vorwürfe, wie deren sonst die Liebenden zu sagen pflegen. Sie ist kein blumenreicher, duftender Kranz von Schmeicheleien, der zu den Füßen der Geliebten niedergelegt wird, sondern vielmehr der Weihrauchsdampf eines feierlichen und verhängnißvollen Todtenopfers. Sie athmet die tiefste, traurigste Zärtlichkeit, als ob er liebend Abschied nähme von der Liebe. In diesen Zeilen liegt nichts, was nicht zu seinem Alter passe, noch was dem Rufe des Mädchens schaden könnte; aber Alles ist großartig, schön, geziemend und ernst, sowohl im Gefühl als im Ausdruck. Zuweilen, wenn ich dieses Gedicht lese und über dessen Wahrheit nachdenke, so füllen Thränen meine Augen selbst bis zum Ueberströmen, und mein Herz beugt sich nieder zu mitteleids-

voller Verehrung, als wenn ich einen majestätischen Tempel sähe, welcher vom Blitz getroffen ist und durch seinen ganzen massiven Bau erzittert. In anderen Augenblicken habe ich das Resultat mit einer andern Art von Interesse betrachtet, nämlich als eine der außerordentlichsten poetischen und psychologischen Naturerscheinungen in der Geschichte des menschlichen Genius.

Der erste Theil dieses Gedichts ist an Werthers Schatten gerichtet und enthält eine der kräftigsten und harmonischsten Zeilen, die er je schrieb; zu dem andern Theile hat er als Motto jene schönen Zeilen seines eigenen Lasso angeführt:

»Und wenn der Mensch in seiner Dual verstummt,  
Gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide!«

Eckermann sagt, daß, als Goethe dieses außerordentliche Gedicht ihm vorlegte, habe er es vor allen seinen Manuscripten ausgezeichnet gefunden durch die besondere Sorgfalt, mit welcher es in seiner eigenen besten Schrift auf das beste Papier niedergeschrieben und mit einem seidenen Bande in einem rothen Maroquin-Umschlag befestigt war. Dieser kleine Zug eines fantastischen, sentimentaln Rückfalls in die Jugend wird Ihnen die Anekdote von Rousseau ins Gedächtniß rufen, welcher seine Lieblingsbriefe der Heloise mit rosenrothem Bande zusammengebunden und sich des lapis lazuli (Streuand) bedient hatte, um die Schrift zu trocknen.

---

Den 11ten März.

Ich fuhr in Eckermanns Buche weiter fort und fand Einiges von sehr großem Interesse.

Nachdem Eckermann einige Wochen in Weimar zugebracht, erzählt er seinem Freunde (Goethe), daß er anfangs, den günstigen Einfluß eines geselligen Lebens zu fühlen und in gewisser Hinsicht aus der bloß ideellen und theoretischen Existenz, die er bis jetzt geführt, aufzutauchen u. s. w. Goethe redet ihm zu und sagt sehr treffend: »das müßte schlimm sein, wenn Sie das nicht sollten. Beharren Sie nur dabei und halten Sie immer an der Gegenwart fest. Jeder Zustand, ja! jeder Augenblick ist von unendlichem Werthe, denn er ist der Repräsentant einer ganzen Ewigkeit.

Die folgende Stelle ist sehr rührend und charakteristisch. Goethe scheint ein wenig trüb gestimmt zu sein, was nicht oft der Fall war.

»Wenn ich auf mein früheres und mittleres Leben zurückblicke und nun in meinem Alter bedenke, wie wenige noch von denen übrig sind, die mit mir jung waren, so fällt mir immer der Sommeraufenthalt in einem Bade ein. So wie man ankommt, schließt man Bekanntschaften und Freundschaften mit solchen, die schon eine Zeitlang dort waren und die in den nächsten Wochen wieder abgehen. Der Verlust ist schmerzlich. Nun hält man sich an die zweite Generation, mit der

man eine gute Weile fortlebt und sich auf das Innigste verbindet. Aber auch diese geht und läßt uns einsam mit der dritten, die nahe vor unserer Abreise ankommt und mit der man auch gar nichts zu thun hat.«

»Man hat mich immer als einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen; auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht schelten. Allein im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen fünf und siebenzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steines, der immer von neuem gehoben sein wollte. Meine Annalen werden es deutlich machen, was hiemit gesagt ist. Der Ansprüche an meine Thätigkeit, sowohl von Außen als Innen, waren zu viele.«

»Mein eigentlicher Sinn war mein poetisches Sinnen und Schaffen. Allein wie sehr war dieses durch meine äußere Stellung gestört, beschränkt und gehindert. Hätte ich mich mehr vom öffentlichen und geschäftlichen Wirken und Treiben zurückhalten und mehr in der Einsamkeit leben können, ich wäre glücklicher gewesen und würde als Dichter weit mehr gemacht haben. So aber sollte sich bald nach meinem Götz und Werther an mir das Wort eines Weisen bethätigen, welcher sagte: wenn man der Welt etwas zu Liebe gethan habe, so wisse sie dafür zu sorgen, daß man es nicht zum zweiten Male thue.«

»Ein weit verbreiteter Name, eine hohe Stellung im

Leben sind gute Dinge. Allein mit all' meinem Namen und Stande habe ich es nicht weiter gebracht, als daß ich, um nicht zu verlegen, zu der Meinung Anderer schweige. Dieses würde nun in der That ein schlechter Spaß sein, wenn ich dabei nicht den Vortheil hätte, daß ich erfahre, wie die Andern denken, aber sie nicht wie ich.«

Wie feierlich klingt das nicht Alles von den Lippen eines Mannes, welcher allen seinen Nebenmenschen an Jahren, an Ruhm, an Weisheit und an Glück so sehr überlegen war.

Als er einige schöne antike Gemmen Eckermann zeigte und sie mit der Art verglich, in welcher dergleichen Gegenstände und Gedanken durch moderne Künstler wären behandelt worden, machte er die schon oft wiederholte Bemerkung, wie weit wir in den jetzigen Zeiten den classischen Vorbildern nachstehen: »selbst mit der höchsten Anerkenntniß der schönen und unnachahmbaren Anmuth eines rein natürlichen, rein naiven Motivs, selbst mit dem Begriff und der Kenntniß, wie es zu machen sei, können wir doch nicht nachahmen, was wir bewundern; dann fügte er hinzu: »Meyer pflegt immer zu sagen, wenn nur das Denken nicht so schwer wäre! — Das Schlimmste aber ist,« fuhr er heiter fort, »daß alles Denken zum Denken nichts hilft; man muß von Natur richtig sein, so daß die guten Einfälle immer wie

freie Kinder Gottes vor uns da stehen und uns zuru-  
fen: da sind wir \*) —

Im Jahr 1800 schrieb Tiedge ein Gedicht auf die Unsterblichkeit der Seele, welches Urania hieß, und Goethe erwähnt auf eine sehr heitere Weise den Eindruck, den dasselbe ehemals machte. »Die Urania lag auf jedem Tisch — Urania und die Unsterblichkeit der Seele war der Gegenstand einer jeden Conversation, und dumme und affectirte Frauen discutirten an ihren Theetischen die höchsten Angelegenheiten eines künftigen Lebens; dieses scheint sehr seine Ungebuld und Spottlust erregt zu haben. Wie wahr, sagt er auf einer andern Seite, daß dieselben Dinge sich immer in der Welt wiederholten, und daß niemals irgend etwas oder irgend eine Begebenheit vorgefallen ist, die nicht schon ein Mal dazugewesen wäre!

Ich erinnere mich sehr wohl der Zeit, als in England »Satan« und die »Allgegenwart Gottes« und einige andere Gedichte von derselben Art erschienen und Mode wurden, wie da einige unserer englischen Damen in die Wolken versetzt wurden und in die Bezirke, wo Seraphinen sich scheuen aufzutreten, und andere wieder in die Tiefe, Gott weiß wohin. Da war es wieder dieselbe Geschichte wie mit Tiedge's Urania, ich spreche

---

\*) Dasselbe sagt er an einer andern Stelle anders und besser: »alles Gescheute ist schon ein Mal gedacht worden, man muß nur versuchen, es noch ein Mal zu denken.«



natürlich nur von der Anmaßung und Frivolität, welche sich bis zur Entweihung und Verwegenheit und noch weiter bei einigen Frauen gesteigert hatten, deren erhitzte Imagination die Vernunft überflügelte, und welche von der edlen vorgeschriebenen Demuth der wahren Frömmigkeit eben so verschieden waren, als die rasende Pythia des Alterthums der sanften Maria unähnlich war, welche zu Jesus Füßen saß und seinen Worten lauschte.

Goethe sagt an derselben Stelle, daß er selbst keinesweges den Glauben an eine Fortdauer entbehren möchte, und er denkt wie Lorenzo de Medici, daß alle Diejenigen auch für dieses Leben todt sind, die auf kein anderes hoffen. Aber er eifert dagegen, daß man die göttlichen und unverständlichen Wahrheiten, welche die Apostel sogar mit Ehrfurcht berührten, mit einer gemeinen und verwegenen Vertraulichkeit behandelt, und dieses meine ich auch.

Goethe hat (hat? ich denke sein, als ob er jetzt noch lebte) die Gewohnheit, aus einer Sammlung von mehr als siebenzig Mappen von Kupferstichen und Original-Zeichnungen täglich nach dem Mittagessen eine oder zwei aufzulegen, und diese in Gegenwart seiner Gäste und der Damen der Familie zu durchzublättern, während er sehr redselig über die verschiedenen Gegenständen sprach oder sich gefiel, den natürlichen Verstand und Geschmack seiner Umgebungen aufzurufen. Es war eine erhabene Vorlesung über die Kunst.

In einer dieser Mappen befinden sich einige außerordentliche Zeichnungen von Roos, dem berühmten Thiermaler, auf welchen man Schaaf und Ziegen in allen möglichen Stellungen sieht, deren Wahrheit bewunderungswürdig ist. »Mir wird immer bang,« sagte Goethe in der größten Bewunderung, »wenn ich diese Thiere ansehe. Das Beschränkte, Dumpfe, Träumende, Gähnende ihres Zustandes zieht mich in das Mitgefühl desselben hinein; man fürchtet zum Thier zu werden und möchte fast glauben, der Künstler sei selbst Eins gewesen. Er hatte kein Talent, wilde vierfüßige Raubthiere zu malen, er beschränkte sich auf die frommen Grasfressenden und that wohl daran, das Mitgefühl der Zustände dieser Thiere war ihm angeboren.«

Was würde Goethe wohl von einigen Gemälden des Edwin Landseer gesagt haben — zu dessen Wild — zu dessen Hunde — zum Beispiel zu »der hochländischen Amme«, wo der Schäferhund bei dem schlafenden Kinde Wache hält? — Hat je Roos oder Snyders oder Rubens selbst uns die Seele des animalischen Lebens in so schönem Geiste wie Edwin Landseer dargestellt?

Nach einigen anderen Gesprächen fährt Goethe fort, daß er meine, die Kenntniß der Welt sei manchen Dichtern angeboren. (Dieses scheint der Fall mit Shakespeare gewesen zu sein.) Er sagt: »er habe Götz von Berlichingen geschrieben, als er noch ein junger Mann von zwei und zwanzig Jahren gewesen sei.« Zehn Jahre

später erkaunte ich über die Wahrheit meiner Darstellungen; erlebt und gesehen hatte ich bekanntlich dergleichen nicht, und ich mußte also die Kenntniß mannigfaltiger menschlicher Zustände aus Anticipation besigen.

Ja dieselbe Art von Anticipation, durch welche Johanna Baillie ihre schönen Tragödien auffaßte und schrieb. Wo fand sie, deren Leben so rein und »zurückgezogen wie der Thau am Mittag« war, die dunkeln, strengen, fürchterlichen Elemente, aus welchen sie die Charakterzüge und die Leidenschaften in de Montfort, Ethwald Basil, Constantine bildete? Wo anders, als in ihrem prophetischen Herzen und Geiste, in jener beinahe unbewußten Offenbarung der ganzen Natur, welche den Dichter ausmacht, und nicht durch Erfahrung oder Wissen. Johanna Baillie, deren zarter, gebildeter, weiblicher und christlicher Geist kaum einen unschönen Gedanken in irgend einem menschlichen Wesen zuließ, sie schuf de Montfort und gab uns eine Psychologie des Hasses; sie hätte auch wie Goethe über die Wahrheit ihrer eigenen Zeichnung erstaunen können.

Weiterhin spricht Goethe von der Vollkommenheit, mit welcher einige von den deutschen Frauen ihre eigene Sprache schreiben, so daß sie darin manchen der besten Schriftsteller übertreffen. Dieses kann man auch in Frankreich und England sagen; so daß, um Goethe's Lob ganz zu verstehen, man wissen muß, daß in Deutschland, wo zwanzigerlei Dialecte und hundert verschiedene

Stylarten sind, es nicht so leicht ist, einen schönen, klaren Styl zu schreiben. Fürst Metternich sprach mir einst folgende Bemerkung aus: »was ich in Ihrer Sprache bewundere, ist, daß Sie nur einen guten Styl im Sprechen und Schreiben haben, denn alle wohlgezogenen und gebildeten Personen in England sprechen und schreiben beinahe auf dieselbe Weise. In Deutschland haben wir eben so viel verschiedene Stylarten als einzelne Schriftsteller, und der Unterschied ist größer, als ein Fremder es sich denken kann.«

Doch mag selbst diese Art von Individualität im Styl besondern Werth und Reiz haben, und das wird man wahrscheinlich erst fühlen, wenn Kritik oder Mode die Regeln eines guten Styls so festgestellt haben, daß man in ganz Deutschland auf gleiche Weise schreiben muß.

Was er von sich und von Tieck sagt, ist sehr interessant. Er spricht von diesem mit Bewunderung und Wohlwollen; »aber,« fügt er hinzu: »als die Schlegels ihn mir entgegenstellen wollten, um mich in der Literatur zu balanciren, brachten sie ihn in eine schiefe Stellung. Ich kann das gerade herausfagen, denn was geht es mich an, ich habe mich nicht gemacht. Es wäre ebenso, wenn ich mich mit Shakespeare vergleichen wollte, der sich auch nicht gemacht hat und der doch ein Wesen höherer Art ist, zu dem ich hinaufblicke und das ich zu verehren habe.«

Als sie eines Abends von Tiefurth nach Hause fuhren, sahen sie die Sonne bei einer Wendung des Wagens, wie

sie gerade im Westen niedersank. Goethe hielt ein mit dem Gespräch und blieb einige Momente wie in Gedanken verloren, dann sich selbst aus seinem Nachdenken erweckend, sagte er aus einem alten Dichter die Worte:

»Untergehend sogar ist's immer dieselbige Sonne.«

Dann sagte er mit heiterm und belebtem Ausdruck:

»Wenn einer fünf und siebenzig Jahr alt ist, kann es nicht fehlen, daß er mitunter an den Tod denkt, mich läßt dieser Gedanke in völliger Ruhe, denn ich habe die feste Ueberzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist von ganz unzerstörbarer Natur; es ist ein fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit. Es ist der Sonne ähnlich, die bloß unserem irdischen Auge unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet.«

Weiterhin drückt Eckermann sein Bedauern aus, daß Goethe soviel Zeit als Director vom weimarischen Theater geopfert und meint, es seien dadurch viele Werke für die Welt verloren gegangen. Worauf Goethe erwiedert: »Freilich, ich hätte indeß manches gute Stück schreiben können, doch wenn ich es recht bedenke, gereut es mich nicht. Ich habe all mein Wirken und Leisten nur symbolisch angesehen, und es ist mir im Grunde ziemlich gleichgültig gewesen, ob ich Töpfe machte oder Schüsseln.« Unter symbolisch verstehe ich: »jede Handlung muß an sich bedeutend sein, und auf noch eine bedeutendere hinzielen.«

Den 13ten März.

Heute war ich müßig und obgleich ich viel gelesen habe, so konnte ich doch nicht viel übersehen und noch weniger anmerken.

Doch ist folgende Stelle mir sehr aufgefallen; das Gespräch wandte sich auf deutsche Dichterinnen, und Rehbein, Goethe's Arzt, behauptete, daß das poetische Talent der Frauen »eine Art von geistigem Geschlechtstrieb sei.«

»Hört ihn,« rief Goethe; »hört den Arzt mit seinem geistigen Geschlechtstriebe.«

Rehbein erklärte sich deutlicher, indem er bemerkte, »daß diejenigen Frauen, welche sich in der Literatur und vorzüglich in der Poesie ausgezeichnet hätten, beinahe immer diejenigen wären, welche in ihren besten Neigungen getäuscht wurden, und in dieser Richtung ihrer geistigen Fähigkeiten eine Art von Trost gesucht hätten. Wenn die Frauen verheirathet sind und Kinder haben, die sie pflegen können, so denken sie nicht daran, Gedichte zu schreiben \*).«

Dieses ist zwar nicht sehr höflich und fein ausgesprochen, doch müssen wir nicht davor zurückschrecken, da es einige sehr wichtige Betrachtungen erschließt. Es ist gewiß, daß von den Frauen, welche sich in der Literatur

---

\*) Dies ist mehr in Deutschland der Fall als in England, denn selbst in jehziger Zeit bedarf es irgend eines bedeutenden Beweggrundes, um eine deutsche Frau in die öffentliche Bahn der Literatur zu treiben.

ausgezeichnet haben, drei Viertel entweder von der Natur oder vom Schicksale, oder von den gesellschaftlichen Einrichtungen in eine schmerzliche und falsche Stellung versetzt sind. Es ist gewiß, daß in jeziger Zeit, wo die Gesellschaft alle Tage künstlicher und zusammengesetzter wird und das Heirathen, wie die Männer uns versichern, alle Tage kostspieliger, gewagter und unthunlicher ist, daß die Frauen Mittel und Wege finden müssen, um die Leere ihrer Existenz auszufüllen. Die Männer, unsere natürlichen Beschützer, Gesetzgeber und Herren, verweisen uns an unsere eigenen Kräfte; die Eigenschaften, welche sie vergeblich in uns bewundern, — das Ueberströmen, die anschmiegende Liebe eines warmen Herzens — die Häuslichkeit, der demüthige Wunsch zu gefallen, welcher alle Eitelkeit in Neigung auflöst — die zärtliche, zurückbelebende Liebe, welche Adam so in Eva bewunderte, alle diese Eigenschaften auszubilden und sie durch künstliche Mittel zum Stapelplatz des weiblichen Charakters zu machen, heißt das nicht den Geschmack an Sonnenschein und an Rosen in Denjenigen ausbilden, welche wir nach der nördlichen Zone schicken, um dort zu leben?

Wir haben uns von der Natur entfernt und müssen — wenn wir es können, diese durch eine andere Natur ersetzen. — Uns bleiben Kunst, Literatur und Wissenschaft. Die Religion, welche früher den unglücklichen Frauen Klöster erschloß, vereinigt jetzt ihren schönen beruhigenden Einfluß mit den anderen Hülfquellen, welche

die Vorurtheile der Welt uns gelassen haben, sie lehrt uns, daß wir, indem wir in der Art nützlich sind, als wir es sein können und indem wir unsere Fähigkeiten anwenden, wie wir sie anwenden dürfen, Gesundheit und Freuden finden können, und einen Ersatz für die verlorenen und unterdrückten Gefühle und Kräfte, welche unserem Geschlecht zwar eigenthümlicher und natürlicher sind, vielleicht auch vor Gott am wohlgefälligsten. Doch im Vertrauen auf seine Gnade, und indem wir uns der Mittel bedienen, die er uns gegeben, müssen wir leisten, was wir zu unserm und zu unserer Mitschwester Wohl zu leisten vermögen. Die grausamen Vorurtheile, welche uns von edleren Tröstungen und Beschäftigungen ausgeschlossen, haben meistens aufgehört, und man wird sich ihrer bald nur noch als roher Barbarismen vergangener Jahrhunderte erinnern. Wir wollen keine Caricaturen mehr von frömmelnden, Kartespielenden und erbitterten alten Jungfern haben! Wir wollen keine bösen Nachreden, keine Papageien, Katzen, Schooßhunde oder vielleicht noch Schlimmeres mehr, Alles, was bei gemeinen und frivolen Seelen Spott erregt, doch bei den Nachdenkenden tausend mitleidige und trübe Empfindungen hervorzurufen muß! Im Namen der Menschlichkeit und der Weiblichkeit laßt uns es abschaffen. Coleridge, welcher die schönsten, zartesten und ehrerbietigsten Worte über Frauen niedergeschrieben hat, welcher besser als irgend ein Mann sich auf das, was ich die Metaphysik der Liebe



nenne, versteht, Coleridge, wie Sie sich erinnern werden, hat angeführt, daß der Charakter einer Frau darin bestünde, charakterlos zu sein. »Jeder Mann,« sagte er, »würde eine Ophelia oder eine Desdemona zur Frau mögen \*).« Ja gewiß, dieser Gedanke ist ein echt männlicher, und doch, was würde ihr Schicksal sein? Was würde jezt das Schicksal eines solchen hingebenden, vertrauenden Engels sein? Leben wir im arkadischen Zeitalter? Leben wir unter Paladins und Charles Grandisons, und ist Schwäche, Unschuld und Unwissenheit für uns Sauvegarde oder Fallstrick? Finden wir wirklich unsere Rechnung dabei?

»Schön in unserer Gebrechlichkeit und liebenswürdig in unserer Schwäche zu sein?«

O nein! die Frauen bedürfen in unserer Zeit des Charakters mehr als irgend etwas. Die Eigenschaften, welche sie erfähigen, dem Unglück zu widerstehen und dasselbe zu ertragen; sie bedürfen eines sich selbst beherrschenden, gebildeten, thätigen Geistes, um sich zu schützen und zu erhalten. Wie viele unglückliche Frauen heirathen nur ihres Unterhalts wegen! Wie viele unglückliche Frauen verkaufen sich der Unehre für Brot! — und es ist nur ein geringer Unterschied zwischen Schande und Elend! Wie viele unverheirathete Frauen leben in einer bemitleidungswerthen Abhängigkeit, wenn sie arm sind, in einsamen Entbehrungen, ungeliebt und ohne Freunde, wenn reich, in

\*) In Deutschland ist Gretchen das Ideal der Männer. D. Uebers.

zweckloser bedauernswerther Unbedeutendheit. Wie viele heirathen nur um der Unabhängigkeit willen, welche ihnen außerdem nicht zugestanden wird! Doch je mehr Wege sich uns eröffnen, desto weniger dürften wir befürchten, irre zu gehen.

Es ist gewiß in jehigen Zeiten gefährlich und unchristlich, dem alten Grundsatz zu folgen: die Frauen nur zu glücklichen Gattinnen und Müttern zu erziehen, das hieße, allen ihren Fähigkeiten, ihrer Bildung, ihren Lebensansichten nur eine Richtung geben, als ob für alle Frauen nur eine Bestimmung festgesetzt sei, nur eine Hoffnung, nur ein Segen, dieselbe Hauptempfindung und derselbe Lebenszweck. Manche behaupten, daß es so sein sollte; aber so viel wir wissen, so ist es nicht so. Wir wissen, daß Tausende und Hunderte von Frauen nicht glückliche Gattinnen und Mütter sind, ja nie weder Gattinnen noch Mütter werden. Die Ausbildung der moralischen Kraft und der geistigen Thätigkeit, so wie der geistigen Fähigkeiten und Neigungen wird eine Frau nicht abhalten, eine gute und glückliche Gattin und Mutter zu sein, sondern vielmehr, sie wird dieselbe erfähigen, selbst Zufriedenheit und Unabhängigkeit zu finden, wenn auch Liebe und Glück ihr versagt sein sollten.

---

Den 14ten März.

Heute ging es besser.

Goethe spricht mit großer Bewunderung von den Gedichten der Talvi, sowohl von dem Originale als von den Uebersetzungen. (Talvi ist Mademoiselle Jacob, jetzt Mistreß Robinson in Amerika.)

Es findet sich in verstreuten Stellen viel über Lord Byron, Goethe scheint diesen sehr gut verstanden zu haben — ich meine den Mann sowohl als den Dichter \*).

Zu jener Zeit verdrehte Byron alle Köpfe in Deutschland, und Goethe, welcher durch Byrons Verehrung und Bewunderung geschmeichelt war, fühlte und erkannte seinen Genius an. »Er war,« sagt Eckermann, »unerschöpflich, wenn er von Byron sprach, und sympathisirte als Poet, mit der außerordentlichen poetischen Kraft, die dieser entwickelte. Aber als Philosoph beklagte Goethe den Mißbrauch und die falsche Richtung der Talente, die er so hoch stellte. Er wirft ihm die verneinende, düstere Tendenz seines Geistes vor und stellt dieselbe als Contrast der gesunden Heiterkeit Shakspeare's entgegen. Als er von Byrons seltsamen Versuchen sprach, die Gesetze der drei Einheiten im Drama wieder einzuführen, sagt er sehr treffend: »hätte er sich doch auch im Sittlichen so zu begrenzen gewußt.«

---

\*) Lord Byron ist nur groß, wenn er dichtet, sobald er reflectirt, ist er ein Kind.

An einer andern Stelle spricht er von den Dichtern welche sich bestrebt haben, Byron nachzuahmen, und welche schreiben, als ob sie Alle krank wären, und die ganze schöne Welt nur ein Lazareth. Er sagt: »es ist solches ein Mißbrauch der Poesie, die uns in den Kämpfen des Lebens als ein Trost verliehen war, damit sie den Menschen mit der Welt, in welcher er lebt, zufriedener mache und nicht unzufriedener.«

Wie ganz stimme ich mit Goethe überein, wenn er in Zorn gegen das Negative und Satirische in der Poesie und Kunst ausbricht! Er sagt: »Wenn ich das Schlechte schlecht nenne, was ist da viel gewonnen; nenne ich aber das Gute schlecht, so ist viel geschadet; wer recht wirken will, muß nie schelten, sich um das Verkehrte gar nicht bekümmern, sondern nur immer das Gute thun.« Und das ist gewiß wahr. Er sagt noch auf einer andern Seite, »daß, wenn er Zweifel und Widerspruch in seiner Seele gefunden habe, so hätte er denselben immer verschwiegen, und er habe dem Publikum nur immer erst das festgestellte Resultat mitgetheilt, oder was er als ein solches erkannte, wenn er dazu gelangt war.« Diese Festigkeit des Tones, dieser heitere Blick auf das Universum und auf die Menschheit tritt uns ganz besonders aus vielen Werken Goethe's entgegen. Er sagt, daß die Grundlage seiner meisten lyrischen Gedichte — Wahrheit gewesen sei, irgend eine wirkliche Begebenheit oder ein wirkliches Gefühl. Und

einige seiner schönen moralischen Gedichte, zum Beispiel die, welche er die Gränzen der Menschheit, und das Göttliche genannt hat, erinnern mich an Wordsworth, sowohl durch das reine gesunde Gefühl, als durch die glückliche Auswahl und die Schönheit des Ausdruckes, durch welche zu unserm Herzen gesprochen wird. Er sagt von Winkelmann: »Man lernt nichts, wenn man ihn ließt, aber man wird etwas.«

Das Folgende ist sehr unterhaltend, und zeugt von einer großartigen Aufrichtigkeit. »Man spricht immer von Originalität, allein was will das sagen; so wie wir geboren werden, fängt die Welt an, auf uns zu wirken, und das geht so fort bis ans Ende. Und überall! was können wir denn unser Eigenes nennen, als die Energie, die Kraft, das Wollen! Wenn ich sagen könnte, was ich alles großen Vorgängern schuldig geworden bin, so bliebe nicht viel übrig.«

Ein Goethe konnte das wohl sagen!

Er spricht mit vieler Liebe von Schiller und mit gerechter Würdigung seines Talentes. »Alles in Schiller war großartig, seine Haltung, seine Gestalt, aber seine Augen waren sanft, jede seiner Bewegungen war würdig und groß, und wie sein Körper war sein Talent. Wir lebten in solch täglicher Berührung und gegenseitigem Austausch, so Einer in dem Andern, daß bei einzelnen Gedanken, welche in unseren Werken vorkommen,

gar nicht die Rede und Frage sein konnte, ob sie dem Einen gehörten oder dem Andern.«

Diese zwei großen Männer, welche während ihres Lebens so eng verbunden waren, wurden nach Schillers Tode in eine Art von Rivalität einander gegenübergestellt, und noch immer streiten sich die verschiedenen literarischen Parteien über das, worüber kein Streit obwalten sollte. Coleridge sagt: »Schiller ist tausendmal gemüthlicher als Goethe, und Goethe beherrscht nicht die Herzen der Menschen wie Schiller, und wird sie nie so beherrschen können.« Ich glaube, das ist wahr. Die Ursache davon ist, daß Schiller im Allgemeinen die Frauen und jungen Leute für sich hat, d. h. solche, deren Meinungen und Gefühle am lautesten und enthusiastischsten ausgesprochen werden. Goethe sagt scherzend im Bezug hierauf: »Nun streitet sich das Publikum seit zwanzig Jahren, wer größer sei, Schiller oder ich, und sie sollten sich freuen, daß überall ein paar Kerle da sind, worüber sie streiten können.«

Er spricht von der neuen Schule der kritischen Geschichtschreiber, welche zu beweisen strebten, daß die ganze alte Geschichte ein Märchen sei.

»Bisher glaubte die Welt an den Heldensinn einer Lucretia, eines Mucius Scävola, und ließ sich dadurch aufregen und begeistern. Jetzt aber kommt die historische Kritik, und sagt, daß jene Personen nie gelebt haben, sondern als Fiktionen und Fabeln anzusehen sind,

die der große Sinn der Römer erdichtete. Was sollen wir aber mit einer so ärmlichen Wahrheit; und wenn die Römer groß genug waren, so etwas zu erdichten, so sollten wir wenigstens groß genug sein, daran zu glauben.«

Ich meine, er hat hier mehr im Scherz gesprochen als mit ernstem Urtheil, und ist das nicht sehr anziehend!

Er fährt weiter fort: »So hatte ich bisher immer meine Freude an einem großen Factum des dreizehnten Jahrhunderts, wo Kaiser Friedrich der Zweite mit dem Papste zu thun hatte, und das nördliche Deutschland allen feindlichen Einfällen offen stand. Asiatische Horden kamen auch wirklich herein und waren schon bis Schlesien vorgebrungen; aber der Herzog von Liegnitz setzte sie durch eine große Niederlage in Schrecken. Dann wendeten sie sich nach Mähren, aber hier wurden sie vom Grafen Sternberg geschlagen. Diese Tappern lebten daher bis jetzt immer in mir als große Retter der deutschen Nation. Nun aber kommt die historische Kritik und sagt, daß jene Helden sich ganz unnütz aufgeopfert hätten, indem das asiatische Heer zurückgerufen gewesen, und von selbst zurückgegangen sein würde. Dadurch ist nun ein großes vaterländisches Factum gelähmt und zernichtet, und es wird einem ganz abscheulich zu Muthe.«

Späterhin fügt er noch hinzu, »daß in der Poesie

diese Art von skeptischer Kritik nicht so viel Unheil stiftete.« Wolf hat den Homer zerstört, aber dem Gedicht hat er nichts anhaben können, denn die Iliade hat die Wunderkraft wie die Helden Valhalla's, die sich des Morgens in Stücken hauen, und Mittags sich wieder mit heilen Gliedern zu Tische setzen.«

Man kann gar nicht loskommen — hier muß ich aufhören. Doch nein, diese Stelle über Shakspeare ist zu schön, ich muß sie noch niederschreiben.

»Wie unendlich reich und groß ist Shakspeare! Da ist doch kein Motiv des Menschenlebens, das er nicht dargestellt und ausgesprochen hätte! Und Alles mit welcher Leichtigkeit und Freiheit! Man kann über Shakspeare gar nicht reden, es ist Alles unzulänglich. Ich habe in meinem Wilhelm Meister an ihm herumgetupft, allein das will nicht viel heißen. Er ist kein Theaterdichter, an die Bühne hat er nie gedacht, sie war seinem großen Geiste viel zu enge; ja selbst die ganze sichtbare Welt war ihm zu enge.«

»Er ist gar zu reich und gewaltig. Eine productive Natur darf nur alle Jahre ein Stück von ihm lesen, wenn sie nicht an ihm zu Grunde gehen will. Ich that wohl, daß ich durch meinen Götz von Berlichingen und durch Egmont ihn mir vom Halse schaffte. Wie viel treffliche Deutsche sind nicht an ihm zu Grunde gegangen, an ihm und Calderon? Denn Shakspeare giebt uns in silbernen Schalen goldene Äpfel; wir be-



kommen nun wohl durch das Studium seiner Stücke die silberne Schale, allein wir haben nur Kartoffeln hineinzuthun; das ist das Schlimme.«

Ich mache mein Buch zu, und so gute Nacht.

Wo weilt er nun, er, der verschwand, und doch nicht verloren ist? — Vielleicht thront er jetzt unter jenen Sternen mit seinem Shakspeare und mit seinem Schiller in erhabenem Gespräch? und Walter Scott steht daneben, Liebe und Gedanken ruhen auf seiner großen Stirn — was für eine herrliche Partie Quarrée.

Den 15ten März.

Dieser letzte Paragraph, welchen ich gestern Abend schrieb, erfüllte meinen Kopf so mit Gedanken und Phantasieen und Erinnerungen, daß ich am heutigen kalten Abend nicht in der Stimmung bin, fleißig zu sein; so rücke ich denn meinen Schreibtisch nahe an das Feuer, und theile meine Langeweile Ihnen mit; und wenn Sie noch zweimal so weit wären, und die Langeweile noch einmal so groß, ich würde sie doch vom ganzen Herzen Ihnen mittheilen; wie würden Sie aber damit zufrieden sein?

Ich war heute sehr mit häuslichen Angelegenheiten beschäftigt, denn wir machen Vorbereitungen, unsere Wohnung zu verlassen, um ein neues Haus zu beziehen, das noch nie bewohnt war, und jetzt bin ich allein

in meinem Zimmer. Ich bin ermüdet und trüb gestimmt.

Woher und was sind wir denn, daß Dinge, welche wir nicht sehen, uns mit Dingen beladen können, die nicht sind. Hätte ich das Herz jenes wunderbaren Vogels aus der persischen Erzählung, welches, wenn es an irgend ein menschliches Herz gelegt wurde, dieses Herz zwang, wachend oder schlafend durch die Lippen die Wahrheit von sich zu geben, so würde ich zu erfahren suchen, in welchem Grad in jedem Busen der Glaube an das Uebernatürliche besteht? In vielen Seelen, welche ich kenne, und welche in andern Dingen starke Seelen sind, lebt dieser Glaube als eine verborgene Quelle der Qual; in andern, welche nicht stärker sind, lebt er als eine Quelle der Freude und Aufregung. Ich habe Menschen gekannt, welche den Glauben an Geistererscheinungen sehr witzig bespöttelten oder ernst bestritten, und während der ganzen Zeit konnte ich in ihren Zügen lesen, daß sie wenigstens einmal in ihrem Leben sich vor ihrem eigenen Schatten gefürchtet hatten. Die conventionelle Feigheit, die Furcht vor dem Ridikul und die Eigenliebe, welche gescheute Personen abhält, die ganze Wahrheit alles dessen zu enthüllen, was über diesen Punkt in ihrem Geiste vorgeht, raubt uns die Mittel, einen interessanten Zweig der Psychologie zu entwickeln und dessen Quelle nachzuspüren. Zwischen der gemeinen Leichtgläubigkeit, der Uebertreibung und dem

völligen Scepticismus und Materialismus einiger Individuen, welche Philosophen sein möchten, liegt ein großer Raum von bestreitbarem Boden, eine Art von Zwielficht-Region oder limbo, durch welche ich meinen Weg nicht deutlich durchfinden kann. Einer der begabtesten und gebildetsten und zugleich rationellsten und praktischsten Charaktere, denen ich je begegnet bin, sagte mir einst ganz ernsthaft: »Ich danke Gott, daß ich an keine Unmöglichkeit glaube!«

In wiefern ist unser Wahrnehmen auf unsere äußeren Sinne beschränkt? Kann das irgend Jemand sagen? — Denn daß unsere Gewahrnehmung nicht ganz und gar auf die Eindrücke, welche die äußeren Sinne aufnehmen, beschränkt ist, scheint der einzige Satz zu sein, den man bewiesen hat. Und sind solche fühlbare und sichtbare Eindrücke die einzigen, die wir aufnehmen können? Wenn Jemand die gewöhnliche und oft wiederholte Frage an mich richtet: »Glauben Sie wirklich an Geister?« So antworte ich scherzend: »Ich glaube wirklich nicht daran. Ich glaube auch in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes nicht daran, aber ich glaube an die Wirklichkeit derjenigen Dinge, welche man imaginär nennt.«

Während meines Aufenthalts in Weimar wurde eine sehr hübsche kleine Abendgesellschaft für mich bei Frau von Ahlesfeld veranstaltet. Es gab den Abend keine Karten; um einen runden Tisch sitzend wurden

wir sehr gesprächig und vertraulich, und am Ende verfielen wir darauf, uns Geistergeschichten zu erzählen. Es scheint, als sei Deutschland noch immer wie Irland das Land des Uebernatürlichen, so wie das Land des Romantischen. Es lag etwas sehr Erbauliches in dem aufrichtigen Glauben und dem vollkommenen Ernst einiger der Erzählenden, so wie einiger der Zuhörenden, worunter auch ich mich befand.

Der Baron von Sternberg gab uns eine Geschichte von einer Geistererscheinung im Schloß seiner Schwester in Liefland. Sie war sehr gut und wurde auch sehr gut vorgetragen, obgleich in der That es ein Gespenst war, welches man am allerwenigsten in einem Schloß in Liefland vermuthet hätte, denn es war der Geist Voltaire's.

Dann erzählte uns der Großherzog die Geschichte einer gewissen Fürstin von Rudolstadt, deren Portrait in Rochberg hängt, und welche in ihrer Familie für eine Prophetin, Geisterseherin und Traumdeuterin galt; auch hatte sie sehr wilde und poetische und selbst groteske Erscheinungen und Träume, welche ihr die vergangenen und künftigen Schicksale der Familie enthüllten. Die ganze Geschichte und die Beschreibung des Rudolstädter Schlosses, des alten Hofes und der drei bejahrten Prinzessinnen, welche wie gothische Figuren auf einer Gobelintapete sich ausnahmen, so stattlich, so steif und so häßlich, und doch so mit einer Färbung des Roman-

tischen angehaucht; das alles wurde mit solch einer Lebendigkeit der Details, solch einem malerischen Geiste erzählt, daß es mich über alle Maßen unterhielt und interessirte. Ich glaubte, sie vor mir zu sehen, und ich glaube, ich sehe sie eben jetzt.

In Erwiederung dieser Erzählung gab ich nach der besten Autorität, dem Crofton Croker, die Geschichte des irländischen banshee\*) und vorzüglich von dem identischen banshee, dessen Besuche ein Erbstück meiner Familie sind, und dessen ich mich aus peinlichen Gründen erinnere. Mein banshee gefiel allgemein, dem größten Theile der Gesellschaft war der Gedanke neu, und ich habe selbst die Hoffnung, daß er Sternberg mit einem Pendant zu seinem Gedichte vom König D'Donohne begeistern wird.

Das Gespräch lenkte sich natürlicher Weise auf erbliche Geistererscheinungen und gespenstische Hülfsungen,

---

\*) Banshee ist ein irländischer Geist, welcher nur in alt-irländischen Familien erscheint, in deren Adern weder sächsisches, noch englisches Blut fließt. Dieses Gespenst hat die Gestalt eines alten Weibes in dunkler Hülle und Kapuze, so daß noch Niemand ihr Antlitz sah; aber ihre Klagen vernimmt man oft. Sie stimmt dieselben an, wenn Tod oder irgend ein Unglück die Familie, welche sie beschützt, bedroht.

Nur echt irländische Ohren vernehmen die Klage des banshee und echt vaterländische Herzen erfüllt dieselbe mit Schauer.

die Frucht von Verbrechen der Ahnen, auf welchen Aberglauben Grillparzer sein lyrisches Drama »die Ahnfrau« gegründet hat. Das Schloß der Familie W— in der Nachbarschaft von Weimar wurde erwähnt, als dieser Art von Geistererscheinungen ausgesetzt. Zwei Individuen, welche gegenwärtig waren, hatten dieses Schloß öfters besucht, und sprachen von dem Phantome avec connoissance de fait. Die jetzige Baronin W— welche unter aufgeklärten und gescheuten Leuten aufgewachsen war, erklärte, sie sei ganz ungläubig, und bezog nach ihrer Vermählung das Schloß ihres Gemahls mit der ganzen Sicherheit, welche Vernunft und Philosophie geben können. »Aber — so lautete die Geschichte — es geschah, daß bald nach der Geburt ihres ältesten Kindes sie um Mitternacht erwachte, und ein überirdisches Wesen erblickte, welches sich über die Wiege ihres Kindes beugte, wie es schien, mehr in Liebe und um es zu segnen, als in irgend einer unheiligen Absicht. Doch von dieser Zeit an, heißt es, hat sie nicht mehr gern das Schloß der Ahnen ihres Gemahls bewohnt.

In der Familie des Baron —, dessen Schloß auch in der Nähe von Weimar liegt, befindet sich ein goldener Ring mit wunderbarer Kraft, der durch irgend ein übernatürliches Wesen einem der früheren Besitzer mit der Versicherung gegeben ward, daß, so lange derselbe in dem Schloß bliebe, das Glück immer die Familie begleiten werde. Jeder Versuch, welcher späterhin von

ungläubigen Baronen gemacht wurde, um diese Sage auf die Probe zu stellen, wurde von irgend einem großen Unglück gefolgt, und das letzte Mal von einem zerstörenden Feuer, welches beinahe das ganze Schloß verwüstete. Diese Geschichte wurde auch sehr gut erzählt.

Es scheint, als ob in diesen kleinen deutschen Etaaten immer irgend ein Ahnherr oder Prinz mit einem blaubartigen Ruf gelebt hätte, um den Helden aller grauenhaften Geschichten abzugeben, und den furchtsamen Kindern als Schreckniß zu dienen. Der Herzog Ernst August spielt in der Geschichte von Sachsen Weimar den Tyrannen. Er war nicht allein ein Tyrann, sondern auch Atheist, Alchemist und Zauberer und Gott weiß, was alles noch. Nun gab es auch einen wüsten Abenteuerer, Namens Laumartin, der sich in die Gunst des Herzogs eingeschlichen und sein Kammerherr wurde, und ihm bei seinen chemischen Versuchen und Zaubereien behülflich war. Es existirt eine Sage, daß einer der Ahnen dieses fürstlichen Hauses vor Jahren den Stein der Weisen entdeckt habe, und das Recept zu demselben mit sich habe begraben lassen, indem er einen schrecklichen Fluch über denjenigen ausgesprochen, welcher aus Geiz seine letzte Ruhe stören würde. Der Herzog Ernst überredete Laumartin, in die Familiengruft hinabzusteigen und das mächtige Geheimniß aus dem Sarge seines Ahnherrn zu holen. Laumartin unternahm das Geschäft mit heiterer Verwegenheit, und blieb zwei

Stunden in der Gruft. Als er wieder heraufstieg, war er ganz bleich und sehr verändert, er nahm feierlichen Abschied von seinen Freunden, wie ein Mann, der zum Tode verdammt ist. Man lachte ihn natürlicher Weise aus; doch am dritten Tage nachher fand man ihn in seinem Zimmer auf der Erde liegend, sein Papier in der Hand, seine Kleider zerrissen, seine Züge verzerrt wie nach einem fürchterlichen Kampfe.

Diese Geschichte, welche sich so oft in verschiedenen Ländern und Zeitaltern und in verschiedenen Gestalten wiederholt hat, erschien mir sehr merkwürdig, sowohl vom philosophischen, als vom historischen Gesichtspunkte aus betrachtet. Der Herzog Ernst August lebte in einer Zeit, wo eine wilde abergläubische Leichtgläubigkeit, ein Glaube an Zauberei und Alchemie zu gleicher Zeit mit dem kühnsten Scepticismus in religiösen Angelegenheiten herrschte; Beides wurde in Deutschland, Frankreich und England zu gleicher Zeit Mode. Cagliostro und seine Nachahmer und Schüler herrschten über die Gemüther. Erinnern Sie sich nicht in den Memoiren des Baron von Grimm der Geschichte eines französischen Abenteurers, welcher in den ersten Zirkeln von Paris für ein übernatürliches Wesen gehalten wurde. Man sagte, er besäße das Lebenselixir, und der wandernde Jude war dem Anscheine nach ein Jüngling im Vergleich mit dem ewigen Leben dieses Menschen. Im Hause des Marschalls Mirepoix saß er einst am Piano



und spielte ein Musikstück von so erhabener und außerordentlicher Schönheit, daß Alle fragten, ob es seine eigene Composition sei, oder wo man die Noten haben könne? Worauf er mit gedankenvollem Blick erwiderte: »Ich hörte es zum letzten Male als Alexander der Große in Babylon einzog.«

An diesem Abende wurden noch viele andere Geschichten erzählt, alle von verschiedenem Interesse, aber alle mit einer poetischen und charakteristischen Färbung. Endlich trennte sich die Gesellschaft. Ich ging nach Hause, und da wir sehr aufgeregert waren, sprachen wir noch während einiger Zeit über den Einfluß der Phantasie und deren verschiedenen Illusionen, und über den Aberglauben der verschiedenen Zeiten und Länder. Die Sache selbst hat immer bestanden, und es scheint, als ob sie einen Theil der menschlichen Natur begründete, und sich nur milderte oder in seinen Aeußerungen veränderte, zuweilen durch äußere Einflüsse, zuweilen durch das eigenthümliche Temperament des Einzelnen. Die Mode, oder in andern Worten die Sympathie und der Nachahmungstrieb, habe eben so gut Geister erzeugt wie sie Wahnsinnige und auch zuweilen Selbstmörder erzeugten.

Endlich boten wir uns gute Nacht. Ich zündete meine Lampe an, welche in einem Leuchter von antiker Form befestigt war. Es war derselbe, der bei Goethe's Tische gedient hatte, und den ich immer mit großer Ehr-

furcht in die Hand nahm. Um in mein Schlafzimmer zu gelangen, mußte ich vor der Thür des Zimmers vorbeigehen, in welchem Goethe das Leben ausgehaucht hatte. Von diesem Augenblick an ist es als Heiligthum betrachtet worden; Alles bleibt darin unberührt und ungestört, und der Schlüssel ist in Verwahrung des Bibliothekars. Im Vorzimmer steht eine große Hausuhr (als ich in Weimar war stand sie wenigstens da), welche an der Jubelfeier Goethe's ihm geschenkt wurde; es ist dieselbe, welche im Zimmer seiner Mutter stand und die Stunde schlug, in der er geboren ward. Nachdem sie durch viele Hände gegangen, wurde sie vom Großherzog von Baden gekauft, und bei dieser unvergeßlichen Gelegenheit als Geschenk dem Dichter übersandt. Diese Uhr bleibt wie das übrige Geräthe dieses heiligen Gemachs unberührt, doch in dieser Nacht, durch irgend einen unerklärlichen Zufall, schlug sie eins — zwei — drei — vier und sofort bis zwölf. Beim ersten Schlage stand ich still — selbst mein Athem stand still, und ich horchte. Ich blickte nicht zur Linken, wo die Thür in jene heiligen Räume führte, — die Räume des Todes und der Unsterblichkeit, — ich blickte nicht zur Rechten, wo die dunkle Höhle der Treppe mir entgegen gähnte, ich blickte auch nicht vor mir; aber mein Auge war auf die silberne Reliquie, welche ich in der Hand hielt, geheftet, und so stand ich still. Die innere Bewegung, welche meine Kräfte in diesem Augenblicke hemmte, war sehr

weit von Furcht entfernt, und glich ihr nicht einmal, — es war nur ein Ton! Doch es war derselbe Ton und dieselbe Stunde, welche diese Welt einem der größten und begabtesten Geister erschloß, die Gott in seiner hohen Gnade je gesandt, um die Welt zu erleuchten und um die Grenzen der menschlichen Freude und Vervollkommnung zu erweitern. Es war derselbe Ton und dieselbe Stunde, welche ihn aus sandte, sich mit der großen Seele der Natur zu vereinen:

»A voice in all her music, from the moan  
 »Of thunder to the song of nights sweet bird;  
 »To be a presence to be felt and known  
 »In darkness and in light«\*).

Und so in der Stille und Einsamkeit der Nacht, als diese Töne langsam einer nach dem andern erklangen, schienen sie die ganze Luft um mich her zu erfüllen, um in mein Ohr zu dringen und in meine Fingerspitzen herabzurieseln, und ich sah das Licht zittern, welches ich vor mir hielt. Doch kehrte die Vernunft und die Macht der Bewegung wieder zurück. Im nächsten Augenblick war ich in meiner Stube, und saß in Goethe's Armsessel mit ruhigem Puls und ruhigem Geiste und glücklich, wieder Herrin meiner Vernunft zu sein. Auch hätte ich nicht jenes seltsame überwältigende Gefühl entbehren

---

\*) Eine Stimme zu sein in ihrer Musik, vom Rollen des Donners bis zum Gesang der Nachtigall, und um im Dunkel und im Licht gefühlt und erkannt zu werden.

mögen, den angenehmen Schauer jenes unvergeßlichen Augenblicks! nicht um die ganze Welt. So kurz und vorübergehend diese Empfindungen auch waren, so gehören sie doch von nun an zum Gewebe meines Lebens, und sollte ich ein Jahrhundert leben, so würde ich sie doch nicht vergessen, noch würde ich es wagen, dieselben zu schildern — wenn ich sie auch mit Worten zu schildern vermöchte.

---

Den 16ten März.

Ich war heute müßig, und anstatt regelmäßig in meinem Buche weiter zu lesen, durchblättere ich es nur und merkte hier und da auf einige Stellen. Ich finde den Versuch, alles das aufzuzeichnen, was ich aus diesem herrlichen Buche in meinem Gedächtniß behalten möchte, ganz unmöglich. Ich dachte im Anfang, es sei ein Werk wie das von Boswell, und nichts ist weniger zu vergleichen als diese beiden. Der Unterschied zwischen Dr. Johnson und Goethe ist nicht größer als der zwischen Eckermann und Boswell. Boswells Buch ist herrlich, doch der persönliche Charakter des Menschen steht immer im Wege, wir ziehen Nutzen aus seiner Indiscretion, und die unbedeutenden Details, die er uns ohne Auswahl giebt, erwecken oft unsern Ekel. In seinem Buche ist Johnson ein großer Koloss, der über diese enge Welt hinwegschreitet, mit einem Leuchtturme in der

einen Hand, und einem Bündel Pfeile in der andern. Doch in Eckermanns Buche ist Goethe nichts anders als der olympische Jupiter, welcher an seiner Tafel sitzt und Nektar und Ambrosia vertheilt, während er wie ein Kind mit seinen eigenen Blitzen spielt \*). Boswell mischt sein eigenes Selbst überall hinein, durch seine Unterwürfigkeit und Eitelkeit versetzt er seinen Patron nicht immer in erhabene Stellungen; und die wohlbekanntnen Gleichnisse vom Affen auf dem Rücken eines Bären und dem Bologneser-Hunde in der Höhle eines Löwen scheinen uns kaum zu streng. Wenn ich ein Gleichniß für Eckermann auffinden sollte, so würde ich sagen, er sei eine Drossel, die sich unter den Flügeln eines großen Adlers birgt, die zuweilen von ihrem großen Herrn und Meister zwar in Schatten gestellt, doch nie eingeschüchtert wird, und welche die Schrecknisse seines Schnabels und die Blitze seiner Augen nicht fürchtet. Immer bleibt Eckermann er selbst, und dieses Selbst ist immer liebenswerth und muß unsere Achtung gewinnen. Seine Einfachheit, seine Geradheit, seine freundliche Milde, seine poetischen und künstlerischen Gefühle sind

---

\*) Auf einem Basrelief über dem Eingang von Goethe's Zimmer in seinem Hause zu Weimar ist eine traurige Anspielung zu sehen: ein leerer Thron des Jupiters mit dem Adler zu den Füßen und die Blitze liegen veridocht und unthätig.

immer anziehend, man muß ihn seiner selbst wegen lieben, eben so als Goethe's wegen.

Demungeachtet würde eine Uebersetzung von diesem Buche kaum in England gefallen; es handelt mehr von »Begriffen als von Thatsachen«, und mehr von Gedanken und Plänen als von Anekdoten und Persönlichkeiten. Man muß ein großes Interesse an deutscher Literatur und Gesellschaft nehmen, und an allen schönen Künsten, um es ganz zu schätzen. Es hat einige Aehnlichkeit mit Coleridge's »Tischgespräch,« welches gewiß wenige Deutsche verstehen würden, obgleich die Kritik und Urtheile, die es ausspricht, voll Interesse für den englischen Leser sind. Es ist aber dramatischer und lebendiger in der Manier.

Als ich erst seit Kurzem das Buch besaß, und mit Entzücken einiger Stellen erwähnte, welche meine Aufmerksamkeit angezogen hatten, schrieb mir eine Freundin, die Goethe sehr genau und lange gekannt hatte, in ihrem eigenthümlichen Style, sehr hübsch über den Charakter und den Plan des Buchs.

Eckermanns Buch, sagte sie, ist der reinste Altar, welcher noch dem Ruhme Goethe's errichtet wurde. In unserer jetzigen Zeit, wo die Pietät so abzunehmen scheint, wo ein junger talentvoller Autor die Feder wie eine Art Dissections-Messer ergreift, und da verstümmelt und forschet, wo er einst zitterte und anbetete; wo sein ernstes Bestreben ist, die schwerste Bürde, welche die Seele

eines Egoisten drücken kann, abzuschleudern — die Würde nämlich der Bewunderung für die Verdienste eines Andern, ist es da nicht erfreulich, auf ein solches Buch wie dieses zu stoßen? Und jetzt, wo Alles, was wir lesen, so künstlich, so gemacht, so impettinent ist, da freut man sich einmal ein Buch aufzuschlagen, wo man auf jeder Seite den Pulschlag eines warmen treuen Herzens fühlt? — Ich weiß nicht, ob ich Recht habe, doch scheint es mir, als ob diejenigen, welche nicht bewundern können, auch nicht verdienten bewundert zu werden; wie würdig muß also derjenige Mann sein, welcher so sein ganzes Herz und seine ganze Seele in Bewunderung zu den Füßen eines Andern niederlegt. Die Einfachheit seiner gänzlichen Selbstverleugnung giebt dem Ganzen eine gewisse Würde. Es ist hier nichts als Wahrheit und Liebe — denn Goethe liebte Eckermann, und oh! wie sehr liebte Eckermann Goethe.“

»Ich kann und darf hier kein kritisches Urtheil haben; ich kann nur ein Zeugniß ablegen für die allgemeine Wahrheit des Ganzen — es kann nichts Wahres geben. Ich kann nicht wie Sie von einzelnen Stellen entzückt und frappirt sein; ich war zu lange eine Art von Ober-Schatzmeisterin, um verwundert und geblendet zu sein, wenn ich die Kisten geöffnet sehe. Ich begrüße die Edelsteine als alte Bekannte.«

---

Nach diesem ermuthigenden Zeugniß fahre ich mit meinen Anmerkungen und mit meiner Uebersetzung fort:

Es scheint, als habe Schiller den Plan gehabt ein Theater zu gründen, wo dann und wann Stücke nur von Männern aufgeführt werden sollten, und Goethe scheint diese Idee gebilligt zu haben: das thue ich nicht. Die zwei Geschlechter sind schon genug getrennt durch verschiedene Pflichten und verschiedene Studien, was darauf berechnet ist, sie auch im Vergnügen zu trennen, kann nicht gut sein. Ein Theater, ausschließlich für Männer bestimmt, würde bald einem Bärenarten gleichen.

In einer Abendgesellschaft wurden Göthen einige von seinen Liedern, zu denen Eberwein eine schöne Musik componirt hatte, vorgesungen, was ihm Freude machte. Als Alles vorüber war, sprach er gegen Eckermann die Bemerkung aus, daß »diese Lieder aus dem Divan gar kein Verhältniß mehr zu ihm hätten.« Sowohl was darin orientalisches, als was darin leidenschaftliches ist, hat aufgehört in mir fortzuleben, es ist wie eine abgestreifte Schlangenhaut am Wege liegen geblieben. Dagegen das Lied: »um Mitternacht,« hat sein Verhältniß nicht zu mir verloren, es ist von mir noch ein lebendiger Theil und lebt mit mir fort!»

Mehrere Seiten weiter, unter verschiedenen andern Dingen, finde ich diese Bemerkung über Schiller. »Durch Schillers alte Werke,« sagt Goethe, »geht die Idee von



Freiheit, und diese Idee nahm eine andere Gestalt an, so wie Schiller in seiner Cultur weiter ging und selbst ein Anderer wurde. In seiner Jugend war es die physische Freiheit, die ihm zu schaffen machte, und die in seine Dichtungen überging; in seinem spätern Leben die ideelle.« Und weiterhin sagt er sehr schön: »Nicht das macht frei, daß wir nichts über uns anerkennen wollen, sondern eben daß wir etwas verehren, das über uns ist.«

Er sagt von Lagrange — »Er war ein guter Mensch und deswegen groß. Denn wenn ein guter Mensch mit Talent begabt ist, so wird er immer zum Heil der Welt sittlich wirken, sei es als Künstler, Naturforscher, Dichter oder was alles sonst.« Dieses kommt dem, was Weber an Mendelssohn schrieb, gleich. Später sagte er:

»Alles Große und Gescheite existirt in der Minorität. Es hat Minister gegeben, die Volk und Könige gegen sich hatten, und die ihre großen Pläne einsam durchführten. Es ist nie daran zu denken, daß die Vernunft populär werde. Leidenschaften und Gefühle mögen populär werden, aber die Vernunft wird immer nur im Besitz einzelner Vorzüglicher sein.«

Ich habe oft gedacht und gefühlt, daß während wir in England eine politische Freiheit haben, so haben wir doch nichts, was der persönlichen und individuellen socialen Freiheit der Deutschen, selbst unter dem schlimmsten Gouvernement, gleich käme. Deshalb fiel mir die Stelle, welche jetzt kommt, vorzüglich auf. Als Goethe mit gro-

fem Beifall von Guizot spricht, führt er eine seiner Bemerkungen an. »Die Germanen brachten uns die Idee der persönlichen Freiheit, welche diesem Volke vor Allem eigen ist, und in den alten Republiken nicht bekannt war.«

»Ist das nicht sehr artig, und hat er nicht vollkommen Recht? Und ist nicht diese Idee bis auf den heutigen Tag unter uns wirksam? Die Reformation kam aus dieser Quelle; auch das Buntscheckige unserer Literatur, die Sucht unserer Poeten nach Originalität, und daß Jeder glaubt, eine neue Bahn machen zu müssen, so wie die Absonderung und Verisolirung unserer Gelehrten, wo Jeder für sich steht und von seinem Punkte aus sein Wesen treibt; Alles kommt daher. Franzosen und Engländer dagegen halten mehr zusammen und richten sich nach einander. In Kleidung und Betragen haben sie etwas Uebereinstimmendes. Sie fürchten von einander abzuweichen, um sich nicht auffallend oder gar lächerlich zu machen; die Deutschen aber gehen Jeder seinem Kopfe nach, Jeder sucht sich selber genug zu thun; er fragt nicht nach dem Andern, denn in Jedem lebt, wie Guizot richtig gefunden hat, die Idee der persönlichen Freiheit, woraus dann, wie gesagt, viel Treffliches hervorgeht, aber auch viel Absurdes.«

Dieses scheint mir sehr wahr, und muß Jedem auffallen, der in Deutschland gewesen ist, und das Interesse empfunden hat, welches diese Art von Individualität der Gesellschaft verleiht. Obgleich ich Reisenden begegnet

bin, welche nicht wenig dadurch außer Fassung gebracht wurden; denn da ihr eigenes Leben bis jetzt, »comme une goutte d'huile sur une table de marbres« dahin- floß, können sie nicht die kleinen Ecken begreifen, an welchen sie sich stoßen. Die Frauen scheinen ihnen affectirt, und die Männer wunderbar — gerade weil die erstern natürlich, und die andern originell sind, und denjenigen Frauen und Männern gar nicht gleichen, die sie zurückgelassen und deren Geister wie ihre Körper nach derselben Mode gekleidet waren.

In Deutschland war ich gewohnt, das Werk de l'Allemagne von der Staël auf eine verächtliche Weise nennen zu hören, wenn es ja einmal genannt wurde, denn es war entweder vergessen oder veraltet. Ihre abgenutzten Kenntnisse, ihre oberflächliche Kritik, ihre französischen Vorurtheile, ihre weiblichen Uebereilungen fanden keine Nachsicht. Man denke nur, welcher Wechsel der Meinungen, welche Umwälzung, der Kritik in den letzten dreißig Jahren stattgefunden haben? Sir James Makintosh, welcher die ganze Weisheit seines Zeitalters besaß, und in vieler Hinsicht über sein Zeitalter erhaben war, schreibt 1807, nur zwei oder drei Jahre ehe Madame de Staël ihr Werk herausgab, von der deutschen Literatur und Kritik, wie von einer Art von terra incognita, so wie die Schifffahrer des fünfzehnten Jahrhunderts vom westlichen Continent sprachen, nur zagend wagte er Goethe zu nennen, und

schien dessen Ansichten über die Kunst nicht ganz zu verachten, »er fand dieselben verständlich und sinnreich.« Er erwähnt der Antipathie, welche in Frankreich und England gegen die deutsche Literatur herrschte, und spricht von ausgezeichneten und modernen Schriftstellern, welche, wie man vermuthen kann, wahrscheinlich ihr Zeitalter überleben würden. »Ich rechne selbst Goethe und Schiller unter diese Letztern, und da ich weiß, daß nur Wenige in Frankreich und England hierin mit mir übereinstimmen, so flüchte ich mich in den gewöhnlichen Trost, der denjenigen bleibt, welche etwas Seltsames behaupten, nämlich in die Ueberzeugung, daß meine Meinung dereinst anerkannt werden wird, wenn ich selbst vergessen bin.«

Madame de Staël durchbrach zuerst das, was Goethe selbst die chinesische Mauer des Vorurtheils nannte, und wir können durch dieselbe hindurchgehen, ohne diejenige mit Füßen zu treten, welche den Muth hatte, uns den Weg zu bahnen.

Die Deutschen verstehen uns besser, als wir sie. Es ist einer der schönsten Charakterzüge des Deutschen, daß, obgleich er ein bestimmteres Gepräge des Nationalcharakters an sich trägt, wie wenig andere Völker, er dennoch besser als Alle dasjenige versteht und zu schätzen weiß, was in der Nationalität anderer Völker liegt. Die deutsche Sprache fügt sich mit wunderbarem Reichtum und großer Biegsamkeit der Uebersetzung einer je-

den andern Sprache, und die schönsten Produkte der fremden Literatur werden die Deutschen aufnehmen, ohne erst darauf zu bestehen, daß dieselben ihren eigenen Regeln der Kritik und des Herkömmlichen angepaßt werden.

Alles, was Goethe über Kunst und Künstler sagt, ist bewunderungswerth — und ganz seiner würdig; er war der größte Kritiker und Kenner seines Landes und seines Zeitalters; z. B. was er von Claude Lorrain sagt: »Seine Bilder haben die höchste Wahrheit, und nicht eine Spur von Wirklichkeit. Er kannte die reale Welt bis ins kleinste Detail auswendig, und er gebrauchte sie als Mittel, um die Welt seiner schönen Seele auszudrücken. Und das ist eben die wahre Idealität, die sich vieler Mittel zu bedienen weiß, so daß das anscheinend Wahre eine Täuschung hervorbringt, als sei es wirklich.«

Er nennt die Architektur »eine erstarrte Musik«. So giebt es noch viele Stellen, welche ich nur mit Bedauern unaufgezeichnet ließ.

Doch eins darf ich nicht weglassen, denn es gab mir viel zu denken.

Goethe scheint eine Darstellung Christi mit seinen zwölf Aposteln zu einförmig, um einen passenden Gegenstand für die Bildhauerkunst abzugeben. Diese Bemerkung mag sich auf die berühmten Bronzefiguren von Peter Vischer, auf dem Grabe des heiligen Sebaldus in Nürnberg, beziehen. Mir fiel die Abwechslung und Verschiedenheit dieser Gestalten auf; doch wenn ich zu-

rück denke, so war es mehr die Abwechslung in der Draperie und Stellung, die des äußern Charakters, als die des Innern. Es kann der Bildhauerkunst leicht werden, zwei sich so ganz entgegengesetzte Charaktere, als der heilige Johannes und der heilige Apostel Paulus sind, darzustellen. Wie aber könnten wir den heiligen Andreas und den heiligen Simon von einander unterscheiden, außer durch die äußeren Attribute, indem wir dem heiligen Paulus die Schlüssel geben, und dem Bartholomäus seine eigene Haut über den Arm hängen, wie das in Mailand der Fall ist? — Wie kann der heilige Thomas ungläubig aussehen? So daß im Ganzen doch etwas Uncharakteristisches in jener Gruppe liegen muß.

Goethe sagt, daß er aus der heiligen Schrift einen Cyclus von zwölf Figuren gewählt habe, welche sich für die Bildhauerei eigne, und die ganze Geschichte unsrer Religion vorstelle.

»Zuerst Adam, der schönste Mann, so vollkommen wie man sich ihn nur zu denken fähig ist. Er mag die eine Hand auf einen Spaten legen, als ein Symbol, daß der Mensch berufen sei die Erde zu bauen.«

»Nach ihm Noah, womit wieder eine neue Schöpfung angeht. Er cultivirt den Weinstock, und man kann dieser Figur etwas von einem indischen Bacchus geben.«

»Nächst diesem Moses, als erster Gesetzgeber.«

»Sodann David, als Krieger und König.«

»Auf diesen Jesaias, ein Fürst und Prophet.«

»Daniel sodann, der auf Christus, den künftigen, hindeutet.«

»Christus.«

»Ihm zunächst Johannes, der den gegenwärtigen liebt. Und so wäre denn Christus von zwei jugendlichen Figuren eingeschlossen, von denen die eine (Daniel) sanft und mit langen Haaren zu bilden wäre, die andere (Johannes) leidenschaftlich mit kurzem Lockenhaar. Nun, auf den Johannes, wer kommt?«

»Der Hauptmann von Capernaum, als Repräsentant der Gläubigen, eine unmittelbare Hülfe Erwartenden.«

»Auf diesen die Magdalena, als Symbol der reinigen, der Vergebung bedürftenden, der Besserung sich zuwendenden Menschheit. In welchen beiden Figuren der Inbegriff des Christenthums enthalten wäre.«

»Dann mag Paulus folgen, welcher die Lehre am kräftigsten verbreitet hat.«

»Auf diesen Jacobus, der zu den entferntesten Völkern ging, und die Missionaire repräsentirt.«

»Petrus machte den Schluß. Der Künstler mußte ihn in die Nähe der Thür stellen und ihm einen Ausdruck geben, als ob er die Hereintretenden forschend betrachte, ob sie denn auch werth seien, das Heiligthum zu betreten.«

»Was sagen Sie zu diesem Encus?« -- setzte Goethe

hinzü. »Ich dächte, er wäre reicher als die zwölf Apostel, wo einer aussieht wie der andere. Den Moses und die Magdalena würde ich sitzend darstellen.«

Er erzählt, daß er die Hexenscene in Faust in den borgheiser Gärten in Rom gedichtet habe. Wenn ich je diese Gärten wieder besuche, was für seltsame Ideenverknüpfungen werden sich um jene alten Statuen, Springbrunnen und classischen Tempel schlingen.

Es liegt sehr viel in seiner neuen Farbentheorie, welche ich mit Interesse las, doch wage ich nicht darüber zu urtheilen, da ich sie nicht ganz verstehe. Diese Theorie soll, wie es scheint, Newtons Theorie des Lichtes und der Farben verdrängen; ich weiß nicht, ob sie es wirklich vermag. Doch da die Gelehrten in Frankreich sich damit abgeben, so denke ich, werden die englischen Philosophen sie auch genauer betrachten; indessen, wie auch die Streitfrage später sich entscheiden mag, so wird man doch immer mit Interesse sich zu Goethe's Ansichten hinwenden, entweder als zu einem merkwürdigen Beweis von Selbstverblendung, oder als zu einer erhabenen Anticipation der künftigen Glorie.

»1) Auf Alles, was ich als Poet geleistet habe,« pflegte er wiederholt zu sagen, »bilde ich mir gar nichts ein. Es haben treffliche Dichter mit mir gelebt und lebten noch trefflichere vor mir, und es werden ihrer nach mir sein. Daß ich aber in meinem Jahrhunderte in der schwierigen Wissenschaft der Farbentheorie der Einzige bin, der



das Rechte weiß, darauf thue ich mir etwas zu Gute, und ich habe daher ein Bewußtsein der Superiorität über Viele.«

Dieses Wort gleicht dem großen ruhigen Selbstlob Miltons. Ist es auch so wohl begründet? Das möchte ich wohl beurtheilen können.

Er spricht an verschiedenen Stellen von dem unmerklichen und unsichtbaren Einfluß der äußeren Gegenstände auf die Ausbildung unsers Charakters. Er sagt: »ein Mann, der sein ganzes Leben unter der stolzen ernstlichen Eiche zugebracht hat, wird gewiß ein ganz Anderer sein, als der, welcher im Schatten von Myrthen und Trauerweiden lebte.«

Dann sagt er mit vielem Gefühle: »es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, und besonders nicht, daß er allein arbeite, vielmehr er bedarf der Theilnahme und Anregung, wenn etwas gelingen soll. Auf diese Weise verdanke ich Schillern den Achilais und viele meiner Balladen, wozu er mich getrieben, und Sie,« fügte er sich freundlich an Eckermann wendend hinzu, »können es sich zurechnen, wenn ich den zweiten Theil meines Fausts zu Stande bringe.« Vieles in dem zweiten Theile von Faust beschäftigte Goethe während der letzten Jahre seines Lebens, und erst im zwei und achtzigsten Jahre beendigte er denselben. Als er dieses Werk vollendet hatte, sagte er:

»Jetzt kann ich den Rest meines Lebens als ein Ge-

schenk betrachten, und es ist einerlei, ob ich noch etwas vollbringe oder nicht.“

Als ob er sein ganzes früheres Leben nur betrachtet, als sei es ihm unter der Bedingung verliehen, gewisse Dinge auszuführen, zu welchen er sich berufen fühlte. Er überlebte die Vollendung des Fausts nur ein Jahr.

Der Inhalt des zweiten Theils des Faust hat vielen deutschen und englischen Gelehrten zu rathen gegeben, und in Deutschland giebt es schon viele Abhandlungen und Commentarien über denselben, wie über die divina comoedia. Ich habe diesen zweiten Theil nicht gelesen, und wenn ich es auch hätte, so würde ich doch kein Urtheil wagen, wo Doctoren verschiedener Meinungen sind. Doch erinnere ich mich, daß Herr von Hammer in seiner lebhaften und klaren Weise eine verständliche Analyse über diese wunderbare Production gab, d. h. nach seiner eigenen Auslegung. »Ich sehe es vom Anfang bis zum Ende für eine große Ironie auf die ganze Welt an, wo das Innere nach Außen gedreht wird. Aus diesem Gesichtspunkte allein verstehe ich es, aus jedem andern ist es mir unverständlich. Es enthält einige der schönsten Stellen, die Goethe geschrieben hat:

Goethe spricht überall von Walter Scott mit dem größten Enthusiasmus der höchsten Bewunderung, als von dem größten Schriftsteller seiner Zeit. Er spricht von ihm, als ob er nicht seines Gleichen fände und als ob Niemand ihm gleich kommen könnte.

Ich erinnere mich, daß Goethe's Schpiegertochter mir einst scherzend erzählte: »Wenn der Vater einen Roman von Walter Scott in die Hände bekam, so konnte man nicht eher ein Wort mit ihm sprechen, als bis er den dritten Theil beendigt hatte. Er war schlimmer als ein Schulmädchen mit ihrem ersten Roman.«

Ich fühle ein ganz besonderes Vergnügen, indem ich dieses niederschreibe, weil ich in vielen englischen Zeitungen und Zeitschriften eine Stelle aus einer Reisebeschreibung gelesen habe, welche aus sagt, ich weiß nicht auf was für Autorität, daß Goethe Sir Walter Scott sehr gering geschätzt habe. Dieses ist ganz falsch; und doch habe ich dieselbe Stelle kürzlich in einem amerikanischen Blatte abgedruckt gesehen, und sie wurde von da aus in die Zeitungen von Ober- und Unter-Canada aufgenommen. So hat sich über die ganze lesende Welt der Glaube verbreitet, daß ein großer Genius bei der Beurtheilung eines andern großen Genius entweder sich sehr geirrt hat, oder auf eine neidische Weise ungerecht war; ein Glaube, der eben so entehrend für den Genius der menschlichen Natur ist, als trostreich für das gewöhnliche Geschrei der unwissenden Mittelmäßigkeit; „denn die Dummheit weidet sich am Martyrthum des Ruhms.« Ich hielt in meinen Händen und las mit meinen Augen einen langen Brief von Sir Walter Scott an Goethe, in welchem er einen Bericht über seine Familie und seine Beschäftigungen giebt, wie ein

Die folgende schöne und originale Auslegung von Goethe's Erlösnig findet sich nicht in Schumann's Buch, das hat aber nichts zu sagen, ich gebe es Ihnen in denselben Worten, in welchen es mit Mithridat's wurde. «Goethe's Erlösnig ist eine moralische Allegorie, und umhüllt einen tiefen Sinn, ich weiß zwar nicht gewiß, ob das Gedicht zu einer solchen Bestimmung ist, oder ob Alles, was es andeutet, beabsichtigt war.»

Es giebt Menschen in der Welt, welche mit feineren Sinnen sehen und fühlen, als die andern, welche andern Ererblichen verthehen sind. Sie sehen den geistigen Mensch, das imaginäre Wesen, die Gesahren und Schwere, die ihrer inneren Seele drohen, und die andern, welche nicht mit denselben Augen sehen, sprechen ihnen von Verunft und Philosophic vor. Das arme Mensch-

Freund dem Freunde. Er spricht in demselben eine große Achtung aus und zugleich Dankbarkeit für Beweise von Güte und Willfall, welche er von Goethe erhalten hat. «Eine Lüge,» sagt ein christliches Sprichwort, «hat keine Kräfte, und kann nicht stehen.» Aber sie hat Kräfte und kann weit fliegen. Ich wünschte nur, daß die Wahrheit im Stande sein möge, ihr zu folgen, und dem Unerblichen abzuhehlen, welches viellecht nur durch einen unbeschäftigten Stratum gescheh, — doch darum nicht weniger ein Unheil und eine Ungerechtigkeite ist.

same Kind ruft nach Hülfe, nach Erbarmen; und der Vater Verstand, der Weltverstand antwortet:

»Mein Sohn es ist nur ein Nebelstreif.«

Oder

„Es scheinen die alten Weiden so grau.“

Und gebietet ihm ruhig zu sein. Endlich findet man das Kind des Gefühls todt in den Armen des Verstandes, und es starb an Ursachen, die Niemand ahnete, an welche Niemand glaubte. Kommt das nicht sehr häufig in der Welt vor?»

---

Was Goethe über die wahre Tendenz des Geistes und über den Irrthum, den so Viele begehen, indem sie eine Tendenz für ein Talent halten, sagt, verdient Aufmerksamkeit. Denn in diesen Irrthum verfallen wir sehr oft, sowohl in Bezug auf uns selbst als auf Andere. »Man meint immer,« sagt er lächelnd, »man müsse alt werden um gescheit zu sein; im Grunde aber hat man bei zunehmenden Jahren zu thun, sich so klug zu erhalten, als man gewesen ist. In gewissen Dingen kann man in seinem zwanzigsten Jahre eben so gut Recht haben, als in seinem sechszigsten.«

Ueber diesen Punkt sagt er noch viel, was ich von ganzem Herzen unterschreibe.

Ueber die Religion fand ich folgenden schönen Vergleich, doch weiß ich nicht, ob derselbe von Goethe oder von Eckermann ist. — »Ein großer Kenner begreift ein

Gemälde, er weiß das verschiedene Einzelne dem ihm bekannten Allgemeinen anzuknüpfen, und das Ganze wie das Einzelne ist ihm lebendig. Er hat auch keine Vorliebe für gewisse einzelne Theile, er fragt nicht, ob ein Gesicht häßlich oder schön, ob eine Stelle hell oder dunkel, sondern er fragt, ob Alles an seinem Orte stehend und geseslich und recht sei. Führen wir aber einen Unkundigen vor ein Gemälde von einigem Umfang, so werden wir sehen, wie ihn das Ganze unberührt läßt oder verwirrt, wie einzelne Theile ihn anziehen, andere ihn abstoßen, und wie er am Ende bei ihm bekannten ganz kleinen Dingen stehen bleibt, indem er etwa lobt, wie doch dieser Helm und diese Feder so gut gemacht sei.“

---

Als Goethe über achtzig Jahre alt war, kaufte er den ersten bequemen Stuhl. Seine Gleichgültigkeit, ja selbst seine Verachtung für den gewöhnlichsten Comfort und Luxus dieser Art war sehr amüsam. Das Geräthe seines Studir- und Schlafzimmers (welches noch ganz so erhalten ist, wie er es zurückließ) ist ganz einfach und schlicht. Ein viereckiger Tisch von gewöhnlichem Holz, ein hölzernes Tintensafß und ein hoher Stuhl, dessen bloßer Anblick mir Schmerzen im Rücken verursachte, waren die einzigen Meubeln. Er pflegte zu sagen, daß, da er von Jugend auf nicht an Luxus und schöne Ge-

räthe gewöhnt sei, so zögen dieselben seine Aufmerksamkeit von der Arbeit ab. Sein Besuchzimmer aber war elegant; ich erinnere mich zwei großer Rahmen, in welche er mehrere verschiedene Handzeichnungen alter Meister zu acht oder zehn Stück in jedem zusammenzureihen pflegte. Wenn diese einige Zeit im Zimmer gehangen hatten, vertauschte er sie gegen eine andere Auswahl. Dieses war der Luxus, den er liebte. Die Zusammenstellung der Handzeichnungen, welche er zuletzt auswählt hatte, sind noch in derselben Stube zu sehen.

Die Anekdote, welche Eckermann vom römischen Schuster erzählt, welcher den antiken Kopf des Cäsars als Klotz, auf dem er sein Leder schlug, benutzte, erinnerte mich, daß der Kopf des Ilioneus zu gleichem Gebrauche von einem Schuster in Prag benutzt wurde.

Das Sonderbarste in dem Buche ist, was Goethe das Dämonische nennt. Ich habe, wie ich glaube, eine Art von Ahnung, was er damit meint: nämlich Alles, was eine Macht oder einen Zauber über die Seele ausübt, was in der Natur und im Geist unerklärlich ist, was eine geistige Existenz zu haben scheint, welche von allen verstandenen und angenommenen Gesetzen abweicht, was als unwiderstehlich anerkannt wird, und doch alle Vernunft umsonst herausfordert, es zu erklären, eine Art von intellectueller Electricität oder Magnetismus, kurz Alles, über was man sich nicht Rechenschaft ablegen kann; das stellt er in die Rubrik des

Dämonischen; in der That eine sehr poetische und bequeme Art, alles das los zu werden, was man nicht begreift. »Es ist,« sagt er, »als ob der Vorhang von dem Hintergrund der Existenz hinweggezogen wäre.« Die Musik in sich selbst und in ihren Wirkungen auf den Geist führt er als ein Beispiel des Dämonischen an, auch Dichtungen einer höhern Art; — auch in Charakteren findet er das Dämonische, z. B. in Shakspeare, in Napoleon, in Byron, im vorigen Großherzog (sein Freund Carl August) und in noch Anderen. Doch ist es beinahe gefährlich, so das Spiel mit Goethe's tiefsten und ungeringsten Gedanken durchzuführen, und ich kann demselben nicht mehr folgen.

Man findet hier und da Stellen in dem Buche, welche klar darthun, daß Goethe sich nie berufen fühlte, bei den politischen und revolutionären Streitigkeiten seiner Zeit eine Partei zu ergreifen. Aber weil er ruhig mit thränenlosen Augen am Ufer des Friedens stand und den bewegten Strom an sich vorbeiröhlen sah, sollen wir daraus schließen, daß er sich um dessen Lauf nicht bekümmert habe. Können wir glauben, daß dieses große und begabte Wesen, dessen weites Erkennen eine Welt umfaßte, weder Mitgefühl in den größten Interessen der Menschheit, noch Hoffnungen für deren glänzendste Bestimmungen gehabt habe? Es wäre eine Entweihung, das zu glauben.



»Although his heart (so near allied to earth)  
 »Cannot but pity the perplexed state  
 »Of troublous and distressed mortality  
 »That thus make way unto the ugly berth  
 »Of their own sorrows, and do still beget  
 »Affliction upon imbecility:  
 »Yet seeing thus the course of things must run,  
 »He looks there on not strange, but as foredone« \*).

Während diese Zeilen im Druck waren, bemerkte Thomas Corlyle, mit gleicher Wahrheit und Beredsamkeit, »von einem Geist, wie der Goethische, zu verlangen, daß er sich in die politischen Bewegungen der Zeit mische, wäre, als wenn man den Mond vom Firmament des Himmels herabrufen wollte, um als Fackel die Straße zu erleuchten.«

Groß sind die Männer, welche ihre besten Fähigkeiten der Sache der Freiheit gewidmet haben und ihr Blut vergossen für das Land, das sie ihr Vaterland nannten, und für die Grundsätze, welche sie ergriffen hatten; gewiß, sie verdienten Dank und Ruhm. Doch

---

\*) Uebersetzung.

»Obgleich sein Herz, der Erde nah verwandt,  
 Nur Mitleid hat für den verwirrten Zustand  
 Der Menschheit, welche trauernd und betrübt  
 Durch jenen finstern Kreis des eigenen Kummers  
 Hindurch sich windet, immer neu erzeugt  
 Den Kummer und die Dummheit.  
 Er sieht jedoch, daß das der Lauf der Dinge,  
 Und nicht befremdet blickt er drein, doch müde.«

größer noch und würdiger des Dankes und eines innern dauernden Ruhmes sind die Wenigen, welche nicht für ein Zeitalter, nicht für ein Land lebten, sondern für alle Jahrhunderte und für das ganze Menschengeschlecht; welche nicht lebten, um diese oder jene Theorie zu predigen, diese oder jene Partei oder Secte zu unterstützen, diese oder jene Wahrheit zu behaupten, sondern welche lebten, um das geistige Wohl des ganzen Menschengeschlechts emporzubringen und dessen Fortschritte zu befördern — um im Geiste des Einzelnen das Licht anzuzünden, welches die wahre Freiheit ist oder zu derselben führt. Dieses war das Beispiel, welches Christus uns hinterlassen hat! — Solch ein Mensch war Shakespeare, solch ein Mann war Goethe!

---

Den 18ten März.

Ich habe hier das Verzeichniß der Missethäter, welche bei den Frühjahr-Affisen verhört wurden; so wie auch den Bericht des Bürgermeisters an die Jury.

Das Verzeichniß für Toronto allein enthält vierundsechzig, nämlich:

Diebstähle — siebenundzwanzig —

Annahme von gestohlenen Gütern — fünf,

Unter falschem Vorwande Güter an sich nehmen — eins,

Einbrüche — sieben,

Lieberliche Häuser halten — sechs.

Der Bürgermeister klagt in seinem Berichte an die Juri über die vermehrte Anzahl der Verbrechen im Umkreise der Stadt und über die Zunahme an Armuth, Unglück und Krankheiten, welche die natürliche Folge des Verbrechens sind, und vorzüglich klagt er über die Zunahme der Straßenbettelei und des Unfugs der Kinder und der Jugend, und er empfiehlt den Bau eines großen Arbeitshauses.

Ehe wir die Vermehrung der Verbrecherzahl als eine Zunahme des Verbrechens beurtheilen können, müssen wir erst einen Blick auf die Zunahme der Bevölkerung werfen, welche sehr bedeutend ist. Die ganze Bevölkerung von Ober-Canada hat sich in Zeit von neun Jahren verdoppelt, da der jährliche Zuwachs auf 18,712 Köpfe geschätzt wurde \*). Die von Toronto hat sich in fünf Jahren verdoppelt. Die ganze Anzahl der überführten Verbrecher der Stadt Toronto allein von den Frühlings-Assisen 1832 bis zu den Assisen dieses Jahres (1837) ist vierhundert und vierundzwanzig Männer und fünf und zwanzig Frauen. Unter den ersten waren zehn des absichtlichen Mordes und dreiundzwanzig des unbeabsichtigten Todtschlags und anderer gewaltthätiger Verbrechen überführt worden, und unter den Frauen

\*) Im Jahre 1837 betrug die ganze Population von Ober-Canada 375,000.

waren zwei wegen Mord, die übrigen alle wurden wegen Diebstahl und kleiner Vergehungen gestraft.

Dieses sind sehr unvollkommene Angaben und verhelfen uns zu keinem Resultate. Auch gelingt es mir nicht, die Abschrift des jährlichen Verzeichnisses in den verschiedenen Districten zu erhalten, um dieselben mit der jährlichen Vermehrung der Bevölkerung zu vergleichen; die Angestellten sind alle so beschäftigt und wissen nichts, was außer ihrem eigenen Fache liegt. Sie können gar nicht begreifen, wie schwierig es ist, irgend etwas hier richtig und genau zu erfahren, selbst von denen, welche gefällig sind und die gütigsten Absichten haben. Arbeit ist aber hier das Princip der Existenz, es scheint, als habe Niemand hier Zeit, sich für irgend etwas zu interessieren, was nicht sein eigenes Geschäft ist.

---

Den 28ten März.

Ungefähr vor einer Woche haben wir ein neues Haus bezogen, und ich war seitdem zu sehr beschäftigt, um in meinen Studien weiter fortfahren zu können; die häuslichen Angelegenheiten nahmen mich ganz in Anspruch. Unser jetziges Haus war noch nicht bewohnt, es ist auch noch nicht ganz vollendet, doch wird es ohne Zweifel sehr hübsch und angenehm sein, wenn das Wetter nicht mehr so kalt und trostlos ist. Wir sind von einem ziemlich großen Garten umgeben, oder vielmehr

mit einem Raum, der einst ein Garten sein wird; jetzt ist derselbe eine öde Schneewüste. Wir sind so ganz von Schmutz und Eis blockirt, daß man nicht ohne große Schwierigkeiten, ja selbst nicht ohne Gefahr zur Hausthür gelangen kann. Bretter, welche man von einem Schneehaufen zum andern legt, bilden den einzigen Zugang zum Hause. Die Lage muß aber im Sommer reizend sein, obgleich sie jetzt so öde ist; denn wir umfassen auf einen Blick den Eingang in die Bai, die Königswerft, den Leuchthurm, und über alles dieses hinaus die ganze Fläche des Ontario-Sees bis zum Ufer des Niagara, welcher bei einem besondern Zustand der Atmosphäre sichtbar wird, obgleich er beinahe dreißig Meilen entfernt ist. Man sagt, daß von diesem Punkte aus und an hellen Sommermorgen man die Wolken des Sprühregens, welche von den Wasserfällen aufsteigen, sehen könnte. Noch deutet nichts die Annäherung des Frühlings an, und ich finde es schwieriger als je, mich warm zu halten. Weder in, noch außer mir gleicht irgend etwas der Heimath. Wie viel liegt nicht in diesem kleinen Wort! Möge es Gott gefallen, mir Alles zu erhalten, was ich liebe! Aber Trennung — wie viel liegt nicht auch in diesem Worte! Trennung ist der Tod des Herzens und das Dunkel der Seele, sie ist die ewig erwachende und ewig sterbende Hoffnung, die ewig verlangende und nie erreichende Sehnsucht; sie ist Furcht und Zweifel, Schmerz und Trauer — ein Zustand, in

welchem das Gegenwärtige vom Vergangenen verschlungen und das Künftige noch vor seinem Erscheinen zum Vergangenen wird.

Es sind nun sieben Wochen verfloßen seit dem Datum des letzten Briefes aus meiner fernen Heimath. Der Erzbischof erzählte mir, um mich zu trösten, daß zu der Zeit, als er in dieses Land kam, um sich hier niederzulassen, im ganzen Jahre nur eine einzige Post von England hier eintraf, und diese wurde aus Scherz die Expreß genannt. Jetzt haben wir aber beinahe jeden Tag eine Post, entweder über Halifax oder über Neu-York.

---

Den 29sten März.

Für diejenigen, welche nur mit den Augen sehen, ist das Ferne immer undeutlich und klein, denn es wird immer weniger, je mehr es zurückweicht, bis es ganz verschwunden ist. Für die Imagination aber, deren Wahrnehmung von der der Sinne ganz verschieden ist, wird das Ferne groß und bedeutend, die Größe nimmt mit der Weite der Entfernung zu.

---

Ich unterhielt mich diesen Morgen mit einem sehr hübschen Buche — »The Doctor.« — Wie reizend ist es überall, wo man es anschlägt, — voll Wiß und Ge-

lehrsamkeit! wie reich an Gedanken, Gefühl und Humor! Es enthält aber Behauptungen, Meinungen und Voraussetzungen, an welche ich nicht leicht glaube.

Southey's Geist muß ich bewundern. Er steht auf einer sehr großen Höhe, ja, auf dem höchsten Punkte der Gelehrsamkeit. Er beherrscht rings umher einen weiten unbegrenzten Ueberblick über Alles, was der menschliche Geist und die menschlichen Fähigkeiten bis jetzt vollbracht haben und noch vollbringen werden. Doch durch die eigenthümliche Beschaffenheit seines Geistes sieht er eigensinnig nur den eigenen Weg entlang, nämlich nur rückwärts auf das, was geschehen ist, und wenn er ja einmal in die Zukunft sieht, so blickt er nur auf Seitenwegen hinein.

Wenn ich mir eine Gabe von Gott erbitten könnte, wie Salomo, so würde ich mir dessen Irrthümer zu Nutzen machen. Ich würde nicht um ein weises, verständiges Herz bitten, denn was half dem Salomo seine Weisheit und sein Verstand? Sie brachten ihn zu dem Schluß, daß unter der Sonne Alles Eitelkeit sei und Täuschung für den Geist, und daß die Vermehrung der Kenntnisse auch eine Vermehrung des Schmerzes mit sich führe, und so endigte er in Epicurismus, Verzweiflung und Götzendienst. O, welch ein lahmer, schwacher Schluß! Nein, ich würde, wenn ich dürfte, um ein einfältiges Herz bitten, das weder sich selbst, noch Andere täuschen könnte, das die Wahrheit

sucht um der Wahrheit willen, und wenn es die Wahrheit gefunden hat, auch Güte und Glück finden kann, welches nothwendiger Weise der Wahrheit folgen muß, um die harmonische Besaitung der Seele zu vervollständigen.

Wir sind so an die künstliche Atmosphäre um uns herum gewöhnt, daß wir zuweilen die Kraft verlieren, das Falsche vom Wahren zu erkennen, bis wir den angeborenen Instinct aufrufen, um da zu unterscheiden, wo unsere verdorbene Vernunft es nicht vermag. Man sagt: »die Königin von Sheba habe dem Salomo zwei Blumenkränze überreicht und ihn gebeten, zu sagen, welches der natürliche sei und welches der künstliche. Die Weisheit dieses Weisesten der Menschen konnte ihn nicht erfähigen, dieses nur mit dem Auge zu entscheiden, so schön hatte die Kunst die Natur nachgeahmt, bis er eine Biene in der Nähe sah und dieselbe zur Hülfe rief. Das kleine Thier löste alle Zweifel, indem es in die wirklichen Blumen hineinkroch und die falschen vermied.

Wir haben einen eben so richtigen Instinct, wie die Bienen, um das Böse von uns zu weisen und das Gute zu wählen, wenn wir denselben nur nicht durch Unsinn ersticken wollten

---



Wie wahr ist, was Southey sagt! d. h. (ich meine, der Doctor) »Die meisten unangenehmen Verhältnisse, in denen wir uns befinden, bereiten wir uns selbst, und dann erziehen wir uns noch für diese Verhältnisse durch einen »Degradations-Prozeß,« dessen Wirkung die Meisten nur in der untern Klasse wahrnehmen, ohne sich bewußt zu sein, daß sie selbst in gleichem Grade demselben unterworfen sind, obgleich er bei ihnen auf eine andere Art entwickelt wird.«

Alle diejenigen Uebel, welche mit unserm sterblichen Zustande verknüpft sind, als der unvermeidliche Tod — die Trennung von denen, die wir lieben — das Alter mit seinen Entbehrungen — dessen Schwäche, Hülflosigkeit — alle Leiden, welche im Laufe der Natur begründet sind, sollten schon an und für sich genügen, um die Seele rein und den nachdenkenden Geist demüthig vor Gott zu erhalten. Was ich aber immer mißbilligen werde, ist, wenn die Menschen Resignation in die selbstgeschaffenen und socialen Uebel predigen und so ihre eigene Natur durch einen »Degradations-Prozeß« denjenigen Umständen anpassen, oder es versuchen, sich ihnen anzupassen, welchen sie widerstehen sollten, denen sie auch im Innern widerstehen und so einen beständigen, ermüdenden und ohnmächtigen Kampf zwischen dem innern und äußern Leben aufrecht erhalten. Wie oft lese ich das in den Zügen derer, denen ich in der Gesellschaft begegne. Sie wissen selbst nicht, woher die-

ses ewige Uebelbehagen, dieser schneidende Mißklang in ihrem Innern kommt. Es ist aber das vergebene Ringen der Seele, welche Gott nach seinem eigenen Bilde geschaffen hat, ihre hohe unsterbliche Natur einer Gesellschaft anzupassen, welche die Menschen nach ihren eigenen Vorschriften gebildet haben. Es ist ein vergebenes Ringen, welches nur dem Scheine nach gelingt, nie in der Wirklichkeit; so gehen wir durch die Welt als Masken unsers eigenen Selbstes, und bedauern uns gegenseitig. Wenn wir einmal der Wahrheit begegnen, so sind wir eben so erstaunt, als ich es einst im Carneval war, als unter der Menge phantastischer, lebloser und gemalter Gesichter ich Einigen begegnete, welche die Masken abgenommen und auf den Hut gesteckt hatten und mich mit wirklich menschlichem Lächeln anblickten.

---

Der Gebrauch ist nur ein Angeficht oder vielmehr nur eine Maske, so wie die Meinung nur eine Stimme ist, oder noch weniger — das Echo einer Stimme.

---

Die *Aurora borealis* tritt beinahe alle Nächte ein, heute war sie aber prächtiger als je. Aus dem Norden hervorstrahlend, sich nach Osten und Westen hin verbreitend in Gestalt eines Fächers, die untere Spitze hell und weiß, dann gelb, Ambra, Orange und so bis zu

den äußeren Enden nach und nach in ein glühendes Roth ausgehend, welches jedoch zart ist wie das Innere einer unaufgeblühten Rose. Sie veränderte Farbe und Form in jedem Augenblicke aufflackernd und sich bewegend wie eine Fahne im Abendwinde, und durch ihren Schleier, der so durchsichtig wie das Licht selbst ist, blickten die Sterne in ihrem ruhigen Glanze. Und indem ich diese anschaute, gedachte ich eines Charakters, den wir Beide kennen und in welchem die geistigen Gaben so hell und glänzend wie jene schönen Sterne durch einen Schleier von Leidenschaften hindurch scheinen. Es ist anbetungswürdig schön! Ich stand an meinem Fenster, die Veränderungen beobachtend, bis es nicht mehr Nacht war, sondern Morgen

---

Den 1sten April.

So wäre denn wieder ein Monat vorüber: der Schnee beginnt zu schwinden, und mit demselben die Schaaren von Schneevögeln, und das Eis bricht am Eingang der Bai, und ein oder zwei beladene Schiffe haben sich schon bis zur Königswerft gewagt. Der Wind weht hart und trocken über den schmelzenden Schnee, und früher oder später wird der Frühling kommen, und meine Gefangenschaft in diesem langen Winter wird zu Ende gehen. Ja! ich bin in den letzten Jahren verzogen worden; ich habe nur von den höch-

sten Fähigkeiten meines Seins gelebt und für dieselben. Ich habe von Bewunderung, Hoffnung und Liebe gelebt, »bis ich Abneigung und Verachtung nur dem Namen nach kannte.« Jetzt ist es anders — und wie schwer kann ich das ertragen!

Dieses ist die schlechteste Jahreszeit in Canada. Die Wege thauen auf und sind beinahe nicht zu passiren. Das Land ist überschwemmt, und in niederen Gegenden herrscht viel Krankheit und vorzüglich das kalte Fieber. Wir haben noch immer sechszehn Quadratmeilen Eis in der Bai.

Der Markt in Toronto ist jetzt nicht gut versehen, und ist auch von uns ziemlich weit entfernt. Die höhere Klasse der Bewohner beziehen ihre Vorräthe von den eigenen Gütern und Pächtern, oder von Personen, die sie kennen. Mit einiger Vorsorge, Ordnung und Einrichtung kommen wir sehr gut durch; doch hatten wir im Anfange viel Unannehmlichkeiten zu ertragen. Noch immer werden große Provisionen von eingesalzene[m] Fleisch in das Land hereingebracht für die Erhaltung der Soldaten und der abgelegenen Ansiedler, und zu gewissen Zeiten, jetzt zum Beispiel, ist es schwer, irgend etwas anderes aufzutreiben.

Unser Tisch ist jedoch gut versehen. Das Rindfleisch ist gut, aber etwas mager; Hammelfleisch ist schlecht, selten und theurer, als Rindfleisch. Schweine sind vorzüglich und zart, da dieselben meistens mit indi-

schem Korne gemästet werden. Fische giebt es von verschiedener Art und sehr gut, selbst während des ganzen Winters werden sie in Eislöchern gefangen und von den Indianern heringebracht, Wildpret und wildes Geflügel kann man immer haben. Die Wachteln, die man in ungeheurer Menge in der Nähe von Toronto fängt, bieten eine leckere Speise. Ich lebte von diesen, wenn ich nichts anderes genießen konnte. Was man hier Rebhühner nennt, ist eine kleine Art von Fasanen, und auch sehr gut; jetzt verspricht man uns Schnepfen und Bekassinen in Menge. Die wilde Gans ist auch eine gute Speise, wenn sie wohl zubereitet ist, und das alte Sprüchwort, »daß der Himmel Speise schickt«, trifft hier ein. Diejenigen, welche Meiereien in der Nähe der Stadt haben, oder einen eigenen Landsitz, ziehen selbst Geflügel und Gemüse für ihren Tisch. Bis jetzt habe ich aber noch keine anderen Gemüse gesehen, als Kartoffeln, denn selbst in der bessern Jahreszeit sind sie nicht leicht auf dem Markte zu haben. Mit jedem Jahre wird jedoch in dem Maaße, als Toronto an Bevölkerung zunimmt, diesen kleinen Uebelständen abgeholfen werden.

Der Mangel an guten Dienstboten ist ein viel größerer Uebelstand. Ich könnte Sie mit einem Berichte belustigen über alle die kleinen Unannehmlichkeiten, welche wir aus diesem Grunde ertragen müssen, und was für sonderbare Personen sich anbieten und welcher Lohn gefordert wird. Beinahe alle Dienstboten sind von

den niederen Klassen irländischer Emigranten, im Allgemeinen zwar ehrlich, gutmüthig und willig, aber da sie nie irgend etwas anderes als Schmutz, Armuth und das gedankenlose Elend ihrer Heimath gesehen haben, so sind sie nicht sehr zu empfehlen, um ihnen die Reinlichkeit und die Behaglichkeit eines Haushaltes anzuvertrauen. Demungeachtet verwundern wir uns und klagen wir über ihre Mängel, als ob sie etwas dafür könnten. Wir geben unsern männlichen Bedienten acht Dollars monatlich, der Köchin sechs Dollars, dem Hausmädchen vier; doch dieser Lohn ist sehr gering, und guten Dienstboten giebt man viel mehr; diese können hier beinahe jeden Lohn verlangen, da alle Arbeit so hoch im Preise steht.

Ein Fuhrwerk von irgend einer Art gehört hier zu den Merkwürdigkeiten des Lebens, doch ein leichter englischer Wagen würde in dieser Gegend ganz unnütz sein.

Es giebt jetzt jedoch einen sehr guten Wagner hier, welcher einige sehr hübsche Fuhrwerke geliefert hat — sowohl Schlitten als Barutschen — in der Bauart, die für die Landstraßen der Gegend berechnet ist.

Es giebt auch sehr gute Kaufläden in der Stadt und einer namentlich, die Apotheke, wäre würdig in Regentstreet zu stehen. Die Einfuhren von Porzellan, Glas, Eisenwaare und Kleidungsstücke kommen im Frühling und Herbst an, und das ist auch die Zeit, wo man seine Einkäufe macht. Alle diese Artikel sind theurer als in England, und in Allem, was Geschmack und Mode-

sache ist, hat man wenig Auswahl. Noch vor zwei Jahren kauften wir unsere Bücher in demselben Laden, wo wir Schuhe, Gartengeräthe, Zucker und eingefalztes Schweinefleisch kauften. Jetzt haben wir zwei gute Buchläden und in einem derselben eine Bibliothek von zwei bis dreihundert Bänden gewöhnlicher Romane. So wie man nach etwas Besserem fragen sollte, so wird auch Besseres angeschafft werden; doch wie gesagt, wir müssen Zeit haben. Der Erzbischoff und der erste Richter haben sehr hübsche Bibliotheken, doch vergehen gewöhnlich zwei Jahre, ehe ein neues Buch von Wichtigkeit hieher kommt. Der amerikanische Nachdruck unserer englischen Zeitschriften und Journale und die Albion-Zeitung scheint unseren literarischen Bedürfnissen reichlich zu genügen.

Was die Zeitungen betrifft, so ist mein Tisch mit denselben angefüllt. Bei dem Mangel oder der Seltenheit der Bücher sind sie das Hauptmittel, Kenntnisse und Mittheilung in Canada zu verbreiten. Es giebt hier kein Stempelgesetz, keine Abgaben auf das Papier, und ich habe oft gedacht, daß die große Anzahl von Lokal-Zeitungen, welche nicht weiter als in ihrer kleinen Stadt und in deren Bezirke zirkuliren, oft Unheil stiften müßten, wegen des gemeinen beschränkten Tones, der in vielen herrscht. Im Ganzen stiften sie aber doch mehr Gutes. Paragraphen, welche aus englischen oder amerikanischen Blättern abgedruckt sind, über Gegenstände des allgemeinen Interesses, Auszüge aus Büchern und

Zeitschriften werden von einer Zeitung in die andere abgeschrieben, bis sie durch das ganze Land gedrungen sind. Freilich könnten auf dieselbe Weise viele niedrige, gemeine aufrührerische Partheistimmungen in Umlauf gebracht werden; doch möchte ich im Ganzen nicht die Anzahl der zirkulirenden Zeitungen verringert wissen. In Ober-Canada werden deren ungefähr vierzig publicirt, von diesen sind drei religiösen Inhalts; — »der christliche Wächter«, »der Wesleyische Advocat« und »die Kirche«. Eine deutsche Zeitung kommt in Berlin heraus, im Gore-District für die deutschen Ansiedler. »Der Correspondent und Advocat« ist das haupt-radicalen Blatt; der »Patriot von Toronto«, das hauptconservative Blatt. Die Zeitungen von Unter-Canada und den vereinigten Staaten zirkuliren auch in großer Menge, und da sie Postgeld zahlen müssen, so verursachen sie eine große Vermehrung der Einnahme des Postamtes. In einigen dieser Provinzialblätter habe ich Artikel gelesen, welche mit bedeutendem Talent geschrieben waren; unter andern eine Folgenreihe von Briefen mit Evans unterzeichnet, über die passende Erziehung für diejenigen, die sich dem Ackerbau widmen. Diese Briefe waren an die Canadier gerichtet, und mit viel gesunder Vernunft und Wohlwollen geschrieben. Sie sind von einer Zeitung in die andere abgedruckt worden und haben weit zirkulirt; — gewiß werden sie Gutes stiften. Im letzten Jahre war



die Anzahl der Zeitungen, welche durch das Postamt gingen und Postgeld zahlten:

an Provinzial-Zeitungen 178,065.

Zeitungen aus den vereinigten Staaten und aus fremden Ländern 149,502.

Rechnet man da noch die 100,000 Zeitungen sowohl gestempelt, als postfrei hinzu, so erhalten wir 427,567 Zeitungen, welche jährlich unter eine Bevölkerung von 370,000 Menschen zirkuliren, von denen vielleicht nur Einer unter Fünfzig lesen kann. Die ganze Einnahme des Postamtes ist 21,000 Pfd. Strl. jährlich. Sehr betrübend ist es, die lange Liste der un-abgeholtten Briefe zu sehen, welche auf dem Postamte liegen, so wie in den canadischen und amerikanischen Journalen die Anzeigen von Gatten, Verwandten und Freunden zu lesen, welche verloren oder vom Wege ab-gekommen sind.

Es ist hier ein Saal in der City von Toronto für Handelneuigkeiten, und dieses ist auch der einzige Versammlungsplatz, wo man sich amüfirt, außer den gemeinen Trinkhäusern und Schenken. Man hat einen Versuch gemacht, ein Institut für Mechaniker zu gründen und einen literarischen Club; bis jetzt erregen dieselben aber wenig Interesse und werden schlecht unterstüzt.

Wenn das Interesse für Literatur und Wissenschaft schon gering ist, so ist das für Musik noch geringer.

Dank sei es den Bemühungen eines sehr geschickten Musikers hier, daß einige Stimmen so weit abgerichtet sind, daß die Psalmen und Gesänge in der Kirche ziemlich gut durchgeführt werden; doch dieser Mann erhält hier so wenig Aufmunterung, daß er jetzt Vorbereitungen macht, um in die vereinigten Staaten zu ziehen. Der Erzbischoff sammelt Subscriptionen, um eine Dregel zu bezahlen, welche tausend Pfd. Strl. kostet. Wenn das Geld zur Errichtung einer Singschule verwendet würde, so würde dadurch mehr Gutes gestiftet. —

Das Innere der Episcopal-Kirche hier ist sehr elegant, mit Ausnahme eines ungeheuren Fensters von gemaltem Glas, welches 500 Pfd. Strl. kostet, und von schlechtem überladenen Geschmack ist.

Außer der Episcopal-Kirche haben die Presbyterianer, die Methodisten, die Römisch-Katholischen, und die Wiedertäufer jedes einen Ort für ihren Gottesdienst. Es giebt noch eine amerikanische Kirche für die Neger.

Das Hospital, ein großes Gebäude von Backstein, ist zu klein für die zunehmende Größe der Stadt. Die öffentliche Schule, welche das Collegium von Ober-Canada genannt ist, bildet eine Zusammenstellung von häßlichen Backsteingebäuden, und obgleich das dortige System der Erziehung beschränkt ist, so ist es doch ein Anfang, und wird gewiß Gutes hervorbringen.

Der Arzt, den ich Ihnen genannt habe, hegt den Plan, ein Haus zu gründen zur Aufnahme von armen

eingewanderten Frauen; ein Haus, wo sie, ohne von Mildthätigkeit zu leben, Wohnung und Unterkommen finden für so geringe Kosten als möglich, und auf eine anständige Weise so untergebracht sind, bis sie eine Beschäftigung gefunden haben. Sie können sich denken, welches tiefe Interesse ich an diesem Plan nehme.

Hier haben Sie das Resultat eines Spazierganges, den ich diesen Morgen mit einem sehr unterrichteten Begleiter machte.

Ich fürchte, diese unbedeutenden Anmerkungen werden Sie nicht sehr interessiren. Für mich sind keine Facta bloß als Facta interessant, es sei denn, daß sie zu irgend einer Wahrheit führen. Ich muß sie erst zusammensstellen, und in dieser Zusammenstellung ein Resultat erhalten, sonst erwecken die Facta weder meine Neugierde, noch meine Aufmerksamkeit.

---

Den 15ten April.

Das Eis in der Bai von Toronto ist während der vier Wintermonate vier bis fünf Fuß dick gewesen. Seit einigen Tagen hat es nach allen Richtungen hin gekracht mit wunderbaren Tönen, und in der vorigen Nacht während eines heftigen Ostwindes ist es zerbrochen, abgelöst und auf einmal aus der Bai getrieben worden. »Es bewegt sich alles auf einmal, wenn es sich bewegt.« Als ich das letzte Mal über die Bai fuhr,

schien mir das Eis unter mir so fest und dauerhaft, wie der Grund der Erde, und in Zeit von zwölf Stunden war es verschwunden.

---

Heute lief das letzte Dampfboot in diesem Jahre in unserer Bai ein. Man rief mich an das Fenster, um es zu sehen, wie es mit Flaggen und Dampfwolken einher flog und unter dem Freudenjubel des Volkes in die Bai majestätisch eintrat. Ich nahm Theil an der allgemeinen Freude, denn ich begreife ganz und gar die Bewegung und das Treiben, welches die Eröffnung der Schifffarth in die erstarrte Stadt bringen muß.

---

Wenn man in den früheren Zeiten fremde Länder bereis'te, so pflegte man mit der ehrlichen Absicht zu reisen, wirklich etwas Neues zu erfahren und zu sehen. Wenn jetzt ein Reisender in ein neues Land kommt, so geschieht das immer mit einer Menge vorgefaßter Meinungen über dasselbe, denen er Alles anpaßt, was er sieht, und auf welche er Alles bezieht, was er hört, und dieses ist, wie ich vermuthet, die Ursache, warum die alten Reisebeschreibungen immer die sichersten Führer sind, während die neueren sich vielleicht recht gut lesen lassen,

doch die unzuverlässigsten Führer abgeben, die man haben kann.

---

Ich fühle immer die Neigung, dem Urtheile derjenigen zu mißtrauen, welche ich mit einem Gegenstande, mit einer Idee und einem Zwecke beschäftigt sehe, und welche Alles dann auf diesen Gegenstand beziehen, bis derselbe zu einem unangenehmen und unbequemen Umfange anwächst, und sie verhindert, das wahre relative Verhältniß und den Werth anderer Dinge anzuerkennen. Doch daher kommt es, daß die einfachen Wahrheiten ausgebreitet und vervollkommenet werden. Doch möchte ich wieder bezweifeln, ob es einzelne und getrennte Wahrheiten giebt, und ob es möglich ist, auf engen Pfaden zu der Wahrheit zu gelangen. — Oder ist die Wahrheit wie der Himmel »ein Palast mit vielen Thüren«, welchen wir auf verschiedenen Wegen erreichen, und Jeder hält den seinigen für den richtigen. Und nicht eher, als bis wir im Heiligthume selbst angekommen sind, bemerken wir, daß wir uns im Mittelpunkte befinden, in welchem tausend verschiedene Wege zusammenlaufen, die von jedem Punkte des Umkreises ausgehen, von jeder Region des Gedankens.

Im Pitti-Palast zu Florenz steht eine Bildsäule allein in ihrer nackten Schönheit, in der Mitte eines großen Saales mit vielen Wänden, welche mit Spiegel

ausgelegt sind, in denen die Statue sich von allen Seiten abspiegelt und in jedem Glase verschieden erscheint, doch immer wahr, so lange der Spiegel hell und klar ist — und so ist es mit der Wahrheit. Wir Alle sehen darnach, doch jede Seele faßt sie in einem andern Winkel der Umstände auf, — und so lange wir nicht von allen irdischen Banden befreit sind; so daß wir in demselben Augenblicke die ganze Statue sehen können, in ihrer reinen, unveränderlichen Einheit, und alle die vielen immerwechselnden Abspiegelungen um sie herum, wie können wir es da wagen, zu unterscheiden, welches das falsche und welches das wahre Bild ist.

Nach Analogien zu schließen ist oft gefährlich; doch durch eine fantastische Analogie etwas deutlich zu machen, ist zuweilen ein Mittel, wodurch wir einen Gedanken in das Verständniß unserer Nebenmenschen hineinleuchten können.

---

Den 24sten April.

Als der König von Preußen Othello hatte aufführen sehen, verbot er, daß die Desdemona künftighin ermordet würde, und dem zu Folge wurde die Catastrophe geändert »auf Befehl Sr. Majestät.« Dieser vortreffliche Monarch, dessen Ideen über Kunst mitunter sonderbar sind, bestand darauf, daß in der Oper Undine Huldibrand nicht sterben sollte, wie es in der Geschichte

der Fall ist, sondern ein Wassergeist werden müsse, damit Alles glücklich ende. Doch will ich Ihnen rathen, nicht darüber zu lachen, so lange wir erlauben, daß man dem Shakspeare neue Catastrophen anschlieset.

Es war derselbe Hoffmann, welcher wegen seiner Teufelsgeschichten so berühmt war, und in Deutschland eben so berühmt als Musiker, der die Oper *Undine* componirte. Man hat mich versichert, daß die Musik sehr schön gewesen sei, und mit großem Beifall aufgenommen wurde. Nach den ersten Vorstellungen brannte das Opernhaus ab, und mit diesem die Partitur der *Undine*. Hoffmann hatte zufällig noch eine Partitur in seinem Kulte; doch im Uebermaasse seines Zorns und seiner Verzweiflung warf er dieselbe auch ins Feuer, und so existirt keine Note von dieser schönen Musik mehr.

Vor einigen Tagen las ich Hoffmanns Analyse des *Don Juan*. Es ist gewiß eine der wildesten, und dennoch eine der schönsten Kritiken, die man je gelesen, die Kritik eines begeisterten Dichters und Musikers! Mir ist es immer, als wären in dieser Oper die Worte und die Musik wie Körper und Seele zusammen, und gewiß müssen wir auch den Charakter und die Bedeutung des Ganzen durch die Musik beurtheilen, nicht durch die Worte. Hoffmann betrachtet den *Don Juan* als eine Art von *Faust*, und behauptet, *Donna Anna* habe ihn geliebt; die Musik, die ihr in den Mund gelegt ist, drückt auch gewiß eine Tiefe der Leidenschaft aus, und

eine Tiefe der Verzweiflung, die größer ist, als die Worte es andeuten und auch verschiedener Art. Der Text spricht, wie der Anstand es einer Frau gebietet, und die Musik athmet die Stimme der Natur und enthüllt den Kampf der Seelenstürme.

Als ich diesen Winter in New-York war, lernte ich einen schönen, alten Italiener kennen, mit lang herabwallendem weißem Haar, und mit einer sehr ehrfurchtgebietenden und markirten Physiognomie; es war Lorenzo da Porta, derjenige, der zuerst Mozart dem Kaiser Joseph vorstellte, und der für ihn den Text zum Don Juan, Figaro und Così fan tutti schrieb, wir haben keine solche Libretti jetzt.

Der deutsche Text zur Zauberflöte war von Schichenada, ein Buffo-Schauspieler und Sänger, welcher bei Joseph II. im Dienste stand; er war selbst das Original zum Papageno. Einige glauben, daß er die Absicht gehabt habe, in dieser Oper die Mysterien der Freimaurerei zu dramatisiren, und Andere bemühen sich, einen allegorischen Sinn darin aufzufinden, möchte ich glauben, daß der Text gar keinen Sinn hat, während wir der schönen Musik tausend Deutungen geben können, tausend Elfenträume der Poesie. Schichenada stand sehr in Josephs Gunst und war ihm sehr ergeben; nach dem Tode des Kaisers wurde er wahnsinnig und brachte den übrigen Theil seines Lebens in einem Armstuhl zu, mit einem großen Bettuch, das über ihn gedeckt war und



weigerte sich, mit seiner Familie zu sprechen. Wenn irgend Jemand ihn besuchte, pflegte er das Betttuch von seinem Haupte wegzuziehen und mit stierem Blick zu fragen: »Hast Du Joseph gekannt?« Und wenn die Antwort Ja war, so ließ er sich vielleicht herab, einige Worte mit dem Besuchenden zu sprechen, doch immer über denselben Gegenstand, über seinen Kaiser und Gönner; war aber die Antwort Nein, so zog er sein Betttuch wie ein Leichentuch um sich herum, verbarg sein Antlitz und versank wieder in den Armstuhl in hartnäckiges Schweigen. So starb er.

---

Den 29sten April.

Heute war die ganze Woche hindurch das Wetter sehr kalt, die Luft war mit einem Nebel erfüllt, der dem Rauch gleich kam, der Wind wehte plötzlich so heiß wie aus der Oeffnung eines Schmelzofens, und während einiger Stunden litt ich sehr an Beklemmungen und konnte kaum athmen. Es war schlimmer als der Sirocco in Italien. Ich konnte die Ursache dieses Phänomens nicht erfahren, der Wind wehte vom See her.

---

Den 1sten Mai.

Sehr kaltes Wetter, ein strenger Frost, ein scharfer tobender Wind und ein sehr bewegter See. Ich war

zu krank, um irgend etwas Anderes zu thun als zu lesen. Mich unterhielten Rückerts Gedichte; sie hinterließen meiner Imagination den Eindruck, den der Duft eines Treibhausbouquets oder das Funkeln von Juwelen meinen Sinnen hinterlassen würde. Er kann als Liebes- und lyrischer Dichter mit Moore verglichen werden — man findet in ihm dieselbe blumenreiche Ausschmückung von Wiß und Phantasie, dasselbe Glück in der Wahl des Ausdrucks, dieselbe edelsteinartige Politur, den Glanz und die epigrammartigen Wendungen in seinen schönen, kleinen, lyrischen Gedichten. Ich glaube, es könnte keinen größern Contrast geben, als der zwischen ihm und Heine ist. Dieser Contrast ist größer als der zwischen Moore und Burns, jedoch dieselbe Art von Verschiedenheit.

Lenau ist auch sehr ausgezeichnet und wie reizend schreibt er; doch so groß auch sein Ruhm in Deutschland ist, so glaube ich doch nicht, daß derselbe bis jetzt England erreicht hat. Er ist der größte Poet von Schäfergedichten in Deutschland, ich meine nicht Schäfergedichte im altmodischen Sinne des Wortes, denn er führt nicht den Schäferstab und pfeift kein Lied an »Amarillis in den Schatten,« auch geht er nicht mit Faunen und Dryaden um oder andern solchen Geschöpfen. Er ist der Hohepriester der Natur, ihr Druiden und der Ausleger ihrer schönsten Drakelsprüche. Es ist nicht der Dichter, der die Natur beschreibt oder erklärt — nein, es ist die Natur, die mit

ihrer tiefen, geheimnißvollen Stimme, die Leidenschaften und Schmerzen der Menschheit schildert. Sein Styl ist schwer zu verstehen, doch ausdrucksvoll und schön. Mit einem jener zusammengesetzten Worte, wozu die deutsche Sprache sich wie die griechische fügt, kann Lenau plötzlich ein ganzes Bild vor unserer Seele aufstellen, wie eine ganze Landschaft dem Blick durch einen einzigen Blickstrahl enthüllt wird. Einige seiner Gedichte, in welchen er den gewöhnlichsten Stoff unserer täglichen Existenz abhandelt und diesen nur als ein Vehikel benützt, um die höchsten und tiefsten Gedanken und Gefühle auszusprechen, gleichen in der Art und Weise denen von Wordsworth. Eines der schönsten von diesen ist der Postillon.« Lenau hat kürzlich ein dramatisches Gedicht »Faust« geschrieben, dessen Plan und Absicht ich nicht wohl verstehen kann, noch schwerer als den Goethischen Faust. Für's Erste habe ich es in Verzweiflung bei Seite gelegt.

---

Das Genie von Franz Grillparzer schien mir mehr lyrisch zu sein als dramatisch. In seinen schönen Tragödien sind Charaktere und Gefühle immer kunstvoller entwickelt, als Situationen und Handlungen.

Die Charaktere der Sappho und der Medea in seinem schönsten Drama sind großartige Schöpfungen. Man findet, wie ich glaube, kein Drama in der jetzigen Zeit, das mit soviel Kraft aufgefaßt und zugleich in je-

dem Theile so gleich durchgeführt wäre, und mit so glücklicher poetischen Farbenpracht herausgehoben. Lord Byrons »Sardanapalus« würde vielleicht einen richtigern Begriff geben von der Art, wie Grillparzer einen dramatischen Gegenstand behandelt, als irgend eine andere Erscheinung in der englischen Literatur, mit welcher ich es vergleichen könnte.

Sappho ist der Typus einer Frau von Geist. Sie tritt auf, gekrönt mit dem olympischen Lorbeer, vom Ruf der glückwünschenden Menge umtönt, und schaudert, daß diese ihr Weihrauch bringt und nicht Glück — Beifall, nicht Mitgefühl, Ruhm und nicht Liebe. Sie möchte gern ihre Jugend wieder beginnen, die goldenen Träume ihres Kinderlebens, ehe sie die Tiefe des Kummeres und der Leidenschaft ergründete, ehe Erfahrung den Schatten über ihr Herz gelegt hat, in der Liebe des jugendlichen, unerfahrenen, heiteren Phaon. Und es ist sehr gut ausgedacht, daß, während wir die tiefste Bewunderung, das größte Mitleid für die betrogene Sappho fühlen, die wie eine Pythia wüthet, wir nicht umhin können, für den Knaben Phaon zu empfinden, der die Liebe seiner schönen, stolzen Sappho aufgibt — eine Liebe, die als eine Gnade verliehen wurde — um der schönen, lieblichen Sclavin Melitta willen. Seine erste Liebe ist die Frau, der er huldigt und die zweite, die Frau, die er schätzt; nichts kann natürlicher sein, es ist der gewöhnliche Lauf der Dinge.

Gelehrte und Nichtgelehrte stimmen in der Bewunderung für Grillparzers Versbildung in Sappho's berühmter Ode überein.

„Götten thronende Aphrodite“

Es klingt für mein ungelehrtes Ohr wunderbar, groß und griechisch, musikreich und classisch, und wenn die Schröder diese Strophen auf der Bühne spricht, kann man das eigene Herz in der Todtenstille rings umher schlagen hören.

Die deutschen Kritiker halten die Medea für weniger gut als Sappho, sowohl als Styl, als auch als Kunstwerk betrachtet. Das kann ich nicht wohl beurtheilen, ich werde aber nie den Eindruck vergessen, den sie mir machte, als ich sie zum Erstenmale las — ich erinnere mich dieses Augenblickes, als einer Eva in meinen poetischen Reminiscenzen. Durch die bloße Auffassung des Charakters wird uns klar, daß Medea ihre Kinder morden mußte. In den anderen Trauerspielen über denselben Gegenstand wissen wir, daß der Mord geschieht. Doch Grillparzer führt uns zu der schrecklichen Katastrophe durch eine solche Kette von Motiven und Gefühlen, daß, wenn sie herankommt, sie uns als etwas Unvermeidliches erscheint.

Medea ist der Typus einer leidenschaftlichen Frau. Im Kontrast zu den eleganten, unterwürfigen griechischen Frauen ist sie wie eine Wilde; in dem einen Augenblick ganz Ergebenheit und Gehorsam und im nächsten eine

nicht zu zähmende Tigerin, erst durch die männliche Tapferkeit Jasons unterwürfig gemacht, und dann empört über seine moralische Feigheit. Grillparzer hat wohl weislich das Mannweib und die Zauberin, die uns zuwider ist, so viel als möglich aus dem Gesicht gelassen, während die menschliche Natur unter menschlichen Einwirkungen und menschlich handelnd und fühlend, immer vor uns steht. Es liegt eine furchtbare Wahrheit und Natur in diesem Bilde, welches vollkommen durchgeführt ist. Wenn man dasselbe neben der Medea des Euripides stellt, so hat man den Vergleich zwischen den Darstellungen durch Malerei und durch Bildhauerkunst.

Das Sujet der Medea ist von einem seltsamen Zauber umgeben, gleich dem der schrecklichen Medusa, welche man anschauen mußte, obgleich sie den Anschauenden zu Stein verwandelte. Dieses Sujet ist auf alle mögliche Weise schon behandelt worden, ich weiß nicht, in wie vielen Tragödien und Opern in älterer und neuerer Zeit. Ich erinnere mich, eine Vorstellung sonderbarer Art von Madame Schröder gesehen zu haben; es war ein Monolog in Prosa mit Symphonien in Musik, welche von Georg Benda 1755 componirt wurde. Nach zwei oder drei ausgesprochenen Sentenzen kamen einige Musikaccorde, welche die Schauspielerin mit passenden Pantomimen begleitete. Der Text in Prosa (von Gotter) schien mit eine Reihe von Beschwörungen, Ausrufungen, Verwünschungen zu sein, ohne irgend eine poetische Färbung,

und die Musik unterbrach mehr den Strom der Leidenschaft, als daß sie demselben nachgeholfen hätte. Demungeachtet war es eine sehr auffallende Probeleistung von dem eigenthümlichen Talente der Schröder, ihre schönen classischen Stellungen hätten für einen Künstler ein Studium abgeben können, und es gab Momente von Pathos und unendlicher Erhabenheit, welche mich tief ergriffen. Die Wildheit drückte sie besser aus, als die sanfteren Gefühle der Frau, und ihre Beschwörungen an Hekate erinnerten mich einen Augenblick an Mistreß Siddons Stimme und Ausdruck, wenn sie die Hexenscene in Macbeth vorlas. Doch war sie nicht so schön, wie die Pasta in derselben Rolle. — Lady Macbeth von der Schröder schien mir unleidlich.

---

Den 19ten Mai.

Nach einigen Tagen sehr ernsten Unwohlseins, Fieber u. s. w. bin ich wieder im Stande, auf zu sein.

Ich saß am Fenster und zeichnete oder vielmehr ich zeichnete nicht, sondern hatte den Bleistift in der Hand — der schöne Ontario-See! Mein See! — denn ich fange an, ihn zu lieben und als den meinigen zu betrachten! — er wechselt jeden Augenblick seine Farbe, Purpurne und grüne Schatten fluthen darüber hin, jetzt sind sie dunkel, dann hell und jetzt bleich, wie ein sterbender Delfin, oder um ein genaueres, wenn auch nicht

so poetisches Gleichniß zu gebrauchen, so ist er gesprengelt und schillernd wie der Rücken einer Makrele und dann und wann ein Strahl silbernen Lichtes, der die grünen Schatten theilt. Herrliche eilende Wolken rollten rings um den Horizont auf und die kleinen anmuthigen Schooners, sich in schönen Stellungen an einander reihend und alle Veränderungen von Licht und Schatten annehmend, kamen grüßend in die Bai hineingetanz. Ein Zug wilder Gänse schwamm auf dem See, sie tauchten unter und jagten sich scherzend, und schöne, kleine mir unbekannte Vögel, in prächtigem Gefieder von Karminroth und schwarz, flatterten im Garten umher; Alles war draußen Leben und Licht und Schönheit; es war das Auferstehungsfest der Natur! Wie schön war dieses! Wie willkommen meinen Sinnen und meinem Herzen ist dieser Frühling, der endlich erscheint, nachdem ich ihn so lange ersehnt, so lange erwartet habe.

---

Den 30sten Mai.

Gestern Abend war ein Ball im Gouvernementshaus, zu welchem Manche funfzig Meilen weit herkamen, Manche auch hundert und zweihundert englische Meilen, was hier nicht viel ist. Es waren sehr hübsche Mädchen dabei und man tanzte sehr gut. Doch hatten wir alle Ursache, den Verlust der Musik des 66sten Regiments zu beklagen, welche uns zu meinem Kummer vor einigen Wochen verlassen hat.



Es steht sehr zu hoffen, daß alle die Gouverneurs, die man in Zukunft hierher sendet, verheirathet sein möchten und ihre Frauen mit sich bringen, denn die Gegenwart eines weiblichen Wesens an der Spitze unseres kleinen Provinzial-Hofes ist, vorzüglich, wenn sie gescheut und klug und gebildet ist, in der hiesigen Gesellschaft viel nöthiger, als Sie es sich denken können.

-----  
Grindale.

Dieses ist ein sehr hübscher Ort mit einem sehr hübschen Namen. Eine gütige Einladung zog mich dahin, um Luftveränderung zu suchen, so wie auch Veränderung des Orts und jede andere Veränderung, deren ich so sehr bedurfte.

Das britannische Dampfboot, welches täglich zwischen Toronto und Hamilton hin und her fährt, brachte uns in ein und einer halben Stunde bis an die Mündung des Flusses Credit. Auf Befehl des Herrn M... erwartete uns beim Gasthof am Ufer des Sees eine Kariole auf Federn ruhend, das gewöhnliche Fuhrwerk in dieser Gegend, um uns durch die Wälder bis zu seinem Hause zu fahren, und der Herr des Gasthofes, ein anständiger, achtungswerther Mann, fuhr diesen Wagen selbst. Er hatte England als Kind vor dreißig Jahren verlassen, mit Vater und Mutter und sieben Geschwistern, und vor achtzehn Jahren war er aus den vereinigten Staaten nach Canada gekommen, auf Veranlassung

eines Verwandten, um sich im Busch, so nennt man gewöhnlich das ungelichtete Land, niederzulassen. Zu jener Zeit besaßen sie nichts als Hände und Gesundheit. Die Familie, welche nun auf fünf heruntergekommen ist, befindet sich wohl. Er selbst besitzt als Eigenthum einen Meierhof von hundert und funfzig Acres; sein Bruder hat viel mehr, seine Schwestern sind alle versorgt. »Ein Jeder, der Gesundheit und ein Paar Hände hat, könnte in diesem Lande sich wohl befinden, wenn nur das Trinken nicht wäre; das richtet viele Hundert zu Grunde.«

Man bildet einen Hafen an der Mündung des Flusses, indem man den Kanal weiter und tiefer gräbt; da aber wegen der jetzigen verworrenen Verhältnisse es an Geld fehlt, so rückt die Arbeit nicht vorwärts. Es ist hier ein hübscher kleiner Gasthof mit einigen Blockhäusern, die Lage ist tief und sumpfig, und ich sollte meinen, daß sie ungesund wäre. Doch hat man mir versichert, daß, obgleich das kalte Fieber im Frühjahr hier herrsche, dasselbe doch alle Jahr abgenommen habe in dem Maße, als das Lichter und Umbauen der Ländereien vorschreitet.

Der Fluß Credit führt diesen Namen, weil in alten Zeiten (d. h. vor vierzig bis funfzig Jahren) die Pelzhändler an dessen Ufern mit den Indianern zusammen kamen, und ihnen auf Credit die Waaren auslieferten, für welche sie im folgenden Jahre den Werth oder vielmehr den zehnfachen Werth an Fellen erhielten. In ei-

nem Lande, wo es kein Gesetz für Schuldner und Gläubiger giebt, wo man weder Pfand noch Stempel noch Buch und Rechnung noch Gerichtsdienere hat, keine Möglichkeit einen widerspenstigen oder betrügerischen Schuldner zu strafen, oder auch nur dessen habhaft zu werden, sondern wo man im Gegentheil noch sehr Gefahr läuft, daß der besagte Schuldner mit dem Tomahawk seinen Gläubiger erschlägt, könnte dieses etwas gewagt scheinen. Doch ist mir von denen, welche lange sowohl in Ober- als in Unter-Canada den Handel getrieben haben, versichert worden, daß es etwas Unerhörtes sei, daß ein Indier sein Wort bräche; und wenn derselbe durch irgend einen unvorhergesehenen persönlichen Unfall abgehalten sein sollte, die ausgemachte Zahl von Biberfellen zu bringen, so meinen seine Verwandten und Freunde, daß ihre Ehre dadurch theilhaftig sei, und sorgen dafür, daß die Zahl voll werde.

Der Pelzhandel hat schon lange an diesen Ufern aufgehört, seitdem dieselben einst der Schauplatz der blutigen Kämpfe zwischen den Huronen und Missassaquas waren. Die letzteren waren zuletzt beinahe ganz und gar ausgerottet; einige wenige, elende und entartete Ueberbleibsel dieses Stammes pflegten noch um ihre alten Wohnungen und die Begräbnißplätze ihrer Väter, welche auf einem hohen Hügel am westlichen Ufer des Flusses und nahe bei dem See gelegen sind, umherzuschleichen. Diese wurden von den methodistischen Mis-

sionairen in ein Dorf versammelt, zwei Meilen weiter hin, wo man einen Versuch gemacht hat, um sie zu civilisiren und zu bekehren. Das Gouvernement hat auch eine bedeutende Summe zu diesem wohlthätigen Zwecke verwilligt, und man hat ungefähr funfzig Blockhäuser für die Indianer erbaut, jedes durch Scheidewände getheilt, damit es zwei oder noch mehrere Familien aufnehmen kann. Es befindet sich auch eine Kapelle und eine Schule in diesem Dorfe. Peter Jones, auch Kahkewaznonaby genannt, ein Halb-Indianer, ist der zweite Anführer und Religionslehrer. Er war vor einigen Jahren in England, um dort Beisteuern einzusammeln für sein armes Volk, und heirathete dort eine junge enthusiastische Engländerin, welche ein kleines Vermögen besaß. Sie hat seit kurzem das Dorf verlassen, um nach England zurückzukehren. Außerdem wohnt noch ein echter Methodisten-Prediger hier, der kein Wort von der Sprache der Eingebornen versteht und mit ihnen nur durch die Dolmetscher verkehren kann. Er klagte über die Sterblichkeit unter den Kindern, und über die jährliche Abnahme der Einwohner dieser Niederlassung. Der größte Theil von denjenigen, welche übrig bleiben, sind Halb-Blut, und unter diesen sieht man einige sehr kräftige junge Frauen und Kinder. Doch machte mir das ganze Ansehen des Ortes und dessen Bewohner einen traurigen Eindruck. Die Indianer, welche ich umherschleichen sah, und die Squaws, welche in schmutzige

wollene Decken gehüllt waren, mit dem langen schwarzen, über Gesicht und Augen herabhängenden Haar, flossen mir das tiefste Mitleid ein. Als der Stamm zuerst vereinigt wurde, bestand er aus siebenhundert Männern, Frauen und Kindern; jetzt sind es deren ungefähr zweihundert und zwanzig. Der Missionär und seine Frau sahen niedergeschlagen aus, sie erzählten mir, daß die Conferenz ihnen nie gestatte, in irgend einer Gemeinde lange genug zu bleiben, um die Menschen kennen zu lernen, und um persönliches Interesse an ihrem Wohl zu nehmen. Im allgemeinen ist ihr Aufenthalt in irgend einer Niederlassung oder einem Distrikte auf zwei oder drei Jahre festgesetzt, dann werden sie hinweggerufen, und ein anderer kommt an ihre Stelle. Von den Einwohnern haben nur einige wenige das Land, das ihnen zugetheilt war, angebaut, und diese leben in einer Art von Wohlhabenheit; drei oder vier Frauen (Halb-Blut) zeichnen sich durch die Keilichkeit ihrer Häuser aus, und durch ihr gutes Betragen, und einige Kinder sind sehr gescheut, und können sowohl ihre eigene Sprache als auch englisch lesen. Dieses sind aber Ausnahmen; und Schmutz, Trägheit und Trunk sind allgemein herrschende Uebel. Die Auszehrung ist die vorherrschende Krankheit, und hat unzählige dieser unglücklichen Völker hinweggerafft \*).

\*) Alle die Bemerkungen, welche ich hier zusammengestellt

Nachdem wir das indianische Dorf passirt hatten, vertieften wir uns wieder in das Innere der Wälder, auf einem Wege oder Pfade, welcher dann und wann Abgründe und Untiefen von Schmutz bot, in denen man bis zur Achse versank, und ich begann sehr deutlich die Vortheile eines canadischen Fuhrwerks zu fühlen. Auf jeder Seite dieses Wald-Pfades strebte das Auge vergebens, das Labyrinth von Laubwerk und Blumen von allen Farben zu durchdringen, wo das Leben in Myriaden von Gestalten, in der Luft und auf der Erde umher kroch, summte und rauschte, während der Morgenthau noch unter den dunklen Schatten erglänzte.

Nachdem wir fünf bis sechs Meilen gefahren waren, verließen wir diese Wälder, und kamen in Springfield an, einem kleinen Dorfe, welches wir im tiefsten Winter passirt hatten. Wie ganz anders war jetzt dessen Ansehn! — Von der Landstraße ab führte uns ein schöner Pfad längs der hohen Ufer des Credit hin, nach Grindale, denn so hatte Herr M... in zärtlicher Erinnerung an sein Vaterland diesen feinen romantischen Wohnort genannt.

Herr M... ist der Geistliche und Magistrat dieses Distrikts, und außerdem noch ein großer Landwirth

---

habe, sind das Resultat von drei Besuchen im Dorfe Credit, so wie auch noch anderweitiger Erkundigungen, die ich eingezo-gen.

und Gutsbesitzer. Seine Frau, welche aus einem edlen historischen Geschlechte abstammt, vereinte mit der Freundlichkeit und Offenheit ihres Charakters mehr Höflichkeit und Formen als ich erwartet hatte. Mein Empfang war sehr herzlich, obgleich das ganze Haus in ungewohnter Bewegung war, denn es war der vierte Juni und Paradedag, wo die ganze Miliz des Districts herausgebracht wurde, und zwei junge Männer der Familie gürteten die Säbel um, und legten noch andern militärischen Staat an, sie setzten Helme auf, während die Schwestern mit schweusterlichem Stolze bei dieser Toilette behülflich waren, die Schärpen umbanden, und die Epaulets ordneten, und als sie Beide eintraten, der Eine in dem hübschen grünen Costüme eines Schützen und der Andere mit der Stickerei eines Lancier-Capitains, war es mir, als habe ich wenig so hübsche junge Leute gesehen. Nachdem wir Kaffee getrunken hatten, fuhren wir nach dem Schauplatz der Handlung.

Auf einer abhängigen Wiesenfläche in der Nähe des Flusses, welcher weiter unten durch die grüne Ebene hindurch rauschte und funkelte, wurden die buntscheckigen Truppen, ungefähr drei bis vierhundert Mann, aufgestellt, doch nein, nicht aufgestellt, sondern auf eine viel malerische Weise hier und dorthin zerstreut. Einige wenige Blockhäuser und Sägemühlen am Ufer des Flusses und eine kleine hölzerne Kirche auf der Höhe gegenüber, bildeten die Hauptpunkte der Scene. Der unbegrenzte

Wald breitete sich um uns aus. Einige wenige Männer, welche gut beritten waren und als Lanciers in Uniformen gekleidet, die jedoch keine Uniformen waren, manövrirten auf dem grünen Rasen hin und her, zur großen Gefahr der Zuschauer, denn sie und ihre Pferde waren gleich wild, munter, muthig und undisciplinirt. Doch diese Cavallerie war Vollkommenheit im Vergleich zu der Infanterie. Hier war gar nicht einmal der Versuch gemacht worden, eine Uebereinstimmung in Kleidung, Haltung und Bewegung hervorzubringen, nur Wenige hatten Röcke, Andere Jacken, die größte Anzahl hatte weder Röcke noch Jacken, sie erschienen in Hemdärmeln, in weißen oder bunten, in reinen oder schmutzigen, es war eine erbauliche Abwechslung! Einige trugen Hüte, Andere Mützen, Andere ihr eigenes zottiges Haar. Mehrere hatten Feuergewehre, Andere alte Schwerter, welche an Riemen hingen, oder in ihren Gürtel gesteckt waren. Doch die größte Anzahl schulterte Stöcke und Regenschirme. Madame M . . . erzählte uns, daß sie auf einer der früheren Paraden gehört habe, wie das Commandowort also wäre gegeben worden: »Die Herren mit den Regenschirmen nehmen das Terrain zur Rechten, und die Herren mit den Spazierstöcken das Terrain zur Linken.« Nun rannten sie, einer hinter den andern, stießen sich mit Elbogen, und traten sich auf die Füße, liefen, hüpfen, stolperten; und wenn der commandirende Offizier einen Augenblick den Rücken wendete, setzten sie



sich gelassen am Ufer nieder, um auszuruhen. Es war unmöglich nicht zu lachen, und die ganze Kraft der Gesichtsmuskeln mußte aufgeboten werden. Carl M . . . wurde ganz heiser, indem er Befehle ausrief, die Niemand befolgte, außer vielleicht zwei oder drei Mann in der Fronte. Und James manövrierte mit seinen Reitern, sie schwenkten die Lanzen, galopirten und curbettirten zur allgemeinen Bewunderung. James ist Magazinverwalter und Postmeister des Dorfes, und als wir nach dem Schauspiel in sein Waarenlager traten, um uns auszuruhen, war ich nicht wenig belustigt, als ich unsern Lancier=Capitain hereintreten, seinen Helm abnehmen, und über den Zahlisch hinwegspringen sah, um einem Kunden für einen Pfennig Taback, und einem andern eine Elle gewürfelte Leinwand zu verabreichen. Willw, der jüngste Bruder, ein schöner junger Mann, welcher unser Cavalier auf dem Felde gewesen war, stand ihm bei, und halb im Scherz und halb im Ernste verlangte ich einige von seinen Waaren zu kaufen, welche Willw lachend und munter mit der größten Einfachheit und ohne die geringste Verlegenheit mir zumäß. Wir kehrten zurück, um ein einfaches und treffliches Mittagsmahl einzunehmen. Alles auf dem Tische, der Wein ausgenommen, war der Ertrag ihrer eigenen Wirthschaft. Unser Wein, Wasser und die Butter waren in Eis gesetzt, und alles war das Beste in seiner Art.

Der Paradedag endigte mit Trunk und Lärmen, wo-

bei, wie ich später erfuhr, der Obrist schwer verletzt wurde, und mehrere ernstliche und unglückliche Fälle vorkamen; das Ganze wurde aber so leicht genommen, so ganz wie eine Sache, die sich in dieser halbcivilisirten Vereinigung von selbst versteht, daß ich auch bald nicht mehr der Sache gedachte.

Am nächsten Morgen sah ich zu meinem Fenster heraus, auf eine, obgleich wilde, doch ruhige und liebliche Landschaft. Das Haus ist am Rande eines steilen Ufers erbaut, das vielleicht hundert Fuß hoch und schroff in den reißenden Fluß herabgeht \*). Die Ufer der beiden Seiten sind mit herabhängenden Birken, Tamarisken, Sumach und Ahornesträuchen bekleidet, welche in dem reichen Schmuck des erwachenden Jahres stehen. Weiter hinaus liegt, wie gewöhnlich, der dunkle Tannenwald, und nahe an dem Hause sieht man verschiedene Gruppen hoher Tannen, das eingeborene Riesengeschlecht des Bodens. Weiterhin waren die Strecken, die gelichtet wurden. Der Himmel war ohne Wolken und die Hitze sehr groß. Ich fand das Frühstück auf der

---

\*) In diesem Fluß haben die jungen Leute der Familie in einer Nacht zweihundert Salmen mit dem Speer erlegt. Der Salmenfang in Amerika ist ganz wie der, welcher in Guy-Mannering so lebhaft beschrieben ist. Der Fisch, den man so fängt, ist eher eine große Art von Forelle, als ein eigentlicher Salm. Der Fischfang soll sehr interessant sein.

Verandah, trefflicher Thee und Kaffee, guter Rahm, sehr gute heiße Kuchen, frische Eier, kurz das Banquet eines Königs! Die jungen Männer waren mit den Arbeitern schon seit Sonnenaufgang ausgewesen, und die jüngeren Damen des Hauses waren mit häuslichen Angelegenheiten beschäftigt. Wir Anderen saßen den ganzen Morgen in der Verandah, und zwischen Zeichnen und Lesen erzählten mir mein gütiger Wirth und dessen Frau von ihrer vor zehn Jahren stattgefundenen Einwanderung in dieses Land.

Herr M... war ein protestantischer Prediger von guter Familie, und hatte eine bedeutende Pfründe in Irland. Die Gegend, in welcher er lebte, war so unruhig, daß er nicht allein unfähig war, seine Zehnten einzusammeln, sondern daß während einiger Jahre weder sein noch seiner Angehörigen Leben in Sicherheit war. Sie gingen nie unbewaffnet aus, und pfl egten sich nie den Abend niederzulegen, ohne ihr Haus wie eine Festung zu verbarricadiren. Die Gesundheit seiner Frau begann unter der beständigen Angst zu leiden, bis endlich, nach einem harten Kampf mit alten Gefühlen und Gewohnheiten, er den Entschluß faßte, seine irländischen Besitzungen in baares Geld umzuwandeln, und mit vier schönen Söhnen von sieben bis siebenzehn Jahren und einer kleinen Tochter nach Canada auszuwandern. Sie sehen daraus, daß Canada nicht nur ein Asyl für diejenigen geworden ist, welche keine Zehnten bezahlen kön-

nen, sondern auch für die, welche dieselben nicht einzutreiben vermögen.

Bald nach seiner Ankunft kaufte er achthundert Acres Land längs den Ufern des Credit. Mit Hülfe seiner Söhne und einiger Arbeiter hatte er bald ein Stück Boden gelichtet, um ein Haus zu bauen; er errichtete dasselbe an einer sehr schönen Stelle, die jedoch damals eine vollkommene Wildniß war, und sowohl Zeichnung als Ausführung des Baues sind sehr geschmackvoll, obgleich Niemand ihnen dabei half. Als sie nun Wohnung und Obdach hatten, fuhren sie in ihrer mühseligen Arbeit weiter fort. Sie gaben zu, daß die Arbeit sehr mühselig gewesen sei, aber sie blieb auch nicht unbelohnt, und sie besitzen nun hundertundfunfzig Acres Land, welches gelichtet und bebaut ist; ferner besitzen sie eine schöne Scheuer, welche sechszig Fuß lang und vierzig breit ist, und welche die Söhne ganz allein erbaut haben; eine Zimmermannswerkstatt und eine Drechselbank, auf welcher der alte Herr und einer der Söhne sehr geschickt sind. Auch eine Schmiede besitzen sie, mehrere große Nebengebäude und einen wohl eingerichteten Meierhof.

Das Wohnhaus ist sehr comfortable meublirt, da viele der eleganten Geräthschaften vom Vater und Sohne gedrehselt und ausge schnitten wurden. Diese jungen Leute, welche in Irland die Anfangsgründe einer classischen Erziehung erhalten hatten, besaßen alle Talent für das

Mechanische, und liefern hier, wo ihre Kräfte erweckt, und ihre physischen und moralischen Anlagen in Thätigkeit gesetzt wurden, einen auffallenden Beweis, wie viel durch Thätigkeit und Ausdauer vollbracht werden kann; sie sind ihre eigenen Maurer, Schmiede, Zimmerleute, Ackerbauer und Gärtner; sie sind außerdem kühne und geschickte Jäger. Sie wissen sich in allen Fällen schnell zu helfen, sind klug, heiter und mit inniger Liebe einander zugethan; sie verehren ihre liebliche Schwester von ganzem Herzen, welche unter diesen vier großen männlichen Brüdern aufgewachsen ist, wie eine schöne Dezalia unter schützenden und sie überragenden Tannen. Ich muß auch noch hinzufügen, daß einer der jungen Leute etwas von der Feldscheerkunst versteht, und im Fall der Noth zu Ader lassen kann, oder ein gebrochenes Glied einrichten; während ein anderer so viel von den Gesetzen kennt, daß er einen Contract aufsetzen, und die Streitigkeiten und kleinen Verlegenheiten der ärmeren Nachbarn schlichten kann, ohne zu einem Advocaten Zuflucht nehmen zu müssen.

Die ganze Familie scheint viel Sinn für die schöne Natur und viel Geschmack an Naturgeschichte zu haben. Sie kennen die Gewohnheiten und die Schlupfwinkel der wilden Thiere, welche in ihren Waldbezirken hausen. Sie haben Mineralien- und Insectensammlungen angelegt, und kennen jedes Gras und jede Blume, »welche den Silberthau einsaugt.« Alle Bewohner dieser Be-

sigung, nicht allein die kräftige Magd, welche ich mit einem kleinen Ferkel in den Armen umherlaufen sah, und der kleine schwarze Junge Allick; — aber auch die Thiere des Meierhofes, — die alte Lieblingsstute, — das Geflügel, welches um den wohlwollenden alten Herrn sich versammelt, und welches der allgemeine Verzug der Familie ist, — selbst Hunde und Katzen, — alle scheinen mir die glücklichsten und beneidenswertheften ihrer Art zu sein. -

Es athmet rings umher eine Atmosphäre von Güte und Freude, welche mir bis ins tiefste Herz hineindringt. Ich erinnere mich nicht, so ruhig und ganz glücklich gewesen zu sein, so ganz mit diesen guten Leuten empfindend, so leichten Herzens, und so geneigt, die Welt mit ihren Sorgen und Eitelkeiten auszuschließen, und die Zeit über mich hingeleiten zu lassen wie im goldenen Zeitalter.

Am Abend war es schwül, der Himmel war herrlich umwölkt, und die Wolkenschaar rollte einher, wie es mir schien, mit den Wipfeln der Fichten verwoben. Wir gingen in der Verandah auf und ab, indem wir dem melancholischen Zirpen des Heimchen lauschten, und die Bewegungen einiger schönen grauen, ganz harmlosen Schlangen beobachteten, welche hinter einander längs der Gartengänge einhergleiteten; nach und nach senkte sich tiefe Stille und dichte Dunkelheit um uns nieder; dann brach das Gewitter los in seiner ganzen Macht. Die

Blicke hüllten den ganzen Horizont wie in Flammentücher ein, der Donner rollte über dem Walde, und noch weilten wir; wir weilten bis der Tumult der Elemente vorüber war, und der Regen in Strömen herabrauschte. Dann gingen wir in das Haus und hatten etwas Musik. Carl und Willy hatten gute Stimmen und viel natürlichen Geschmack; und wir sangen Duetten und Trios bis zum Abendessen. Da versammelten wir uns wieder um einen heitern Tisch, wo viel gelacht wurde, und ganz von Herzen gelacht, und wo man manchen Scherz mit irländischer Galanterie und Humor würzte; dann sandte der alte Herr, nachdem er bei seinem mäßigen Becher Whisky-Punsch etwas geplaudert hatte, uns mit seinem Segen zu Bette.

---

Herr M... erzählte mir, daß während den ersten sieben oder acht Jahren sie Alle zusammen auf seinem Meierhose gelebt und zusammen gearbeitet hätten. Doch in der letzten Zeit habe er sich überlegt, daß, obgleich die Fortschritte des Gutes reichlichen Unterhalt böten, so würde dasselbe doch nicht die Mittel ab, seinen Söhnen eine Unabhängigkeit zu sichern, so daß sie heirathen und sich in der Welt niederlassen könnten. Er hat also zwei seiner Söhne als Magazineu-Verwalter untergebracht, den einen in Springfield, den andern in Streetsville, welche beide Orte nicht weit von seiner eigenen Woh-



nung entfernt sind; und sie haben schon durch ihre Fähigkeiten, durch ihre Thätigkeit und durch ihr populäres Wesen es weiter gebracht, als er selbst gehofft hatte.

Ich konnte bemerken, daß einige Vorurtheile und Gefühle sowohl bei ihm, als bei seiner Frau hatten überwunden werden müssen, um diesen Schritt zu thun. Der Familienstolz eines wohlgebornen irländischen Gentleman, und die Antipathie gegen alle Handelsgeschäfte, welche unter einer gewissen Classe im alten Lande vorherrschend ist, — diese mußten überwunden werden, ehe er sich mit der Idee ausöhnen konnte, daß seine Söhne Spezereien in Canada verkauften; doch wurden sie überwunden. Ein kleiner Ueberrest des alten Adam gab ihm die Nothwendigkeit ein, mir eine Entschuldigung, — oder vielmehr eine Erklärung dieser Zustände zu geben. Er wußte nicht, wie viel Beifall ich in dem Augenblicke zollte, — nicht den thörichten Nationalvorurtheilen unsers Vaterlandes, — sondern dem ehrlichen und edlen Geist und der gesunden Vernunft, durch welche er dieselben überwunden, und für die künftige Unabhängigkeit seiner Kinder gesorgt hatte. Ich erkundigte mich nach der Größe seiner Gemeinde und nach den Sitten und dem Zustande seiner Weichkinder.

Er sagte, daß auf zwei Seiten der seiner Pflege befohlene Distrikt als unbegrenzt betrachtet werden könnte, denn es war in der That keine Grenzlinie zwischen seinem Kirchspiel und dem Nordpol. Er wurde oft sechs



zehn bis dreißig Meilen weit geholt, um eine Ehe zu schließen oder ein Begräbniß zu feiern, oder ein Kind zu taufen, oder eine Predigt zu halten, wenn irgendwo eine kleine fromme Vereinigung zusammengebracht werden konnte. Doch erschwerte ihm in der letzten Zeit sein zunehmendes Alter diese Geschäfte. Die Kirche seiner Gemeinde ist in Springfield. Als er im Anfang die Pfründe bezog, welche ihm bei seiner Ankunft in dieses Land zugewiesen wurde, betrug der Gehalt, denn es giebt hier keine Zehnten, zweihundert Pfund Sterling jährlich. Spätere Maafregeln, durch Herrn Hume eingeführt, haben diese zu hundert Pfund Sterling reducirt. Er sprach davon ohne Bitterkeit, was ihn selbst betraf, denn er war alt und hatte andere Mittel zu leben, doch betrachtete er es als eine große Ungerechtigkeit, sowohl gegen ihn als gegen seinen Nachfolger. »Denn,« sagte er, »es ist klar, daß kein Mensch sich den Geschäften eines ausgedehnten Distrikts unterziehen kann, ohne ein gutes Pferd zu haben und einen Jungen, um dasselbe zu versorgen. In diesem Lande aber, wo die Löhnungen so bedeutend sind, kann man nie für weniger als hundert Pfund Sterling Pferd und Diener halten und dabei selbst einen ganzen Rock tragen. Deshalb kann kein Mensch, der nicht anderweitige Hülfquellen hat, hierher kommen. Und wer über solche gebieten kann und eine gute Erziehung bekommen hat, der wird nicht hierher kommen. Ich sage nichts von der Beschwerlichkeit der

Geschäfte und der großen Verantwortlichkeit, welche mit diesem Berufe verbunden sind; beschwerlich dürfen sie sein, — aber hungern darf er nicht dabei, und verhungern muß er, wenn er nicht neben seinen geistlichen Pflichten noch eine Pachtung annimmt oder einen Magazinhandel. Ein Geistlicher würde aber in solchen Verhältnissen kaum die Achtung seiner Weichkinder sich erhalten können. Was meinen Sie dazu, Madame?»

Als mir die Frage gestellt wurde, konnte ich nur wie er denken: es kommt mir vor, als müsse in dem Gange dieses canadischen Kirchensystems etwas nicht ganz richtig sein, vom Anfang bis zum Ende.

Was die Sitten der Bevölkerung in seiner Umgegend betrifft, so sprach er mir von zwei Dingen, welche vor Allem beklagenswerth wären; der vorherrschende Trunk und das frühe Auflösen der elterlichen und Familienbände. Das Erste kommt vom allzuwohlfeilen Preise des Whisky, und das letztere vom zu hohem Preise der Arbeit, wodurch die Gewinnlust die Jugend beiderlei Geschlechter, bald aus der Heimath führt, weil sie sobald als möglich für sich selbst sorgen wollen. Diese letztere Thatsache und deren Folgen fiel ihm um so peinlicher auf, da dieselbe so auffallend mit der großen Familienanhänglichkeit und der Achtung für elterliche Gewalt contrastirte, an welche er mitten im Elend und Ruin des armen Irlands gewohnt war. Im Allgemeinen stellte er die Sitten der Frauen viel höher als die der

Männer, da ihre Gewohnheiten immer mäßig blieben, trotz des schrecklichen Beispiels und der Versuchung, welche sie umgeben. Er kannte nur zwei Frauen, welche sich dem Trunke ergeben hatten, und in beiden Fällen war die Ursache dieselbe, eine unglückliche Häuslichkeit und ein böser Mann.

Er theilte mir noch viele andere Umstände und Anekdoten mit, doch da diese persönlich sind und er mir seine Erlaubniß nicht ganz bestimmt gegeben hat, so zeichne ich dieselben nicht hier auf.

Im Ganzen werde ich die wenigen Tage nie vergessen, welche ich mit dieser trefflichen Familie verlebte, wir sagten uns Lebewohl, nicht ohne manche freundliche Bitte von ihrer Seite und manches Versprechen von der meinigen, sie wieder zu besuchen. Carl M... fuhr mich nach dem Credit, wo wir das Dampfboot trafen und ich kehrte nach Toronto zurück, das Herz voll freundlicher Eindrücke, die Phantasie voll schöner Bilder und mein Schooß voll Blumen, welche Carl längs des Waldrandes für mich gesammelt hat. Blumen, welche wir mit Sorgfalt in unsern Gärten und Treibhäusern pflanzen und pflegen, welche an Farbenschmelz sehr schön waren und deren Namen, Gestalt und Nutzen ich nicht kannte. Unglücklicher Weise verstehe ich mich nicht auf Botanik und will also nicht weiter in die Einzelheiten eingehen; doch eine Pflanze fiel mir ganz besonders auf, welche überall zu tausenden wuchs. Der Stiel war ungefähr

zwei Fuß hoch, am obern Ende befanden sich zwei große, fächerartige Blätter, dessen eines stets größer als das andere war; zwischen diesen zwei Blättern entsproßte eine einzige Blume, in Größe und Gestalt einer großen, wilden Rose ähnlich, das Blumenblatt war weiß mit blassem Rosa angehaucht. Nach der Blume folgt eine ovale Frucht, welche genossen wird und eingemacht sehr schmackhaft ist. Man nennt sie Maiäpfel.

Ende des ersten Theils

---

Winterstudien  
und  
Sommerstreifereien  
in  
Canada.

---



Winterstudien  
und  
Sommerstreifereien  
in  
Canada.

---

Ein Tagebuch  
von  
Mrs. Jameson.

---

Aus dem Englischen überseht  
von  
A. W.

Leid und Kunst und Scherz.  
Habel.

---

Zweiter Band.

---

Braunschweig,  
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1839.

!



I n h a l t  
des  
zweiten Theils.

---

Sommerstrefereien.

	Seite
Rückkehr des Sommers.....	3
Sternbergs Novellen.....	11
Ungerissene Gedanken.....	23
Missstrep Mac Murray.....	29
Geschichte eines Slaven.....	37
Niagara im Sommer.....	44
Die kleinen Katarakten.....	45
Schillers Don Carlos.....	50
Ein Traum.....	63
Buffalo.....	69
Der Auswanderer.....	77
Stadt Hamilton.....	85
Stadt Brandtford.....	97
Blandford.....	107
Das Waldschloß.....	111
Stadt London.....	123
Frauen in Canada.....	129
Talbotland.....	137
Geschichte des ausgewanderten Knaben.....	141
Port Talbot.....	160
Reise nach Chatham.....	179

	Seite
Postamt in Canada.....	191
Die Herrnhuther Delawaren.....	209
Anekdote eines Indianers.....	220
Indianer.....	231
Reise über den See St. Clair.....	239
Amerikanische Auswanderer.....	243
Detroit.....	247
Pontiac-Krieg.....	255
Wyandot-Indianer.....	277
Kirchen von Detroit.....	291

---

## Sommerstrefereien in Canada.

---

— — — — You dwell alone;  
You walk, you read, you speculate alone;  
Yet doth remembrance, like a sovereign prince,  
For you a stately gallery maintain  
Of gay or tragic pictures.

*Wordsworth.*

---

Vergnügen sitzt in Blumenkelchen, und kommt alle  
Jahre ein Mal als Geruch heraus."

*Rabel.*

---



Den 8ten Juni.

Wir haben schon die Blütenpracht des Frühlings gegen die ganze glühende Reife des Sommers vertauscht. Wir ersticken vor Hitze, wir sehnen uns nach Eis und machen Anstalten zu venetianischen Jalousien; und vor drei Wochen lag Schnee in unsern Gartenhecken und kein Blatt war an den Bäumen zu sehen. — Wenn in England die Natur aus ihrem langen Schlummer erwacht, so gleicht sie einer Langschläferin am Morgen — sie öffnet erst das eine Auge und dann das andere, und friert und zieht die Schneedecke dann und wann wieder über ihr Angesicht, dann wendet sie sich noch mehr als ein Mal auf ihrem Lager um, ehe sie am Ende langsam und träge aus ihrem Wintergemache hervortritt. Aber hier! Kaum daß die Sonne durch ihre Gardinen scheint, so springt sie schon auf, wie eine Jägerin, gürtet ihr grünes Jagdgewand um und wandelt einher in der vollen Blüthe ihres Lebens und ihrer Schönheit. Ich sonne mich an ihrem Lächeln wie ein Insekt, wie ein Vogel! — A propos über die Vögel! Es giebt keine Singvögel in Canada. Zwar giebt es ein kleines Ge-

schöpf, eine Art von Amsel, welches in meinem Garten haust, und ein tiefes, süßes Gezwitzchen ertönen läßt, dem ich mit Vergnügen lausche; doch nichts ersetzt den weichen, vollen Gesang der Nachtigall und der Lerche; selbst für den Hänfling findet man keinen Ersatz. In den Hainen giebt es keine andere Musik als die der Frösche, welche alle Abende ein weittönendes monotones Chor anstimmen, so laut, daß wir kaum uns unter einander hören können. Die Regelmäßigkeit, mit welcher Bass- und Diskantstimmen sich gegenseitig antworten, ist ganz komisch, so daß trotz meiner Ungeduld ich oft darüber lachen mußte. Auch giebt es alle möglichen Abwechselungen in den Stimmen, vom pfeifenden Quaken des Baumfrosches bis zum tiefen Kehltön, beinahe Brüllen des sogenannten Bullfrosches.

Als ich neulich nahe an einem Wasserpfuhl vorbeiging, wurde ich durch ein sehr lautes tiefes Krächzen erschreckt, welches dem gewöhnlichen Gequacke eines Frosches eben so ähnlich war, als das Brüllen des Ochsen dem Geblöke eines Kalbes gleicht; und als ich mich umsah, erblickte ich einen von den ungeheuren Bullfröschen dieser Gegend, welcher mit viel Würde am äußersten Ende eines Brettes saß und mich anstarrte. Das Ungeheuer war wenigstens einen Fuß lang, mit einem Paar Augen, die wie Brillen aussahen; doch als ich meinen Sonnenschirm gegen ihn erhob, tauchte es gleich unter. Ich halte diese Geschöpfe für sehr harmlos, ob-

gleich der böse Leumund sie der Angriffe auf junge Enten und Kuckelchen beschuldigt.

Es wäre doch in der That sehr sonderbar, wenn nach allen meinen übelgelaunten und unzufriedenen Tiraden gegen Toronto, ich doch am Ende noch ungerne von hier abreisste, und das kann leicht der Fall werden. Es giebt sehr gütige und liebenswürdige Menschen hier, welche mir freundlicher begegnen als im Anfange, und welche mein ganzes Wohlwollen gewinnen, vielleicht auch meine Freundschaft. Viel Schönes umgiebt mich auch! Ich will Ihnen nicht etwa Beschreibungen von der Gegend machen, diese sind, wenn ich auch noch so berecht sein wollte, doch immer ungenügend; denn Worte vermögen es eben so wenig wie Musik, Ihnen einen klaren Begriff von der Zusammenstellung der Formen und Farben in einer Landschaft zu geben; ja ich glaube, die Musik vermöchte es noch eher. Als Felix Mendelssohn noch ein Kind war, pflegte er oft zu sagen: »Ich kann Euch nicht aussprechen, wie dieses oder jenes war, ich will es Euch aber vorspielen;« und so eilte er zum Piano=Forte, ihm war damals der Ton ein vollkommeneres Vehikel als Worte — so würde auch ich, wenn ich ein Musiker wäre, Ihnen den Ontario=See lieber vorspielen als beschreiben. Ontario heißt das Schöne, und wie das Wort selbst schon seiner Bedeutung würdig ist, so ist auch der See seines schönen Namens werth; doch kann ich Ihnen kaum mittheilen, worin

eigentlich sein unendlicher Zauber besteht. — Es bieten sich dem Auge keine großartige Gegend, keine Berge, keine kühne Ufer, kein Bild, das auf einmal vom Blicke erfaßt werden kann. Sumpf und Wald schließen den See ein, und er ist so breit, so groß, daß die ganze Monotonie des Oceans ohne dessen Majestät darauf ruht; doch wie der große Ocean, als ich an demselben lebte, so ist auch die Fläche dieses Sees mir so theuer wie das Angesicht eines Freundes geworden. Ich kenne alle seine verschiedenen Gestaltungen auswendig; ich steige an dem grünen Ufer hinab oder wandele längs des Hafendamms, welcher hundert Ruthen weit in die Bai hineinragt. Dort sitze ich mit meinem Buche und lese zuweilen, öfters aber beobachte ich, ohne zu ermüden, den Farbenwechsel, der über die Fläche des Sees hinfluthet. Zuweilen treibt ein Donnerschlag die kleinen Jachten und Schooners wogend und eilend in den Hafen, um dort Schutz zu suchen, während zuweilen der Sonnenschein die Oberfläche des Sees in geschmolzenes Gold verwandelt und der junge Mond zitternd darin auf seinem Silberpfad einherschreitet. Zuweilen ergießt sich ein Purpurschein wie ein Schleier über seine Oberfläche; zuweilen ist der Wind heftig, und die sich wildbäumenden Wellen rollen einher, wie bei einer Brandung, den Hafendamm in tobender Wuth überschäumend, oder wie Geister in wilder Freude einhertanzend. Auch das Land ist nicht ohne zauberische Schönheit.



Ungefähr vier Meilen von Toronto kommt der Fluß Humber zwischen seinen hohen waldbewachsenen Ufern herab und ergießt sich in den See. Man könnte sich keine schönere Lage für Villa's und Gartenhäuser wünschen, als die Nähe dieses schönen kleinen Flüsschens, und ohne Zweifel werden wir mit der Zeit auch solche hier entstehen sehen.

Die der Bai gegenüberliegende Seite wird durch eine lange Sandbank gebildet, welche die Insel heißt, obgleich es keine Insel ist, sondern ein sehr schmales Vorgebirge, welches ungefähr drei Meilen lang ist und gegen die Hauptströmung des Sees einen Wall bildet. Am äußersten Ende befindet sich ein Leuchthurm und einige wenige verkrüppelte Bäume mit Gestrüpp. Dieser Sumpf ist von Eingängen durchschnitten, mit Rohr bewachsen und dient tausenden von wildem Geflügel als Behausung, besonders dem Terapin, einer kleinen Taubenart. Und wenn der Abend kommt, sieht man lange Reihen von rothen Lichtern, welche von den Fischerböten ausgehen, längs der Oberfläche des Wassers hinglimmen, denn auf diese Art erlegt man die Salmen, die Barsche und die übrigen Fische des Sees.

Der einzige Weg, auf welchem es möglich ist, ohne allzu großes Unbehagen eine Spazierfahrt zu machen, ist die junge Straße (young street), welche während der ersten zwölf Meilen makadamisirt ist. Diese Straße führt von Toronto nördlich durch ein bewohntes und

fruchtbares Land nach dem Simion-See, und man findet in der Nähe bequeme und sogar elegante Behausungen. Die Dundasstraße, welche westlich nach dem Londoner District und zum Huron-See führt, ist für einen Wagen zu uneben, aber sehr schön zum Reiten. Auf dieser Seite von Toronto ist man sogleich in dem Tannenwalde, welcher mit wenig Unterbrechung, außer hie und da einer neuen Ansiedlung, sich funfzig Meilen weit bis Hamilton erstreckt, welches die nächste wichtige Stadt ist. Der waldige Theil des Secufers ist sehr schön und reich an Wild; kurz ein vernünftiger Mensch könnte sich sehr glücklich hier fühlen, wenn nicht einige Unannehmlichkeiten wären, unter denen jene ägyptische Plage, die Fliegen und Frösche im Sommer, und der lange eiserne Winter, nicht die unerträglichsten sind, denn es kommen noch die in manchen Jahreszeiten herrschenden Krankheiten hinzu. Jetzt fliehen viele Familien auf zwei oder drei Tage nach Niagara, um Luftwechsel zu suchen, und auch ich mache jetzt Pläne zu einem Ausfluge von einer solchen Ausdehnung, daß einige meiner hiesigen Freunde mich ausgelacht haben, Andere hegen gütige Besorgniß, während noch Andere sehr höflich aber sehr ungläubig drein schauen. Schlechte Wege, schlechte Gasthöfe — oder vielmehr gar keine Wege und gar keine Gasthöfe; — wilde Indianer und weiße Menschen, die noch wilder sind als diese, mit Gefahren und Beschwerden jeder Art wird mir gedroht, so daß einem

das Haar sich sträuben könnte. Es ist vielleicht unbedachtſam, dieſe Reiſe allein zu unternehmen, doch ich finde, man muß ſo etwas allein vollbringen oder gar nicht. Ich werde weder einen Reiſegeſährten noch einen Bedienten, noch eine Kammerjungfer, ja ſelbſt nicht einen kleinen Pagen mit mir nehmen, Niemand, der von meinem Schickſale Nachricht geben könnte, im Fall ich in einem Sumpfe umkommen ſollte, oder wenn ich von einem Bären gefreſſen, oder von einem Indianer ſcalpirt oder auf irgend eine andere Art verſorgt würde. — Sollte ich aber dieſes ſchöne Land verlaſſen, ohne irgend etwas von deſſen intereſſanten charakteriſtiſchen Zügen geſehen zu haben? und vor Allem von deſſen Urbewohnern? An moraliſchem Muthen wird es mir nicht fehlen, wohl aber vielleicht an phyſiſcher Kraft, und es kann möglich ſein, daß manche Hinderniſſe, welche ich weder vorausſehen noch überwinden kann, mich zurücktreiben werden. Doch, je mehr ich meinen Plan erwäge — obgleich derſelbe wohl etwas romantiſch ſein mag — je mehr fühle ich mich entſchloſſen, darauf zu beſtehen. Die Franzoſen haben ein Sprichwort, welches ihrer Gallanterie Ehre macht, und dem ich aus Erfahrung mich geneigt fühle, Glauben zu ſchenken: „ce que femme veut, Dieu veut.“ Wir wollen ſehen.

---

Den 10ten Juni.

Herr Heyburne brachte mir gestern die Nummer der foreign review, vom letzten Februar, welche unter andern auch eine Notiz über die allgemein beliebten Novellen des Baron von Sternberg enthielt. Das darin enthaltene Urtheil ist wahr, so weit es nämlich geht, jedoch giebt es keinen gehörigen Begriff vom allgemeinen Charakter seiner Werke, deren einige das wildeste Spiel der Phantasie entfalten, während andere Bilder, und zwar nicht die anziehendsten, aus dem Gesellschaftsleben bieten.

Sternberg, den ich in Deutschland gekannt habe, ist ein junger Edelmann aus Liefland; sein äußeres Erscheinen ist schön, und seine Manieren ruhig und elegant. Doch erinnere ich mich, daß, als ich ihn zum erstenmal sah, er mir nicht gefiel; in seiner Conversation lag eine Art von Kälte, Vorsicht, ein Mangel an abandon, und im Ausdruck seiner düstern schönen Züge lag etwas zu Unbewegliches; alles dieses aber thaute mit der Zeit hinweg, und ich interessirte mich sehr lebhaft für ihn und für seine Werke.

Sternberg kann als Autor in die Rubrik der begabten und gelesenen Autoren des Tages gerechnet werden, welche in Deutschland, Frankreich und England glänzen, überall als Wahrzeichen der Zeit, in der wir leben; und welche die Eindrücke und Gestaltungen des Jahr-

hundreds annehmen, statt dasselbe durch ihren eigenen Geist zu belehren. Es sind Männer, welche bis zur Ausschweifung von den Freuden, den Thorheiten und den Freiheiten, welche die Gesellschaft ihnen gestattet, genossen haben, selbst während sie mit den bittersten und gemeinsten Sorgen zu kämpfen hatten, was bei Vielen der Fall war. Aus diesem Abgrunde erhebt sich der Geist vielleicht wieder in seiner ganzen ursprünglichen Kraft, die Phantasie in ihrem Glanze, und die Erzeugnisse beider sind dann reichhaltiger als je. Doch man hat uns gelehrt:

„Daß jede Gabe edlen Ursprungs von der Hoffnung ewigem Hauche angehaucht wird.“

Und es ist ein anderer Hauch, der über die Werk: jener Schriftsteller geweht hat, ein Hauch, wie aus einem Lazareth. Eine Macht ist von ihnen gewichen, und nichts kann dieselbe wieder herstellen; die Macht nämlich des gesunden, klaren Blickes, mit dem ein reiner Geist um sich auf die gesellige und natürliche Welt schaut, die wahren Beziehungen aller Dinge zu einander bemerkt, „und den Geist der Güte selbst in bösen Erscheinungen aufzufinden weiß.“ Diese Autoren, sofern man ihnen Glauben schenken kann, haben, wenn sie über sich selbst in sehr verständlichen Andeutungen und in geheimnißvollen, aber sehr deutlichen Anspielungen berichten, viel unter dem Scepter der Leidenschaften gestanden, und unter den Täuschungen verwundeter Selbst:

liebe, betrogenen Vertrauens, gestörter Hoffnungen, schlecht geleiteter oder schlecht vergoltener Neigungen, und ein langes u. s. w. des Elendes gelitten. Sie wünschen uns zu überreden, daß, um etwas Großes und Wahres in der Kunst hervorzubringen, man nothwendiger Weise durch alles das hindurch gegangen sein und es gekannt haben müsse; man müsse sich durchgeschleppt haben durch den Sumpf der Ausschweifung, durch den glühenden Schmelzofen der Leidenschaft! Ich begreife das nicht. Goethe wenigstens dachte nicht so, wenn er von der „Art von Anticipation sprach, durch welche er seinen Götz von Berlichingen und seinen Werther geschaffen hat.“ Ich hoffe auch, daß dem nicht so ist, ich hoffe, daß die Erkenntniß unseres menschlichen und unsterblichen Wesens, und die wahre Ausübung unserer Fähigkeiten, nicht von dieser Art künstlicher, beschränkter und ungesunder Erfahrung abhängt. Es ist gerade, als wenn ein Mann oder eine Frau, um sich freie, natürliche, anmuthige Bewegungen anzueignen, bei einem Seiltänzer in die Lehre gehen müsse. — Doch abgesehen davon, so sehen wir in diesen Schriftstellern, daß dasjenige, was sie Wahrheit und Erfahrung nennen, wenigstens theuer erkaufte wurde. Sie können niemals das wieder reinigen, was einst befudelt war, und nie die entzündete Narbe von der Stirn nehmen. Von ihren Worten trennt man sich mit Bewunderung, mit Entzücken, mit Erstaunen über das dargethane Talent,

aber nie mit der sowohl makellosen als lebhaften Freude, dem tadellosen Entzücken, dem dankbaren Empfinden eines heilenden, heiligen Einflusses, mit welchem man Shakespeare, Walter Scott, Wordsworth und Goethe aus der Hand legt. Und doch! was war vor jenen Männern verborgen? Kannten sie nicht Alles, was die Welt, der Mensch und die Natur zu enthüllen vermochten? Sie kannten es durch »Anticipation«, indem sie auf den Fittigen des fessellosen Gedankens weit, weit über das Getümmel hinwegschwebten und mit der weiten Kenntniß des Genies die Welt umarmten. Diese modernen Romanensreiber sind mit Kindern zu vergleichen, die wegen ihrer unvollkommenen Fähigkeiten und Erfahrungen sich bewogen fühlen, Alles anzugreifen, was sie sehen. Sie verderben und beschmüzen sich die Finger, und Blasen und Flecken haften an ihren Werken, welche demungeachtet rühren, blenden und bezaubern können. Alles was ist oder war, oder noch sein wird, können sie nur durch ihre eigene Persönlichkeit hindurchsehen; was sie selbst fühlten, litten, sahen, steht immer vor ihnen, verschmolzen mit ihrer eigenen Phantasie, und ist der Hauptbestandtheil ihrer selbst; und dieses giebt gewiß allen ihren Leistungen einen Grad von Kraft und scheinbarer Realität, ein Leben, welches uns hinreißt. Man könnte aber eben so gut sich einbilden, durch eine der großen gemalten Fensterscheiben der Westminster-Abtei in das Antlitz der großen Natur zu

schauen und das reine, unvermischte, Alles umfassende Tageslicht zu sehen, als die abstracte, moralische Wahrheit durch den Geist dieser Schriftsteller.

»Demungeachtet haben sie auch ihren Nutzen und ihre Schönheit, wie alle Dinge in der Welt. Ich möchte aber keiner von ihnen sein, ich finde sie nicht beneidenswerth, weder in sich selbst als Individuen, noch in dem Unmittelbaren Effect, den sie hervorbringen, noch in der Art von Beifall, den sie erregen. Sie haben aber ihren Ruhm, ihr Verdienst, ihren Nutzen; sie haben ihren Tag, um in späteren Zeiten vielleicht erwähnt zu werden, wie wir jetzt die Schule der Schriftsteller vor der Revolution erwähnen, wie wir des unglücklichen Sclaven gedenken, oder des schnellen Tauchers, der von dem Grunde eines Strudels einige Edelsteine aufgerafft hat, würdig, in der unsterblichen Schatzkammer der Wahrheit gesammelt und in ihrem Lichtdiadem eingewoben zu werden. Ja! sie haben ihren Tag. Doch wie lange dieser dauern wird, und wie lange sie selbst dauern werden, das ist eine andere Frage. Zu dieser Gattung von Romanenschreibern gehören viele ausgezeichnete Autoren von großen und verschiedenartigen Verdiensten, sehr verschieden durch Charakter und Tendenz ihrer Werke. Einige, indem sie wahre, aber partielle Schilderungen der socialen Uebel aufstellen, möchten Institutionen umwerfen, unter denen sie als Individuen litten. Andere bekennen sich auf diese Weise öffentlich zu Meinungen,



welche sie kaum in einem Besuchszimmer aussprechen könnten, und behandeln Streitfragen von zweifelhafter und gefährlicher Tendenz. Andere strömen nur die Eindrücke ihres eigenen Geistes in schönen Fiktionen aus, und ohne anderen Zweck als den, daß ihre Werke mit Beifall und Liebe gelesen werden, vorzüglich von Frauen.

Ich glaube Sternberg gehört zu den Letzteren. Er hat einige sehr hübsche Sachen geschrieben. Ich kann nicht genau angeben, mit wem er zu vergleichen; zuweilen erinnert er mich an Bulwer, und einige seiner Erzählungen sind in Barry St. Leger's bester Manier; diesem kommt er ganz gleich in der Beredsamkeit und in der Tiefe des leidenschaftlichen und tragischen Interesses. In andern Werken erinnert er mich wieder an Wilson, wenn er phantastisch und überirdisch wird, doch im Ganzen ist sein Geist sehr wesentlich von dem dieser genannten Autoren verschieden.

Seine komischen und phantastischen Erzählungen sind ausgezeichnet schön. Die Phantasie und der Humor gehen wohl in Pathos und Poesie über, aber nie in Karrikatur wie bei Hofmann.

Eine der ersten Novellen, welche mir in die Hände fiel, war Herr von Mondschein. Es ist ein kleines »jeu d'esprit«, auf welches er selbst wenig Werth legt, welches jedoch sehr hübsch ist, so ungerregelt, so scherzend, so anmuthig grotesk. Der Effect des Ganzen ist wie der des Mondlichtes auf einem bewegten Strome, in dem

einen Augenblicke sichtbar, dann verschwunden, bald hier, bald dort; es ist der Mond, den wir sehen, und bald ist er es nicht, und dann ist er es doch. Er lächelt, er scheint, er glänzt und zittert, er ist zu gleicher Zeit im Himmel und auf der Erde, bald nahe, bald ferne, dicht neben uns, oder nur durch ein Teleskop zu sehen; jetzt ist er ein Paar Liebenden behülflich, dann steht er wieder dort unter den Sternen, und am Ende reiben wir uns die Augen und finden, daß das Ganze ist, was es sein soll, nämlich — nichts als Mondenschein.

Viel höher steht, obgleich in ganz verschiedener Art, Molière, dessen Grundidee ich sehr schön finde.

Ein sehr gefeierter Arzt in Paris, der Erfinder irgend eines berühmten Elixirs — halb Quacksalber, halb Enthusiast, und zuweilen auch Philosoph, findet sich zufällig im Parterre bei der Vorstellung einer von Molière's Komödien, in welcher die ganze gelehrte Fakultät so gut lächerlich gemacht wird; der Schauspieler, welcher den Hauptcharakter darstellte, hatte, um die Satire treffender zu machen, den gewöhnlichen Anzug des Tristan Dieu-donné gewählt; der Unglückliche sieht sich selbst auf der Bühne vorgestellt, mit jedem einzelnen Zuge eines schimpflichen Ridiculs beladen; er hört um sich herum den lauten Beifall, in jedem Auge begegnet er dem lachenden Blicke des Erkennens, er verliert den Verstand und verläßt das Theater im tobenden Wahnsinn (so weit ist die Geschichte nur allzu wahr). Nach und nach geht dieser

Wahnsinn in eine ruhigere und melancholische Tollheit über, er zieht sich von allen Menschen zurück und verfällt dann und wann in eine tiefe Traurigkeit; in anderen Augenblicken schmiedet er Rachepläne gegen Molière, seinen Feind und Verderber. Nur ein Trost bleibt ihm in diesem traurigen Zustande, ein gütiger Nachbar besucht ihn täglich. Nach und nach gewinnt dieser die Freundschaft und das Vertrauen des armen Wahnsinnigen, er tröstet und erheitert ihn, und hat für ihn alle die zarten Rücksichten eines Sohnes, und dieser barmherzige Samariter ist natürlich der reuige Dichter Molière selbst.

Eine Liebesgeschichte von unbedeutendem Interesse ist in Molière eingeschoben, auch findet man manche Discussion zwischen dem Wahnsinnigen und dem Dichter über Moral, Medicin, Philosophie; diejenige, in welcher der Doctor sich bemüht, auseinander zu setzen, daß viele seiner Patienten, welche zu leben scheinen, in der Wirklichkeit todt sind, ist der Natur sehr getreu, und zeigt, wie erfinderisch der metaphysische Wahnsinn oft sein kann.

Noch andere bekannte Personen als Boileau, Chapelain und Racine werden selbst aufgeführt und geben uns ihre Ansichten über Poesie, Theater, schöne Künste, wobei jeder Sprechende seinem Charakter treu bleibt.

Die Scenen aus der Pariser Gesellschaft sind in

dieser Novelle nicht so gut, sie sind schwerfällig, vielleicht deutsch — aber gewiß nicht französisch.

»Lessing« ist abermals eine Erzählung, in welcher Sternberg eine wirkliche Person zum Helden genommen hat. Er sagt, daß er sich in diesen zwei Erzählungen bemüht habe, den Kampf zu schildern, den diejenigen, welche ihrem Zeitalter vorausgeeilt sind, mit allen ihren Umgebungen zu führen haben, man könnte diese Novellen biographische nennen.

---

Galathee erschien gerade, als ich mich in Weimar aufhielt; alle Frauen lasen diese Novelle und sprachen darüber, einige zürnend, andere betrübt, doch alle mit Bewunderung. Man gesteht, daß Galathee hinsichtlich des Stils eine seiner schönsten Productionen ist. Mir war es ein schmerzliches Buch. Die Geschichte der Intriguen einer schönen Coquette und eines Jesuiten-Priesters, um einen jungen protestantischen Edelmann seinem Glauben und seiner Liebe zu entreißen. Sie gelingen nur allzugut, denn er wird Katholik und verläßt die Braut. Die Heldin Galathee stirbt ruhig an gebrochenem Herzen. »Wie thöricht sie ist,« dachte ich, als ich das Buch schloß, »um eines Mannes willen zu sterben, der nicht werth ist, daß man für ihn gelebt hätte! Doch so machen wir es nun einmal!«

Sternbergs Frauen — seine tugendhaften Frauen namentlich (und gewiß, er ist mit diesen sehr karg) haben

immer einen eigenthümlichen Charakter und sind auf eine feste, zarte anmuthige Weise dargestellt. Seine Männer aber sind ohne Ausnahme schlecht, insipide und excentrisch, und seine Helden (wo konnte er diese hernehmen?) sind charakterlos — und eben so schwach als verabscheuungswerth.

Sternberg besitzt neben noch anderen Talenten auch das: aus Liebe zur Kunst ein vollendeter Künstler zu sein. Er zeichnet reizend und faßt mit beneidenswerther Leichtigkeit und Wahrheit die charakteristischen Gestalten der Personen und Gegenstände auf. Dann führt er an der Spitze seines Bleistifts alle Toilettengeheimnisse einer Dame, und sein Blick ist eben so wählerisch als schnell, wenn es gilt, irgend eine Eigenthümlichkeit in Kleidung und Manier zu entdecken. Immer, wenn er uns besuchte, pflegte er weißes Papier zu verlangen, worauf er während dem Sprechen oder Zuhören die hübschesten Skizzen und Phantasien niederzeichnete; doch konnte ich nie entdecken, ob dieses nur geschah, um seine Hände zu beschäftigen, oder mich zu verhindern, ihm in die Augen zu sehen, während er sprach.

Dieses Talent zu zeichnen — dieser lebendige Sinn für das Pitoreske an Form und Farben, finden wir in allen seinen Werken wieder. Einige der schönsten Stellen in seinen Büchern, die sich dem Gedächtniß am meisten einprägen, sind Gemälde. So zum Beispiel das Zusammentreffen Molières mit dem Arzt im Kirchhof

in der Abenddämmerung, der Wahnsinnige sitzt auf dem Grabe, und der andere steht daneben in seinem herabwallenden Mantel gehüllt, Hut und Feder tief in die Stirn gedrückt, und sich mit einem gütigen Ausdruck über sein Opfer niederbeugend; das könnte ein Maler ein schönes Effectstück nennen. Die Scene in der halberleuchteten Capelle, wo die schöne Gräfin Melicerte Buße thut, und über ihre nackten Schultern von der Hand ihres Beichtvaters die Geißel empfängt, ist auch ein sehr gewaltiges, wenn gleich ein sehr unangenehmes Bild. Die Dame in Carmoisin-Sammet gekleidet, an der Erde sitzend wie Magdalena mit dem silbernen Cruzifix auf dem Schooß, und die langen, dunklen, aufgelösten Flechten mit Edelsteinen geziert; dieses ist auch an Farben eine schöne Zusammenstellung, so wie das Hofballet in den Gärten des Favoritepalastes ein vollkommener Watteau ist. Es ist oft peinlich, schöne, lebendige und eloquente Beschreibungen von Natur und von Naturschönheiten von einem Schriftsteller zu lesen, welcher uns die zügellosen Scenen des geselligen Lebens in einem beschränkten depravirten und satirischem Geiste überliefert; die Seele empfängt dadurch immer den Eindruck der Disharmonie, des Unpassenden. Und dieser Widerspruch kommt sehr häufig in Sternbergs Schriften vor, so wie in allen denen der Schriftsteller seiner Art.

In seiner Erzählung aber, welche die Gebrüder Breughel benannt ist, hat Sternberg sich *con amore* seinem

künstlerischen Gefühle und seiner Vorliebe hingegeben. Der jüngere Breughel (welcher unter dem Namen Höl-  
lenbreughel bekannt ist, so wie auch des tollen Malers,  
wegen der teuflischen Gegenstände, in denen sein Pinsel  
sich gefiel) ist der Held dieser bemerkenswerthen Erzäh-  
lung. Nachdem er den Dienst des Schönen verlassen  
hatte, zollte er eine Art von wahnsinniger Verehrung  
den Verunstalteten, und malte seine phantastischen und  
extravaganten Schöpfungen mit wahrhaft dämonischem  
Geschick und Talent. Sternberg gründet diese excent-  
rische Verirrung des Genies auf eine Herzensangelegen-  
heit, die dem armen Maler den Kopf verdreht, und ihn  
zum Abfall von allem Schönen der Natur und der Kunst  
vermocht hat. Diese Liebesgeschichte nimmt aber das  
Interesse wenig in Anspruch. Der Reiz des Ganzen  
besteht in der lebhaften Schilderung der flamländischen  
Kunst, und in der charakteristischen Darstellung wohlbe-  
kannter Künstler: Da sieht man den heiteren, lebhaften  
Tenniers, den eleganten aber etwas affectirten Pölenberg,  
den rohen aber gutmüthigen Jordaens — Peter Laers,  
den Schenkwirth — die ernste, doch köstliche Geckenhaf-  
tigkeit des Samuel Breughel, seinen excentrischen, halb-  
verrückten Bruder, dann den Held — den alten Peter Kock  
mit seiner Farbenmanie (den Turner seiner Zeit) und  
über allen diesen, den edlen gerechten Peter Paul Rubens  
und den würdigen gutmüthigen Bürgermeister Hubert, den  
Beschützer der Kunst; — alle diese werden in Gruppen zu-

sammengestellt und sind sehr gut vertheilt. In dieser Erzählung hat Sternberg sehr geschickt einige berühmte und wohlbekannte Bilder als handelnde Scene eingewoben, und so trägt die Malerei einen Theil ihrer Schuld an die Poesie ab: z. B. der Alchymist in seinem Laboratorium — die Soldaten beim Spiel — die Bettler und Bauern bei den Karten — die Beschwörungen im Hexenthurm — die brennende Mühle — der im Wohnzimmer schlafende Page — und der Lustigmacher auf dem Dorfe, jedes von diesen ist ein Rembrandt, ein Ostade, ein Peter Laers, ein Breughel oder ein Tenniers, von der Leinwand auf das Papier versetzt, und in Worten beinah eben so lebhaft und schön gemalt, als in deren ursprünglichen Farben.

Ich zweifelte, ob eine Uebersetzung dieser sehr durchdachten Erzählung in England allgemein gefallen würde. Sie erheischt eine genauere Kenntniß der Kunst und der Künstler, so wie auch eine große Liebe zur Kunst, um ganz in dieselbe eingehen zu können, da das Interesse weder durch Begebenheiten noch Leidenschaften erregt wird. Doch saß ich bis heute früh um zwei Uhr auf, um sie zu lesen, wobei ich meine Augen an dem kleinen Druck verdarb, wie ein thörichtes unbedachtames Weib.

---



## Abgerissene Gedanken.

---

So wie sich an den rollenden Stein kein Moos ansetzen kann, so kann das herumwandernde Herz keine Neigung fassen.

---

Ich kenne Menschen, welche nie von einer Wahrheit durchdrungen scheinen, und doch die Fähigkeit haben, dieselbe klar und schön anderen Seelen aus einander zu setzen, so wie es gewisse Substanzen giebt, welche das Licht sehr glänzend wiederstrahlen, und doch nur theilweise es in sich aufnehmen können.

---

Als ich las, was Charles Lamb über „die Gesundheit des wahren Genies“ sagt, so scheint es mir, als ob Genie und Gesundheit nicht nothwendiger Weise immer vereint sein müssen. Das Genie kann mit gesunden und mit krankhaften Organisationen zusammengestellt sein. — Shakspeare, Walter Scott, Goethe gehören zu den ersteren, Byron, Collin, Kirke, White — aber zu den letzteren.

---

Ein Mensch kann eben so gut dumm sein aus Mangel an Gefühl als aus Mangel an Verstand.

---

Sehr schön ist es, was Sir James Makintosh über Madame de Maintenon sagt! — »daß sie so tugendhaft gewesen sei, als die Furcht der Hölle und die Furcht vor der Schande nur machen könnte.« Dasselbe könnte von vielen Frauen meiner Bekanntschaft gesagt werden, und ich glaube, von diesen sind die meisten mehr tugendhaft aus Furcht vor der Schande als aus Furcht vor der Hölle. Die Schande ist die Hölle der Frauen.

---

Rahel sagte einst von einem Bekannten: »Dieser ist ein unwissender Mann, er weiß nichts als was er gelernt hat, und das ist wenig; denn man kann nur das lernen was man schon weiß.« Sehr wahr und tief gedacht.

---

Jede Fähigkeit, jede Unregung unserer menschlichen Natur ist nützlich und heilbringend im selben Maaße als sie gefährlich ist. — Die größte Wohlthat ist die, welche in den größten Schmerz umgewandelt werden kann, so wie Feuer und Wasser die grausamsten Agenten der Natur sind, und zugleich diejenigen Elemente, welche wir am wenigsten entbehren können.

---

Wer hat in der Welt und in der Gesellschaft gelebt, und beide mit beobachtendem Auge betrachtet, ohne sich oft über die Freiheit der Männer und die Furchtlosigkeit der Frauen in Betreff der allgemeinen Meinungen zu

verwundern. Das Gegentheil würde natürlicher scheinen, als nothwendiges Resultat der bestehenden Ordnung der Dinge; doch so ist es nicht immer. Es fallen so viele Ausnahmen darin vor, und es sind deren so viele im Bereiche meiner Beobachtungen vorgekommen, daß ich viel darüber nachdenken mußte. Vielleicht könnte dieser anscheinende Widerspruch also erklärt werden:

Die Frauen werden in der Furcht vor der Meinung erzogen, doch aus Unkenntniß der Welt wissen sie eigentlich nicht was sie zu fürchten haben, sie fürchten die Meinung, wie das Kind ein Gespenst fürchtet, wie etwas Schattenartiges und Entsetzliches, was weder zu erklären noch zu fühlen ist. Es ist eine Furcht, welche sich auf Gewohnheit und Gefühl gründet, nicht auf Grundsätze und Vernunft. Wenn die Leidenschaft der Frau sehr aufgeregert ist, oder wenn die Vernunft reift, so schwindet diese übergroße Furcht, und es ist wahrscheinlich, daß sie in ein entgegengesetztes Extrem von Unglauben, Troß oder Unbesonnenheit verfällt. Ein Mann dagegen, selbst während ihm Muth gepredigt wird, lernt im gewohnten Verkehr mit der Welt die ungeheure schreckliche Macht der Meinung kennen; sie umhüllt ihn wie ein Despotismus, sie ist ihm eine Wirklichkeit, während sie für die Frau nur ein Schatten ist, und mit der persönlichen Furcht vor dem Schatten ist Alles überwunden. Ein Mann fürchtet die Meinung für sich, für seine Frau und für seine Tochter, und wenn

### Sommerstrefereien.

die Furcht vor der Meinung mit früheren Gefühlen und Grundsätzen zusammenstimmt, so kann man zehn gegen eins annehmen, daß die Gewohnheit der Furcht die Oberherrschaft davon trägt, und daß die öffentliche Meinung über Vernunft, ja sogar über das Gefühl triumphiren wird.

---

Das neue Gesetz, welches bei der letzten Session unseres Parlaments durchging, und welches beabsichtigte, die Mittel gegen Verführung wirksamer zu machen, tritt jetzt in Thätigkeit. Ich konnte nicht erfahren, welche Umstände dieses Gesetz hervorgerufen, und die besonderen Maaßregeln desselben veranlaßt hatten. Mit solchen Fragen berührt man hier ein verbotenes und gefährliches Terrain. Jemand sagte mir, es sei um Kindesmord zu verhüten, und ich erinnere mich, daß ich in London bei einem Streit über denselben Gegenstand, als einen Grund gegen diesen Einschub im Armengesetz, anführen hörte, daß dasselbe den Kindermord befördern würde. Dieses ist die größste und unverzeihlichste Schmählung gegen unser Geschlecht, die je ausgesprochen wurde. Frauen morden ihre Kinder nicht aus Furcht vor Mangel, sondern aus Furcht vor der Schande; in dieser Furcht werden die Frauen auferzogen, sie tritt an die Stelle des Lichtes und der Kraft der Tugend, und der innern Selbstachtung, bis sie zur zweiten Natur wird — zwar nicht stärker als die natürlichen Gefühle und Lei-

denchaften, welche Gott uns ins Herz gelegt hat, aber stark genug, um das unglückliche Weib zum Wahnsinn und zu Ausbrüchen von Verzweiflung zu treiben, so daß dieser Kampf zwischen den entgegengesetzten Gefühlen zu stark für ihr Gewissen, für ihre Vernunft, für ihre Kräfte ist.

Nichts kann bei diesem kläglichen Zustande der Dinge eine Abhülfe bringen, als indem man die Frau ganz auf ihre Selbstachtung hinweist und ihr die ganze Verantwortung auferlegt. Es ist nicht wahr, was man sagt, daß die Strafe für den Fehltritt, die schon an und für sich groß genug ist, dadurch erhöht wird. — Diese war schon so groß, daß sie gar nicht größer werden konnte. Das Gesetz der Gesellschaft hat das Aeußerste schon gethan, indem es unwiederbringlich den Tod des guten Namens und der Ehre dem armen gefallenem Weibe auferlegt hat, und vorauszusetzen, daß der Mann im Stande sei, dieses theilweise wieder auszugleichen, indem er eine Summe Geldes als Strafe zahlt für einen Augenblick, der mit einem so ungeheuren Preise von der andern Seite erkaufte wurde, muß das nicht fürwahr eben so sehr die Eitelkeit des herrschsüchtigen sinnlichen Mannes betören, als auch die Schwäche der unglücklichen, unwissenden und vertrauenden Frau? So lange die Verwätherei gegen eine Frau den Männern als eine Ehre angerechnet wird, so lange als die Männer uns nicht beschützen wollen, so lange als wir Frauen uns nicht

selbst schützen können, sind die Schützenden Geseze alle nur eine Vor Spiegelung, nur ein Hohn. Die Meinung ist immer mächtiger gewesen als das Gesez. Glücklicher Weise, daß es noch etwas Mächtigeres giebt als beide.

It was not for the forms, though fair,  
 Though grand they were beyond compare, —  
 It was not only for the forms  
 Of hills in sunshine or in storms.  
 Or only unrestrain'd to look  
 On wood and lake, that she forsook  
     By day or night  
       Her home, and far  
     Wander'd by light  
       Of sun and star —  
 It was to feel her faucy free,  
 Free in a world without an end:  
 With ears to hear, and eyes to see,  
 And heart to apprehend.

*Taylor's Philip Van Artevelde.*

Den 13ten Juni.

In der letzten Zeit habe ich mit vielen trefflichen Menschen im freundlichen Verkehr gelebt, so daß meine Abreise von Toronto nicht so wie ich gedacht hatte, ein freudiges Entrinnen von meiner Seite, und eine willkommene Trennung von der andern war. Meine Pläne zu einer Reise nach dem Westen erregte nicht allein einiges Interesse, aber auch viele gütigen Besorgnisse;

und Rath und Hülfe wurden mir ertheilt, und zwar mit so vieler Herzlichkeit, daß ich tief gerührt war. Der erste Richter (Robinson) vorzüglich sandte mir einen ganzen Bogen voll Instructionen und mehreren Empfehlungsbriefen an Ansiedler, welche längs meiner Reiseroute wohnten. Fitzgibbon, der immer gütig für mich war, sprach mir auf eine sehr heitere Weise Muth ein, als er mich nach dem Hafendamme begleitete, wo ich das Dampsschiff zu besteigen gedachte, welches mich über den See hinüber nach Niagara bringen sollte.

Und hier könnte ich guten Rath ertheilen, wie rathsam es ist, lieber zu früh als zu spät bei einer Reise fertig zu sein; denn bei dieser Gelegenheit erwies sich die Viertelstunde, oder die Zeit von zwanzig Minuten, welche ich bis zum Abgange des Schiffes übrig hatte, als eins der wichtigsten und glücklichsten Ereignisse aus, welche mir bei meinem Aufbruche hätten widerfahren können.

Der erste Ton der Glocke des Dampsschiffes war noch nicht erklingen, als mein guter Freund der Dr. Rees auf mich zueilte, um mir zu melden, daß der Missionär von Sault St. Marie und seine indianische Frau in Toronto angekommen wären, und im Gasthose sich befänden, so daß ich gerade noch Zeit hatte, mich ihnen vorstellen zu lassen. Wie gedacht so gethan. Im nächsten Augenblicke waren wir im Gasthose, und ich machte die Bekanntschaft der Mistress Mac Murray, welche auch O-ge-ne-lu-go-quag, d. h. die wilde Rose, genannt wird.

Ich muß gestehen, daß die indianischen Squaws und Halbblut-Frauen, welche ich bisher gesehen hatte, mich keinesweges auf das, was ich in Mistreß Mac Murray finden sollte, vorbereitet hatten. Der erste Blick, der erste Ton ihrer Stimme flößten mir eine angenehme Verwunderung ein. Ihre Gestalt ist schlank — sie ist wenigstens über die mittlere Größe hinaus, und besitzt jene unbeschreibliche Anmuth und jene abgerundeten Bewegungen, welche von der Vollkommenheit des Baues zeugen. Ihre Züge sind ganz indianisch, nur weicher und feiner, und ihr Ausdruck ist lebhaft und gütig zugleich. Der Blick ihrer dunkelen Augen hat etwas von der Schüchternheit eines Rehens, doch sind ihre Manieren, obgleich zurückhaltend doch frei von aller Verlegenheit und Zwang. Sie spricht sehr gut englisch, nur mit einer leichten fremden Betonung, welche mich an die Stimme und den Accent einiger meiner deutschen Freunde erinnerte, und dadurch meinem Ohr nicht weniger wohlgefällig wurde. Nach zwei Minuten saß ich neben ihr, — und meine Hand lag freundlich in der ihrigen, und wir sprachen über die Möglichkeit, meine Pläne auszuführen. Es scheint als ob es eine Möglichkeit wäre, daß ich die Insel Michillimackinac erreiche, aber an Sault St. Marie darf ich bis jetzt gar nicht denken — es schwebt meiner Imagination als ein dunkler Umriß in weiter Ferne vor, — eine Art von „fernem Thule,“ doch der Anblick von Mistreß Mac Murray schien die-



fer idealen Hoffnung, welche so lange meinem Geiste vorgeschwebt hatte, bestimmtere Züge zu verleihen. Sie erzählte mir, daß ihre Schwester mit dem indianischen Agenten in Michillimackinac verheirathet sei, ein Mann, welcher in den vereinigten Staaten wegen seiner wissenschaftlichen Forschungen berühmt ist, von Beiden versprach sie mir eine gütige Aufnahme, wenn ich die Insel erreichen sollte. Sie lud mich auf eine sehr herzliche Weise nach ihrer eigenen fernen Heimath in Sault St. Marie ein, welche zwischen dem Huron-See und den Superior-See liegt, ohne jedoch im Stande zu sein, mir irgend ein Fuhrwerk oder eine Reisegelegenheit anzugeben, auf die ich bestimmt hätte rechnen können, sie sprach davon, als ob eine solche bloß vom Zufalle abhinge. Indessen war doch einige Hoffnung vorhanden, daß wir irgendwo auf dem Wege zusammentreffen könnten; diese Hoffnung war aber sehr schwach. Sie dankte mir mit vielem Gefühle für das Interesse, welches ich ihrem unglücklichen Volke zollte, und gab mir sehr gute Anweisungen in Betreff meiner weiteren Reise. Wir waren im vollen Fluß des Gesprächs, als die Glocke des Dampfbootes zum letzten Male erklang, und man zog mich eilig hinweg. Auf dem Verdeck des Schiffes fand ich ihren Gemahl, den Herrn Mac Murray, welcher nur gerade Zeit genug fand, in so wenig Worten als möglich Alles zu sagen, was höflich passend und gastfrei sein konnte. Dieses Begegnen, welches Manche für ein Werk des Zufalls

und Andere für das der Vorsehung erklären werden, erfreute und ermunterte mich, und ich war dem Doctor Rees sehr dankbar.

Dann vernahm man Segenssprüche, gute Wünsche, man drückte sich die Hände und sagte das letzte Lebewohl, dann wehten Lücher vom Ufer und die Ruder wurden in Bewegung gesetzt, sodann eilten wir schnell über die spiegelglatte Bai hinweg, und ein sanfter Wind wehte und kräufelte die blauen Wellen um uns herum.

Ich war nicht glücklich genug in Toronto gewesen, um die Trennung von dem Orte selbst zu beklagen, und wenn etwas mein Herz bewegte, so war es nur die gütige Besorgniß von Freunden, denen noch vor wenig Wochen ich ganz fremd gegenüberstand. Doch fühlte ich keinen Kummer in dem Augenblicke. Obgleich ich nicht mehr jung bin, so bin ich doch noch jung genug, mich freudig angeregt zu fühlen durch die Aussicht auf die so ganz neuen Scenen, welche meiner warteten; und nebenbei verfolgte ich noch einen andern Zweck, der höher ist als Vergnügen und Unregung, und gewiß, es war kein unwürdiger Zweck.

Doch obgleich der Geist willig und heiter war, so stand ich doch unter der Nothwendigkeit, mich zu erinnern, daß ich nicht ganz Geist sei, sondern auch einen Körper habe, welcher einiger Rücksicht bedurfte. Meine Gesundheit hatte während des langen harten Winters gelitten, und es war mir sehr angerathen worden, vier-

zehn Tage bei den Wasserfällen von Niagara zuzubringen, um mich vor meiner Reise zu erholen. Ich wußte damals diesen heilsamen Rath nicht zu schätzen, eben so wenig als ich die Mühseligkeiten und Beschwerden meiner Reise voraussehen konnte. Aber mein guter Engel in Gestalt einer großen Sehnsucht nach Stille und Ruhe gab mir ein, zu hören und zu gehorchen, so wollte es der Zufall oder die Vorsehung! Indessen war ich allein — allein — und auf dem Wege zu jenen unbekanntem Regionen, von denen ich nichts wußte, als daß Wälder, Ebenen und mehrere Seen dazwischen lagen. Der Tag war schwül, die Luft schwer und still, und ein seltsamer Nebel, oder vielmehr eine Reihe dunkler Wolken hing ruhend auf den See herab, der an manchen Orten glatt und durchsichtig wie Glas war; an anderen Orten hatten leichte Wirbelwinde ihn in zackige Wellen gekräuselt, so daß er mir aus einzelnen Stückchen zusammengesetzt schien. Der Schiffsherr blickte in die Höhe und prophezeite einen Sturm; als wir aber noch drei oder vier Meilen von der Mündung des Flusses Niagara entfernt waren, zog sich der Nebel wie ein Vorhang in die Höhe, und wir erblickten die endlose Linie des dunkeln Waldes, der sich links und rechts, längs des ganzen Horizontes erstreckte. Dann erschienen die weißen Gebäude der amerikanischen Forts, und die Thürme der Stadt Niagara wurden gegen den reichen purpurnen und grünen Hintergrund sichtbar, und

wir landeten nach einer Reise von vier Stunden. Der gefürchtete Sturm kam während der Nacht; die Sommerstürme in Canada sind wie die der tropischen Länder. Selbst nicht in Italien in den Apenninen, wo ich zu einer Zeit den Donner von Felsen zu Felsen tönen hörte, vernahm ich solch entsetzliches Getöse, als in dieser Nacht über meinem Haupte ausbrach. Die Stille und die Dunkelheit steigerten noch das Furchtbare eines Tumultes der Elemente, und zum ersten Male in meinem Leben fühlte ich mich krank und angegriffen zwischen den Donnerschlägen; doch kann ich nicht sagen, daß ich Furcht empfand. Zu gleicher Zeit fiel der Regen gleich einer Sündfluth hernieder, und drohete uns in den See hinabzuspülen, der sich emporrichtete und wie ein Ungeheuer nach seiner Beute brüllte.

Als ich jedoch am nächsten Morgen an das Ufer ging, wie schön war er da — der Heuchler! — Da lag er im Sonnenschein, sich wiegend und schlafend, so ruhig wie ein Kind in der Wiege. Niagara im grünen Laubgürtel, im frischen Leben erglühend schien mit ein ganz anderer Ort als der, den ich im Winter gesehen. Ich erinnere mich noch, als ich an dem Ufer stand, welchen Eindruck mir die Todtenglocke machte, welche über die sonnigen blauen Gewässer hin erklang. Man sagte mir, daß dieselbe für einen jungen Mann von guter Familie geläutet würde, er starb im drei- oder vier- undzwanzigsten Jahre an den Folgen der Trunksucht,

nachdem sein ältester Bruder ein oder zwei Jahre vorher betrunken vom Pferde gestürzt und an den Folgen dieses Unfalls gestorben war. Ja Alles, was ich über diesen Gegenstand höre, überzeugt mich, daß es eine der ersten Angelegenheiten für das Gouvernement sein sollte, durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel dieses Laster zu unterdrücken, welches am Herzen der jungen Gesellschaft nagt, und ihre ersten Lebensquellen vergiftet. Doch werden alle ihre Steuern, Verbote und Zollabgaben wenig nützen, wenn sie nicht die Mittel zur Erziehung erleichtern. An demselben Abende erblickte ich eine sehr hübsche und sehr junge Frau mit ihrem ersten Kinde an der Brust, sie sah so traurig aus, und neben ihr schwanke ihr Mann einher; er unterhielt stotternd in der Trunkenheit ein Gespräch; dieser Anblick vollendete den Eindruck von Ekel und Furcht, den das sich immer in diesem Lande wiederholende Schauspiel dieser niedrigen Gewohnheit in mir erregt hat.

In der Schiffswerft freute ich mich über alle die Bewegung, die hier herrschte; ein Dampfschiff war eben in Arbeit. Es war hundert und neunundzwanzig Fuß lang; auch ein großer Schoner war fertig, und alle Eisenarbeit, welche sonst in Montreal verrichtet wurde, wird jetzt auch hier gefertigt, was für die Provinz und für die Stadt von großem Nutzen ist. Und man hat mich nicht allein hier, sondern auch anderswo versichert, daß

die hier gelieferte Waare sehr gut, ja sogar von der besten Art sei.

Im Gefängnisse ist ein unglücklicher Wahnsinniger eingeschlossen, weil er seine Frau gemordet hat. Er war überführt und zum Tode verurtheilt, und auf dem Punkt gehängt zu werden; denn obgleich der Arzt behauptete, daß der Mensch verrückt sei, so konnte er es doch nicht beweisen, denn der Verbrecher schien in allen Dingen vernünftig zu sein. Endlich, nachdem er zum Tode verdammt war, fühlte der Arzt ihm an den Puls, und wiederholte den religiösen Toast von Dranien — etwas über den Papst und über den Teufel; und sogleich fing der Puls des Mannes unter seiner Berührung an stärker zu schlagen und er verfiel in Raserei. Er sagte, daß seine Frau von den sieben Todsünden behaftet gewesen sei, und er habe ihr nur sieben Fußtritte gegeben, um dieselben auszutreiben — so hatte er denn die arme Frau gemordet. Er sitzt seit sieben Jahren im Kerker, und ist jetzt wahnsinniger und wüthender als damals, wo man ihn einschloß. Dieses erzählte mir der Arzt selbst.

---

## Geschichte eines Slaven.

---

Ehe ich meinen Bericht über Niagara schliesse, will ich eines Ereignisses erwähnen, welches kurz nachher bei meinem letzten Besuche in der Stadt sich zutrug, und welches damals mein Interesse sehr in Anspruch nahm, und die ganze kleine Gemeinde in große Aufregung versetzte.

Ein schwarzer Slave aus irgend einem Orte in Kentucky war als Bote auf einem sehr werthvollen Pferde ausgesandt worden und ergriff diese Gelegenheit um zu entkommen. Er erreichte Buffalo nach einem starken Ritt von vielen Tagen und kam über die Grenze nach Canada. Hier wie in allen brittischen Besitzungen ist, Gott sei Dank, der Slave nicht mehr Slave, sondern frei und in seiner Freiheit geschützt\*). Dieser Mann gestand, daß er von seinem Herrn nicht

---

\*) Unter den Bittschriften, welche an Sir Francis Head im Jahre 1836 eingereicht wurden, war eine von den farbigen Einwohnern in diesem Theile der Provinz und von vierhundert und einunddreißig Individuen unterzeichnet, welche meistens Flüchtlinge aus den vereinten Staaten waren, oder Kinder von solchen.

schlecht sei behandelt worden, er hatte einige Erziehung erhalten und war selbst der Liebling seines Herrn gewesen. Als Grund zu seiner Flucht gab er an, daß er den Wunsch gehegt habe, sich zu verheirathen, doch sei er entschlossen gewesen, daß seine Kinder nicht als Sclaven geboren werden sollten. In Canada wird ein entlaufener Sclave vom Gesetz beschützt; jedoch durch einen Vertrag zwischen den vereinten Staaten und unsern Provinzen werden alle Verbrecher gegenseitig ausgeliefert. Gegen diesen jungen Mann hatte die Juri in Kentucky eine wahre Anklage von Pferdebiebstahl aufgebracht; als Verbrecher wurde er verfolgt, und nach gehöriger gesetzlicher Untersuchung gefangen und in dem Gefängniß von Niagara festgesetzt, um seinem Herrn überliefert zu werden, welcher mit einem amerikanischen Häfcher bereit war, ihn in Empfang zu nehmen, so wie der Befehl vom Gouvernement eintreffen sollte.

Dieser Fall erregte ein großes Interesse unter den Weißen, während die farbige Bevölkerung der Distrikte von Gore und Niagara mehrere Hundert an der Zahl, meistens Flüchtlinge aus den vereinigten Staaten, in wilder Aufregung waren. Sie erklärten laut, daß sie ihr Leben daran wagen wollten, damit er nicht über die Grenze gebracht und der Rache seines erzürnten Herrn überliefert werde. Es war zu derselben Zeit einige Verzögerung der gesetzlichen Formen eingetreten, und der Bürgermeister nebst mehreren Einwohnern der Stadt



vereinigten sich zu einer Petition an den Gouverneur zu Gunsten des Slaven. In dieser Petition war ganz besonders erwähnt, daß der Herr des Slaven erklärt habe: es sei seine Absicht nicht, den Verbrecher den Gerichten zu überliefern, sondern daß er »ein Beispiel an ihm aufstellen wollte.« — Es waren nun in der letzten Zeit viele schreckliche Beweise erzählt worden über das, was die Slavenbesitzer »ein Beispiel aufstellen« nennen, und die Bittschreibenden baten das Gouvernement, sich ins Mittel zu schlagen und den Mann vom qualvollen Tode unter der Geißel oder am Pfahl zu retten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß des Gouverneurs eigenes Gefühl vielleicht noch stärker die Sache des armen Menschen führte, doch dieses war ein Fall, wo er nicht nach seinem Gefühle handeln konnte, wo er nicht, um eine bedeutend gute Absicht zu erreichen, einen kleinen Fehler begehen durfte. Das Gesetz war zu deutlich ausgesprochen, und er konnte seine Pflicht als Gouverneur nicht verlegen. Er mußte den Verbrecher überliefern, obgleich er, um den Slaven zu beschützen, gern die ganze Provinz bewaffnet hätte.

Während dessen versammelten sich alle die farbigen Bewohner der benachbarten Dörfer, und unter diesen eine große Menge Weiber. Das Betragen dieses schwarzen Pöbels, welcher von Frauen aufgemuntert, ja selbst angeführt wurde, war zum Verwundern vernünftig, ruhig und doch entschlossen. Sie waren ganz unbewaff-

net, und erklärten ihren Entschluß, keine Gewaltthätigkeit gegen das englische Gesetz zu üben. Sie sagten, der Verbrecher sollte im Gefängniß bleiben, bis sie unter sich den Preis des Pferdes würden aufgebracht haben; doch würden sie, auf Gefahr ihres Lebens, jedem Versuche widerstehen, den man machen könnte, ihn aus dem Gefängniß und nach Lewistone zu bringen.

Endlich kam der unglückliche Befehl und der Sheriff mit einigen Häschern bereitete sich, denselben mit Gewalt durchzusetzen. Die Schwarzen waren noch immer unbewaffnet, versammelten sich um das Gefängniß, und warteten bis ihr Kamerad oder ihr Bruder, wie sie ihn nannten, herausgeführt und mit gebundenen Händen auf einen Karren gesetzt wurde, dann warfen sie sich Alle zu gleicher Zeit auf den Sheriff und seine Begleiter, und es erfolgte ein schreckliches Handgemenge. Die Truppen der Artillerie aus dem kleinen Fort, unser einziges Militär, wurden von der Civil-Behörde zu Hülfe gerufen, und man befahl ihnen, auf die Angreifenden zu feuern. Zwei Schwarze wurden getödtet, und zwei oder drei verwundet. Während der Verwirrung entkam aber der arme Slave und ist nicht wieder gefangen worden, ich glaube, er wurde auch nicht mehr verfolgt.

Es war aber das Betragen der Frauen, welches mein größtes Erstaunen erregte. Sie hatten durch alle jene leidenschaftlichen und überredenden Worte, welche

den Frauen, von was für Farbe, Land oder Stand sie auch sein mögen, so gut zu Gebote stehen, ihre Männer, Brüder und Liebhaber beredet, keine Waffen zu brauchen, keine ungesetliche Gewalt auszuüben, jedoch lieber ihr Leben zu verlieren, als zuzugeben, daß man ihren Kameraden über die Grenze brächte. Auch waren die Frauen im Handgemenge am thätigsten gewesen und hatten sich furchtlos zwischen die schwarzen und weißen Männern gestellt, welche letztere natürlich sich scheuten, ihnen ein Leid zuzufügen. Eine solche Frau nahm den Sheriff und hielt ihn in ihren Armen fest, eine andere machte sich an einen Artilleristen, welcher ihr sein Gewehr vorhielt und schrie, er würde sie niederschießen, wenn sie nicht aus dem Wege trate; sie warf ihm einen Blick der äußersten Verachtung zu, stieß mit der einen Hand die Klinte in die Höhe, und drückte ihn mit der andern dergestalt, daß er nicht loschießen konnte. Ich war sehr neugierig, eine Mulattin zu sehen, welche im Gemenge immer voran gewesen war, und deren Klugheit und Einfluß vorzüglich zum glücklichen Ausgang für ihr Volk beigetragen hatte; und Herr M— unter dem Vorwande, sich nach ihrem kranken Kinde zu erkundigen, fuhr mich nach der Hütte, in welcher sie vor der Stadt lebte. Sie kam heraus, mit uns zu sprechen; es war ein schönes Geschöpf von ungefähr fünf und zwanzig Jahren, mit einem gutmüthig belebten Ausdruck, doch schienen ihre empörten und erbitterten

Gefühle noch nicht ganz beruhigt zu sein. Sie erzählte mir auf meine dringenden Fragen, daß sie früher in Virginien Sclavin gewesen sei und durchaus keine schlechte Behandlung erlitten habe, und daß die Familie, deren Güte sie rühmte, ihr stets mit besonderer Rücksicht und Güte begegnet sei. Als sie sechszehn Jahre alt war, starb ihr Herr, und man sagte ihr, daß alle Sclaven auf dem Gute verkauft werden sollten, deshalb lief sie fort. »Hatten Sie denn keine Anhänglichkeit an ihre Herrin?« fragte ich. »Ja,« sagte sie, »ich liebte meine Herrin sehr, aber ich wollte nicht gerne verkauft werden.«

Ich fragte, ob sie in Canada glücklich sei? Sie besann sich einen Augenblick und dann antwortete sie auf meine wiederholten Fragen: »Ja — ich war es, ich war sehr glücklich hier! — aber jetzt weiß ich nicht! Ich dachte, wir wären hier sicher — ich meinte, hier könne uns nichts geschehen — auf eurem englischen Grund und Boden, doch es scheint, ich habe mich geirrt, und wenn das der Fall sein sollte, so will ich nicht mehr hier bleiben. Nein — ich will nicht! ich will nicht! Ich werde irgend ein Land auffuchen, wo man uns nicht erreichen kann! Ich will bis an das Ende der Welt gehen, ja das will ich!« und als sie mit funkelndem Auge so sprach, breitete sie die Arme aus und beugte dieselben kreuzweis über die Brust; eine entschlossene Würde lag in ihrer Stellung und in ihren Zügen, die ein Maler

hätte studiren können, und gewiß das schönste weiße Antlitz, das ich je gesehen, hätte nicht seelenvoller und in höherer Entschlossenheit strahlen können, als das dieser Frau in diesem Augenblicke.

---

## N i a g a r a .

---

Zwischen der Stadt und den Katarakten von Niagara liegt das hübsche Dörfchen Stamford (nahe bei Lundy Lane, der Schauplatz einer bedeutenden Schlacht im letzten Kriege); es ist wegen seiner schönen Lage berühmt. Dicht dabei sieht man ein schönes Haus mit zugehöriger Länderei, welches Stamford-Park heißt, und von einem früheren Gouverneur angelegt und erbaut wurde. Es war das erste Mal, daß ich in Ober-Canada unsere Begriffe von eleganten und wohleingerichteten Villas und deren ausgeschmückten Umgebungen mit den großartigsten und wildesten Eigenthümlichkeiten einer Waldgegend vereint sah. Ich war ganz entzückt! Von dem Plage vor dem Hause eröffnete ein ausgehauener Weg die Aussicht auf parkartige Anlagen, und eine Abwechslung von Wiesengründen und waldigen Thälern, und über diese hinaus erschaut man die weite Fläche des Ontario-Sees; selbst der Leuchtturm von Toronto, in einer Entfernung von dreißig Meilen, ist oft dem bloßen Auge sichtbar. Die Besitzerin dieses reizenden Landhauses fuhr mich in einem leichten Pony-

Wagen nach dem Gasthose bei den Wasserfällen, und überließ mich da mit der größten Güte und Freundlichkeit mir selbst. Kaum war ich allein, so eilte ich zum Tafelfelsen; die Wassermasse war reichlicher und stärker als im Winter, der Sprühregen stieg höher, und fiel in dichtem Schauer herab, und hinter diesen vollendeten Dampf Säulen schienen unter Umbra und karmoisinrothen Wolken die letzten Strahlen des Abendrothes in glänzender Pracht. Auf der andern Seite rückte die Nacht schnell heran, und Alles war bald in schwarzes und undurchdringliches Dunkel gehüllt, ein unbewegliches Gebiet des Schattens. Es war sehr schön und auch sehr furchtbar! Denn nun war es spät, und ich stand hier in unzähligen Träumereien verloren; kein menschliches Wesen war in meiner Nähe, kein Licht, als das, welches von dem stürzenden wirbelnden Schaum ausging, und trotz dem tiefen beständigen Donnern des Wasserfalls herrschte eine solche Stille, daß ich mein eigenes Herz konnte klopfen hören; — oder vertrat vielleicht hier das Gefühl die Stelle des Gehörs? So wandelte ich durch buschige düstere Fußpfade vom Sprühregen durchnäßt heimwärts, oder vielmehr dem Hause sehr ermüdet zu.

zwei oder drei meiner Freunde aus Toronto waren hier, und eiferten sehr gegen meine Einsamkeitspläne. Heute machte ich mit Oberst Delatres eine sehr hübsche Spazierfahrt, längs dem Wege oberhalb des Wasser-

falls. Da breitete sich der Fluß wie ein großer See aus, dann wurde er wieder eng, dann kochte und schäumte er, und legt in seinem Lauf achtzehn Meilen in der Stunde zurück, bis er über den Crescentfelsen gleich einem smaragdgrünen Tuche herabgeworfen wird, und die silbernen Wolken vom Sprühregen in den klaren blauen Himmel hinausschickt. Das frische, reiche Grün der Laubwälder schiebt gegen die dunkeln Tannenwälder sehr ab, und erhöht so die Schönheit des ganzen Schauspiels. Ich sehnte mich mehr als je nach Dennen, die ich am meisten liebe! nach irgend Jemand, der dieses Entzücken der Bewunderung und der Freude mit mir theilte, ohne daß ich in der Nothwendigkeit gewesen wäre zu sprechen; denn was sind denn Worte? Sie sagen Nichts, enthüllen Nichts und helfen zu Nichts. So aber sank Alles in mein eigenes Herz hinab, um dort ruhig aufbewahrt zu werden. Nach einem hübschen Mittagsmahl mit Musik kehrte ich bei dem Licht des Vollmondes nach meinem Gasthose zurück, und in diesem Lichte schienen die Wasserfälle großartig und geheimnißvoll, theils im silbernen Schein erglänzend, theils als dunkle Schatten, die nur vom weißen Schaum unterbrochen wurden, über dem ein sanfter nebeliger Schimmer hinzitterte. Und neben dieser fürchterlichen Schnelligkeit der Bewegung und der Ewigkeit des Donners herrschte doch eine tiefe Ruhe wie in einem Traum. Die ganze Umgebung machte mit in dem Augenblicke



den Eindruck von etwas Ueberirdischen, von einer Vision, die nicht der Wirklichkeit angehörte.

---

Die guten Leute, die Reisenden und die Reisebeschreiber und Dichter, so wie noch Andere, welche im Lexikon nach Worten gesucht haben, um die Wasserfälle von allen Seiten zu schildern, haben niemals genug von den kleineren Katarakten, rapids genannt, gesagt, welche sich oberhalb des großen Wasserfalls befinden, und das ist wohl der Grund, warum diese mir um so mehr auffielen. Es hätten auch keine Worte mich auf das vorbereiten können, was ich bei diesem wundervollen Anblicke empfunden habe. Als ich heute an dem Ufer oberhalb des Crescent-Falls bei Herrn Streets Mühle stand, und die kleinen Katarakten anstaunte, hinterließen sie meiner Phantasie zwei Eindrücke, welche man selten zu gleicher Zeit empfängt, nämlich den Eindruck des Erhabenen und Furchtbaren, und den des Eleganten und Anmuthigen. Sie gleichen einem spielenden Tiger. Ich konnte meine Augen nicht davon abwenden, ich war wie bezaubert.

Der äußerste Rand dieser Katarakte ist sehr über die Augenhöhe hinaus, der ganze mächtige Strom rauscht über den Gipfel eines Hügels hinweg, und wenn wir in die Höhe sehen, so ist es uns als würde er über uns herströmen. Dann stößt er beim Herun-

terrauschen von dem jähen Abhang auf Felsen, und Kocht und tobt wie die Brandungen im Ocean. Große Wasserhügel, glatt und durchsichtig, wie Smaragd glänzend, oder vielmehr in der zarten Farbe des Chrysopras heben sich empor, und schwingen sich über irgend ein ungesesehenes Hinderniß hinweg, dann zerfließen sie in silbernen Schaum, welcher in den anmuthigsten und phantastischsten Formen sich in die Luft erhebt, und so rauscht der Strom dahin, wirbelnd, siedend, tanzend und funkelnd, mehr mit scherzender Ungeduld als mit gewaltfamer Wuth; mehr als freue er sich, der Gefangenschaft entronnen zu sein, als in wüthend zürnender Macht; wild, prächtig schön! — Der Gedanke auch an die nahe Gefahr, das Bewußtsein, daß, was in dem Bereiche der kleinen Katarakten erfaßt wird, unvermeidlich seiner schnellen Bestimmung entgeneilt und verschlungen und vernichtet wird, dieser Gedanke erstarrt das Blut. Der ungeheure Umfang des Bildes, das sich eine Meile weit nach allen Seiten hin ausbreitet, und nur von den unendlichen Wäldern eingerahmt ist, erhöht den Eindruck von seiner unendlichen Größe, während die ewig kreisende Bewegung der dahineilenden Gewässer in ihrer tollen Freude mir die Empfindung eines freudigen Schreckens machten und mir am Ende eine solche Spannung der Kopfnerven zuzogen, daß ich genöthigt war, mich hinwegzuwenden.

Wenn der große Ocean durch Stürme bewegt wird,

oder durch Felsen, welche ihn in seinem Laufe hemmen, so ist es furchtbar anzusehen, aber er ist nur furchtbar, er mahnt uns an unser Gebet; während dagegen, indem ich auf diese Katarakten schaute, Schönheit und Schreckniß, Kraft und Freude so in einander verwebt waren, daß selbst, während ich zitterte und bewunderte, ich in Lachen hätte ausbrechen können über die tanzen- den Wogen in ihrer herrlichen fürchterlichen Fröhlichkeit.

„Leaping like Bacchanals, from rock to rock,  
Flinging the frantic Thyrsus wild and high“\*).

Ich werde nie ein Gleiches sehen oder fühlen, nie! niemals! — ich hätte nicht geglaubt, daß irgend etwas in der belebten oder unbelebten Natur mich jetzt noch so außer Fassung bringen könnte.

---

\*) Uebersetzung.

Welche wie Bacchantinnen von Fels zu Felsen hüpfte,  
den Thyrsusstab wild und hoch schwingend.“

---

## Schillers Don Carlos.

---

Ich habe nur drei Bücher mit mir hierhergebracht außer dem einen unentbehrlichen Buche, und finde sie ganz genügend; nämlich Shakspeare, Schiller und Wordsworth. Eines Morgens, als ich mich zu keiner Anstrengung aufgelegt fühlte, weder zu Conversation, noch zu Bewegung, wanderte ich nach einem kleinen Gebüsch über dem Tafelfelsen, welches für die Dilettanten-Jäger nach dem Pitoresken nicht sehr zugänglich ist, und gerade da, wo die Gewässer durch ihre eigene unendliche Geschwindigkeit sanft geebnet dahin gleiten, und so im schnellen Lauf vorbeirauschen, ehe sie ihren letzten Sprung über den Abhang hinunter in die Tiefe machen, — dort saß ich während der ganzen schwülen Mittagszeit ganz ruhig unter den Vögeln und dem dichten Laube, und las Don Carlos, eins der schönsten Dramen in der Welt, wie mich dünkt.

Es ist ein Beweis von Schillers tiefer Menschenliebe, daß man in diesem Stücke Philipp bemitleiden muß, obgleich es eigentlich dieselbe Art von Mitleid ist, welches die heilige Therese für den Teufel empfand — man bedauert ihn, weil er der Teufel ist. Die Be-

dauernswürdigkeit und das Elend des Bösen wurden noch nie so wahr und so rührend dargethan; und man schwindelt, wenn man in den unergründlichen Abgrund des Egoismus dieses Charakters hinabblickt.

Was den Marquis Posa betrifft, so ist gegen diesen eingewendet worden, — ich glaube es wenigstens, denn ich werde nie eine Kritik über dieses Stück lesen, — daß er ein bloß abstrakter Begriff oder vielmehr das verkörperte Sprachrohr gewisser allgemeiner politischer und moralischer Ideen sei, und zwar von Schillers eigenen Ideen; auch sei er kein menschliches Wesen — kurz eine Unmöglichkeit! Warum das? Vielleicht hat ein Mann wie Posa nie gelebt; — doch warum sollte ein solcher unmöglich sein? — Kann ein Mensch sich etwas ausdenken, was ein Mensch nicht möglicher Weise erreichen könnte? Wenn Schiller groß genug war, um einen Charakter wie Posa zu erfinden, sollte die Menschheit nicht groß genug sein, um denselben zu verwirklichen? Mein Glaube ist, daß Posa nur eine schöne Anticipation war; daß Dichter gewissermaßen die Propheten der Vollkommenheit sind; daß Schiller selbst ein Posa hätte sein können, wenn er vor ein- oder zweihundert Jahren gelebt hätte und dann gewiß auch ein Posa gewesen wäre. Ist es denn ein bloßes Ideal, welches, während ich lese, mich bis zum Zittern, Beben, Erglühen und Aufschauzen bewegt, und welches von der Bühne herab meine Augen mit köstlichen Thränen

fällt? Ist das ein bloßes Ideal, was alle unsere Sympathien im stärksten, höchsten Grade anregt? Ich glaube, jede Frau möchte wohl einen Posa lieben, ich wenigstens, wenn ich lieben könnte, so würde es ein Posa sein, den ich mir erwählte. Die Ansicht, daß Posa unmöglich am Hofe Philipp II. existiren konnte, scheint mir unbegründet, denn gerade dieser Hof war der Ort, an welchem solch ein Charakter nöthig war, und durch die Reaktion hervorgebracht werden mußte, denn die Extreme berühren sich. Hat nicht der österreichische Hof noch in diesen Tagen den Graf Auersperg, den Dichter der Freiheit hervorgebracht, dessen ganze Seele, Genie und Dichtergabe der Sache der Menschheit und der Freiheit gewidmet ist? Die Verhältnisse in Oesterreich haben auf eben so natürliche Weise einen Auersperg hervorbringen müssen, als Philipp und die Auto-da-Féen in Flandern einen Posa hätten erzeugen können.

Man könnte sagen, daß die moralische Einheit und das eigentliche Grundwesen von Posa's Charakter durch jene Lüge, durch welche er Don Carlos Leben retten wollte, beeinträchtigt sei. Posa lebte aber in einer Atmosphäre von Unwahrheit; Carlos' Ehre und sein Leben sollten einer Lüge wegen geopfert werden, und Posa zieht durch eine Lüge die Rache des Königs auf sein eigenes Haupt herab.

Magnanima menzogna! or quando è il vero  
Si bello, che si possa a te prepörre?

Doch der Erfolg dieser großartigen Unwahrheit ist wie der Erfolg einer jeden Unwahrheit, ein Unglück. Diese einzige Abweichung von der geraden Straße der Wahrheit verfehlt nicht allein ihren Zweck, sondern stürzt Carlos, die Königin und Posa selbst in denselben Abgrund der Zerstörung.

Es war die Meinung von —, mit welcher ich dieses Stück in Deutschland las, daß der Charakter der Königin (Elisabeth von Frankreich, Philipps zweiter Gemahlin) nicht gehörig ausgeführt und nicht leicht zu verstehen sei und daß der Autor beabsichtigt habe, denselben in ein Geheimniß zu hüllen. Ich betrachte ihren Charakter nicht von diesem Gesichtspunkte. Ich glaube, Schiller beabsichtigte nichts mit ihr, als was er offen darlegte; hier ist keine Maske, weder bewußt noch unbewußt; in solch einer Seele ist die Liebe zu Don Carlos kein Gefühl, das bekämpft werden muß; sondern es wird ganz aus ihrem Herzen herausgedrängt als etwas, das nicht gedacht werden darf, nicht existiren darf, und deshalb auch aufhört zu existiren. Es bleibt nur noch ein zärtliches, ganz reines Interesse an dem Glück und dem Schicksale des Don Carlos, doch dieses ist Alles. Sie will weder sich selbst noch uns durch tugendhafte Worte irre leiten. Die wolkenlose, durchsichtige, crySTALLENE Reinheit dieses Charakters ist der größte Reiz desselben. Man wird zwar sagen, daß, wenn wir den ganzen Charakter sehen, wenn wirklich nichts in demsel-

ben verschleiert wäre, so sei er seicht. Das ist nicht der Fall, aber wie das ganz klare Wasser scheint er seichter, als er ist. Die Seele einer Frau, welche ganz rein und einfach und wahr ist, würde auch diese Täuschung hervorbringen. Wir sehen auf einmal bis auf den Grund herab, gleichviel ob derselbe aus schimmerndem Kiesel oder aus Goldsand besteht, und wir sehen nicht eher die wahre Tiefe, als bis wir sie messen, und indem wir selbst den Grund verlieren, fühlen oder erkennen wir erst, daß die Tiefe tiefer ist, als wir vermuthen.

Solch ein Charakter ist der der Elisabeth von Frankreich. Die Art und Weise, mit welcher sie die leidenschaftliche Raserei des Don Carlos von sich weist — die in sich selbst vertrauende Einfalt — die Würde ohne alle Anmaßung — die Tugend, welche so in Unschuld gehüllt ist, daß sie sich ihrer selbst nicht bewußt wird — alles das ist sehr schön und würde viel an Reiz verlieren, so wie wir die Wahrheit des Dargestellten bezweifeln müßten, oder so wie wir ahnen könnten, daß die Königin nur eine gezwungene, wenn auch eine tugendhafte Rolle spielt. Die Scene, in welcher Elisabeth die Versuchung des Herzogs von Alba und des Mönchs von sich weist, kann als Gegenstück zu einer ähnlichen Scene zwischen Katharine von Arragon und den zwei Cardinälen in Shakspeare aufgestellt werden. — Elisabeth setzt einen passiven, anmuthigen Stolz in ihre Tugend, der nicht darnach strebt, zu kämpfen und sich zu zeigen, sondern nur



sich selbst zu hüten. Ihre aufrichtige Bewunderung für Posa, und die Art und Weise, in welcher man in der letzten Scene das sanfte, weibliche Wesen, aus Liebe und Thränen und Hingebung zusammengesetzt, sich entwickeln sieht, um überrascht und zerschmettert zu werden, wie das eiserne Laster, stempelt diesen Charakter, der eben so zart ausgeführt als erdacht ist und Alles an Interesse überwiegt, zu einem der schönsten, welchem man je außer Shakspeare begegnet ist, und die Schönheit der Auffassung kann nur mit der der Hermione verglichen werden.

Als ich Don Carlos in Wien aufführen sah, in einer Vollkommenheit und einem Ensemble, von dem die englischen Bühnen wenig Beispiele aufweisen können, hinterließ dieses Drama als Kunstwerk mir einen moralischen Eindruck, der entzückend und erhebend zugleich war und den ich nicht leicht vergessen werde. Ich erinnere mich niemals, durch irgend eine dramatische Darstellung so gerührt, so aufgereggt gewesen zu sein. Kern, welcher für einen der ersten Schauspieler in Wien gilt, spielte den Posa prächtig, und es schien mir kein geringes Vorrecht zu sein, die Bühne drei Stunden lang in einem solchen göttergleichen Charakter zu betreten und die Gedanken und Gefühle eines Mannes in Worten auszusprechen zu können, die so wohlklingend wie Musik sind; Gedanken und Gefühle, welche in jedem zitternden Herzen ein stilles Echo fanden — Gedanken und Gefühle, die, wenn sie außer der Bühne ausgesprochen oder

niedergeschrieben würden, die Wachsamkeit der geheimen Polizei oder den Bann der Censur auf sich zögen.

Fichtner spielte den Don Carlos mit viel leidenschaftlichem, jugendlichem Gefühl, und obgleich ich von der Prinzess H — ihm vorwerfen hörte, daß er nicht »l'air noble« genug hätte, so fiel mir dieses doch nicht auf. Karl La Roche, ein Schauspieler, der noch unter Goethe's Anleitung im goldenen Zeitalter vom weimarischen Theater war gebildet worden, spielte den Philipp II. Sein ganzes Erscheinen, seine Kleidung und sein Spiel stellte den Charakter mit schrecklicher künstlerischer Treue dar. Demoiselle Fournier, eine der schönsten Frauen, die ich je gesehen und zugleich eine denkende Schauspielerin, war als Fürstin Eboli bewundernswerth. Demoiselle Peché, auch eine gute Schauspielerin, gab die Königin nicht ganz gut; damals fühlte ich das nur dunkel, denn ich hatte den Charakter mir noch nicht recht durchdacht; sie verkörperte vielleicht selbst mit Absicht die Idee von irgend einem Gefühl, das mit Anstrengung unterdrückt und verborgen werden mußte, was ich nicht in Schillers Elisabeth fand. Bei dieser Vorstellung trat ein Umstand ein, welcher werth ist, angeführt zu werden. Der alte Kaiser Franz war in seiner Loge zugegen und sah wie gewöhnlich sehr aufmerksam aus; es war ungefähr ein Monat oder sechs Wochen vor seinem Tode. In der Scene, in welcher Posa dem König Philipp Vorstellungen macht und

mit vieler Beredsamkeit die Sache der Duldung und der Freiheit führt und zuletzt, sich ihm zu Füßen werfend, ausruft: »Geben sie uns Gedankenfreiheit!« applaudirte das Publicum, das heißt das Parterre, stürmisch und ich hörte rings um mich her den Ruf, zwar nicht laut aber tief: »Bravo Schiller!« Nach dieser Vorstellung wurde Don Carlos verboten und wurde nicht wieder gegeben, so lange ich mich in Wien aufhielt.

---

Dieses schreibe ich zu Ihrer Erbauung nieder, ehe ich mich nach einem Tage ruhigen Genusses und luxuriöser Trägheit zur Ruhe begeben. Die Scheibe des eben aufgegangenen Mondes hängt jetzt über den Rand des amerikanischen Falles gerade meinem Balkon gegenüber. Der Schaum der kleinen Katarakte glänzt unter ihm in blendenden, wechselnden, fantastischen Figuren wie in Silber ausgearbeitet, während der perpendikulaire Sturz des Wassers beinahe dem Blicke verborgen ist, wie ein geheimnißvoller Tumult der Schatten.

---

Ich begleitete die Familie des Obrist Delatre an die amerikanische Seite und aß auf der Geister-Insel zu Mittag. Obgleich die verschiedenen Ansichten der zwei Wasserfälle wunderbar groß und schön sind, und die Brücke über die kleinen Katarakten als eine Art von

Wunder betrachtet werden muß, wie man sagt, so ist doch alles dieses nicht mit der malerischen Landschaft der canadischen Ufer zu vergleichen. Die Amerikaner haben ihren Antheil an den kleinen Katarakten durch Mühlen und Manufacturen durch scheußliche, rothe Backsteinhäuser, und andere unpassende, geschmacklose Bauten, die Wahrzeichen einer gewinnsüchtigen Industrie, entstellt. Das schlimmste von Allem ist aber ein runder Thurm, den irgend ein unpoetischer Sterblicher über den Fall errichtet hat. Dieser steht hier so gräulich, unverschämt und mal à propos, ein solch merkwürdiges und doch so kleinliches Monument des schlechten Geschmacks — so elend, erbärmlich und doch so anspruchsvoll, daß ich hoffe, die beleidigte Majestät der Natur wird sich die Sache angelegen sein lassen, und eines Tages diesen Thurm in den Abgrund hinabwerfen oder hinabspülen, obgleich ein Faß mit Schießpulver eine kürzere, wenn auch nicht sichere Methode wäre. Könnten Sie uns nicht irgend einen Gynfaux herübersenden, welcher bereit wäre, für die große Sache der beleidigten Natur als Opfer zu fallen, wie auch für die Sache der nicht weniger beleidigten Kunst? — Um Sie aber nicht mit einer Beschreibung von Abgründen, Höhlen, Felsen, Wäldern und rauschenden Wassern zu ermüden, die ich hier für einen Sirpence ganz fertig kaufen kann, will ich Ihnen nur erzählen, daß unsere Partie sehr angenehm war.

Der Obrist Delatre ist ein Veteran-Offizier, der ein

hübsches Stück Land in der Nachbarschaft gekauft, sich mit einer sehr liebenswürdigen Familie hier niedergelassen hat und mit großem Enthusiasmus und glücklichem Erfolge das Land bebaut. Er diente zwanzig Jahre in Indien, vorzüglich auf der Insel Ceylon, und war bei der Expedition, als jener liebenswürdige Despot, der König von Candy, gefangen wurde, derselbe, welcher eine solche Freude daran fand, seine Unterthanen in einem Mörser stoßen zu lassen. Er erzählte mir einige Anekdoten von dem blutigen Kriege und vom orientalischen Leben, welche sehr unterhaltend waren. Nachdem der Obrist Delatre mir einige Fragen über die Stellung der europäischen Frauen in Ceylon und über die Sitten und Gebräuche der Eingebornen beantwortet hatte, fügte er mit vielem Gefühle hinzu: »ich habe lange und anstrengende Dienste in verschiedenen Klimaten gethan, viel Gelegenheit gehabt, die menschliche Natur sowohl im civilisirten als im wilden Leben im Osten und im Westen zu beobachten und Alles, was ich sah, hat die Frauen im Allgemeinen sehr hoch in meiner Achtung gestellt. Es ist kein leeres Compliment, ich spreche von Herzen. Ich habe die höchste Meinung von dem Werthe und den Fähigkeiten der Frauen, und diese Meinung ist auf Erfahrung gegründet; aber ich muß sagen, ich fühle auch das größte Mitleid! Ihr seid Alle in einer falschen Stellung; in England, in Ceylon, in Amerika, überall habe

ich die Frauen im Wesentlichen gleich befunden, und auf irgend eine Art geschah ihnen überall Unrecht.«

Diejenigen, welche über die Katarakten von Niagara gesprochen und geschrieben haben, ließen nie genug ihrer Lieblichkeit und unbeschreiblichen Schönheit Gerechtigkeit widerfahren, und das Bewußtsein ihrer Schönheit ist bei mir stärker geworden, als das für ihre Erhabenheit. Was war das wieder für ein Anblick am heutigen Abend! Welche Farbenpracht! Das Smaragd- und Chrysopras-Grün des durchsichtigen Wassers, der blendende Schimmer des Schaumes und der schneeweiße Nebelduft, auf welchem der schönste und großartigste Regenbogen zu sehen war, der nicht nur einen halben Birkel bildete, sondern zwei Drittheile wenigstens, in dem das eine Ende auf dem kleineren (den amerikanischen) Wasserfall ruhte, das andere mitten im Schooß des Crescent-Falles und sich so vielleicht eine halbe Meile ausdehnte, in den schönsten Farben strahlend, so prächtig, so lebendig und doch so ätherisch zart, und wie es schien, nur wenig Schritte vom Auge entfernt. Die Dünste stiegen wenigstens vierhundert Fuß hoch in den blauen Himmel hinein, dreimal so hoch als der Katarakt selbst und wurden von der Abendsonne Rosa und Ambra gefärbt, und in den Wäldern rings umher sieht man alle mögliche Abwechslung des reichsten Laubwerkes, nein! niemals sah ich so etwas außerordentlich Liebliches. Der Effect war auch so großartig einförmig, in diesem ewigen Don-

nern und Bewegten, sehr verschieden von dem wilden ungedulbigen, lärmenden kleinen Katarakten. Dieser Eindruck beruhigt und besänftigt die Seele, anstatt sie aufzuregen.

Es giebt jetzt keine Wasservögel wie im Winter, wo sie von den eisumgürteten Ufern und Untiefen des Sees hierher kamen, um Nahrung zu suchen und in dem Schauer des Sprühregens spielten und im Kreise herumflogen. Sie sind jetzt zu ihren alten, ruhigen Wohnungen zurückgekehrt; zuweilen vermisse ich sie; sie brachten eine schöne Abwechslung in das Bild.

Wie sehne ich mich nach Denen, die ich liebe, damit sie mit mir sich Alles dessen freuen könnten. Ich bin mir nicht selbst genug, um Alles das allein zu fühlen, ich kann nicht Alles in mir aufnehmen, ich bedarf der Liebe, die mir die Bürde abnehme von diesem »superflu d'âme et de vie«, es erdrückt und schmerzt mich. Warum sollte ich nicht jetzt nach dem Tafelfelsen gehen oder nach dem Ufer des Flusses unterhalb der Wasserfälle, jetzt, wo Alles so still, so einsam ist, und wo das reiche Mondlicht, Himmel und Erde, Nebeldünste, Wälder und Gewässer, mit einer schattigen Pracht umhüllt? Alles schläft in der Natur, Alles, außer die ewig stürzenden, ewig sich freuenden Gewässer, welche beständig ihres Weges einherziehen unaufhörlich, unermüdet und ohne anzuhalten oder auszuruhen. Ich blicke hinaus mit sehnsüchtigem und wachendem Auge, es ist Mitternacht und ich bin allein,

und wenn ich auch keine Furcht empfinde, so fühle ich doch schmerzlich den Mangel eines leitenden Armes, den Mangel eines stützenden Herzens. Zu Bett! ich will mich von jenem furchtbaren Wiegenliede in den Schlaf fingen lassen.

Man hat schon oft mit offenen Augen sehr poetische, bedeutungsvolle und allegorische Träume geträumt und erfunden, ich hatte aber einst einen sonderbaren Traum, welcher ein wirklicher Traum im Schlafe war, es war aber ein solcher, den ich, wenn ich ihn zu Pharaos und Nebucadnezars Zeiten gehabt hätte, gleich zum nächsten Zauberer oder Propheten würde geschickt haben, damit mir derselbe gedeutet würde. Ich erinnere mich nie eine nächtliche Vision gehabt zu haben, die meiner Phantasie einen so starken und lebhaften Eindruck hinterlassen hätte. Zum Unglück entfielen mir Anfang und Ende des Traumes, ehe ich das Ganze in meinem Gedächtnisse zusammenfassen konnte.

Ich hatte sehr spät am Abende Sternbergs Herrn von Mondschein gelesen und im Schlafe dauerte der Eindruck fort. Ich träumte, daß ich einen Band von deutschen Erzählungen läse, und während ich las, war es mir, als ob durch ein fremdes, traumartiges Doppelgesicht ich nicht allein die Worte vor mir lesen konnte, sondern als ob auch Gestalten und Gefühle, welche darin



geschildert wurden, den Sinnen sichtbar und fühlbar wurden. Alles, was ich las, schien sich vor meinen Augen zu verwirklichen. Es war eine lange Geschichte voll phantastischer Gestalten, wunderbarer Veränderungen und Dinge, welche erschienen und doch nicht da waren. Zuletzt siegte aber ein Bild und lebte klar und deutlich in meinem Gedächtniß, selbst lange, nachdem ich erwacht war. Es war das Bild eines Wesens, ich weiß nicht, welcher Art und welchem Geschlechte es angehörte, das in der Welt auf und ab ging und klagte, denn es liebte Alles, litt mit Allen und fühlte mit Allen und ihm folgte eine Schaar empfindender Geschöpfe — Männer, Frauen, Kinder und Thiere in einem Trauerzuge.

Und das besagte Wesen blickte auf diese herab, und da es mit ihnen all ihr Elend, ihre Sehnsucht, ihren Mangel fühlte, weinte es und rang die Hände.

Endlich stieg ein Wunsch im Herzen dieses Wesens auf, der Wunsch, dem Anblicke des Schmerzes und der Leiden zu entfliehen, die es doch nur theilen konnte, ohne das Vermögen, sie zu lindern, und mit diesem Wunsche blickte es einen Augenblick gen Himmel, und ein Becher wurde ihm von himmlischer Hand gereicht, ein verzauberter Becher, welcher diesen geheimen Wunsch erfüllte, und das Wesen trank aus diesem Becher.

Dann, ich weiß nicht wie, veränderten sich alle Dinge, und ich sah dasselbe Wesen auf einem hohen Altare stehen, in einem erleuchteten Tempel. Sein Gewand wehte

im Licht; die Arme waren gen Himmel erhoben, die Augen aufwärts gerichtet; aber in diesen Augen war weder Hoffnung noch Entzücken zu lesen, sie waren im Gegentheil melancholisch und schwammen in Thränen. Und um den Altar stand dieselbe Schaar von menschlichen, fühlenden Wesen und sie blickten immer mit gefalteten Händen empor und mit ängstlich erwartenden Augen, indem sie um einen jener Blicke des Mitgeföhls flehten, jener Blicke der zärtlichen Liebe, an welche sie gewöhnt waren; aber umsonst.

Und ich schaute in das Herz jenes Wesens, welches auf dem Altar stand, und es war auch traurig, voll Liebe und Neigung für die Erde, voll Sehnsucht, noch einmal auf jene Geschöpfe zu blicken, doch der Zauber war zu stark; die Augen blieben gen Himmel gerichtet und die Arme aufwärts gehoben, und das Band — welches das mitfühlende Herz den Leidenden verbunden hatte, war auf immer zerrissen.

Ich will Ihnen hiermit nicht sagen, daß ich dieses Alles beim Donner des Niagarafalls geträumt habe; doch versichere ich, daß es ein ehrlicher Traum war. Senden Sie mir nun eine Auslegung oder fürchten Sie vom Sphinx verschlungen zu werden!

---

Den 18ten Juni.

Ich bin vom Stamfordpark zurückgekehrt, wo ich einige Tage sehr angenehm zubrachte, denn ich fand dort

Bücher, Musik und Fröhlichkeit im Hause, wenn auch Sturm und Regen beständig von Außen tobten.

Die Entfernung von den Fällen ist vier Meilen, und der hohle Klang derselben tönte nicht nur die ganze Nacht mir in die Ohren, sondern erschütterte auch Thüren und Fenster sehr heftig, selbst die Mauern schienen vom Schall zu erzittern.

Ich kam zurück zum Clifton-Hôtel und fand meine schönen Wasserfälle ganz verdorben; sie hatten ihre Farben verloren. Statt der schönen Aquamarin-Färbung, welche vom reinsten Weiß gehoben wurde, hatte ein schmutziges, dunkles Braun das Wasser durchzogen. Das kommt von der Seichtigkeit des Erie-Sees; jeder Sturm rührt den unreinen Grund auf und raubt dem Fluß seine schöne Farbe. Das Sprühwasser, anstatt in leichten Wolken über und neben den Fällen zu schweben, war niedergedrückt und rollte in wolkenartigen Massen um ihr Becken herum; dann durch ungestüme Winde längs dem Flußufer, bald hier bald dort hingetrieben, benetzte es die ganze Nähe mit einem dünnen Regen. Es ist, als ob Alles während meiner Abwesenheit verändert wäre, und ich fühlte mich sehr trostlos darüber.

---

Es giebt zwei Arten, in denen man das Große und Schöne betrachten kann. Ich erinnere mich, wie, als ich eines Tages auf dem Tafelfelsen stand, in poetischen Ge-

fühlen versunken, hinter mir plötzlich ein Irländer, mit dem wahren, herzhaften irländischen Accent und mit dem Ton aufrichtiger Bewunderung ausrief: »Meiner Treue! das ist ein anständiger Tropfen Wassers, der da herüber kommt!«

---

Den 19ten Juni.

Damit Sie doch ein Verständniß über mein Herumwandern, mein Gehen und Kommen erhalten mögen, so will ich dieses Kapitel nur für Localitäten bestimmen, und indem ich alle Poesie und Beschreibung bei Seite lege, will ich nur eine gewöhnliche und vernünftige Abhandlung über Topographie und Geographie schreiben. Es ist wohl eine unverzeihliche Beleidigung, wenn ich Sie für eben so unwissend halte, als ich es war, ehe ich hierherkam.

Vielleicht werden sie schon aus Freundschaft für mich dann und wann auf die Karte von Canada blicken und da werden Sie, wie auf den Karten von Rußland zur Zeit der Kaiserin Katharina nicht wenig Städte und Marktflecken finden, welche zwar genannt sind, die Sie aber umsonst im Umkreise der Provinz suchen können, da sie noch nicht die gehörige Ausdehnung haben, das heißt, bis jetzt noch nicht, obgleich gewiß früher oder später, wenn dieses schöne Land freien Spielraum und sein volles Maaß von Bevölkerung haben wird. Von dieser

Prophezeiung möchte ich aber gern eine gewisse Stadt der Wasserfälle (City of the falls) ausschließen, welche ich auf vielen Karten angegeben und in so vielen Büchern erwähnt fand, als ob sie schon abgesteckt und angefangen wäre, so daß ich ihre Existenz gar nicht bezweifelte, als bis ich zum ersten Male im vorigen Winter hieherkam. Doch Gott sei Dank, sie steht nicht hier, und wird auch wohl, soviel ich beurtheilen kann, im nächsten Jahrhundert noch nicht hier stehen. Wenn sich hier eine Stadt erheben sollte, so würde es wahrscheinlich eine Gewerbstadt werden, weil man die Kräfte des Wassers unter und über dem Wasserfalle benutzen würde. Denken Sie sich nun, wenn Sie es können, eine Reihe von Baumwollenspinnereien, Eisenschmelzen, Mehl- und Sägemühlen, wo jetzt die mächtigen Gewässer in Freude und Freiheit einherrauschen, wo Ahorn- und Tannenwälder sich auf den Anhöhen beugen und neigen. Ich dünkte, man hätte schon genug an den hölzernen Hôtels und Merkwürdigkeitsstätten, auch wären in diesem Falle rothe Backsteingebäude, Gasbeleuchtungen und rauchende Essen die schlimmste Verunglimpfung, die zu befürchten ist, denn durch diese würde ein moralischer Schandfleck auf die schöne Umgebung gedrückt, ein Schandfleck, den alle diese rauschenden Gewässer mit ihren »dreißig Millionen Tonnen in der Minute« nicht hinwegzuspülen vermöchten.

Laßt uns um Verhütung einer solchen Entheiligung beten. Können Sie mir indessen sagen, wer der erste

weiße Mann gewesen, dessen Augen dieses Wunder der Erde erschaut? Es war ein Franzose, doch nirgends kann ich seinen Namen finden, noch etwas Näheres über den Eindruck, den eine solche Entdeckung, selbst auf die gemeinste Natur, machen mußte.

In den letzten Jahren sind die zwei Gasthöfe hier immer ganz von Fremden überfüllt gewesen; man erzählte mir, daß im vorigen Sommer täglich hundert und funfzig Personen sich zu Tische setzten; der größte Theil derselben waren Reisende aus den vereinigten Staaten. In diesem Jahre giebt es wegen der Handelsangelegenheiten jenes Landes so wenig Besuchende, daß der eine Gasthof (Forsyths) geschlossen ist, und der andere (Cliftonhouse) beinah ganz leer steht, zum großen Schaden, wie ich fürchte, für die armen Leute, für mich aber sehr zum Frommen, denn so kann ich in vollkommener Freiheit und Einsamkeit umherwandern.

Der ganze District zwischen den beiden Seen ist über Alles schön; es war auch der erste District in Ober-Canada, in dem man sich angesiedelt hat, und die Bevölkerung ist im Verhältniß zu dessen Größe bedeutender als in irgend einem andern. In Niagara und in dem benachbarten Goredistricte bringt man viele Früchte, die in andern Theilen der Provinz nicht gedeihen, zu einer großen Vollkommenheit, und von hier aus werden ganze Ladungen von diesen Früchten nach den Städten von Unter-Canada gesandt, wo das Klima

strenger ist, und der Winter noch länger als bei uns dauert. Auf der andern Seite ist das Land lange nicht so schön und, wie man sagt, auch weniger fruchtbar, aber reich an Thätigkeit und Bevölkerung; auf einer gleichen Fläche befinden sich wenigstens ein halbes Duzend blühender Städte. Unsere speculirenden energischen Yankee-Nachbarn, nicht zufrieden mit ihrem Manchester, ihren Manufacturen und ihren Schmelzöfen und den Mühlen, »Privilegien«, haben auch eine Eisenbahn von Lowiston nach Buffalo eröffnet, um auf diese Weise den Erie = See mit dem Erie = Canal zu verbinden. Auf unserer Seite haben wir den Welland = Canal, ein prächtiges Werk, auf welches die Provinz mit Recht stolz ist, er vereinigt den Erie = See mit dem Ontario = See.

Doch von den Wasserfällen, längs den Ufern des Erie = Sees, bis zum großen Fluß und noch weiter hinaus, ist Chippewa der einzige Ort, der einer Stadt gleich kommt. Es ist bis jetzt nur noch ein kleines Dorf, doch liegt dieses gerade über den kleinen Katarakten, auf dem Wege von den westlichen Staaten nach den Wasserfällen. Von Buffalo fahren die Amerikaner täglich mit einem Dampfboote dahin; sie haben auch den Plan zu einer hängenden Brücke über den Niagarastrom zwischen Lowiston und Queenstone entworfen. Ein anderes Dorf, Dunville am großen Fluß, wird wahrscheinlich das Handelsdepot in diesem Theile der Provinz werden;

es ist gerade erbaut, wo der Wellands=Canal sich mit dem Erie=See vereint.

Da das Wetter noch feucht und düster war, ohne Hoffnung auf eine Veränderung, ergriff mich plötzlich der Einfall, auf ein oder zwei Tage nach Buffalo zu gehen; ich ließ mich also auf der beweglichen Fährte bei Manchester übersetzen, und von da fuhr uns eine knarrende und wie funfzig gequälte Thiere schreiende Maschine nach Tonawando \*), einst ein kleines Dorf der Seneca=Indianer, welches jetzt zu einer Stadt von ziemlicher Größe und Bedeutendheit herangewachsen ist; und da begegnete ich wieder zu meiner großen Freude meinen neuen Freunden Mr. und Mrs. Mac Murray, welche auf ihrer Rückkehr von Toronto nach Sault St. Marie begriffen waren. Wir reisiten zusammen nach Buffalo und hatten während des übrigen Tages sehr willkommene Gelegenheit, unsere gegenseitige Bekanntschaft enger zu schließen.

Buffalo ist, wie alle Reisebeschreibungen Ihnen berichten werden, eine junge Stadt, ungefähr zehn Jahr alt, und enthält schon beinahe zehntausend Einwohner. Hier ist das größte und schönste Hôtel, welches ich nächst denen in Frankfurt gesehen habe. Lange Reihen

---

\*) Nahe bei diesem Orte lebte und starb der Anführer Nebjacket (Rothjacke), einer der letzten und größten indianischen Krieger.



prächtiger Häuser, und zwar nicht von gemaltem Holze, sondern von Stein und Backsteinen, erheben sich auf allen Seiten.

Dieser Sommer ist ungewöhnlich still und todt, und ich höre um mich her nichts als Klagen; doch ist Alles hier Bewegung im Vergleich mit unseren schläfrigen canadischen Ufern, wo ein lähmender Zauber die Energie des Volkes zu binden scheint. Hier ist Alles Bewegung, Geschäftigkeit und Leben. Im Hafen zählte ich fünfzig Schiffe, Yachten, Dampfböte und Schaluppen; eine Menge von Käufern und Verkäufern, von sprechenden und schreienden Menschen. Indianer in ihre wollenen Decken gehüllt, schleichen einher, die Männer sahen so dunkel, gleichgültig und träge aus, die Frauen so geschäftig, sorgenvoll und eifrig; und die Menge dreister Kinder, welche unter den geschäftigen Seeleuten umherhüpfen und schreien, Alles das war mir ein neues aber sehr unterhaltendes Schauspiel.

Am Bord des Dampfschiffes Michigan, welches zur Reise nach dem Chicago=See bereit lag, fand ich die Einrichtungen in einem Grade prächtig, als ich es nie erwartet hätte. Dieses ist eins der drei großen Dampfschiffe, welche die oberen Seen befahren, und welche fünf bis siebenhundert Tonnen halten; beinahe vierzig kleinere befahren die Küsten des Erie=See's zwischen Buffalo und Detroit, noch außer den Schoners. Die Engländer haben (1837) auf diesem See zwei kleine

schlechtgebaute Dampfböte, welche auf- und abrauchen, wie zwei kleine Theekessel im Vergleich mit den amerikanischen Schiffen, und unglücklicher Weise bedürfen wir auch deren nicht mehr, bis unsere Seite des See's besser bevölkert und bebaut ist. So wie sie nöthig sind, so werden sie auch da sein, wie auf dem Ontario-See, wo wir acht bis zehn Dampfschiffe haben.

Ich fand hier einige sehr gute Buchläden und in deren Reposituren wohlfeile amerikanische Ausgaben englischer Werke aufgestellt, im Allgemeinen zwar nichtswürdiges Zeug, doch darunter dann und wann auch einiges Gute, und es ist keine angenehme Thatsache, daß unsere Buchhändler in Toronto vorzüglich von hier ihre Bücher beziehen. Wenn ich in Toronto ein Buch brauchte, das nicht erscheinen wollte, so war die gewöhnliche Antwort, daß man es aus Buffalo verschreibe. Die Kaufläden für Kleidungsstücke und Putzmachermwaren nahmen sich in ihren bunten Farben am besten aus; am Fenster eines der größten Läden sah ich in großen Lettern geschrieben: »Man gehe hinein und nenne den Preis«. Ueber der Thür eines andern Ladens war zu lesen: »Bücher und Cartons für Bänder,« ich begriff nicht, wie diese beiden heterogenen Gegenstände in so nahe Zusammenstellung gebracht werden konnten, bis ich mich erinnerte, daß beide von Papier sind.

Die Mac Murray's mit ihrem schönen Kinde und ihrer indianischen Amme schifften sich an Bord des Mi-

chigan ein, und ich schied mit Bedauern von ihnen, denn von Mrs. Mac Murray mit ihrer sanften Stimme, ihren gütigen Augen und mütterlichen Besorgnissen, war ich ganz eingenommen.

Ich war nun wieder allein in einem großen Gasthofe, der mit schmutzigen, trägen, rauchenden Männern angefüllt war; der Regen fiel in Strömen herab, und ich hatte keine Bücher, keine Gefährten. Ich ging sehr trostlos im großen Zimmer, welches man in den amerikanischen Gasthäusern (the ladies parlour) das Damenzimmer nennt, auf und ab, als ein kleines Mädchen, welches sehr hübsch und gut gekleidet war, und sich auf einem Schaukelpferde geschwenkt hatte, ihren Sitz und die Stube, ohne ein Wort zu sprechen, verließ, und mit einer Handvoll Bücher und mehreren Nummern einer köstlichen Zeitschrift, »Knickerbocker von Neuthorts« genannt, zurückkam und dieselben sehr freundlich vor mir niederlegte. Ein Becher Wasser in der Wüste würde mir kaum willkommener gewesen sein und wärmeren Dank und mehr Erkenntlichkeit erregt haben! Also mit Unterhaltung versehen, verstrich mir der düstere nasse Morgen endlich, denn Zeit und Stunden pflegen durch das Langweiligste auch hindurch zu ziehen, wie sie durch die unglücklichsten Tage hindurch eilen. Am Abend ging ich in das Theater in eine Privatloge, einen Luxus, den ich nicht in dieser demokratischsten aller Städte zu finden erwartet hätte. Das Theater ist natürlich klein, aber

hübsch und geschmackvoll decorirt. Eine Schauspielerinn von Neu-York, welche auf einige Abende glänzen sollte, war die größte und schönste Frau, welche ich je auf der Bühne gesehen habe und blickte über ihren kleinen Romeo hinweg oder auf ihn herab. — Besagter Romeo war im Costüme des Othello, mit Turban und übrigen Zubehör. Auf dem Balkon reichte das Geländer kaum bis zu Juliettens Knieen heran, und ich war in beständiger Angst, daß sie Kopf unter Kopf über herabfallen werde. Das würde um so mehr zu beklagen gewesen sein, da sie die einzige Person war, welche etwas von ihrer Rolle wußte, und die andern Schauspieler und Schauspielerinnen uns mit einem Geplauder erquickten, in welchem nicht allein Shakspeare, sondern auch Zahlen, Sinn, Grammatik, Alles in Confusion gebracht war. Mercutio war ein ungeheuer corpulenter Mann mit einer rothen Nase, welcher umher wankte und jede leere Stelle seines Gedächtnisses mit einem guten Fluch ausfüllte. Die ganze Vorstellung war unbeschreiblich komisch, und ich konnte nicht vermeiden oft in lautes Lachen auszubrechen, was meinen Umgebungen nicht sehr zu gefallen schien. Auch war das Publicum nicht weniger unterhaltend, als die dramatischen Personen selbst; denn das Parterre war mit Arbeitern der untersten Classe angefüllt und mit den Matrosen der Landseen, welche in ihren Strohhüten und Hemdeärmeln darsaßen; denn nur wenige hatten Röcke oder Westen an. Jeder war nach

seiner Art sehr aufmerksam auf die Geschichte, in den Zwischenakten aßen sie Kuchen oder tranken Whisky, und wenn irgend etwas ihnen besonders gefiel, stießen sie ein lautes Geschrei oder Hallo aus, welches im Theater wiederhallte; sie klatschten auf ihre Dickbeine und schnalzten mit den Fingern. Für sie waren augenscheinlich Peter und die Amme die Helden des Stückes und traten nie auf, ohne vom lärmendsten Beifallruf empfangen zu werden. Die Schauspieler und Schauspielerinnen hatten Shakspeare's Humor bereichert, indem sie mehrere Yankee=Wiße und Anspielungen eingelegt hatten, deren genaue Bedeutung ich nicht verstehen konnte; doch erregte sie im lustigen Parterre ein unendliches Entzücken. Ich wartete nicht die zweite Unterhaltung ab, denn ich befürchtete, da die Tragödie sich als Farce erwies, so würde die Farce am Ende zur Tragödie werden.

Am nächsten Morgen kehrte ich zu den Wasserfällen zurück, welche noch immer wegen des stürmischen Wetters auf dem Erie-See trüb und düster sind.

---

## How divine

The liberty for frail, for mortal man  
 To roam at large among unpeopl'd glens;  
 And mountainous retirements, only trod  
 By devious fortsteps — regions consecrate  
 To oldest time!

*Wordsworth.*

Den 27ten Juni.

In einem fremden Lande kann man viel erfahren, wenn man in öffentlichen Wagen reist. Ich habe in Deutschland und in andern Ländern diese Art zu reisen immer vorgezogen, selbst wenn ich die Wahl hatte, und ich habe es nie bereut.

Die canadischen Postwagen \*) sind wie die der vereinigten Staaten schwere, rumpelnde Maschinen, wohl berechnet in Wegen durchzukommen, wo jeder anständige Wagen nothwendiger Weise in Stücken gehen würde. In einem solchen Postwagen nahm ich Platz, um nach

---

\*) Das heißt die besseren. In manchen Theilen von Ober-Canada waren die Postwagen, welche zugleich die Briefpost abgaben, große hölzerne Kasten, welche aus einigen wenigen Brettern zusammengenagelt und auf Räder gesetzt waren. Man mußte zu den Fenstern hineinsteigen, da keine Thüren vorhanden waren, die man hätte öffnen oder schließen können, auch ruheten sie nicht auf Federn. Zwei oder drei Sitze hingen an lebernen Riemen. Die Reisenden mußten sich selbst mit Büffelfellen versehen, oder mit Kissen, um darauf zu sitzen.

der Stadt Niagara zurückzukehren, und von da meine Reise nach Westen weiter fortzusetzen. Mit dem Dampfboote hätte ich den Weg viel schneller und leichter zurücklegen können; aber mein Zweck war nicht Eile, auch wollte ich nicht nur Himmel und Wasser sehen, sondern das Land.

Im Postwagen fand ich schon zwei Personen, einen englischen Auswanderer und seine Frau, mit denen ich nach gewohnter Weise sogleich Bekanntschaft machte, und die Mittheilung des Mannes fand ich der Mühe des Aufnotirens werth, nicht sowohl wegen des Ungewöhnlichen und Außerordentlichen seiner Verhältnisse, aber eben weil diese Verhältnisse denen von so vielen anderen gleichen, während die gesunde Vernunft, die Ehrlichkeit und die Klugheit dieses Mannes mich sehr anzogen.

Er erzählte mir, daß er in seinem eigenen Interesse und in dem noch vieler Anderer nach Amerika gereist sei. Die Andern waren mit ihm von gleichem Stande, und Männer, welche große Familien und ein kleines Kapital Vermögen hatten, und welche es schwierig fanden, ihre Kinder in England zu versorgen. Er selbst war noch vor einigen Jahren der einzige seines Gewerbes in einer kleinen Landstadt gewesen, wo er jetzt vierzehn Mitbewerber habe. Sechs Familien, welche mit ihm in gleicher Lage sich befanden, hatten ihn auf eine Entdeckungsreise ausgesandt, und man hatte ihm die

Entscheidung überlassen, ob sie sich in den vereinigten Staaten oder in Canada niederlassen sollten. Sie hatten ihre Kinder in einer Lehranstalt auf der langen Insel gelassen, und er war eben im Begriff, eine Tour durch die zwei Länder zu machen, um sich umzusehen und Erkundigungen einzuziehen, ehe er sich entschied, und seine kleine Frau hatte er mitgebracht, um die großen Wasserfälle von Niagara zu sehen, von denen er im alten Lande so viel gehört hatte.«

Während wir so zusammen reiseten, mischte mein Gefährte mit seinen sehr scharfsinnigen Fragen und seinen gelehrten Berechnungen über Ernte und Preis der Ländereien gewisse Bemerkungen über die Schönheit der Landschaft mit ein und sprach so über Licht und Schatten und Vordergrund und Effecten und das in so gemeinem plebejischen Englisch, und doch mit so viel Geschmack und Gefühl, daß ich sehr verwundert war, bis ich ausfindig machte, daß er einen Kupferstichhandel getrieben und Bilderrahmen verfertigt habe, welcher letztere Handelszweig ihn oft mit Künstlern und Kunstliebhabern in Berührung gebracht hatte, und er erzählte mir mit nicht geringem Stolze, daß er unter seinen Habseligkeiten einige sehr schöne Gemälde von Prout, Hunt und Turner mitgebracht habe, die in seinem Geschäfte an ihn gekommen wären. Er sagte, daß er nicht wünschte, sich von diesen zu trennen, sondern, daß es seine Absicht sei, wo er sich auch niederlassen werde, sie



in seinem Hause aufzuhängen, und wenn das Haus auch eine Blockhütte sein sollte, damit seine Kinder einst die Freude haben möchten sie zu sehen, und so daß Treffliche in dieser Kunst kennen zu lernen.

Am nächsten Tage, als ich von Niagara nach Hamilton in einem starken Gewitterregen fahren wollte, fand ich zu meiner nicht geringen Freude den englischen Emigranten und seine ruhige, stille, kleine Frau schon im Postwagen, als meine einzigen Reisegefährten. In der Haltung dieses Mannes lag jene ehrfurchtsvolle Höflichkeit, welche man so oft in den Manieren derjenigen achtbaren Handelsleute findet, die oft im Verkehr mit Vornehmen kommen, ohne demungeachtet einen Anstrich von Unterwürfigkeit anzunehmen, und sein Gespräch unterhielt und interessirte mich immer mehr.

Er erzählte mir, daß er auf einem Pachtthofe geboren sei und lange als des Pächters Sohn gearbeitet habe, dann sei er Zimmermann geworden und zuletzt Holzschnitzer und Vergolder, so daß es keine Art von Geschäft gäbe, zu welcher seine Hand sich nicht gebrauchen ließe. Seine Frau war eine gute Näherin, und er hatte seine sechs kleinen Kinder erzogen, um nützlich zu werden, indem er ihnen alle Gelegenheit, die ihm zu Gebote stand, gegeben, um so viele Kenntnisse zu erlangen als nur möglich. Er beklagte seine eigene Unwissenheit, doch habe er, wie er sagte, sein ganzes Leben hindurch zu viel zu thun gehabt, um viel Zeit zum Lesen

zu finden, jedoch war er entschlossen, daß seine Söhne und Töchter lesen lernen sollten, weil, wie er sehr wohl bemerkte, jede Art von Wissen, sei es viel oder wenig, gewiß einmal Nutzen bringe. Seine Ansichten über Erziehung, seine Einwendung gegen das althergebrachte Verfahren in gewöhnlichen Schulen, und seine Pläne hinsichtlich seiner Kinder waren mit eben so viel Originalität als gesunder Vernunft entwickelt. Er schien mir im Ganzen in jeder Hinsicht gerade die Art von Ansiedler, welche man in Ober-Canada braucht, deshalb war es mir sehr angenehm zu hören, daß er mit dem Wenigen, was er bis jetzt von dieser Provinz gesehen hatte, zufriedener sei als mit den Staaten der Union, durch welche er gereist war. Er sagte sehr wahr, daß es ihm hier mehr »wie Heimath, wie England sei.« Ich that, was ich konnte, um ihn in seinen guten Absichten zu ermuntern, indem ich ihm versprach, daß das Wenige, was in meiner Gewalt stände, um seine Wünsche zu befördern, gewiß geschehen sollte \*).

---

\*) Und ich that es auch, indem ich sie durch einen Brief an Dr. Dunlop empfahl, denn obgleich ich nicht persönlich mit diesem bekannt bin, so weiß ich doch, daß mein Auswanderer gerade der Mann war, der seine Verwendung verdiene und erhalten werde. Ich schrieb auch an den ersten Richter Robinson zu seinem Gunsten und lud ihn ein, uns zu besuchen, wenn er nach Toronto käme, indem ich ihm des Kanzlers Schutz und Hilfe

Während das Gespräch mit einer Beharrlichkeit geführt wurde, welche bewunderungswürdig war, wenn man bedenkt, daß unser Fuhrwerk auf dem scheußlichsten Wege hinrumpelte, einherschwanfte und uns unter einander stieß, hielt unser Kutscher vor einer schlechten kleinen Blochhütte an, über deren Thür eine Tafel ganz schief aufgehängt war, welche »Whisky und Tabak« verkündigte; die Fenster waren zerbrochen und die laute Stimme irgend eines Betrunknen ließ sich von Innen heraus in einem ununterbrochenen Strome von Schwüren und Flüchen vernehmen, welche in ihrer Abwechslung meinem Ohre so neu und so furchtbar waren, daß ich bis in die tiefste Seele erschrak.

Nachdem wir einige Schritte weiter gefahren waren, hielt der Wagen wieder. Ich rief dem Kutscher etwas erschrocken zu: »Ich hoffe doch, Sie werden den betrunkenen Menschen nicht in den Wagen aufnehmen?« er antwortete aber ganz gelassen: »Nein! ich werde nicht, fürchten Sie sich nur nicht!« Im nächsten Augenblicke öffnete er die Thür und derselbe elende Mensch, vor dem ich mich so fürchtete, stolperte herein mit dem Kopfe voran. Er roch nach Branntwein und sah aus! — ganz

versprach. Doch habe ich nie wieder etwas von dem Manne gehört, auch konnte ich nicht seinen Namen unter den Landtäufeln einregistriert finden, als ich Canada verließ.

fürchterlich sah er aus! Vorstellungen waren unnütz; selbst ohne dieselben nur anzuhören, schloß der Kutscher die Thür und fuhr in Galop weiter. Der Regen goß in Strömen herab, auf der Landstraße war der Schmutz knietief, der wilde Wald lag von beiden Seiten dunkel, düster und undurchdringlich! Da war keine Hilfe, kein Mittel, keine Hoffnung, uns blieb nichts übrig als Geduld. Hier war denn eines von den Leiden, denen der speculative Reisende dann und wann ausgesetzt ist, und welche im Augenblicke selbst alle möglichen Vortheile der Erfahrung und Kenntnisse, die zu solch einem Preise erkaufte werden mußten, zu überwiegen scheinen.

Noch nie in meinem ganzen Leben war ich gezwungen gewesen, die Gegenwart oder Nähe eines solchen Geschöpfes nur während zwei Minuten zu erdulden, und ich kann gar nicht sagen, wie groß mein Schrecken und Erstaunen war, und welchen Widerwillen ich empfand, der sich endlich bis zum Ekel und Uebelfein steigerte. Der Engländer setzte sich auf den mittleren Sitz, seiner Frau und mir gegenüber, und that sein Möglichstes, um uns vor jeder Berührung des Gegenstandes unseres Abscheues zu sichern, während das unglückliche Geschöpf im Bewußtsein des Widerwillens, den er uns einflößen mußte, in dem einen Augenblicke den Ausdruck von lächelnder Selbstgefälligkeit annahm, und im nächsten uns mit wildem Troß anstarrte. Als ich mich genug erholt hatte, um beobachten zu können, sah ich, daß

er nicht älter als fünfundzwanzig Jahre war, vielleicht auch noch jünger, mit einem Gesichte und einer Gestalt, die nicht nur schön, sondern außergewöhnlich schön genannt werden konnten, obgleich jetzt entstellt, entwürdigt und verzogen, erhitzt und beschmutzt von der Unmäßigkeit, ein fürchterliches demüthigendes Beispiel menschlicher Verirrung. — Ein Schimmer von Bewußtsein und Verstand verhinderte ihn zu toben und zu fluchen, als er einmal im Wagen saß, er schmähte aber gewaltig gegen die Engländer. Sein näselnder Accent und seine trunkenen Schimpfreden gegen das alte Land und alle diejenigen, welche aus demselben gekommen, verriethen uns, daß er jenseits des Niagara oder »unten im Osten« geboren und erzogen war. Einmal richtete er auch das Wort an mich, und über mein hartnäckiges Stillschweigen beleidigt, rief er mit einem verächtlichen und einem gräßlichen Lachen und Schluchzen aus: »Ich möchte wissen — Madame, wie ich unter Ihren teuflischen Einfluß gekommen bin?« Jetzt legte sich mein Freund, der Auswanderer, vermittelnd dazwischen, da er meine Furcht bemerkte, und es erfolgte ein Auftritt, der trotz Schreckniß und der entsetzlichen Nähe unwiderstehlich komisch war, und doch nicht ohne ernste Bedeutung, wenn ich jetzt daran denke. Der Engländer vergaß, daß der Zustand des Mannes auf einige Zeit dessen Fähigkeit zu denken und zu verstehen aufgehoben hatte, und begann mit gütigem Ernste sein Erstaunen und sein

Mitleid auszusprechen, darüber, daß ein junger Mann auf so schlechte Wege gerathen sei, und ermahnte ihn sich zu bessern — während der Unglückliche sich beinah vor Lachen wälzte. Doch plötzlich veränderten sich seine Züge, und er fragte mit traurigem Ausdrücke und Thränen in den Augen: »Freund, glaubt Ihr an den Teufel?«

»Ja,« sagte der Engländer feierlich.

»Dann werdet Ihr wohl auch glauben, daß ein Mensch vom Teufel versucht werden kann?«

»Ja, und ich möchte wohl ungefähr mir denken, in wie fern dieses der Fall bei Euch war, Freund.« Doch als er ihn vom Kopf bis zu den Füßen mit unzweideutigem Ausdruck betrachtet hatte, fügte er hinzu: »ich glaube, selbst der Teufel hat zu viel Barmherzigkeit, als daß er einen Mann in so einen Zustand versetzen würde.«

»Was meint Ihr damit?« rief der Unglückliche wild, und stieß zum Erstenmale einen fürchterlichen Fluch aus. Der Auswanderer antwortete nur, indem er bedeutungsvoll den Kopf schüttelte, und der Andere, nachdem er einen Strom von Schmähungen gegen »die Unverschämtheit der Leute vom alten Lande« ausgestoßen hatte, legte sich auf den Rücken, streckte die Beine in die Höhe, indem er die Füße an die Decke des Wagens stemmte und schlief in dieser Stellung ein. Er schnarchte, bis er nach einer langen Stunde bei der Thür einer andern Branntweinschenke eben so herausstolperte,

als er hereingestolpert war, und wir nichts mehr von ihm sahen.

Die Entfernung von der Stadt Niagara bis Hamilton beträgt ungefähr vierzig englische Meilen. Wir hatten Niagara um zehn Uhr des Morgens verlassen, doch war es beinah Mitternacht als wir ankamen, und wir hatten während des ganzen Tages keine Erfrischung genossen. Dort war Markt, und die Zeit der Affisen, so daß im einzigen erträglichen Gasthose kein Bett zu haben war. Die Leute waren über alle Maßen höflich und schlugen eins für mich in einem der hintern Gastzimmer auf, und ich sank halb verhungert und ganz ermüdet in Schlaf.

Der andere Tag ging schön und glänzend auf, und ich amüsierte mich, indem ich in der hübschen Stadt auf- und abspazierte.

Hamilton ist die Hauptstadt vom Goro-District, und eine der blühendsten Ortschaften in Ober-Canada. Sie liegt am äußersten Ende der Burlington-Bai am obersten Ende des Ontario-See's, und hat eine sich jährliche vermehrende Bevölkerung von etwa dreitausend Seelen. Die Stadt ist ungefähr eine englische Meile vom Ufer entfernt, und dieser Raum wird wohl im Laufe der Zeit mit Gebäuden bedeckt werden. Ich erfuhr, daß man von hier aus siebenzigtausend Bushel Weizen in einem Monat zu Schiffe verführt. Hier ist auch eine Bank errichtet, nächstdem ein Gebäude für

den Gerichtshof, und ein Gefängniß, welches jedoch noch nicht ganz vollendet ausseh; auch findet man hier den Anfang zu einem öffentlichen Lesesaal, und zu einer literarischen Gesellschaft, von der ich jedoch nicht aus eigener Erfahrung sprechen kann, und welche mir noch sehr im Entstehen scheint. Einige der Leinweber-, so wie auch einige Gewürzkrämer-Läden, welche letztere vielmehr Läden von aller Art von eingeführten Waaren sind, nehmen sich sehr gut aus, und der ganze Ort gefiel mir durch den Anstrich von Geschäftigkeit, Thätigkeit und Leben. Ich sah zwar keine Buchläden, jedoch einige Bücher auf dem Gestelle einer der gewöhnlichsten und gemeinsten Gewürzkrämer-Boutiquen der Stadt.

Allan M'Nab, der Sprecher des house of assembly, hat ein sehr schönes Haus hier und ist auch einer der ersten Kaufleute und Landbesitzer, er war aber zu jener Zeit abwesend. Ich hatte viel vom Herrn Lattremole gehört, dem Verfasser eines sehr guten Buches für Auswanderer; er war auch als einer der ausgezeichnetsten Bewohner der Stadt bekannt, und ich wünschte diesen Herrn zu sehen, aber es fanden sich einige Schwierigkeiten ihn aufzufinden, und nachdem ich eine Zeitlang gewartet hatte, sah ich mich genöthigt abzureisen, da eine lange Tagereise vor mir lag.

Ich hoffe, Sie haben eine Landkarte von Canada vor sich oder bei der Hand, damit das, was ich Ihnen hier zu sagen habe, Ihnen verständlich sei.



Man hat den Plan, eine Eisenbahn von Hamilton westlich durch London und die westlichen Districte zu führen — gewiß eine der großartigsten und nützlichsten Unternehmungen in der Welt — das heißt in der hiesigen Welt. Der Mangel an Landstraßen und an einem zugänglichen Markte für die Produkte der Agricultur erhält dieses prächtige Land in Armuth und Unwissenheit, trotz allen den reichen Quellen, denen nichts gleich kommt. Wenn in dem östlichen Districte der Bau des Rideau=Canals (welcher den See Ontario mit dem Fluß Ottawa verbindet), der trotz der sehr nachtheiligen schwierigen Localität diesen Theil der Provinz so schnell an Bevölkerung, Reichthum und günstiger Entwicklung gewinnen ließ, was würde da nicht eine Eisenbahn ausrichten, hier, wo das Bedürfniß danach eben so groß ist, wo die Hülfquellen der Natur und der Verhältnisse viel bedeutender — und wo die Aussichten auf Vortheil in jeder Hinsicht unendlich mehr versprechend sind?

Trotz allen Nachtheilen führt, wie ein Blick auf die Charte Sie überzeugen wird, die gewöhnliche Reiseroute der Emigranten nach den westlichen Staaten der Union durch diesen Theil der Provinz. Es ist dieses der kürzeste Weg nach Michigan, und die Illinois=Inseln sind um einige hundert Meilen dadurch näher gerückt. Wenn nun eine Eisenbahn eine directe Verbindung der Hauptniederlassungen zwischen Hamilton am See Ontario und Sandwich an der Spitze des Erie=See's bewerk-

stelligen könnte, so kann man die Vortheile, die daraus entstehen werden, gar nicht berechnen; selbst der directe Nutzen würde sehr bedeutend sein. Aber der Mangel an Capitalien, wie ich rings um mich höre — und man könnte hinzufügen Mangel an Energie, Mangel an Unternehmungsgeist, Mangel an Allem, was noch nöthig ist, außer dem Gelde, dem Nöthigsten von Allem — werden wohl die Ausführung dieses Planes noch einige Jahre hinauschieben. Es wundert mich, daß einige unserer großen Speculationsmänner und Geldbesitzer in England nicht hier speculiren, anstatt Geld nach den vereinigten Staaten zu senden; — oder vielmehr, ich verwundere mich nicht darüber, seitdem ich gesehen habe, was ich sehe. Ich wünsche aber, daß das Gouvernement irgend etwas unternehmen möge, um die allgemein herrschende Ansicht zu verwischen, als würden diese Provinzen von den Mächtigen des alten Landes mit Mißtrauen und Gleichgültigkeit betrachtet, irgend etwas, um Vertrauen in die Staatsmänner und Staatsmaßregeln hervorzurufen, ohne welches kein Unternehmen, kein Gedeihen und keine Eisenbahnen stattfinden werden. Was das sein mag, kann ich weder sagen noch ahnden, denn ich verstehe mich weder auf Politik noch auf Staatswirthschaft, wie Henriette Martineau. Ich habe gerade genug Verstand, um zu sehen und zu fühlen, daß etwas gethan werden muß — und die Nothwendigkeit davon spricht sich in jeder Weise um mich herum aus.

Ich darf nicht vergessen, daß eine große Anzahl Holländer und Deutsche sich im Niagara- oder Gore-Districte niedergelassen haben, daß sie sich daselbst durch ihre fleißigen und mäßigen Gewohnheiten auszeichnen und sehr gut gedeihen. Sie sind sehr leicht von den brittischen Ansiedlern zu unterscheiden, sowohl durch ihre Person, als durch ihre Kleidung und ihre Häuser und Kirchen, vor allen aber haben ihre Begräbnißplätze ein besonderes und charakteristisches Ansehn. In Berlin haben die Deutschen eine Druckerpresse und publiciren eine Zeitung in ihrer eigenen Sprache, welche durch die ganze Provinz unter den deutschen Landsteuten circulirt.

In Hamilton miethete ich einen kleinen Wagen, sie nennen diese Art Fuhrwerk Wagon; es ist eine Art von Gig auf einem hölzernen Kasten angebracht, in welchen meine Bagage gestopft wurde, auch miethete ich einen Kutscher, der mich nach Brandtsford fahren sollte, eine Entfernung von ungefähr fünfundzwanzig Meilen, und zwar für fünf Dollars. Das Land rings um mich her war sehr reich und schön und über alle Maßen fruchtbar. Die Wege waren aber so schrecklich, wie man es sich gar nicht vorstellen kann. So dachte ich damals; seitdem habe ich aber erfahren, daß es in dieser Hinsicht einen Grad von Schlechtigkeit geben kann, zu welcher die menschliche Einbildungskraft gar nicht herabzusteigen vermag. Ich erinnere mich, auf diesem Wege eine Strecke von ungefähr drei englischen

Meilen zurückgelegt zu haben, welche auf beiden Seiten mit abgestorbenen Bäumen eingefast war, die man künstlich durch Feuer oder Ringeln zerstört hatte. Es war ein Geisterwald von weißen Gespenstern, welche sonderbar gegen das reiche volle Laub rings umher abstachen.

Das Mitleid, welches ich noch mit den Bäumen in Canada habe, beweist, wie wenig ich noch eine Canadierin bin. Woher wissen wir denn, daß die Bäume ihren Umsturz nicht schmerzlich empfinden? wir wissen ja gar nichts davon. Die Grenzlinie zwischen dem animalischen und vegetabilischen Empfinden ist eben so wenig aufgefunden, als die Grenzlinie zwischen der animalischen und menschlichen Intelligenz. Und wenn es wahr ist, daß auf Erden nichts stirbt, worüber die Natur nicht trauert, wie muß sie da trauern über diese mächtigen Linden, welche ihr Stolz, ihre Ehre, ihr schmückendes Gewand waren? Ohne gerade der Behauptung des alten Philosophen beizupflichten, daß ein Baum den ersten Streich der Art fühle \*), so weiß ich doch, daß ich nie diesen ersten Streich ohne Erschütterung sehen oder hören kann, und selbst jetzt kann ich auch nicht mit Gleichgültigkeit darauf hinblicken, geschweige denn die Freude der Canadier theilen, wenn diese ungeheuren Eichen, diese schattigen Ulmen und die stattlichen

---

\*) Evelyn führte dieses an.

Fichten darniederliegen und aller Ehren beraubt mit dem Gestripp in Haufen geschichtet sind, um als Brennholz zum Heizen zu dienen, oder wenn sie bis auf entstellte schwarze Stümpfe abgebrannt, blätterlos, vertrocknet und verwundet geisterartig dastehen, nachdem man sie geringelt und dem Absterben überlassen hat. Der »Narr im Walde« konnte nicht besser über das verwundete Wild moralisiren, als ich über die niedergestürzten und verstümmelten Bäume. Ich erinnere mich bei einer der Lichtungen, durch welche ich heute fuhr, eines besondern Baumes, den man verbrannt und versengt hatte, und von welchem nur ein Stück modernder Rinde übrig geblieben war. Aus der Mitte desselben, wie aus einer verborgenen Lebensquelle, entsprang ein junger grüner Zweig, er war schlank, blühend und trug die frischesten Blätter. Ich blickte darauf hin und gedachte der Hoffnung! Warum sollten wir denn je verzweifeln? Kann der Himmel denn für den zerstörten Baum etwas thun, das er für das menschliche Herz nicht zu thun vermöchte? —

Der größte Ort, durch den wir kamen, ist Uncaster, welches sehr hübsch von Wiesen und reichen Waldungen umgeben liegt und sich schnell vergrößert.

Noch vor Sonnenuntergang kam ich in Brandtford an und unternahm einen Spaziergang durch die Stadt und deren Umgebungen. Sie liegt sehr schön auf einem Hügel am linken Ufer des großen Flusses, und als

ich auf diesem stand und mit dem Auge dem edlen Strome folgte, der sich durch reiche mit Wald bewachsene Flächen, durch grüne Wiesen und bebaute Felder hindurch windet, wurde ich unwillkürlich an die Themse in der Nähe von Richmond erinnert, die Landschaft hat denselben Charakter ruhiger und reicher Schönheit.

In Canada kann ein Reisender selten sich an dem Interesse erfreuen, welches historische oder poetische Erinnerungen einer Gegend gewähren. Doch der Grenze von Niagara verleihen das Andenken des Generals Brock und einige Anekdoten aus dem letzten Kriege diese Art von Interesse, und an Brandtfort oder vielmehr an den Namen dieser Stadt knüpfen sich Erinnerungen, welche die Seele eines müßigen contemplativen Reisenden wohl ein wenig beschäftigen können.

Brandt war der Anführer jener Mohawks-Krieger, welche während des amerikanischen Freiheitskrieges auf der brittischen Seite dienten. Als der Streit zu Ende war, verließen die »sechs Nationen« ihren alten Wohnplatz am südlichen Theile des Ontario-Sees, und nachdem sie vom englischen Gouvernement ein Zugeständniß an Ländereien längs den Ufern des Großen Flusses und am daranstoßenden Ufer des Erie-Sees erhalten hatten, ließen sie sich hier unter ihrem Anführer Brandt 1783 nieder. Ein großer Theil des Landes, der schönste in der Provinz, ist kürzlich vom Gouvernement ihnen wie-

der abgekauft worden und wird von englischen Ansiedlern urbar gemacht.

Brandt, welcher gescheut genug war, die Ueberlegenheit an Kenntnissen und Geschicklichkeit der Weißen zu bemerken und anzuerkennen, war im Anfange sehr bemüht, seine Nation zu civilisiren und zu bekehren; doch wurde mir von einem Herrn, der ihn gekannt hat, erzählt, daß nach einem Besuche in England er diesen Wunsch verloren habe, denn er sei zu seinem Volke mit keiner guten Meinung von unseren Sitten und Gebräuchen zurückgekehrt. Er starb 1807.

Es ist derselbe Brandt, den Campbell dem unverdienten Hasse der Nachwelt übergeben hat, indem er ihn als den Anführer bei dem Blutbad zu Wponing nannte. Der Dichter erzählt uns zwar in den an Gertrud von Wponing gerichteten Notizen, daß Alles, was er gegen Brandt gesagt habe, als bloße Fiction müsse betrachtet werden, denn dieser sei wegen seiner Menschenliebe berühmt und bei jenem Blutbad nicht einmal zugegen gewesen; der Name steht aber demungeachtet noch in dem Texte mit der besondern Bezeichnung »fluchwürdiger Brandt, das Ungeheuer Brandt,« und ist das nicht ungerecht, in eleganten und beliebten Versen Jemanden als Mörder zu bezeichnen und dann in ein kleines Stückchen, am Schlusse angehängter Prosa, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen?

Sein Sohn John Brandt erhielt eine gute Erzie-

hung und war Mitglied des House of Assembly in diesem Districte. Er starb auch kurz vor meiner Ankunft, und der Sohn seiner Schwester Mrs. Kerr ist jetzt der erbliche Anführer der sechs Nationen.

Sie bestehen jetzt aus zweitausend fünfhundert, die von den sieben bis achttausenden, welche sich hier niederließen, noch übrig sind. Hier, wie überall, ist die Abnahme der indianischen Bevölkerung in angesiedelten Ländern allgemein. Man nimmt an, daß die weiße Bevölkerung sich im Durchschnitt in Amerika alle drei- undzwanzig Jahre verdoppelt, und in demselben Verhältnisse sterben die Indianer aus.

Die Angelegenheiten und Besikungen dieser Indianer werden jetzt vom Gouvernement verwaltet. Die Revenuen von dem Verkaufe ihrer Ländereien sind in den Händen ihrer Commissionäre, und es geschieht viel für ihre Bekehrung und Civilisation, wovon das Resultat aber erst nach zwei oder drei oder auch nach mehr Generationen eintreten wird, und bis dahin, fürchte ich, werden nicht viele mehr übrig sein, denn die Auszeh- rung richtet große Niederlagen unter ihnen an. Jetzt haben sie Kirchen, Schulen und einen sehr fähigen Missionär, welcher ihre Sprache erlernt hat, und außer diesem wohnen noch einige Methodisten-Prediger unter ihnen. Die meisten von den besagten zweitausend fünfhundert behalten aber ihren alten Glauben und ihre alten Gebräuche bei, indem sie von den Weißen nur



diejenigen Gewohnheiten annehmen, welche gewiß mehr geehrt werden, indem man sie aufgibt, als indem man sie befolgt. Ich sah mehrere aus diesem Volke und sprach mit einigen, welche mit ruhiger, gehaltener Höflichkeit und in sehr verständlichem Englisch antworteten. Eine Gruppe, der ich vor der Stadt begegnete, bestand aus zwei jungen Männern in wollene Decken gehüllt, nebst Weinbekleidung, einer alten häßlichen Frau mit einem Männerhute auf dem Kopfe, einer blauen Decke und Mocassins von Hirschfellen, und einem sehr schönen Mädchen, dem Anscheine nach nicht über funfzehn Jahr alt in gleichem Anzuge, mit langem schwarzen Haar, welches über ihr Antlitz und ihre Schultern herabhäng; sie trug ein kleines Kind, welches um viele Schattirungen blonder war, als sie selbst, und aus den Falten der Decken über ihren Rücken herabschaute. — Die ganze Gesellschaft erinnerte mich an eine Gruppe von Zigeunern, wie ich deren oft vor mehreren Jahren an den Grenzen des Sherwood-Waldes gesehen habe.

Der Große Fluß ist für Dampfböte von dem Erie-See bis zum Landungsplage zwei Meilen unterhalb Brandtfort schiffbar, und von dort aus soll einmal bis zur Stadt ein Kanal gegraben werden. Die jetzige Lage von Brandtfort wurde wegen der kleinen Katarakten gewählt, die zwar die Schifffahrt hemmen, aber eine Menge von Mühlen in Bewegung setzen, welche hier von großer Wichtigkeit sind. Der gewöhnliche Verlauf

der Zunahme eines canadischen Dorfes ist folgender: Zuerst findet man einen Strom, dann wird eine Sägemühle errichtet, und eine Mahlmühle zur Bequemlichkeit für die benachbarten zerstreuten Ansiedler. Dann entstehen einige wenige Hütten oder Blockhäuser für die Arbeitsleute, dann ein Kramladen, dann eine Schenke — eine Kapelle, vielleicht auch eine Schule und so weiter \*).

Da ich nicht gehörig gewarnt worden war, hatte ich unglücklicher Weise dem Kutscher erlaubt, mich in einen falschen Gasthof zu fahren. Ich hätte im »Mansion-House« einkehren sollen, welches von einem auf halben Sold stehenden brittischen Officier sehr gut gehalten

---

\*) In Ober-Canada wird die Kirche oder Kapelle gewöhnlich vor der Schule errichtet, doch die Mühlen und die Schenken kommen überall zuerst. »In den vereinigten Staaten,« sagte Herr Schoolcraft, »ist das erste öffentliche Gebäude ein Haus für den Gerichtshof, dann das Gefängniß, dann die Schule oder vielleicht gar ein Gymnasium, wo der religiöse Gottesdienst auch dann und wann gehalten werden kann, ein Haus aber für den öffentlichen Gottesdienst ist erst das Resultat eines gereiften Zustandes der Ansiedlung. Wenn wir oft als freitsüchtig gebrandmarkt werden, so geschieht das nicht ganz ohne Grund, und ungeachtet der Geringschätzung, mit welcher fremde Zeitschriften unserer literarischen Neigungen und Talente erwähnen, so ist es doch noch wahrscheinlicher, daß wir eher dereinst den Ruf eines gelehrten Volkes erlangen, als den eines frommen Volkes.«

wird, statt dessen wurde ich in das »Handelshotel« gefahren, welches erst seit Kurzem von einem Amerikaner unternommen ist. Ich schickte zum Wirth, um ihm sagen zu lassen, daß ich mit ihm über meine Weiterreise am andern Morgen zu sprechen wünsche, und im nächsten Augenblicke trat dieser ohne Umstände und ohne irgend eine Entschuldigung in mein Schlafzimmer ein. Ich war zu sehr an fremde Sitten gewöhnt, um dadurch außer Fassung gebracht zu werden, doch gestehe ich, daß, als er seinen Hut auf mein Bett schleuderte und sich in den einzigen Sessel, welcher in der Stube war, niederließ, während ich vor ihm stand, ich nicht umhin konnte, ihm einen Blick des Erstaunens zuzuwenden; denn diejenigen, welche an die dienstfertige Höflichkeit, die man in englischen Gasthöfen findet, gewöhnt sind, können an den Manieren der Wirthe in den vereinigten Staaten keinen Gefallen finden. Ich für meine Person kann mich zwar nicht beklagen, denn ich habe immer Höflichkeit und Aufmerksamkeit gefunden, aber das Betragen der Gastwirthe in Canada ist schlimmer als Alles, was einem in den vereinigten Staaten begegnen kann, da die Gasthöfe gewöhnlich von geflüchteten Amerikanern der niedersten Klasse gehalten werden, oder von Canadiern, welche die amerikanischen Manieren und Redensarten nachahmen wollen und dieselben noch sehr übertreiben.

Im jetzigen Falle sah ich sogleich, daß keine Unhöf-

lichkeit beabsichtigt war, denn mein Wirth war bereit, mich selbst in seinem Wagen und für einen sehr billigen Preis nach Woodstock zu fahren, und als alles dieses in Ordnung gebracht war und ich nach einigen wenigen Fragen ausfindig gemacht hatte, daß der Mensch wirklich sehr dumm und unwissend sei, wendete ich mich nach dem Fenster und nahm ein Buch als Signal für ihn, zu gehen. Er blieb jedoch noch einige Zeit in dem Stuhle liegen, sich stillschweigend hin und herschaukelnd, bis er zuletzt sich herabließ, den Wink zu verstehen und sich zurückzuziehen.

Obgleich ich sehr müde war, so wurde ich doch noch lange abgehalten, mich zur Ruhe zu begeben, durch eine jener unwürdigen Scenen, welche uns hier überall aufstossen. Unter meinem Fenster sah ich nämlich einen Mann in einem Zustande thierischer Betrunktheit einherschwankeu, fluchen und schwören, während eine Gesellschaft anderer Männer, welche auch sehr gut gekleidet waren und vor der Thür rauchten und tranken, mit viel Vergnügen und Gleichgültigkeit ihm zusahen und zuhörten. Kinder und Indianer standen auch dabei. Dieser Herr war, wie die Magd mir berichtete, »ein Gentleman von Geburt und hatte eine gute Praxis als Advokat.« Vor drei Jahren gab es keinen gescheitern Mann im ganzen Districte, und nun war er an Ruf, Gesundheit und Vermögen zu Grunde gerichtet; die Verwandten seiner Frau hatten letztere und die Kinder

zu sich genommen, und seitdem kleideten sie ihn und gaben ihm etwas zu seinem Unterhalte. Noch zwei Stunden lang fuhr er fort, die ganze Nachbarschaft zu stören, und ich war wirklich erstaunt über die Schonung, mit welcher er behandelt wurde.

Am nächsten Morgen ging ich noch einmal spazieren und fand schon verschiedene gute Kaufläden in der Stadt, und mehrere Häuser, welche aufgebaut wurden, unter denen manche von Backsteinen waren. Ich begegnete auch zwei oder drei sehr gut gekleideten Frauen, welche die Colborne-Straße hinabwandelten, und die Menschen liefen geschäftig unter einander mit belebten Gesichtern — welche sehr vortheilhaft mit den melancholischen und träg aussehenden Indianern contrastirten. Ich höre, daß jetzt ungefähr zwölfhundert Einwohner hier sind, da die Bevölkerung sich in drei Jahren verdreifacht hat, und man hat eine Zeitung, einen landwirthschaftlichen Verein, ein Postamt, eine Congregation, eine Wiedertäufer- und auch eine Methodisten-Kirche, eine große Stuhlfabrik und Mühlen und Manufacturen, welche ich nicht Zeit zu besuchen hatte.

---

Juli.

Um zehn Uhr stand ein kleines Fuhrwerk, demjenigen ähnlich, welches mich von Hamilton hierher gebracht hatte, vor der Thür, und ich brach nach Woodstock auf, von meinem amerikanischen Wirthe gefahren, welcher eben so gutmüthig und höflich, als unendlich dumm war.

Niemand, der nur einen einzigen Funken Imagination hat, kann durch die Waldwege von Canada reisen, ohne den tiefsten Eindruck daraus zurückzubringen. Die Reihe Bäume vor uns, welche unendbar erscheint, die unbegrenzte Wildniß rings umher, die geheimnißvolle Stille unter der Menge von Gehölz, wo kein menschlicher Fuß je hineingedrungen — und hie und da mitten darin von einem Strahle der Mittagssonne, die bald sichtbar, bald wieder verschwunden ist, in wechselnder, aber zauberhafter Schönheit erleuchtet. — Die wunderbare Pracht und Neuheit der Blumen, — die Stille, welche nur durch den tiefen Schrei eines Vogels, oder das Summen eines Insekts, oder das Plätschern und Quaken eines ungeheuren Bullfrosches unterbrochen wird. — Die Einsamkeit, in welcher wir Meile auf Meile zurücklegten, ohne ein menschliches Wesen oder eine menschliche Wohnung zu Gesichte zu bekommen — alles dieses ist entweder für die Phantasie aufregend, oder es drückt die Seele nieder, je nach der Stimmung, in welcher man ist. Ich

kann kaum in Worten ausdrücken, welche Wirkung das Ganze auf mich hervorbrachte.

---

Ich bemerkte einige Vögel von unbekannter Art; da war ein lieblicher Blauvogel, mit glänzendem veilchenblauen Gefieder, und eine sehr große Art von Baumrutscher mit schwarzem Kopf, weißer Brust und Rücken, und Flügel von glänzendem Scharlach, weshalb er von Vielen Feldofficier genannt wird, so wie auch oft der Hahn der Wilden. Ich würde ihn den Gecken der Wälder genannt haben, denn er flatterte beständig über unsern Weg, sich an den Bäumen anklammernd und hartnäckig immer uns im Gesichte bleibend, als ob er sich seiner schönen Kleidung bewußt wäre und sich gern bewundern ließe.

Ich sah auch einen canadischen Zeisig von der Größe einer Drossel, an Gefieder und Gestalt unserm lieben Vogel in der Heimath ähnlich, der eine rothe Brust hat. Auch umflatterten uns große Schaaren von Vögeln von hellem Gelb, wie Kanarienvögel, und ich glaube auch, von derselben Art. Wenn ich zuweilen aus der Tiefe des Waldes nach dem Firmament über mir blickte, sah ich einen Adler, welcher, wie es schien, auf bewegungslosen Flügeln durch die Luft segelte. Auch will ich nicht die Pracht der Blumen vergessen, welche wie ein schöner Teppich den Boden des Waldes auf

beiden Seiten des Weges deckten. Ich hätte mit Eichendorf ausrufen mögen:

O Welt! du schöne Welt du!  
Man sieht dich vor Blüthen kaum.

Denn an manchen Orten bedeckt ein reich durchsticktes Blumengewebe die Erde ganz und gar. Hier blühten jene schönen Pflanzen, welche wir mit so vieler Sorgfalt in unseren Gärten pflegen, Azaleas, Rhododendrons und die ganze große Familie der Lobelien sproßten hier im wilden Luxus. Festons von kriechenden und Parasiten-Pflanzen hingen von Zweig zu Zweig. Die purpurne und scharlachrothe Iris, der blaue Rittersporn, die elegante canadische Columbine mit ihren schönen Rosa-Blumen, die scharlachrothe Lychnis, eine Art von Orchis mit den grellsten Geranium-Farben, und die weiße, gelbe und purpurne Cypripedium \*) faßten den Weg ein, und noch tausend andere in schönen Farben, deren Namen ich nicht kannte. Ich konnte nicht ohne Wünsche vorbeifahren, und mein Dankeskutscher stieg ab und pflückte mir einen prächtigen Strauß vom sumpfigen Rande des Waldes. Ich befestigte meine Blumen in einer Guirlande am Vorder-

---

\*) Wegen ihrer Aehnlichkeit mit der Form eines Schuhs hat diese hübsche Blume überall denselben Namen; die Engländer nennen sie den Pantoffel der Lady — und die Indianer kennen sie als Mokassin-Blume.



theil des Wagens, so daß ich mich ihrer Neuheit und Schönheit mit Muße freuen konnte. Wie freigebig, wie sorglos verschwenderisch ist die Natur in ihren Werken! Im Innern des Cypripediums, welches ich aufriß, fand ich eine solche Abwechslung von verschiedenen Gestaltungen, Farben und edelsteinartigen Reichthümern, genug, um zwanzig verschiedene Blumen daraus zu bilden, und was für ein Palast für die kleine Fliege, welche einen mit Juwelen besetzten Kürasß trug und in den geheimen Gängen dieser Blume einquartiert war! Der Palast von Alladin konnte nicht prächtiger sein! Ich will Sie aber mit meinen phantastischen Ideen und Träumereien verschonen, denn deren zogen noch viele durch meine Phantasie hindurch. Ich fürchte, daß, so alt ich bin, meine Jugend mit meinen Jahren zusammengespannt ist, und daß ich in manchen Dingen noch ein Kind sein kann.

Von Brandtsford kamen wir nach Paris, eine neue, sehr schön gelegene Ansiedelung und von da nach Woodstock, eine Entfernung von achtzehn Meilen; kein Dorf liegt dazwischen, nur einzelne einsame Gasthäuser, welche weit von einander entfernt sind. In einem derselben, welches einem Franzosen gehörte, hielt ich mein Mittagsmahl, das in Milch, Eiern und trefflichem Brote bestand. Ich fand hier jeden Anschein von Gedeihen und Ueberfluß. Die Wirthin, eine Amerikanerin, erzählte mir, daß sie vor zwanzig Jahren in diese Wildniß eingezogen wären, als funfzig Meilen im Umfang noch kein

anderer Meierhof stand. Sie hatten mehrere Söhne und Töchter hier erzogen und wohlversorgt. Ein irländischer Landwirth trat ein, man tischte ihm seine Erfrischungen in der Vorhalle auf und ich hatte ein sehr unterhaltendes Gespräch mit ihm. Er gebieh auch hier auf einer großen Meierei und mit einer großen Familie, denn eine große Familie ist hier ein Mittel, um Reichthum zu erwerben, während im alten Lande sie oft nur Fluch und Bürde ist. Der gutmüthige Mann entsetzte sich sehr über meine gemeine Mahlzeit und ersuchte mich, dieselbe mit einem Glas Whisky aus seinem eigenen Reisevorrathe zu würzen. Es war wirklicher Pothee\*), und er verschwor sich hoch und theuer, auf eine nicht ganz unpoetische Art, »daß dieser die schöne Gottes-Welt und das gesegnete Licht des Tages nicht gesehen habe, seitdem er in Irland auf Flaschen gefüllt worden sei.« Er erzählte mir, ruhmredig, daß er in Hamilton achthundert Thaler durch den jetzigen erhöhten Preis des Weizens verdient habe. Im Anfange dieses Jahres war das Bushel Weizen zu drei bis vier Dollars verkauft worden und stieg in diesem Sommer auf zwölf und vierzehn Dollars, wegen der ungeheuern Quantitäten, welche während des Winters nach den hintern Niederlassungen zu Michigan und den Illinois ausgeführt wurden.

Die ganze Fahrt würde mir nur ungemischte Freude

---

\*) Ein irländisches Getränk.

gegeben haben, wenn nicht ein beinahe unerträglichem Umstand gewesen wäre. Die Wege waren nämlich so entsetzlich schlecht, daß keine Worte einen Begriff davon geben können; wir sanken oft bis über die Achse in Schmutzlöcher hinein, und wenn es über die Baumstämme ging, welche quer über Sümpfe gelegt waren, was man hier eine Conduroy-Straße nennt, wurden meine armen Gliedmaßen beinahe zerstoßen. Hier und da lag ein Rad oder eine zerbrochene Deichsel und erzählte in stummer Beredsamkeit von frühern Unfällen und Trümmern. An manchen Orten hatte man in der Verzweigung große Nester von Eichbäumen über den Schmutzabgrund geworfen und dieselben mit Lehm und Koth bedeckt, während auf beiden Seiten das grüne Laub hervorragte. Diese Art von trügerischer Abhülfe pflegte zuweilen nachzugeben, und wir waren nahe daran, in der Mitte umgeworfen zu werden. Als wir nach Brandtford kamen, waren meine Hände geschwollen und voll Blasen durch die Anstrengung, mit welcher ich mich an der eisernen Stange im Vordertheil meines Wagens angeklammert hatte, um nicht herausgeschleudert zu werden und meine Glieder schmerzten mich sehr. Ich habe noch nie solche Wege gesehen oder mir vorgestellt, daß solche existiren könnten. Es ist klar, daß die Leute hier nicht die geringsten Grundsätze beim Wegebauen haben oder anwenden; da werden keine Gräben gemacht und es wird weder nivelirt noch Grund gelegt. Die

Ansiedler in der Nähe sind zu sehr von der nothwendigsten Arbeit zum täglichen Unterhalte in Anspruch genommen, um einige Augenblicke ihrer Zeit dem Wegebau widmen zu können, wenn ihnen nicht gute Zahlung dafür geboten wird. Die gesetzmäßigen Arbeiten scheinen nicht von den Commissionairen und Magistratspersonen gehörig betrieben zu werden, und man hat weder Arbeiter noch Geld hier übrig. Von letzterem ist nie viel in diesen Gegenden gewesen und jetzt ist es gar nicht zu haben; die 500,000 Pfund Sterling, welche in der letzten Session des Provinzial-Parlements zur Ausbesserung der Landstraßen verwilligt wurden, sind bis jetzt, wie ich glaube, noch nicht erhoben worden.

Das ist aber noch nicht Alles! Der schlechte Zustand der Wege, der sehr geringe Verkehr zwischen Ortschaften, welche nicht weit aus einander liegen, geben übelgesinnten Personen die Macht, Unheil unter den unwissenden, isolirten Menschen auszusäen.

Am Ende eines sieben Meilen langen Waldweges hielten wir an einem kleinen Gasthose an, um unsere ermüdeten Pferde zu erfrischen. Mehrere Arbeiter lehnten vor der Thür, und ich sprach mit ihnen über den schlechten Zustand der Wege; sie stimmten Alle darin überein, daß es die Schuld des Gouvernements sei und daß man sich nicht um ihr Wohl bekümmere. Es sei wohl wahr, daß Geld für ihre Wege sei verwilligt worden, ehe man aber irgend etwas thun oder einen Schil-

ling davon ausgehen könne, müsse man erst nach dem alten Lande schreiben, um des Königs Erlaubniß zu erlangen — welche vielleicht nicht einmal geschickt würde — wer könne das wissen. Indessen ginge Alles hier durch Mangel an Wegen zu Grunde und Niemand dürfte sich darüber beklagen.

Umsonst versuchte ich dem Redner dieser Gesellschaft die Unwahrheit und Abgeschmacktheit solcher Berichte darzuthun. Er schüttelte den Kopf und sagte: »das wisse er besser.«

Einer unter ihnen machte die Anmerkung, daß, da das Gespann des Admirals B. (einer der größten Gutsbesitzer des Districts) neulich in einem Schmutzloche zusammengebrochen wäre, so sei einige Hoffnung vorhanden, daß man nach den Wegen der Umgegend einmal sehen würde.

Ungefähr gegen Sonnenuntergang kam ich in Wlandford an, fürchterlich müde, fieberhaft brennend und zerstoßen, da ich mehr als neun Stunden an fünf und zwanzig Meilen gereist war, und ich muß gestehen, daß trotz allem meinen *savoir faire* ich mich doch etwas schüchtern fühlte, als ich an der Wohnung eines Herrn vorfuhr, an den ich keinen Empfehlungsbrief hatte, aber dessen Familie, wie man mir versicherte, darauf vorbereitet war, mich zu empfangen. Es war etwas ängstlich, so mit einbrechender Nacht als herumreisende Frau, muthlos und halb todt vor Müdigkeit, bei Fremden anzukom-

men. Mein Empfang setzte mich aber gleich à mon aise. Die Worte: »wir haben Sie lange erwartet,« mit freundlicher Stimme gesprochen, tónten »wie die süßeste Musik dem lauschenden Ohr.« Eine hübsche, sehr elegante Frau vereinte französische aisance und Höflichkeit mit englischer Freundlichkeit; und eine ganze Schaar munterer Kinder von allen Größen stand unter der Vorhalle, um mich mit Lächeln und dargereichten Händen zu begrüßen. Können Sie sich meine Freude und Dankbarkeit denken? — Nein — unmöglich, Sie müßten denn während drei Tagen durch die Wildnisse von Amerika gereist sein. In wenig Tagen fühlte ich mich ganz heimathlich, und mein Ruhetag verlängerte sich unmerklich zu einer Woche, die ich mit dieser lebenswürdigen Familie verlebte — eine Woche, deren ich mich, so lange ich lebe, mit Freude und Dankbarkeit erinnern werde.

---

Die Region in Canada, in welcher ich mich jetzt befinde, heißt der Londoner District. Sie werden dessen Lage beim ersten Blick auf die Landkarte entdecken. Er liegt zwischen dem Gore-District, und nach Süden zu umfaßt er einen Theil der Küste des Erie-Sees, und im Norden die indianischen Ländereien und einen Theil des südlichen Ufers des Huron-Sees. Er wird von den Flüssen, welche sich in beide Seen ergießen, durchkreuzt. Ein Hauptfluß ist die Themse, welche hier (ungefähr hundert

Meilen von ihrer Mündung entfernt) ein kleiner, doch schöner Fluß ist, der sich, wie die Tris bei Oxford, krümmt. Woodstock, das nächste Dorf, so muß ich es aus Bescheidenheit nennen, wächst schnell zu einer großen Stadt heran, und der ganze District ist an Gegend, Fruchtbarkeit und Vortheile aller Art vielleicht der schönste in Canada \*).

Die Gesellschaft in dieser Nachbarschaft ist vorzüglich gut. Männer von Familie, Erziehung und Vermögen (unter andern der Bruder eines englischen, und der Sohn eines irländischen Pairs, ein Obrist und ein Major aus der Armee) haben sehr große Einkäufe von Ländereien gemacht und ihre Güter gedeihen zusehends.

Eines Tages fuhren wir nach der Niederlassung eines dieser Reichen, dem Admiral B..., welcher schon gegen zwanzigtausend Pfund Sterling an Einkäufe und Verbesserungen ausgegeben hat. Sein Haus ist wirklich eine Merkwürdigkeit, und erinnerte mich auf den ersten Anblick an ein afrikanisches Dorf — eine Art von Tumbuctoo, in Wäldern erbaut. Es ist zwei oder drei Meilen von der Landstraße entfernt und liegt in der Mitte von Wäldern und sieht aus, als ob eine Menge Blockhäuser zufällig neben einander hingeschüttelt wären.

\*) Der Ertrag eines Aekers Land ist in Canada im Durchschnitt bedeutender als in England, und in diesen westlichen Districten bedeutender als in Canada.

Der Admiral hat, wie ich vermüthe, wie gewöhnlich damit angefangen, ein Blockhaus zu errichten, während die Wälder gelichtet wurden; als er später noch Raum brauchte, hat er noch ein Blockhaus hinzugefügt, und dann wieder eins und noch eins von verschiedenen Größen und Gestalten und voller seemannischer Erfindungen — sonderbaren Gallerien, Gängen — Hallen, Vorfälen, Salons, Cajüten und Schenkzimmern, so daß, wenn das Aeußere mich auch an ein afrikanisches Dorf mahnte, das Innere dem eines Kriegsschiffes glich.

Das Besuchzimmer, welches ein ganzes Gebäude ausfüllt, ist wirklich ein schöner Saal, mit einem Kamin, in welchem man zwanzig Eichenblöcke auf ein Mal aufschichtet. Um diesen Saal herum läuft eine Gallerie, durch Fenster sehr gut von Außen beleuchtet, welche eine beständige Luftcirculation geben, die im Sommer das Zimmer kühl und im Winter warm erhält. Außerdem hat der Admiral noch so viel Erfindungen ausgeführt, um das Haus mit Luft und Wärme zu versehen, daß keine Feuer-Assicuranz ihn unter irgend einer Bedingung aufnehmen würde. Im Ganzen war es aber die materischste Wohnung, die ich je gesehen habe, und sie kann sich nicht allein eines Luxus und eines Comforts rühmen, wie man deren selten so tief im Innern des Landes antrifft, aber »cosa altra piu cara oder wenigstens piu rara. Die Schwester des Admirals, ein sehr gebildetes weibliches Wesen, mit einem unabhängi-



gen Vermögen, ist kürzlich aus Europa hierher gekommen, um ihre Wohnung in der Wildniß aufzuschlagen; da sie in der letzten Zeit einige Jahre in Italien zugebracht hat, führte sie alle die hübschen Gegenstände mit sich, mit welchen englische Reisende sich in Italien zu beladen pflegen. Ich fand hier rings um die Stube herum gereiht Bilder von Rom und Neapel, Tazzi und Marmorarten, geschnittene Lava und Alabaster, Miniatur-Copien von der ewigen Sibylle und Cenci, Raphaels Vatican u. s. w., lauter Gegenstände, welche an sich selbst weder selten noch bewundernswerth sind — aber es kam dem Wunder nah, sie hier zu sehen.

Die Wälder gehen noch bis dicht an's Haus; doch giebt es schon einen sehr gut bebauten Garten, und das Lichten und Blockbrennen geht mit großem Eifer vorwärts.

Der gute Admiral, welcher nicht mehr jung ist — im Gegentheil — hat kürzlich die ganze Nachbarschaft in Erstaunen gesetzt, oder vielmehr die ganze Provinz — indem er eine sehr junge Frau aus einem niederen Stande geheirathet hat. Im Anfang herrschten in der Gegend sehr bedeutende Zweifel, ob es passend sei, die junge Dame zu besuchen — Zweifel, welche mir weder vernünftig noch wohlwollend schienen, und welche hoffentlich der gesunden Vernunft und der Güte weichen werden. Selben hat sehr recht, wenn er sagt, daß von allen Handlungen im Menschenleben die Verheirathung diejenige sei, welche anderen Leuten am wenigsten anging, und

worein sie sich doch am meisten zu mischen pflegten! Wenn dieser Herr unglücklich wird, so hat er eine Thorheit begangen und wird gewiß selbst am meisten dafür gestraft werden, ohne Zuthun seiner Freunde und Nachbarn; ist er aber glücklich und man sagt, daß er es sei, so hat er keine Thorheit begangen und kann Alle rings herum auslachen. Seine gute Schwester ist herüber gekommen, um ihn und seine Menage zu unterstützen, und hat dadurch einen eben so großen Beweis ihrer Liebe als ihres Verstandes gegeben. Ich kann ihr nur wünschen, daß die Heiterkeit, die Beharrlichkeit und Kraft, welche sie bisher an den Tag gelegt hat, und welche Tugenden in dieser Provinz sehr nöthig sind, von Dauer sein möchten.

Am Sonntag besuchten wir eine kleine hübsche Kirche in Woodstock, welche von den benachbarten Ansiedlern aller Stände angefüllt war. Die Rede wurde gut abgelesen, und die Hymnen wurden von den Damen der Versammlung gesungen. Die Predigt, welche von einem abstracten, theologischen Sage handelte, schien mir nicht für die Versammlung, welche hier vereinigt war, zu passen. Die Lage Derer, welche hier zusammen gekommen waren, um in der neuen Welt eine neue Existenz zu suchen, bot gewiß reichlichen Stoff zur Belehrung, zu Preis und Dankbarkeit dar, welcher viel practischer, viel passender und verständlicher gewesen wäre, als eine bloße

Abhandlung über einen bestrittenen Text, was auch, wie ich bemerkte, wenig Interesse erregte.

Nach dem Gottesdienste hielt die Versammlung sich einige Zeit in verschiedenartigen Gruppen vor der Kirchthür auf. Da sah man die gutgekleideten Familien derjenigen Ansiedler, welche mehrere Meilen weit in den Wegen angemessenen Fuhrwerken hergekommen waren, nämlich in Karren, oder wie sie hier genannt werden »wagons«; alle »belles« und »beaux« des »Busches« im Sonntagsstaat und mit unzähligen Kindern. Da gab es viel Grüßen und Erkundigen — die Neuigkeiten und Klatschereien der ganzen Nachbarschaft mußten ausgetauscht werden, die Gespräche unter den Frauen drehten sich meistens um Heirathen und Geburten — Klagen über Mangel an Diensthöten und über den Zustand der Wege, über das Ausbleiben der Briefe aus England, und Vermuthungen über den Charakter eines neuen Nachbarn, der sich in dem Busch niederlassen wollte. Das Gespräch der Männer dreht sich meistens um Ernte, Lichtungen, Brennholz, Weizenpreise, Wegeverbesserung, Jagden, Blockbrennen und so weiter, welches alles Gegenstände sind, an denen ich ein lebhaftes Interesse nahm, und wenn ich auch keinen sehr glänzenden Antheil an dem Gespräche nehmen konnte, so konnte ich wenigstens »wie ein irländisches Kornfeld mit allen Ohren zuhören.«

Ich glaube, es war an demselben Tage bei Tische,

daß ein Herr mit eine Familie von Mohawk-Indianern beschrieb, welche aus sieben Individuen bestand, die sich auf eins der ungelichteten Ländereien zwei Wigwams gebaut hatten. Sie waren zuerst im Frühlinge zum Vorschein gekommen und hatten seitdem vom Jagen gelebt, indem sie nebenbei das Wildpret gegen Whisky und Tabak eintauschten. Ihre Lage und ihr ganzes Erscheinen sei, sagte er, sehr elend und ihre Trägheit außerordentlich. In Zeit von drei Monaten seien von den sieben fünf an der Auszehrung gestorben, und nur zwei wären bleich und matt, hülf- und hoffnungslos und auch muthlos noch übrig geblieben.

---

Nach mehreren angenehmen und interessanten Besuchen bei den Ansiedlern der Nachbarschaft nahm ich von meinem gastfreien Freunde in Blandford mit wahrer Trauer Abschied, und im besten und einzigen Fuhrwerke, welches aufzutreiben war, d. h. in einem Ackerkarren, brach ich nach London auf, der Hauptstadt des Districts. — Die Entfernung war ungefähr dreißig Meilen, also eine lange Tagereise, und es kostete sieben Dollars.

Der Kutscher, der mich fuhr, schien ein sehr kluger und civilisirter Mann zu sein. Er war als Bedienter eines Herrn nach Canada gekommen und besaß jetzt sein eigenes Land, ich weiß nicht, wie viel Acres, und war noch außerdem allgemeiner Bäcker für die ganze Umge-

gend, wofür er selten Geld als Bezahlung erhielt, sondern Weizen und andere landwirthschaftliche Producte. Er hatte als Constable während zwei Jahren in diesem Districte gedient, und ertheilte mir einige sehr interessante Berichte über seine Expeditionen durch wilde Wälder und tiefe Winternächte, um Diebe einzufangen. Er hielt sich im Ganzen für einen sehr glücklichen Menschen, und sagte, er würde ganz glücklich sein, wenn seine Frau nicht wäre, welche sich beständig nach der Heimath sehnte und jammerte.

„Aber“ sagte ich, „wo Ihr seid, ist ja ihre Heimath auch, und sie sollte glücklich sein, überall wo sie Euch gedeihen sieht und wo Ihr mehr Annehmlichkeit und Unabhängigkeit genießt, als Ihr im alten Lande je hättet erwarten können.“

„Das wohl“ sagte er zaudernd, „und ich kann auch nicht anders sagen, als daß meine Frau ein gutes Weib ist, ich kann auch über keinen Fehler bei ihr klagen, und finde es sehr natürlich, wenn sie sich sehnt, denn sie hat weder Freunde noch Bekannte hier, und kann sich nicht an die Menschen und deren Art zu sein gewöhnen, während sie zu Hause Mutter und Schwestern hatte, welche bei uns wohnten und mit denen sie immer reden konnte: ich aber muß den ganzen Tag nach meinen Geschäften außer dem Hause gehen, da fühlt sie sich dann einsam, und wenn ich zurückkomme, finde ich sie oft weinend; — da weiß ich denn nicht was ich thun werde.“

Die Geschichte dieses armen Mannes mit seiner unzufriedenen Frau trägt sich nicht selten in Canada zu, und unter der vornehmern Classe der Ansiedler steht die Sache noch schlimmer und das Leiden ist fühlbarer und von ernstern Folgen.

Ich habe in meinem Leben nicht viel befriedigte und heitere Frauen gesehen, doch sah ich noch nie so viel unbefriedigte und sich grämende Frauen als in Canada. Ich fand nicht eine einzige Frau von denen, welche sich kürzlich hier niedergelassen hatten, die sich in ihrer neuen Heimath und im neuen Vaterlande glücklich und zufrieden gefühlt hätte; ich habe zwar von einer gehört, und es mag auch deren noch einige geben, aber sie sind Ausnahmen der allgemeinen Regel. Diejenigen, welche hier geboren sind, oder von ihren Eltern und Verwandten frühzeitig hierher gebracht wurden, scheinen sehr glücklich zu sein, und viele setzen sogar in ihr neues Land eine Art von Stolz, der mir sehr wohl gefiel. Man findet bei ihnen allen zwar einen großen Wunsch nach England zu reisen, so wie auch einen kleinen Anstrich von Ueberlegenheit und Selbstgefälligkeit bei denen, welche dort, wenn auch nur wenige Monate gewesen sind. Doch kehrten alle, ohne eine einzige Ausnahme, mit Freuden zurück, da sie die frühern Gewohnheiten und Einflüsse ihres Geburtslandes nicht entbehren konnten.

Ich liebe sehr den Patriotismus und die Nationalität der Frauen. Bei deutschen Frauen geben diese bei-

den Gefühle dem Charakter eine starke Färbung, beide sind in unserem Geschlechte selten getrennt und mit vieler Anmuth in einander verschmolzen. Bei einem großen Staatsmanne sollten sie aber immer getrennt stehen. Nationalität ist nicht immer Patriotismus, und Patriotismus braucht auch nicht immer Nationalität zu sein. Die Engländer haben mehr Patriotismus als Nationalität; die Amerikaner mehr Nationalität als Patriotismus, und die Deutschen haben beides in gleichem Maaße.

Ich habe immer bemerkt, daß wirklich gebildete Frauen, das heißt diejenigen, welche an die Gesellschaft, die man die beste nennt, gewöhnt sind, sich hier besser gefallen und schneller einwohnen als andere Frauen, welche weniger Ansprüche auf Bildung machen können, und deren sociale Stellung nirgends glänzend gewesen wäre; letztere hörte ich aber immer sich selbst beklagen, gleich Prinzessinnen im Exil.

Können Sie sich die Lage einer puffsüchtigen frivolen Frau vorstellen, welche weder Seelen- noch Körperstärke besitzt, und nun in den Wildnissen von Ober-Canada ganz auf sich selbst angewiesen ist? Sie können sich, glaube ich, nichts so Bedauernswürdiges und Lächerliches, und wie die Amerikaner sagen, „Hülfslos“ denken.

Meine neue Freundin und gütige Wirthin war ein Wesen von ganz anderer Art, und obgleich sie, wie ich vermuthete, weit entfernt davon ist, zu glauben, daß sich

ihr in Canada ein Paradies auf Erden aufgethan habe, da der Mangel an guten Dienstboten, und die Schwierigkeit bei Erziehung ihrer Kinder, ihr manche gerechte Ursache zu großer Unzufriedenheit geben, so hat sie doch mit heiterem Herzen alle diese und noch manche andere Uebel ertragen. Hier in dieser walbigen Wildniß hat sie kürzlich ein niedliches Kind, das zehnte oder ich glaube gar das zwölfte, von einer Schaar tüchtiger Knaben und blühender Mädchen, geboren. Ihre älteste Tochter, ein schönes schlankes Mädchen von funfzehn Jahren, bildet indessen Gewohnheiten und Eigenschaften aus, welche die Ausbildung der Talente reichlich ersetzen können. Sie war die erste Haushälterin, und bewegte sich in ihren häuslichen Geschäften so heiter, ruhig und anmuthig, daß ich meine Freude daran hatte.

Als ich Woodstock verlassen hatte, verfolgte mein Weg den Lauf der sich schlängelnden Themse. Wir fuhren an der Behausung des Obrist Light vorüber, deren Lage auf einem Hügel unweit des Flusses von einer außerordentlichen Naturschönheit ist. Eine ziemlich gut gelichtete Trift erstreckt sich am Abhange bis an den Fluß, und das gegenüberliegende Ufer ist mit verschiedenen Holzarten bewachsen, welche mit sehr viel Geschmack und Sinn für das Pitoreske, vertheilt sind, was sich erklären läßt, da der Obrist selbst ein vollendeter Künstler in dieser Beziehung ist. Wir fuhren auch durch Beechville, ein kleines aber schönes Dorf, dessen Boden für sehr schön und frucht-



bar gilt. Eine große Menge sehr achtungswerther Ansiedler haben sich kürzlich hier angekauft und Häuser erbaut. Der nächste Ort war Drford, oder vielmehr Ingerfol, wo wir anhielten um zu Mittag zu essen und uns auszuruhen, ehe die großen Waldungen uns aufnahmen, welche »die Fichtentwälder« genannt werden.

Drford ist ein kleines Dorf mit der gewöhnlichen Sägemühle, mit Kaufladen, Schenke und einem Duzend Hütten, welche am Ufer des Stromes aufgebaut sind. Dieser ist hier reißend und zwischen hohen Ufern gebettet. Wir fanden zwei Hinterwäldner in ernster Berathschlaugung über einen Wagen, welcher zerbrochen in der Mitte des Waldweges lag, den wir fahren sollten, und den sie als ganz scheußlich, ja an manchen Stellen sogar als gefährlich beschrieben. Da es nöthig war, für dieses Unternehmen Kräfte zu sammeln, nahm ich ein gutes Mittagessen ein, welches aus Stücken getrockneten und gebratenen Wildprets, heißen Kuchen von türkischem Korn, Eiern, Butter und Milch bestand. Ich theilte dieses gute Mahl mit den beiden Hinterwäldnern, welche mir vollkommene Repräsentanten ihres Standes schienen. groß, stark, bronze-farbig und schwarz gebrannt, langhaarig und unrasirt, sehr ähnlich zweien auf den Hinterbeinen sitzenden Bären. Sie waren rauh, aber nicht unhöflich, und so wortkarg, wie Leute, die lange fern von ihrer Gleichen leben. Wir waren jedoch zu sehr mit unserm Mittagessen beschäftigt, um gegenseitige Neu-

gierde zu fühlen und auszudrücken; Zeit und Appetit drängten, und so diskutirten wir unsere Wildpretstücken stillschweigend, und nach dem Essen fuhr ich weiter.

Das Waldland, welches ich zuletzt bereift hatte, war größtentheils mit hartem Holze bedeckt, als Eiche, Walnuß u. s. w. Jetzt kamen wir in einen Wald von Fichten, welche sich auf beiden Seiten schlank und dunkel erhoben. Der Weg, welcher gewiß schlechter war, als die Phantasie je vorspiegeln, die Furcht je erfassen kann, brachte meinen Hals in beständige Gefahr. Der Kutsher mußte oft absteigen und irgend ein entsetzliches Loch mit Zweigen ausfüllen, ehe wir durchfahren konnten; oder er mußte den Wagen über Baumstämme hinwegheben oder ziehen — zuweilen versanken wir in Abgründe, und es scheint mir ein Wunder, daß wir aus denselben wieder herauskommen konnten. Es wäre hier eine sehr natürliche Frage: »warum stiegen Sie nicht aus und gingen zu Fuße?« Ja, wenn das möglich gewesen wäre! Dicht an dem Rande des sogenannten Weges war das wilde, verwebte, nie betretene Dickicht eben so unzugänglich für den Fußgänger, als der Fahrweg es für den Wagen war, obgleich reich an Vegetation und verschiedenem Grün und an Blumen von den schönsten Farben, doch die Behausung der Klapperschlange, und alle Arten von kriechenden und lebendigen Geschöpfen, welchen man nicht gern begegnet, und deren man selbst nicht gern gedenkt.

Die Moskito's fingen auch an lästig zu werden, da sie aber noch selten waren, und also ihre ganzen Kräfte noch nicht vereinigt hatten, so gelang es mir so ziemlich, sie mit einem grünen Zweig abzuwehren, wenn meine Hände nicht beschäftigt waren, um gewaltsam meinen Sitz mir behaupten zu helfen.

Zu diesen sieben englischen Meilen Fichtenwald brauchten wir drei und eine halbe Stunde, dann folgten einige Meilen eines flachen Landes, welches die Eichenebene heißt, weil sie mit Gehölz und einzelnen Gruppen von Eichbäumen bepflanzt ist, welche parkartig vertheilt sind, und immer Blumen — überall Blumen! Der Boden schien mir sandig und nicht so reich als in anderen Theilen \*). Der Weg war vergleichungsweise sehr gut, und als wir uns dem Londoner Districte näherten, tauchten von allen Seiten Lichtungen und neue Ansiedlungen auf.

Die Sonne war mitten unter einer Masse von drohenden dunkeln Wolken untergegangen, und ein Gewitz-

---

\*) Es ist nicht immer das offene Land, was für den Ansiedler am meisten zu empfehlen ist. »Das Land« sagt Dr. Dunlop in seinem trefflichen kleinen Buche, »ist reich und nahrhaft, im Verhältniß zu der Größe und Menge Holz, welches es trägt, und deshalb wird das Land, dessen Lichten die meiste Mühe verursacht, ihn auch am besten für die Arbeit, die er darauf verwendet, entschädigen.«

ter brütete in der Luft, als ich die Stadt erreichte und dort ein ziemlich gutes Unterkommen im ersten Gasthose fand. Ich war aber so zerschlagen und zerstoßen von der Anstrengung, daß ich nicht ohne große Schwierigkeit mich regen oder sprechen konnte. Ich streckte meine müden schmerzenden Glieder auf das Bett, und bat das sehr höfliche und gefällige Mädchen, welches mich bediente, mir einige Bücher und Zeitungen zu bringen. Darauf brachte sie mir ein altes geographisches Werk, welches vor vierzig Jahren in Philadelphia herausgekommen war, und drei Zeitungen, von denen zwei, die »London-Gazette« und das »Freemans-Journal,« im District selbst gedruckt und herausgegeben werden. Die dritte war die »New-Yorks-Albion« von welcher ich Ihnen schon als von meiner Freude und meinem Troste in Toronto gesprochen habe. Diese Zeitung im großen Doppelt-Folioformat, ist für die brittischen Ansiedler sowohl in den vereinigten Staaten, als auch in Canada bestimmt, unter denen es auch weit und breit circulirt. Sie enthält alle interessanten Nachrichten in Auszügen aus den ersten englischen Journalen, mit Erzählungen, Aufsätzen und Kritiken u. s. w., aus den besten Zeitschriften. Denken Sie, ob ich nicht Ursache hatte Zeitung und Civilisation zu segnen! Hier allein, im Mittelpunkte eines großen wilden Landes, draußen ein Gewitter als ob Himmel und Erde in Streit gerathen wären — unter Dach und Fach und wohl gepflegt, auf einem reinlichen

comfortablen Bett ausgestreckt, und beim Schein eines Talglichtes (denn Leuchter und Wachskerzen waren eine Seltenheit) las ich des Sergenten Talfourds Rede im Hause der Gemeinen wegen der Aufhebung des Nachdruckes, welche ganz hier abgedruckt war. Und wenn ich noch schlimmer als ganz todt gewesen wäre, so würde doch das schöne Lob auf Wordsworth, welches mit dem Freudenrufe des ganzen Hauses aufgenommen wurde, mich ins Leben zurückgerufen haben, so durchglühte es mein Herz im lebhaftesten Mitgefühl.

In dieser Zeitung und in zwei Provinzialblättern fand ich ganze Seiten lange Auszüge aus Mistreß Martineau's langerwartetem Werke über Amerika. Was ich las, erfüllte die höchsten Erwartungen, mit denen ich demselben entgegengesehen hatte. Natürlich wird über viele Punkte eine Verschiedenheit der Meinungen stattfinden, aber eine Sache ist klar, nämlich, daß die Autorin eine gute Frau ist und die Wahrheit liebt um der Wahrheit willen, und daß sie in einem guten weiblichen Geiste geschrieben hat, aufrichtig und wohlwollend — zwar auch zuweilen streng, aber niemals scharf — und niemals satirisch. In diesen Blättern wenigstens fand ich einen gleichmäßigen Ton von Wohlwollen und guter Laune, von Grundsätzen und hohen Gefühlen jeder Art, wodurch die Bewunderung, die ich schon lange für sie hegte, so wie die Sehnsucht nach ihrem Buche noch gesteigert wurde. Dasselbe scheint Vieles zu enthalten, was

man jetzt noch nicht zu schätzen wissen wird; doch alles zu seiner Zeit.

Was das Gesetz über den Nachdruck betrifft, so sehe ich in einem andern Theile der Zeitung, daß die Verleger dadurch in großen Schrecken gesetzt sind und sich dagegen aufwerfen wollen. Wir werden sie wie die französischen Schauspielerinnen ausrufen hören: C'est une chose étonnante qu'on ne trouve pas un moyen de se passer d'auteurs. Vielleicht würde es jetzt das Beste für alle Parteien sein, wenn ein Gesetz, bei allen Nationen gültig, sowohl Autoren als Verleger schützte; denn wenn man auch keine Achtung für das Eigenthum hat, welches nur der Ertrag von Kopf und Verstand ist, so wird man doch die Existenz desjenigen Eigenthums, für das ein Mann sein hartes Geld bezahlt hat, anerkennen und respektiren.

---

Den 5ten Juli.

Am nächsten Morgen blieb das Wetter trüb und stürmisch; ich schrieb mein kleines Journal für Sie bis hierher und dann empfing ich mehrere Besuche von Personen, welche von meiner Ankunft gehört hatten und mit gütigen Anerbietungen der Gastfreundschaft zu mir kamen und Aufmerksamkeiten für mich hatten, für welche ein einsamer Fremdling immer dankbar ist. Ich hatte auch manches Gespräch über den hiesigen Ort und dessen

Bewohner, auch über die Ansiedler ringsumher, dann machte ich einen langen Spaziergang um die Stadt herum, von welchem ich das Resultat mittheilen werde.

Der Gouverneur Simioe hatte den Plan zur Gründung einer Hauptstadt der ganzen Provinz gemacht und zuerst sein Augenmerk auf die Umgegend vom jetzigen London geworfen, da die vielen und augenscheinlichen Vortheile ihm hier auffielen. Die Lage im Mittelpunkt der Provinz zwischen drei großen Seen, denn es befindet sich in gleicher Entfernung von Erie-, Huron- und Ontario-See, und ist der schönste und fruchtbarste District von der ganzen Provinz, — am Ufer eines schönen Stromes und in sicherer Entfernung von der Grenze gelegen; — alles das deutete darauf hin, daß es eine sehr wählenswerthe Lage für eine Hauptstadt sei. Doch der Mangel an Land- und Wasser-Communication gab zu mancher Einwendung Anlaß, und dieser Mangel bleibt noch immer das einzige Hinderniß des steigenden Wohlstandes. Ein Kanal oder eine Eisenbahn, welche von Toronto und Hamilton nach London und dann rechts nach dem Hafen Goderich am Huron-See, und nach Sandwich an dem Erie-See führte, würde ein glorreiches Unternehmen sein, und zugleich das einzige, was dieses schöne Land zur Kornkammer und zum Vorrathshause des Westens machen könnte; denn hier können alle Getreidearten und alle Früchte, welche im Süden von Europa gedeihen, mit gutem Erfolg gebaut

werden; der schönste Weizen und Reis, ingleichen Hanf, Flachs und Tabak. Doch ungeachtet dieses Mangels, welchem gewiß bald abgeholfen werden wird, ist die Stadt London entstanden und in zehn Jahren zu einer sehr bedeutenden Stadt herangewachsen. Sie überrifft an Größe und Bevölkerung alle die Städte, welche ich bis jetzt besucht habe, außer Hamilton und Toronto. Das erste Haus wurde 1827 errichtet, es enthält jetzt mehr als zweihundert Stein- und Backsteinhäuser und außerdem noch viele andere Gebäude. Die Bevölkerung kann sich ungefähr auf dreizehnhundert Seelen belaufen. Gefängniß und Gerichtshof, in einem großen stattlichen Gebäude vereinigt, scheinen der Stolz der Stadtbewohner zu sein. Was aber die Architectur desselben betrifft, so kann ich nicht versuchen, diese zu nennen oder zu beschreiben; aber einer der Herren belehrte mich in einem etwas zweideutigen Tone, daß sie ein wenig gothisch sei. Es giebt hier fünf Orte zum Gottesdienst, für die Episcopalen, die Presbyterianer, die Methodisten, Römisch-Katholischen und Wiedertäufer. Die Kirche ist recht schön. Es giebt auch drei bis vier Schulen und sieben Schenken. Die Themse ist hier sehr schön und für Böte und Barken fahrbar. Ich sah heute eine große Flöße von Brennholz, welche den Strom hinabschwamm, und viele tausend Fuß Holz faßte. Im Ganzen sah ich noch nirgends so deutliche Zeichen von Fortschritten und Gedeihen.



Die Bevölkerung besteht hauptsächlich aus Handwerkern, Grobschmieden, Zimmerleuten, u. s. w.; alle diese gedeihen. Es giebt auch hier, wie ich höre, viel Ausschweifung und Trunkenheit; denn obgleich die Leute hier Arbeit und guten Verdienst finden, so haben sie doch weder Erziehung noch Unterhaltung\*). Außer den sieben Schenken giebt es eine Menge Kaufläden, welche eigentlich Trinkhäuser sind. Und obgleich man ein Gesetz hat, welches den Verkauf von geistigen Getränken in kleinen Quantitäten allen denen untersagt, welche nicht die Gerechtfame haben, so finden sie doch

---

\*) Man höre Dr. Channing, den Weisen und Guten — »die Menschen,« sagt dieser, »sollten gegen die Versuchung zu ungesetlichen Vergnügungen geschützt werden, indem man ihnen die Mittel zu unschuldigen Freuden giebt. In jeder Vereinigung von Menschen muß Vergnügen, Erholung und eine angenehme Aufregung stattfinden, und bietet man keine unschuldigen, so werden die Menschen zu verbrecherischen ihre Zuflucht nehmen. — Der Mensch ist eben so gut zum Genießen geboren, als zum Arbeiten, und die Einrichtung der Gesellschaft sollte diesem Prinzip der menschlichen Natur angepaßt werden.« — Die Menschen trinken oft im Uebermaaß, um die Traurigkeit abzuschütteln, oder den ewigen Durst nach angenehmer Aufregung zu befriedigen; und in einer vergnügten Gemeinschaft sind diese Motive ausgeschlossen. Als ich in Ober-Canada war, fand ich nicht die geringste Möglichkeit zu einem Vergnügen für irgend eine Klasse, außer diejenige, welche die Schenke bot; deshalb waren auch die Schenken überall angefüllt.

leicht einen Ausweg, das Gesetz zu umgehen — ein Kunde tritt in den Laden und verlangt für zwei oder drei Penny Nüsse oder Kuchen, und erhält einige Nüsse und ein großes Glas Whisky. Der Whisky wird also gegeben nicht verkauft, und Niemand kann das Gegentheil beschwören. Auf eine gleiche Art wird das strenge Gesetz gegen den Verkauf der berausenden Getränke an die ärmern Indianer beständig umgangen oder übertreten, und da giebt es kein Mittel, um dem Schaden abzuhelpfen, und keine Strafe, die den Schuldigen erreicht. Es scheint mir, als könnte das Gouvernement bei der Wahl des Districts-Magistrats sorgfamer zu Werke zu gehen; während ich in London war, wurde ein Mann, der in dieser Würde sein Amt verrichtet hatte, halbtodtbetrunken vom Pflaster weggetragen.

Hier wie überall hörte ich die Frauen der ersten Klasse über den Mangel an aller Geselligkeit klagen; für diejenigen, welche kürzlich eingewandert sind, und mehr im Innern sich angesiedelt haben, ist durchaus kein geselliger Verkehr möglich, es kann gar nicht die Rede von einem solchen sein. Sie scheinen mir beinahe hinzusterben an langer Weile und an dem Mangel an Sympathie, die sie hier nicht finden, und was das Schlimmste ist, nicht fühlen können; denn da sie im Allgemeinen für die Beschäftigungen außer dem Hause unfähig sind, und unfähig, das Interesse ringsumher zu verstehen, und darauf einzugehen, und da ihre anerzoge-

ren Vorurtheile und Ansichten beständig auf eine sehr unangenehme Weise beleidigt werden, so kann man sagen, daß sie stets in einem Zustande des innern Zwiespaltes leben, und daß ein nagendes Weh sie beständig rückt:

»All too timid and too reserved  
For onset, for resistance too inert  
Too weak for suffering, and for hope too tame.«

Ein Herr, den ich dem Namen nach gut kannte, und welcher nicht für gewöhnlich in London wohnte, aber auf seinem Wege nach einer fernen westlichen Niederlassung am Huronsee gerade hier durchreis'te, machte mir einen Morgenbesuch. Er hatte sich vor fünf Jahren im Busch niedergelassen, besaß eine schöne Meierei, — wohl gelichtet und angebaut. Er war mit seinen Aussichten, seiner Existenz und seinen Beschäftigungen zufrieden. Das Einzige, was ihm fehlte, war eine Frau, und über diesen Gegenstand sprach er sich auf eine sehr beredte Weise aus.

Wo, sagte er, soll ich denn eine Frau finden, welche ich mit gutem Gewissen in diese Wildniß einführen könnte, um das Schicksal und die Heimath eines Ansiedlers zu theilen? Sie, die Sie Ihr eigenes Geschlecht so gut kennen, zeigen Sie mir doch eine solche, oder deuten Sie mir an, wo dieselbe zu finden ist. Ich sterbe vor Verlangen, und Herz und Verstand sehnen sich nach einer Gefährtin, nach einer Frau. — Ich

werde eben so roh und rauh wie meine eigenen Arbeiter, und so hart wie meine eigene Art. Wenn ich noch fünf Jahre warte, so wird keine Frau es mit einem Menschen aushalten können, wie ich dann einer sein werde — das heißt, keine Frau, die ich heirathen könnte — denn gerade darin liegt meine gänzliche Unvernunft. Ich bin zu sehr gewohnt, in der Frau jene Anmuth und Bildung zu suchen, welche ich immer mit dem Begriffe einer Frau verbunden habe, und kann diese Eigenschaften selbst hier im Walde nicht entbehren, ja, ich würde lieber ganz auf Frauengesellschaft verzichten. Nur irgend ein Wesen, das mit mir fühlt — mit dem ich sprechen kann, das meine Häuslichkeit mir verschönert, wenn ich am Abend heimkehre — und das Leben, welches ich jetzt führe, bei welchem alle Sorgen und Trivialitäten einer erkünstelten Gesellschaft hinter uns liegen, und wir Sicherheit und Wohlhabenheit um uns herum und nichts als Hoffnung vor uns sehen, wäre das nicht herrlich! Ich würde für mich nichts Anderes, nichts Besseres wünschen; doch ist dieses vielleicht eine Schwäche, eine Inconsequenz! Ich könnte keine Frau heirathen, welche allen meinen vorgefaßten Begriffen von weiblicher Eleganz und Bildung untergeordnet wäre, — und welche mit meiner Mutter und Schwester nicht auf gleicher Stufe stände. Sie wissen, ich war vor zwei Jahren in England; nun! seitdem schwebt mir eine Vision von einem schönen Wesen vor, mit der

gestalt einer Erythide und den Kopf einer Sybille, der ihre Harfe gebeugt, und *A te, o cara* singend, und wenn ich in den Wäldern von meinen Leuten Blöcke schneiden lasse, so ertappe ich mich oft, wie ich über diese Vision nachdenke und *'A te, o cara'* vor mir her summe, und auf noch andere seltsame Richtungen meiner Gedanken. Was kann man aber machen? Was könnte ich mit dieser schönen Vision hier anfangen? Ohne Eitelkeit könnte ich vielleicht sagen, daß ich nicht ganz zu verzweifeln brauche, wenn es gilt, die Reigung eines lebenswürdigen und gebildeten weiblichen Wesens zu gewinnen, ich könnte dasselbe vielleicht überreden, aus Liebe zu mir noch Schlimmeres als das Leben hier aufzusuchen? — Denn was wird Ihr Geschlecht nicht thun und ertragen aus Liebe zu uns Männern, wenn wir auch noch so roh und wild sind? Doch eben deshalb sollte ich von solchen Gefühlen Vortheil ziehen? Sie kennen dieses Leben, dieses isolirte Leben in den Wäldern, und ich kenne es auch; mit welchen Worten sollte ich es aber einer schönen Lady begreiflich machen? Ich könnte gewiß ein Bild entwerfen, welches so neu und romantisch wäre, daß es hinreißen müßte, selbst weil es der Wahrheit getreu sein würde. Eine Hütte in der Mitte der Wälder — Einsamkeit und Liebe — die Welt vergessend und von der Welt vergessen — das Wild, welches vorbeihüpft — die rothen Indianer, welche ihre Jagdbeute bringen, und ihr zu

Füßen legen — wie schön klingt das, wie romantisch! und während der ersten Monate, vielleicht auch während der ersten Jahre, geht Alles gut, aber wie wird es dann in den folgenden Jahren gehen. Ich habe bemerkt, daß die Frauen im ersten Jahre sich in der Regel wohl befinden, und einige sogar im zweiten, das dritte ist aber gewöhnlich unglücklich; denn das Schlimmste mit euch Frauen, oder sollte ich nicht vielmehr das Beste sagen? ist, daß ihr die zurückgelassenen Familienbände nicht vergessen könnt — und nie vergessen werdet. Wir Männer gehen hinaus auf unsere Ländereien, oder auf die Jagd, und die Frauen, die armen Seelen, sitzen und nähen und denken. Sie haben Mrs. A. — und Mrs. B. gesehen? Ich erinnere mich sehr gut, wie gesund und blühend diese hier ankamen — und was sind sie jetzt? Frühzeitig gealtert, kränklich abgegrämt, ohne eine Spur von Heiterkeit; und C —, welcher seine Frau über den Simcoe-See hierherbrachte; ich habe erfahren, daß der arme Mensch Alles verkaufen, oder seine Frau hier sterben sehen muß. Möchten Sie, daß mir diese Wahl auch einmal geboten würde? Vielleicht werden Sie mir vorschlagen, eine Frau aus dem Lande zu heirathen, eine der »Töchter des Busches«. Nein! das kann ich nicht, ich muß etwas Anderes haben. Ich bin vielleicht nicht sehr vom Glücke begünstigt gewesen, doch von alle den Frauen, welche ich bis jetzt gesehen habe, waren die Eine entweder roh und beschränkt, ohne alle Erziehung;

oder die Andere hatten eine Erziehung, in welcher gerade alles das nachgeäfft war, was ich an der vornehmen Erziehung des alten Landes hasse, und das, was ich in derselben bewundere, war nicht berücksichtigt. Was könnten solche Frauen mir sein? In der Ersteren würde ich die oberste Dienerin finden, aber keine Gefährtin — in der Andern weder eine Gefährtin, noch eine Hülf!

Ich wagte es, diesem unbefriedigten und anspruchsvollen Herrn zwei oder drei sehr liebenswürdige Mädchen, welche ich in Toronto und in Niagara gekannt hatte, anzuempfehlen, und erzählte ihm, daß unter den schönen und lebhaften Mädchen von Neu-England er gewiß eine finden könne, welche seinem Zwecke entsprechen würde. Doch von den Engländerinnen, welche auf der Stufe der Erziehung und der persönlichen Schönheit stehen, die ihn befriedigen würde, konnte ich nicht sprechen; nicht etwa, weil ich noch keine gesehen hatte, welche Anmuth der Person und der Talente mit der Fähigkeit zu lieben, und mit der Energie des Charakters vereinigte, um Prüfungen bestehen und Entbehrungen ertragen zu können, sondern weil in den Frauen, wie sie jetzt erzogen werden, man eine Abhängigkeit von Lokalgewohnheiten und Lokalneigungen findet, einen Mangel an heiterer Unabhängigkeit, eine gehegte physische Härtheit, eine Schwäche des Temperaments — welche man, vielleicht um dem Stolge der Männer zu schmei-

cheln, als eine wesentliche Zugabe der weiblichen Anmuth hält, was gewiß ein Vorurtheil ist, und durch diese Eigenschaften werden sie untauglich für ein Leben, was außerdem sehr reizend sein könnte, nämlich das thätige Leben außer dem Hause, welches die Frau theilen und für das sie sich interessiren muß, imgleichen für die Beschäftigungen der innern Wirthschaft, welche man in England für unwürdig hält: denn eine Frau, welche weder für sich noch für Andere alle Dienstleistungen des Haushaltes vollbringen kann, darf hier nicht herkommen. Wenn ich aber Männer höre, welche erklären, daß sie es nicht ertragen können, Frauen essen zu sehen, und wenn Andere von der strogenden Gesundheit und der Körperstärke der jungen Mädchen sprechen, als sei dieselbe gemein und roh; und wenn ich noch andere Ansichten aussprechen höre, welche eben so absurd und verkehrt als lächerlich sind, so wundere ich mich nicht mehr über die unsinnigen Affectationen meines eigenen Geschlechts, auch kann ich nur die Irthümer und Mängel derjenigen beklagen, welche bloß zu dem einen Zwecke — nämlich um sich zu verheirathen — erzogen werden. Jedoch wie Sie immer zu sagen pflegten: »Wenn man erst nach etwas Besserem fragt, so wird auch etwas Besseres geschafft werden.«

Eine Frau, welche mit einer guten Gesundheit und einem frohen Herzen begabt ist, welche Gefühl hat und die Fähigkeit zum Denken und Handeln besitzt, ihre



Selbsterkenntniß entwickelt, auch einen Begriff von ihrer eigenen Natur und dem allgemeinen Loos der Menschheit hat; eine Frau, welche ihren einfachen Verstand ausbilden konnte, ohne denselben mit krankhaften Phantasien und Vorurtheilen zu umhüllen -- solch eine Frau würde sowohl in Canada, als auch überall in der Welt glücklich sein. — Eine schwache, frivole Frau dagegen, welche nur eine halbe, oder gar eine schlechte Erziehung erhalten hat, wird im Mittelpunkte von London eben so unglücklich sein als im Mittelpunkte der Wälder; doch dort sind ihre Fehler und Mängel nicht so nachtheilig als hier, und werden für sie und Andere durch Verhältnisse und Vortheile um sie herum ausgeglichen.

Ich habe gehört und gesehen, daß man als Grundsatz aufgestellt hat, daß es der Zweck oder vielmehr ein Zweck der Erziehung sei, uns für die Verhältnisse zu bilden, in welche wir kommen können, dieses muß ich ganz und gar widerlegen; ja selbst wenn man ganz genau die Verhältnisse zu kennen vermöchte, was man doch nicht vermag, so würde ich diesen Grundsatz dennoch widerlegen. Ich erinnere mich, von einem russischen Prinzen gelesen zu haben (war es nicht Potemkin?), welcher, wenn er auf Reisen ging, einen Gärtner voraussandte, der in seiner Nähe einen künstlichen Boden ausstreuete, und Buschwerk und Blumensträuße hineinsteckte, welche, wenn man sie eifrig begoß, vierundzwanzig Stunden sehr hübsch ausfahen, um dann zu ver-

welken oder abgerissen zu werden. Was für ein leichter Barbarismus, eine Freude an dieser Nachahmung eines Gartens zu finden. Besser ist eine Wildniß, besser gewiß eine Wüste, besser dieser Wald, jener Felsen dort, von Gewächsen umrankt. Eine Erziehung, welche uns nur für Verhältnisse bildet, kommt mir vor wie dieser russische Garten. Nein, der eigentliche Zweck der Erziehung ist, das Saamenkorn der Unsterblichkeit, welches in uns liegt, zu pflegen und zu entfalten; so wie die Fähigkeiten, mit welcher der Gott, der uns schuf, uns begabte, so viel als möglich zu entwickeln; dann werden wir in alle Verhältnisse passen, oder wissen, wie wir die Verhältnisse uns anpassen können. Uns für die Verhältnisse erziehen! Wie niedrig, wie mechanisch! Warum nicht lieber gleich eine Erziehungsfabrik errichten oder uns mit Dampf erziehen? Die Menschenseele, sei es die eines Mannes oder die einer Frau, ist nicht ein leeres Gefäß, in welches man gießen und füllen kann, was man will und wie man will! Auch ist sie nicht eine Scholle wüsten Bodens, in welchen man stein kann, was einem beliebt! Sie ist ein göttlicher lebendiger Keim, von höherer Hand gepflegt, welchen man zwar mehr oder weniger productiv machen, oder in diese oder jene Form ziehen kann, aber weiter nichts. Und wenn Ihr den jungen Eichbaum zur Zierde der jardinière in Eurem Puzzimmer gestutzt, verschnitten und verdreht, habt Ihr in der That viel gewonnen, und

das Exemplar würde wahrscheinlich auf der weiten Ebene und unter der freien Himmelsluft eine schlechte Rolle spielen.

---

Der Reiseplan, den ich mir selbst vorgezeichnet hatte, erlaubte mir nicht länger in London zu bleiben. Es lag mir sehr viel daran, die Ansiedelung des Obrist Talbot zu erreichen, welche hier das Talbotland genannt wird, eine Benennung, welche nicht übel gewählt ist, um die große Strecke Landes zu bezeichnen, welche von Osten nach Westen sich längs des Erie-See's ausdehnt, und von welcher der Obrist Talbot der Souverain de facto ist, wenn auch nicht de jure — was gesagt sein soll, ohne den Rechten unseres Herrn und Königs Eintrag zu thun. Diese ungeheuere Niederlassung, — die Umstände, denen dieselbe ihre Entstehung verdankte, — der Ruf des excentrischen Mannes, welcher sie auf Principien gründete, durch die er ihr Gedeihen und ihre Wohlhabenheit gesichert hat, — alles dieses flößte mir das größte Interesse und die größte Neugierde ein.

Zu der Wohnung dieses »großen Anführers«, wie ein Indianer ihn nannte, fuhr ich jetzt. Sein einfaches Haus, in welchem er allein in seiner Ruhe lebt, liegt auf einer Klippe über dem See Erie, und ich war ungewiß über den Empfang, der mir werden würde, da dieser sowohl durch die despotischen Gewohnheiten als

durch den excentrischen Charakter des einsiedlerischen Herrn der Wälder sehr zweifelhaft war. Die Berichte, welche ich über sein sonderbares Wesen vernommen hatte, bezeichneten ihn als einen Weiberhasser, der seit dreißig Jahren keiner Frau erlaubt habe, ihm vor die Augen zu kommen, welchem letztern Märchen ich jedoch keinen unbedingten Glauben geschenkt hatte; jedoch behielt ich genug davon, um mich ein wenig zu ängstigen. Mein Entschluß war indessen gefaßt, und der Obrist war von meinem beabsichtigten Besuche benachrichtigt, obgleich ich erst noch erfahren mußte, ob er denselben gnädig aufnehmen würde. Ich setzte also, wie bisher, mein Vertrauen auf die Vorsehung, und bereitete mich vor, den alten Löwen in seiner Höhle aufzusuchen.

Ich miethete vom Gastwirth in London ein Fuhrwerk und einen Kutscher für zehn Dollars; die Entfernung betrug ungefähr dreißig Meilen, der Weg war, wie mir ein irländischer Berichterstatter versicherte, sehr »elegant«, aber etwas bergig, und von den letztern Gewittern so zerrissen, daß man meinte, ich würde den Ort meiner Bestimmung nicht vor Einbruch der Nacht erreichen, und man rieth mir, in der kleinen Stadt St. Thomas, welche ungefähr zwölf bis funfzehn Meilen diesseits des Talbot=Ports liegt, zu übernachten. Ich war jedoch entschlossen, es zu versuchen, und mit ein Paar tüchtigen Pferden und einem guten Kutscher wollte ich nicht verzweifeln. Der Wagen, der mich nach

Blandford gefahren, war das Eigenthum eines Beckers, und ruhte auf Federn; diesen Luxus muß ich künftig entbehren lernen. Mein jetziges Fuhrwerk, das beste, welches man aufstreiben konnte, war ein ganz gewöhnlicher Karren mit Stroh auf dem Boden. In der Mitte desselben hing in Riemen ein Sitz, dessen Kissen keins der weichsten war. Ein Brett, was vorn querüber genagelt war, diente als Sitz für den Kutscher, welcher ein ruhiger, schüchtern aussehender Knabe von ungefähr funfzehn bis sechszehn Jahren war, mit rundem Strohhute und einer Jacke von Baumwollenzeuge. Dieses war die elegante und sehr passende Equipage, in welcher (the chancellors lady) des Kanzlers Frau, wie man mich hier nennt, ihre erste Staatsvisite dem »großen Obrist Talbot« machte.«

Als wir die Stadt verließen, fuhren wir auf einer hölzernen Brücke über die Themse und wanden uns durch ein sehr schönes Thal, das auf beiden Seiten mit Meiereien und großen gelichteten Stellen eingefast war. Ich war jetzt im Talbotlande, und hatte dadurch den Vortheil, auf einem Theil der Wege zu reisen, welche unter des Obristen eigener Anweisung waren gebaut worden, und welche im Vergleich zu denen, die ich bisher bereist hatte, besser noch als erträglich waren. Während wir langsam eine Höhe hinanführen, nahm ich die Gelegenheit wahr, um ein Gespräch mit meinem Kutscher anzuknüpfen, dessen scheue und gedankenvolle Züge,

die dabei doch so kindisch waren, so wie seine kurzen, bestimmten und klugen Antworten meine Aufmerksamkeit erregt hatten. Obgleich er sehr höflich war und sehr viel Haltung hatte, so war er doch nicht mittheilend und gesprächig, ich mußte seine Antworten mühsam ihm entlocken, und hier haben Sie den ganzen Katechismus mit Frage und Antwort, so wörtlich als möglich.

»Seid Ihr in diesem Lande geboren?«

»Nein, ich bin vom alten Lande.«

»Aus welchem Theile desselben?«

»Aus der Gegend von Glasgow.«

»Wie heißt Ihr?«

»Scholto.«

»Scholto — das ist ein sehr ungewöhnlicher Name, möchte ich?«

»Ich wurde Scholto nach dem Sohne des Lord Douglas genannt. Mein Vater war der Gärtner des Lords.«

»Wie lange seid Ihr hier?«

»Ich kam ungefähr vor fünf Jahren mit meinem Vater herüber (1832).«

»Wie kam Euer Vater dazu, auszuwandern?«

»Mein Vater war einer der reducirten Pensionäre\*) (commuted pensioners), wie sie genannt werden. Er

---

\*) Von den Pensionären und ihrem Schicksal in Canada soll später berichtet werden.

war ein alter Soldat im Veteran=Bataillon, und verkaufte seine Pension von fünf Pence täglich auf vier Jahr, und ein Stück Land dazu, und kam hierher. Viele thaten desgleichen.«

»Aber wenn er Gärtner des Lords Douglas war, so konnte er doch nicht Mangel leiden?«

»Damals war er eben nicht mehr Gärtner, er war ein Leineweber und arbeitete sehr eifrig für uns; ich erinnere mich oft, wenn ich mitten in der Nacht aufwachte, meinen Vater noch immer an seinem Webstuhle gesehen zu haben, als ob er nie habe aufhören wollen, während die Mutter und wir Alle schliefen.«

»Wir Alle! — wie viel waret Ihr denn?«

»Wir waren unserer sechs, aber nur mein ältester Bruder und ich konnten etwas verdienen.«

»Und Ihr wandertet alle mit Eurem Vater aus?«

»Ja wohl! — er konnte zuletzt keine Arbeit bekommen, der Handel stockte, und wir waren dem Verhungern nah. Ich erinnere mich, daß ich damals immer hungrig war, ja immer!«

»Und Ihr kamt Alle hierher? — «

»Ja, Alle, außer meinem ältesten Bruder. Als wir auf dem Weg nach dem Schiffe waren, fürchtete er sich und drehte um und wollte nicht mitkommen. Meine arme Mutter weinte und bat ihn sehr. Die letzte Nachricht, die wir nun von ihm haben, ist, daß es ihm sehr schlecht geht, und daß er keine Arbeit bekommen kann.«

»Lebt Euer Vater noch?«

»Ja, er hat Ländereien oben in Adelaide.«

»Lebt die Mutter noch?«

»Nein, sie starb an der Cholera bei der Ueberfahrt, denn sehen Sie, die Cholera brach auf dem Schiffe aus, und fünfunddreißig Menschen starben daran, einer nach dem andern und wurden in das Meer geworfen. Meine Mutter starb, und sie warfen sie in das Meer. Dann starb meine kleine Schwester von neun Monaten, weil Niemand sie pflegen konnte, und sie warfen sie auch in das Meer, das arme kleine Ding!«

»War es Euch nicht entsetzlich, alle die Menschen um Euch herum sterben zu sehen? Ward Euch nicht angst für Euch selbst?«

»Nun, ich weiß nicht — wir gewöhnten uns daran, man hörte den ganzen Tag nichts als ins Wasser werfen, erst den Einen, dann den Andern. Es war Einer am Bord Namens Martin, er hatte ein Weib und neun Kinder — auch Einer von denen, welche ihre Pension verkauft hatten. Er hatte in Spanien mit dem Herzoge von Wellington gefochten. Nun, dem starb zuerst die Frau, und sie warfen sie in das Meer; dann starb er, und sie warfen ihn auch in das Meer, und die Kinder eins nach dem andern auch, bis nur zwei noch übrig waren; das älteste, ein Mädchen von dreizehn Jahren, welche sie Alle gepfleget und gewartet und sie sterben ge-



sehen hatte, sie starb endlich auch noch, und da blieb nur noch ein kleiner Junge am Leben!“

»Und was wurde aus diesem?“

»Wie ich erfuhr, ging er in demselben Schiffe mit dem Capitän wieder zurück.«

»Und dachtet Ihr denn nicht zuweilen, daß die Reihe auch an Euch kommen könnte?“

»Nein, das dachte ich nicht, denn ich lag am Fieber darnieder.«

»Was nennt Ihr das Fieber?“

»Nun sehen Sie, ich sah nach irgend einem Fisch, der schaarenweis neben dem Schiff herschwamm. Er war sehr schön, und ich hatte noch nie so etwas gesehn, deshalb stand ich den ganzen Tag am Rande des Schiffes. Der Regen goß herab und ich wurde durch und durch naß, da legte ich mich in meine Hängmatte und wickelte die Decke um mich herum und schlief ein. Nachher hatte ich ein sehr böses Fieber. Ich wußte es nicht, daß wir in Quebeck landeten, und nachher wußte ich noch fünf Wochen lang nicht, wo wir waren, denn ich wußte von gar nichts.«

Ich versicherte, daß dieses Alles nur eine natürliche Folge seines eigenen Verfahrens gewesen sei, und benutzte die Gelegenheit, um ihm die einfachen Gesetze zu erklären, durch welche Gesundheit und Leben zusammenhalten, was er mit einem klugen Auge anhörte, er dankte mir dafür freundlich und sagte:

»Dann wundere ich mich wirklich, daß ich nicht starb! Und es war eine große Gnade, daß ich nicht starb.«

»Ich hoffe, daß Ihr immer so denken und dem Himmel dafür danken werdet. So würdet Ihr also in Quebeck aufgehalten?«

»Ja! mein Vater hatte dort einiges Geld von seiner Pension zu erheben, was aber durch meine Krankheit und die täglichen Ausgaben bald weg war, dann verkaufte er seine silberne Uhr, das brachte uns bis York — das jetzige Toronto. Dort war ein Schooner vom Gouvernement angewiesen, uns an Bord zu nehmen, man lieferte uns Nahrungsmittel und brachte uns nach dem Port Stanley, weit unterhalb dem Port Talbot, dann setzte man uns ans Ufer, und wir mußten nun unseren Weg bis Delaware selbst finden und selbst bezahlen, bis zu den uns zugesagten Ländereien. Das kostete acht Dollars. Dann hatten wir nichts — gar nichts mehr. Es waren damals neunhundert Auswanderer, welche in der Gegend von Delaware campirten, und welche Alle nicht besser daran waren als wir.«

»Was thatet Ihr denn? mußtet Ihr denn nicht ein Haus bauen?«

»Nein, das Gouvernement baute für jede Familie ein Haus, das heißt eine Blockhütte, achtzehn Fuß groß, mit einer Esse in der Mitte, ohne Glas in den Fenstern,

und natürlich ganz leer, nicht ein Stück Geräth, nicht einmal einen Tisch oder einen Stuhl.«

»Und wie lebet Ihr denn da?«

»Nun, das erste Jahr lichtete mein Vater mit einigen von uns einige Acres Land und säete Weizen genug für das nächste Jahr.«

»Aber Ihr mußtet doch während dessen leben — und ohne Nahrung und Geld?«

»D wir arbeiteten zu gleicher Zeit an den Wegen und erhielten täglich einen halben Dollar und zu essen.«

»Es muß aber ein mühseliges Leben gewesen sein?«

»Mühselig! Ja, ich glaube das war es, und Manche konnten es auch auf keine Weise ertragen. Einige starben, und dann waren die Frauen und die armen Kinder, für die war es sehr schlimm. Einige wollten sich nicht einmal auf ihrem Lande niedersehen, sie verloren allen Muth, als sie überall nur Bäume sahen, und Bäume und weiter nichts. Dann verstanden sie auch nichts vom Ackerbau — wie sollten sie auch, da sie Soldaten von Profession waren? Da war einer Jim-Grey aus des Vaters Regiment, er wußte nicht mit einer Art umzugehen, aber er ging gut mit der Flinte um, so schoß er Wild und verkaufte es an die Andern; eines Tages aber vermißten wir ihn, und er kam nie wieder. Wir dachten die Bären hätten ihn gefressen, oder er hat sich vielleicht nach Michigan aufgemacht, Niemand weiß es.«

»Und Euer Vater?«

»D, der hielt sich an sein Land und hat nun fünf Acres gelichtet, er hat auch ein Stückchen Garten angepflanzt, und hält sich zwei Kühe und ein Kalb und zwei Schweine. Er hat auch sein Haus bequem eingerichtet; die Deffnungen sind verstopft, und ein Kamin hat er sich selbst erbaut!«

»Das ist gut, warum seid Ihr aber nicht bei ihm?«

»D, er hat sich wieder verheirathet und zwei Kinder bekommen, und ich liebte meine Stiefmutter nicht, weil sie meine Schwestern schlecht behandelte, da ging ich fort.«

»Wo sind aber Eure Schwestern jetzt?«

»Sie sind beide in Dienst gegangen und erhalten gute Löhnung, die eine erhält vier, die andere fünf Dollars monatlich. Ich habe auch noch einen Bruder, welcher jünger ist als ich, der arbeitet bei einem Schuhmacher in London, aber der Mann trinkt stark, wie so viele hier — und ich fürchte, mein Bruder möchte auch das Trinken lernen, und das quält mich, und er will nicht da weggehen, obgleich ich ihm alle Tage eine gute Stelle verschaffen könnte, denn hier ist kein Mangel an Stellen, und guten Lohn giebt es auch.«

»Und welchen Lohn erhaltet Ihr denn?«

»Sieben Dollars monatlich und meine Beköstigung. Nächsten Monat bekomme ich zehn.«

»Ich hoffe, Ihr legt einiges von Eurem Lohn zurück?«

»Nun ich kaufte im letzten Herbst für meinen Vater ein Joch Ochsen, die kosteten dreißig Dollars, aber sie werden vor den ersten zwei Jahren nicht pflügen können.«

(Ich muß Sie benachrichtigen, daß ein Paar Ochsen, welche zum Pfluge tüchtig sind, ungefähr achtzig Dollars kosten.)

Ich versuchte, ihm die Vortheile seiner jetzigen Lage auseinander zu setzen, und dieselbe mit dem Schicksale zu vergleichen, welches im alten Lande ihm würde zu Theil geworden sein, auch vermehrte ich ihn, alle Versuchungen zum Trinken zu vermeiden, was er versprach.

»Ich vermthe, daß Ihr lesen könnt?«

Er besann sich und schlug die Augen nieder. »Ich kann ein wenig in der Bibel lesen; ich hatte nie ein anderes Buch; aber diesen Winter,« sagte er mit strahlendem Blicke, »will ich mich ein wenig unterrichten lassen. Ein Mensch, welcher lesen und schreiben kann und ein Paar gesunde Hände hat, und mäßig bleibt, kann hier sein Glück machen, und das will ich, mit Gottes Segen.«

Hier gab er seiner Peitsche einen sehr ausdrucksvollen Schwung; wir hatten nun beinah den Gipfel eines Hügel, welchen er den Bärenhügel nannte, erreicht. Man hat denselben so genannt, wegen der vielen Bären, welche hier angetroffen werden. Nichts kann die Schönheit und Abwechslung der Bäume hier schildern, welche

mit Niederholz unterwachsen, und deren Zweige mit Ranken von wildem Wein und anderen Rankengewächsen behangen waren. Er sagte, daß seit ziemlich langer her kein Bär in diesen Wäldern sei geschossen worden; doch habe im letzten Frühling ein Kamerad von ihm, ein junges Bärchen gefunden, es aufgefüttert und aufgezogen, und in den letzten Wochen an eine herumziehende Menagerie für fünf Dollars verkauft.

Als ich den Gipfel des Hügels erreicht hatte, befand ich mich auf dem höchsten Punkte, den ich in Canada erstiegen hatte, außer den Höhen von Queenstone. Ich hielt die Pferde an und blickte umher und nach allen Seiten hin; weit und nah — Ost und West — Nord und Süd war alles Wald, ein unbegrenztes Meer von Wald! in dessen laubbewachsenen Gründen eine eben so unendliche Abwechslung von Leben und Bewegung wohnt, als in der Tiefe des Oceans; und Alles ruhte im Mittag so still und so weit. Hier senkte sich der Sonnenschein in Fluthen goldenen Lichtes darauf nieder, dort breiteten sich die Schatten der Wolken darüber aus, und brachten denselben Effect hervor, den ich auf dem atlantischen Meere bewundert hatte. Und hier und da stiegen Säulen von weißem Rauch aus den Lichtungen empor und bildeten sich in silbernen Wolken, die dann in der ruhigen Luft einerschwebten.

Ich schaute und dachte, bis, wie dereinst vor dem alten arabischen Zauberer, die Gegenwart wie Schuppen

er meinen Augen herabsank, und die Zukunft vor mir land mit Flecken, Feldern und schwankenden Kornsaaten mit grünen Weiden und Villas und thurmgekrönten Kirchen und Tempeln, und Wiesen von Fußpfaden durchschnitten, und Eisenbahnen nebst reichen Waaren, die er Dampf einherzieht — denn alles das wird noch sein! Es wird? — Es ist schon vor dem Angesichte Desjenigen, der es also geordnet hat, und für den es weder eine Vergangenheit noch eine Zukunft giebt. Obgleich ich es nicht mit dem Auge sehen kann, so weiß ich doch, daß es ist.

Wird es aber besser sein als es jetzt ist? Wenn jene Wälder mit ihren feierlichen Tiefen und Schatten und dem vielfach bewegten Leben unter der Art werden gefallen sein, wenn der Wolf, der Bär und der Hirsch aus ihren natürlichen Behausungen vertrieben sind, und diese Schaaren von animalischen und vegetabilischen Wesen der ruhelosen, irrenden, leidenden Menschheit Platz gemacht hat — wird es dann besser sein? — Besser — das weiß ich nicht, doch wird es gewiß gut und schön vor den Augen Desjenigen sein, der es also angeordnet hat, daß dies der Lauf der Dinge sei. Diejenigen, welche im civilisirten Leben nichts anderes sehen als ein Gewebe von Sorgen, Irrthümern, Eitelkeiten, mögen dieses bezweifeln und verzweifeln. Wir aber, Sie und ich, mein Freund, wir gehören zu denen, welche glauben und hoffen, welche im Fortschreiten der Civilisation auch ein

Fortschreiten des Glückes sehen, so wie ein Fortschreiten in unserer Annäherung der Natur und dem Gotte der Natur. Denn stehen wir nicht in seiner Hand? — und Alles, was er thut, ist wohl gethan.

Solche Betrachtungen stiegen in meiner Seele auf als wir den Bärenhügel hinab und durch eine schöne Ebene weiter fuhren, welche meist reich mit Wald bewachsen war, zuweilen sich in Lichtungen und angebauten Ländereien aufthat, in deren Mitte gewöhnlich große Meierhöfe standen, mit Scheunen versehen, welche noch einmal so groß als das Wohnhaus waren, bis wir zu einem Orte gelangten, welcher five Stakes genannt wurde, wo wir zwei oder drei niedliche Hütten fanden und uns Brot und Milch geben ließen. Von hier aus war der Weg nicht mehr so gut, und wir reisten langsamer und mit Schwierigkeit einige Meilen weiter. Um fünf Uhr erreichten wir St. Thomas, eine der hübschesten Ortschaften, die ich je gesehen. Ich fand hier zwei oder drei Gasthöfe, und in einem derselben, 'Mansion house Hôtel' genannt, bestellte ich Thee für mich, und ein gutes Mittagessen für meinen jungen Kutscher und seine Pferde, und dann ging ich aus.

St. Thomas liegt auf einer bedeutenden Anhöhe, zu welcher ein ziemlich steiler Weg hinanführt. Sie gewährt eine sehr schöne Aussicht auf ein fruchtbares wohlangebautes Land. Der Ort trägt den Taufnamen des Obrist Dalbot, welcher ihn seine Hauptstadt nennt, und



urch ein Zusammentreffen Vortheil bringender Verhältnisse nimmt dieselbe sehr schnell an Wichtigkeit zu. Das Lima ist wegen seiner hohen Lage herrlich und gesund, ad die Winter sind in diesem Theile der Provinz um nige Grade milder als anderswo. Am Fuße der Anzhe fließt ein tiefer reißender Strom, welcher Kettle-cek genannt wird \*), (ich wünschte man hätte demselben einen anderen Namen gegeben) und der nach einem Laufe von acht Meilen, und nachdem er verschiedene Sägemühlen und Mahlmühlen in Bewegung gesetzt hat, h in den Erie=See beim Port Stanley ergießt und nen der besten Hafen dießseits des See's bildet. Hier hiffen Dampfschiffe und Schooners, Passaglere und Baaren aus, oder nahmen Ladungen von Korn, Mehl und Brennholz ein. Die Wege sind alle rings umher ut, und die Talbotstraße, welche gerade durch die Stadt indurch führt, ist die schönste in der Provinz. Diese Straße läuft beinah mit dem Erie=See parallel, beinnt dreißig Meilen unterhalb dem Port Stanley, und streckt sich westlich bis Delaware. Die Bevölkerung

\*) Als ich mich gegen diesen Namen für einen so schönen Fluß aussprach, erzählte mir Obrist Talbot, daß seine ersten Ansiedler einen Kessel an dessen Ufern gefunden hätten, der von einigen Indianern sei zurückgelassen worden, und wegen dieses unbedeutenden Umstandes einen Namen gegeben hatten, den zu verändern er nicht der Mühe werth gehalten habe.

von St. Thomas wird jetzt auf siebenhundert geschätzt, und hat sich in den letzten zwei Jahren verdoppelt. Es giebt hier drei Kirchen, von denen die eine sehr hübsch ist; und drei Schenken. Zwei Zeitungen werden hier herausgegeben, die eine eifrig für die Torypartei, die andere eifrig für die Radicalen gestimmt. Es wurden mehrere Häuser aufgebaut, und in denen, in welche ich eintrat, fand ich einen allgemeinen erfreulichen Anstrich von Heiterkeit und Wohlbehaglichkeit. Es giebt hier eine treffliche Tischlerwerkstatt; einige Stück von Wallnuß, ein sehr häufig wachsender Baum hier, schienen mir sowohl an Farben als an Glanz schöner als vom besten Mahagoni, und die schön gezeichneten Masern des Ahornholzes kann nichts übertreffen. Ich wünschte nur, daß dieses Holz in England genug in der Mode wäre, damit der Transport sich verlohnte. Ich habe hier ganze Scheiterhaufen, ja! ganze Wälder solcher Bäume auf einmal verbrennen sehen.

Diese hübsche, kleine Stadt St. Thomas fiel mir mehr auf als irgend eine der Städte, die ich bisher sah.

Meine Pferde hatten sich indessen erquickt und es war sieben Uhr. Die Entfernung von hier bis zum Port Talbot ist ungefähr zwölf Meilen, aber da ich hörte, daß die Wege in gutem Stande wären, so beschloß ich, es zu wagen. Der Himmel sah stürmisch und gewitterhaft aus, doch zum Glück zog das Gewitter nach der einen Seite hin, während ich nach der andern zog, und

isher einem kleinen Regen, vom äußersten Ende einer Kolke, kamen wir sehr gut durch. Auf beiden Seiten des Weges sah man Meierhöfe, einer an den andern reiht, mit schön angebauten Feldern; in der Nähe des Hauses war gewöhnlich ein kleines Stück mit indianischem Korn und Kürbissen, zuweilen auch mit Kohl und Kartoffeln bepflanzt, ich erinnere mich aber, nie einen Garten gesehen zu haben, in welchem man den geringsten Versuch gemacht hätte, Blumen zu ziehen.

Die Güte der Wege verdankt man den systematischen Anordnungen des Obrist Talbot. Durch das ganze Land kann Niemand Ländereien erhalten, ohne sich erst an ihn zu wenden, Preis und Bedingungen sind festgesetzt und bleiben immer dieselben. Die Ländereien sind in Abtheilungen von zweihundert Acres eingetheilt, fünfzig deren werden gratis gegeben und hundert und fünfzig zu einem andern einen halben Dollar den Acre. Jeder Ansiedler muß in den ersten drei Jahren zehn Acres pflügen und säen und ein Haus errichten (eine Blockhütte nämlich von achtzehn Fuß Länge) und ein Stück Wegs vor seinem Hause bauen; wenn er diese Bedingungen nicht erfüllt, so hat er den Contract verwirkt.

Der Obrist Talbot liebt nicht vornehme Ansiedler, und will er keine Ansiedlungen in einer gewissen Nähe von seiner eigenen dulden. Er kommt nie mit Menschen zusammen, außer bei einer einzigen großen Gelegenheit, nämlich der Jahresfeier von der Gründung seiner Nie-

derlassung. Diese wird in St. Thomas durch ein festliches Zusammenkommen der bedeutendsten Ansiedler begangen, und der Obrist selbst eröffnet mit einer der Damen den Ball und legt gewöhnlich seinen guten Geschmack durch die Wahl der jüngsten und schönsten an den Tag.

Der Abend fing jetzt an zu dunkeln und die Nacht brach ein, mit Sternen und den schönen, jungen Mond in ihrem Gefolge. Ich fühlte mich sehr ermüdet, und mein junger Kutscher schien, was die Entfernung betraf, am Ende aller seiner Berechnungen zu sein, denn zum Glück konnte er den Weg gar nicht verfehlen, da nur ein einziger vorhanden war.

Ich hielt einen Mann, der mit einer Art auf der Schulter seinen Weg dahinschlenderte, mit der Frage an: Wie weit ist es bis zu Obrist Talbot? „Ungefähr drei und eine halbe Meile.“ Dieses war ermutigend, als ich aber eine Viertelstunde nachher einem Andern dieselbe Frage vorlegte, erhielt ich die Antwort: „sieben Meilen;“ ein Dritter versicherte mir, daß es nur drei Meilen über des Major Burwells Wohnung sei. Die nächste Person rieth mir, in Waters zu bleiben und heute Abend nicht an ein Weiterreisen zu denken. Als ich jedoch im Hôtel des Herrn Waters ankam, war ich nicht sehr erbaut über die Aussicht auf ein Nachtquartier innerhalb dieser Mauern. Es war ein langes, hölzernes Haus, dem Anscheine nach ohne alle Bequemlichkeiten,

ne Gesellschaft saß trinkend in der Wirthsstube und aus den Thüren drang jubelnder Lärm. Ich bat meinen Kutscher, weiter zu fahren, wozu er sich sehr bereitwillig zeigte.

Wir waren beinahe den ganzen Tag durch ein geachtetes Land gefahren, das viel reichlicher bevölkert war, als irgend ein Theil der Provinz, die ich seit dem Niagara-Districte gesehen hatte. Plötzlich kamen wir in einen dichten Wald, durch welchen der Weg in gerader Linie westlich führte. Die Schatten fielen immer dunkeler von beiden Seiten des Waldes nieder, und ich hätte einen Fuß breit sehen können, wenn nicht gerade vor mir der letzte Schimmer des Zwiellichtes vor dem versinkenden Monde noch gezögert hätte. Ein oder zwei Mal wurde ich durch ein Stück Wild, welches über den Weg sprang, aufgeschreckt, einen Moment konnte man seine großen Geweihe erkennen, welche an den Himmel gezeichnet zu sein schienen, dann verschwanden sie. Die Dunkelheit senkte sich immer tiefer und tiefer, und die Stille wurde feierlicher. Der Whip-o-will, ein kleiner Vogel, stimmte seinen melancholischen Ton an, und eine Eule ließ einen langen Schrei vernehmen, welcher, wenn ich denselben nicht schon vorher gehört hätte, mich erschreckt haben würde.

Nach einiger Zeit hielt mein Kutscher an und horchte, und ich konnte sehr deutlich das Klingeln der Ruhglocken

hören. Das hielt ich für ein gutes Zeichen, bis der Knabe mir ins Gedächtniß zurückrief, daß es Sitte bei den Ansiedlern sei, die Rindviehheerden im Sommer hinaus zu treiben, um sich selbst Nahrung zu suchen, und daß einige oft Meilen weit sich von den gelichteten Gründen entfernten.

Wir zogen sehr langsam unserer dunkeln Straße entlang, aus Furcht irgend eines Unfalles, als ich die Hufschläge eines Pferdes näher kommen hörte und den willkommenen Laut eines pfeifenden Menschen. Der Knabe rief ihm mit etwas ungeduldiger Stimme zu: »Ich frage — Herr — wohin geht's zu Obrist Talbot?«

»Zum Obrist? — nun, gerade vor Euch hin. Nur der Nase nach, Dummkopf.«

Hier schlug ich mich ins Mittel. »Seid so gut, lieber Freund, und sagt mir, wie weit wir noch von Obrist Talbots Hause entfernt sind?«

»Wen habt Ihr denn da?« rief der Mann in Verwunderung.

»Eine Dame, welche über das Meer gekommen ist, um den Obrist zu besuchen.«

»Dann,« sagte der Mensch, indem er sich meinem Wagen oder vielmehr meinem Karren näherte, mit viel Ehrfurcht, »vermuthe ich, Sie sind die Dame, welche der Obrist diese ganze Woche erwartet hat. Ich bin drei Mal in St. Thomas mit den Pferden gewesen, um Sie abzuholen.«

»Es thut mir leid, daß Ihr soviel Mühe hattet.«

»D, gar keine Mühe — soll ich zurückreiten und ihm sagen, daß Sie kommen?« Dieses lehnte ich ab, denn der arme Mensch schien nach Hause und seinem Abendessen entgegen zu gehen.

Es war für mich sehr ermuthigend, zu hören, daß der furchtbare Dbrist mich mit Sehnsucht erwartete, und nach des Menschen Beschreibung meinte ich, wir müßten dem Hause schon sehr nahe sein. Dem war aber nicht so; der Weg schien meiner Ungeduld zu höhnen, und nahm so viele Krümmungen und Windungen bergauf und bergab, daß es mir eine Ewigkeit schien, ehe wir ankamen.

Der Dbrist ist etwas stolz auf die anmuthige und malerische Umgebung seiner Wohnung, und er hat auch alle Ursache es zu sein. Jetzt hätte ich aber eine gerade Linie der Schönheitslinie vorgezogen, denn die Dunkelheit, welche mir deren Reize verbarg, ließ mich nur deren Länge schmerzlich empfinden.

Als wir einen hohen Hügel hinanfuhren, konnten wir eine Gruppe von Gebäuden undeutlich erkennen, und nachdem wir ein Stück von einer Beschützung gegen Schlangen umgefahren hatten, ehe wir den Eingang finden konnten, fuhren wir vor der Thür vor. Lichter leuchteten aus den Fenstern und der Dbrist mit eiliger Galanterie kam heraus, um mich zu empfangen.

Mein Empfang war nicht allein herzlich, sondern auch sehr höflich. Der Obrist gab mir den Arm und befahl, daß für den Jungen und die Pferde gut möchte gesorgt werden, er führte mich in die Halle oder den Vorsaal, wo Säcke voll Weizen und Haufen von Schaafhäuten in gänzlich rohem Zustande aufgeschichtet waren. Von da traten wir in eine Stube, deren Wände aus nackten Blöcken bestanden. Kein Armstuhl mit Federn und Kissen streckte seine comfortablen Arme entgegen, kein Sopha war hier, denn Obrist Talbot hielt alle diese Luxusartikel in hoher Verachtung. Vor einem großen Kamin stand ein langer, hölzerner Tisch, auf beiden Seiten hölzerne Stühle, welche aus den Wäldern selbst geschnitten waren, in deren Mitte sie jetzt standen. Mit den Manieren eines Hofmannes führte mich der Obrist zu dem einen der Stühle, während er den andern selbst einnahm. Gleich allen Menschen, welche außer der Welt leben, hatte er eine große Neugierde für Alles, was in der Welt vorging, beibehalten, und ich wurde mit unendlich vielen Fragen überhäuft, so wie auch mit unendlich vielen gastfreien Aufmerksamkeiten. Aber müde und erschöpft, und an jedem Nerv leidend, ging der Geist, mit dem ich ihm in seiner eigenen Weise zuerst entgegengetreten war, bald zu Ende. Ich konnte weder essen noch sprechen, und erhielt auch bald die Erlaubniß, mich zur Ruhe zu begeben.

Mit höflicher Besorgniß führte er selbst mich an die



Thür eines sehr comfortablen, wohl möblirten Schlafzimmers, in welchem ein Feuer freundlich loderte und wo augenscheinlich weibliche Hände bemüht gewesen waren, meine Toilette zu ordnen und wo weibliche Bedienung meiner wartete. So sehr war der gute Obrist verläumdet worden!

---

You shall  
Go forth upon your arduous task alone,  
None shall assist you, none partake your toil,  
None share your triumph! still you must retain  
Some one to trust your glory to — to share  
Your rapture with.

*Paracelsus.*

Fort Talbot, den 10ten Juli.

Der Mensch ist so zu sagen nur auf Hoffnung gestellt. Er hat kein anderes Besiſthum als die Hoffnung. Seine Welt ist nur da, wo Hoffnung ist, und mehr als auf irgend einem andern Fleck unserer Erdkugel wird dieses hier in der neuen Welt dargethan, in welcher ich jetzt reise und auf kurze Zeit verweile. Dieses ist das Land der Hoffnung, des Glaubens und der Liebe, denn wer diese drei nicht hat, sollte lieber gar nicht hieher kommen; mit diesen dreien aber ausgerüstet, und mit der Kraft seiner eigenen rechten Hand und einem vertrauenden Herzen, kann er Wunder vollbringen. Drift Talbot ist ein Beweis davon.

Ich will Ihnen jetzt Einiges über die vier Tage, während welcher ich auf- und abgewandert bin und mich stets verwundert habe, berichten; Alles kann ich nicht erzählen, denn die Belehrung, die ich hier gewonnen, und die Gedanken und Gefühle, welche durch meine

Seele gezogen, würden ein ganzes Buch einnehmen, und ich habe wenig Zeit zum Schreiben.

Zuerst von Obrist Talbot selbst. Dieser bedeutende Mann ist jetzt ungefähr fünfundsiebzig Jahre alt, vielleicht noch älter, doch sieht er selbst nicht so alt aus. Trotz der ländlichen Kleidung, dem gutmüthigen, heiteren und wettergebräunten Antlitz und der Einfachheit, um nicht Rauheit zu sagen, seiner Wohnung, liegt doch in seinen Zügen, in seinem Auftreten und in seiner Haltung jenes Etwas, das ihn zum Gentleman stempelt; und dieses Etwas, welches eine vierunddreißigjährige Einsamkeit nicht verwischte, kam ihm, wie ich vermüthe, nur durch Blut und Geburt zu, welche beiden, wenn wir philosophische und philanthropische Betrachtungen anstellen wollen, viel größern Einfluß haben, als wir eingestehen mögen. Als er jung war, muß er sehr schön gewesen sein. Seine Aehnlichkeit mit unserer königlichen Familie, und vorzüglich mit dem König Wilhelm dem Vierten, ist so auffallend, daß man ihn für denselben halten könnte. Wohlwollende Menschen haben sich schon oft Mühe gegeben, diese sonderbare Aehnlichkeit auf irgend eine Weise zu erklären, durch Möglichkeiten und Unmöglichkeiten; jedoch nach einer genauen Zusammenstellung der Data und Alter, selbst wenn man dem bösen Leumund den bei solchen Gelegenheiten gewöhnlichen Spielraum einräumt, bleibt diese Aehnlichkeit dennoch unerklärlich, wir müßten sonst

voraussetzen, daß es eine Familieneigenschaft der Talbots ist, par la grace de Dieu Königen zu gleichen. Sie erinnern sich vielleicht, wie die außerordentliche Aehnlichkeit eines Vorfahren unseres Obristen, Dick Talbot (Herzog von Tyrconnel) mit Ludwig dem vierzehnten Veranlassung zu einer der glücklichsten Repartien gab, welche je in der Chronik des Wises aufgezeichnet wurden \*).

Der Obrist Talbot kam nach Ober-Canada als Adjutant des Gouverneurs Simcoe im Jahre 1793, und begleitete den Gouverneur auf seinen ersten Streifzügen, welche er vornahm, um einen Ueberblick von dem westlichen Districte zu erhalten und, wie man damals sagte, einen passenden Raum für die Hauptstadt auszuwählen, deren Plan er entworfen hatte. Zu jener Zeit war der ganze schöne, fruchtbare Landstrich, welcher zwischen den Seen liegt, eine große Wildniß. Kein weißer Ansiedler war noch eingedrungen, und nur einige wohnten an

---

\*) Da es leicht möglich ist, daß der Leser diese Anekdote nicht kennt, so wird dieselbe hier vielleicht zum tausendsten Male wiederholt.

Als Talbot als Gesandter nach Frankreich kam, war der König so frappirt durch die Aehnlichkeit mit ihm selbst, welche schon die Aufmerksamkeit seines Hofes auf sich gezogen hatte, daß er ihn bei irgend einer Gelegenheit also anredete: »Mr. l'Ambassadeur, est ce que Madame Votre mère a jamais été à la cour du roi mon père?« Talbot erwiderte mit einer tiefen Beugung: »Non sire — mais mon père y était.«

dem Rande derselben und an der gegenüberliegenden Küste von Detroit. Nur einige herumziehende Stämme der Huronen und Chippewas und der sechs Nationen, welche am Großen Fluß ihre Niederlassung hatten, bewohnten von Zeit zu Zeit die Wälder.

Damals war es, als der Gedanke, eine Colonie zu gründen, sich der Seele des Obrist Talbots bemächtigte und sonach die einzige Leidenschaft, das einzige Interesse seines ganzen Lebens wurde. Die gescheiterten Menschen gaben sich abermals Mühe, dieses sonderbare Project auf gleiche Weise zu erklären, als die Aehnlichkeit mit Wilhelm IV. Daß ein Mann von edler Geburt, der einen hohen Rang in der Armee bekleidete, der jung und schön und ganz geeignet war, in der Gesellschaft zu glänzen, sich freiwillig aus allem Verkehr mit der civilisirten Welt verbannen konnte, und sich nicht nur auf kurze Zeit, sondern auf lange mühselige Jahre zu den schrecklichsten Entbehrungen in jeder Hinsicht verdamnte, schien zu unbegreiflich, um den gewöhnlichen Beweggründen und Gefühlen eines vernünftigen menschlichen Wesens zugeschrieben zu werden, deshalb suchte man es auf Motive und Gefühle zu begründen, welche in der That sehr außergewöhnlich waren, und selbst diejenigen, welche nicht die Lügen auszusprechen wagten, verkündeten dieselben durch ihre Blicke. Andere gingen nicht weiter, als zu versichern, daß er in seiner frühen Jugend eine unglückliche Liebe gehabt, welche ihm den

Kopf verrückt habe. Ich hatte immer nur von ihm als vom »excentrischen Obrist Talbot« gehört, ich hörte sogar viel mehr von seiner Excentricität, als von seiner Güte und seinem unüberwindlichen Muth, dem Enthusiasmus und der Ausdauer, die er an den Tag gelegt; doch werden vielleicht nach der weltlichen Classification alle diese großen Eigenschaften unter die allgemeine Rubrik der Excentricität gerechnet, wenn man diejenigen, welche sich einer Lieblingsidee ganz hingeben, keiner selbstsüchtigen Absichten zeihen kann.

Bei seiner Rückkehr verlangte er eine Strecke von 100,000 Acres von den Ländereien längs der Küste des Erie-Sees, unter der Bedingung, alle 200 Acres einen Ansiedler einzusetzen. 1802 kam er heraus und nahm sein Reich in der Mitte der Wildniß in Besitz. Er entwarf in seinem Gespräche mit mir, ich möchte es ein schreckliches Bild nennen, von dem Leben, welches er während der ersten sechs Jahre hier führte, von den Schwierigkeiten, mit welchen er zu kämpfen hatte, und man bedenke wohl, daß dieses nicht ein Leben der herumwandernden Freiheit war, nicht das Leben eines indianischen Jägers, »welches so anziehend sein soll, daß Jeder, der es während einiger Zeit getrieben hat, niemals freiwillig zu der civilisirten Gesellschaft zurückkehrt \*).« Das Leben des Obrist Talbots war voll von

\*) Dr. Dunlop.

jenen heroischen, ausdauernden Hingebungen seiner selbst, zur Vollendung eines großartigen Planes, der in einem Augenblicke zwar entworfen, doch mit unbeugsamer Beharrlichkeit durchgeführt wurde. Während sechzehn Jahren sah er kaum ein menschliches Wesen, außer den Arbeitern und Negern, welche er mit Lichten und Blockschneiden in seinem Lande beschäftigte. Er selbst kleidete sich in die wollenen Decken und trug die Art, er schlief auf der bloßen Erde, kochte drei Mahlzeiten täglich für zwanzig Holzhauer, putzte seine Stiefeln, wusch seine eigene Wäsche, melkte seine Kühe, schlug Butter, mengte das Brot ein und backte es, und im lehtern Zweige der Hauswirthschaft erreichte er eine große Geschicklichkeit, auf die er sich noch jezt etwas einbildet.

Zu allen diesen heterogenen Leistungen, als säen und ernten, Bäume umhauen und anpflanzen, braten und kochen, waschen, brauen, backen, kam noch ein anderes Geschäft hinzu, welches noch sonderbarer war, als alle die andern — während vieler Jahre mußte er nämlich alle Trauungen im ganzen Districte verrichten.

Während Europa in ein großes Schlachtfeld umgewandelt war, in eine Arena, wo seine Waffenbrüder, die jungen Männer, welche mit ihm ihre Carriere begonnen hatten, blutigen Lorbeer ernteten, um in der Zeitung als Gefallene und Verwundete — als Helden aufgezeichnet und dann vergessen zu werden; — während dem war Obrist Talbot ein Held anderer Art in

der Einsamkeit des Waldes, ohne durch Mitgefühl erheitert und ermutigt zu werden; unbestochen vom Ruhm, hatte er viel furchtbarere Feinde zu bekämpfen, und erntete auch eine viel reinere, wahrere und dauerndere Unsterblichkeit.

Außer den natürlichen Hindernissen hatte er noch andere zu überwinden, seine Launen und seine Geduld. Die ewigen Streitigkeiten mit den verschiedenen Gouverneurs, welche auf die unabhängige Macht, die er in seinem eigenen Bereiche ausüben konnte, eifersüchtig waren, wurden auf sehr humoristische Weise von Dr. Dunlop erwähnt.

»Nach funfzehnjähriger, unausgesetzter Arbeit und Entbehrung,« sagt der Doctor, »wurde es so in der Provinz bekannt, daß selbst das Gouvernement von Toronto anfing, inne zu werden, daß irgendwo ein Land läge, wo es eine Talbots-Niederlassung gebe, und wo man Wege machte und wo der Ackerbau gedeihe; darüber freuten sie sich, denn es zeigte ihnen gerade das, was ihnen so lange gemangelt hatte, nämlich ein wohl-angesiedeltes, offenes, bebautes Land, in welchem sie für sich selbst und für ihre Kinder und Kindeskinde und ihre ganze Sippschaft Güter zu erhalten gedachten. Als diese Pläne, welche den väterlichen Gefühlen dieser würdigen Herren so einleuchtend waren, dem Obristen vorgelegt wurden, konnte er gar nicht den Nutzen einer Einrichtung begreifen, in welcher erst die nächste Gene-



ration, oder gar die übernächste die Früchte der Arbeit der jetzigen ernten sollte; dem zufolge war seine Antwort auf den Vorschlag, wenn auch nicht in ganz so diplomatischen Ausdrücken, als man gewünscht hatte, doch kurz, nach Soldatenart, und nicht leicht falsch zu verstehen; sie lautete also: — »Ich will verdammt sein, wenn ihr einen Fuß von dem Lande hier bekommt,« und somit gingen die Parteien auseinander.

Darauf wurde ihm von seiner Excellenz im Rath der Krieg erklärt, und alle Mittel wurden angewendet, um ihn zu schrecken und sein Betragen im Mutterlande verdächtig zu machen. Er blieb aber fest, und bei einem Besuche, den er der Colonial-Behörde in England abstattete, öffnete er den Ministern die Augen über das Verfahren der beiden Parteien, und wendete für einige Zeit die Gefahr ab. Endlich vor fünf Jahren, als er fand, daß der Feind zu mächtig für ihn werde, begab er sich wieder nach England, und kehrte triumphirend mit einem Befehle der Colonialbehörde zurück, daß Niemand sich um sein Verfahren zu bekümmern habe. So hat er jetzt die Freude, einige hundert Meilen der besten Wege in der Provinz durch seine Besizungen laufen zu sehen, welche auf beiden Seiten reich besetzt sind von den Besizungen der wohlhabendsten Pächter, die seiner Ausdauer, seinem Verstande und seinen Rathschlägen Alles verdanken, was sie besizzen; und ihre Dankbarkeit steht im Verhältniß zu seinen Wohlthaten, obgleich

er ihnen dieselbe einst gegen ihren Willen aufgedrungen.

Die ursprüngliche Schenkung muß sehr ausgedehnt worden sein, denn die Landstrecke, welche unter der Verwaltung des Obrist Talbots steht, und Talbotsland genannt wird, enthielt zufolge der Liste, welche ich von seiner eigenen Handschrift besitze, 28 Flecken, 650,000 Acres Land, von welchen 98,200 ausgeholzt und bebauet sind. Die Bevölkerung, mit Einschluß der Städte, beträgt ungefähr 50,000 Seelen. »Sie sehen,« sagte er scherzend, »ich kann mich wie jener Irländer in der Poste rühmen, ein ganzes Land mit meiner eigenen Hand bevölkert zu haben.«

Auf der östlichen Seite seines Hauses, welches er, wie der Adler sein Nest, auf einer kühnen Klippe, die über den See hängt, erbauet hat, führt ein steiler Abhang in eine wilde waldige Schlucht, in deren Tiefe sich ein kleiner freundlicher Fluß hindurch bis in den See windet. Dieser Fluß ist im Winter ein wüthender Strom. Die Gewitter und die Kraft des Wassers haben große Stücke von der Klippe vor dem Hause abgerissen, und mit diesem Erdreiche auch große Bäume. Längs der Seeküste finde ich Stämme und Baumwurzeln im Sande begraben, welche ich lange für Felsen hielt. Ich erinnere mich eines ungeheuren Baumes, welcher, nachdem er hinabgefallen, noch mit den langen Wurzelfasern fest und in umgekehrter Stellung hängen

blieb — der Gipfel abwärts, entlaubt und verwelkt, die große ausgebreitete Wurzel aber, welche aufwärts gekehrt war, bildete eine Plattform, auf welcher neue Erde sich angehäuft hatte, und aus welcher eine neue Vegetation hervorsproßte, Blumen, Sträucher, junge Bäume. Das Ganze gewährt einen sehr schönen Anblick.

Der Eriesee ist, wie die geographischen Bücher berichten, hundertundachtzig Meilen lang, und hier im Port Talbot, welcher ungefähr in der Mitte des Ufers liegt, ist er siebenzig Meilen breit. Der Drift sagte mir, er wäre mehr als Einmal von einer Seite bis zur andern zugefroren gewesen, doch weiß ich nicht, wie man dieses Factum sicher behaupten kann, da man Niemand kennt, der je auf dem Eise den Weg bis zum gegenüberliegenden Ufer zurückgelegt hat.

Es ist wahr, daß in diesem See sich mehr Eis anhäufen kann, als in irgend einem andern, wegen seiner Seichtigkeit, denn man kann an allen Stellen Grund finden, während daß die Tiefe der anderen Seen nicht zu ermessen ist.

Doch nun wieder auf das Schloß zu kommen. Es ist ein langes hölzernes Gebäude, welches hauptsächlich aus rohen Blöcken besteht und an dessen Südseite eine verdeckte Halle angebracht ist. In dieser Halle fand ich unter verschiedenen Werkzeugen der Landwirthschaft eines jener wilden Thiere aus dem Raßengeschlecht, welches hier die Bergkatze genannt wird, von Einigen aber

der amerikanische Tiger oder Panther, mit welchem letztern es auch am meisten Aehnlichkeit hat. Dieser hier war bei einem Angriff auf die Bewohner des Hühnerhofes getödtet worden, und war wenigstens vier Fuß lang und glogte mich von dem Balken oben ganz gespensterisch und furchtbar an. Das Innere des Hauses besteht aus mehreren comfortablen Wohnzimmern und einem sehr schönen Eßsaal, eine große Küche ist mit einem außerordentlich gastfreien Kamin versehen, und unter der Erde sind Keller angebracht, um Wein, Milch und Vorräthe aufzubewahren. Rings um das Haus herum sieht man eine Menge Nebengebäude von der größten Verschiedenheit; sie sind in allen Gestalten und Größen und ohne die geringste Rücksicht auf Ordnung und Symmetrie aufgebaut. Unter diesen befindet sich auch dieselbe Blockhütte, welche dem Obrist das erste Obdach bot, als er vor vierunddreißig Jahren sich in dem Urwalde niederließ, und welche er sich nicht entschließen kann, niederzureißen, was ich sehr natürlich fand. Viele dieser Nebengebäude sind für Gänse und Hühner bestimmt, deren er eine unzählige Menge aufzieht; weiter hinaus reicht die Klippe, welche einen Anblick über den weiten blauen See gewährt, auf dem ich sechs Schoners mit ihren weißen Segeln zählen konnte; links ist das Port Stanley. Hinter dem Hause befindet sich eine offene Strecke Landes mit hübscher Abwechslung unterbrochen, auf welcher große Schaaf- und Rin-

berheerden graften. — Das Ganze ist von schönen und reichen Wäldern eingeschlossen, durch welche der kleine Fluß sich hindurchschlängelt.

Das Gut besteht aus sechshundert Acres, aber da der Obrist nicht ganz mehr so thätig ist, als sonst, so hat er einen Verwalter oder Aufseher angestellt, und man sagt, die Wirthschaft ginge lässig und wäre nicht so einträglich, als sie sein könnte.

Er hat sechs Acres als Baumgarten angelegt, in welchem er mit gutem Erfolge alle europäischen Früchte pflanzt und im Uebermaaß zieht, als Aepfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen. Was mich aber mehr als Alles erfreute, war ein Garten von mehr als zwei Acres, welcher sehr hübsch angelegt und eingezäunt war und in welchem er augenscheinlich seinen Stolz und seine Freude setzte. Es war das Erste, was er mir nach meiner Ankunft zeigte; viele Rosen gab es darin von verschiedenen Sorten, deren Stecklinge er selbst bei seinen verschiedenen Reisen nach England mitgebracht hatte; er sammelte die schönsten Rosen und reichte sie mir mit einem Anstand, welcher dem Dick Talbot sehr gut würde gestanden haben, wenn er ein Bouquet der Miß Jennings überreichte \*). Wir ließen uns dann auf einen

---

\*) Dick Talbot heirathete Frances Jennings — la belle Jennings aus De Grammonts Memoiren, und die älteste Schwester der Herzogin Marlborough.

hübschen Sitz unter einem Baume nieder, auf welchem er öfters zu sitzen und zu denken pflegte, wie er mir erzählte. Er beschrieb mir das Ansehn dieses Ortes, als er zuerst hierher kam, und verglich den vorigen Zustand desselben mit dem jetzigen; oder wir sprachen über die Heldenthaten einiger seiner tapfern Ahnen, welche ich glücklicher Weise eben so gut kannte, als er selbst. In dem Charakter dieses bedeutenden Mannes fand ich Familien- und aristokratischen Stolz als einen der vorherrschenden Züge; als ein Talbot von Malahide, von einer Familie, welche seit sechshundert Jahren vom Vater zum Sohn dieselbe Grafschaft repräsentirt hatte, legte er mit Recht einen großen Werth auf seine edle und unbefleckte Ahnenreihe, und in seiner einsamen Stellung, bei der Einfachheit seines Lebens und seiner Sitten, verliehen ihm diese hohen und nicht unbegründeten Ansprüche eine Art von poetischer Würde.

Ich sprach ihm von den Vermuthungen der Menschen über sein früheres Leben und über seine Beweggründe zur Auswanderung, worüber er lachte.

Ich glaube, sagte er, Cherlévoix gab die einzige wahre Veranlassung zu meinem Hierherkommen. Sie wissen, er nannte diese Gegend »das Paradies der Huronen, und ich war nun einmal entschlossen, in das Paradies zu kommen, gleichviel wie, und so kam ich denn hierher.«

Ernstler fügte er aber hinzu: »Ich habe vollbracht, was ich beschlossen hatte, — es ist nun vollbracht; doch

möchte ich nicht, wenn irgend Jemand mir die ganze Welt böte, wieder alles das Schreckliche durchleben, was ich durchlebt habe, als ich diese Ansiedelung gründete. Glauben Sie aber ja nicht, daß ich es bereue, ich liebe meine Zurückgezogenheit.«

Dann brach er gegen die Thorheiten und Unwahrheiten der Welt aus und äußerte sich gegen alle die Beschränktheiten eines erkünstelten Lebens in sehr bitteren und verächtlichen Ausdrücken. Kein ascetischer Mönch oder radicaler Philosoph hätte in seinem Eifer mehr Beredsamkeit zeigen können.

Ich erwiderte, daß es nur Wenigen vergönnt sei, sich ein Leben so gänzlicher Zurückgezogenheit zu gewähren und zu gleicher Zeit so viel Nutzen zu stiften. In dem er die Welt geflohen, hatte er ihr eine Wohlthat erzeigt, auch fügte ich hinzu, daß ich mich freue, ihn so glücklich zu sehen.

»D ja,« sagte er, »ich bin sehr glücklich,« und dann seufzte der alte Mann.

Ich verstand diesen Seufzer, und mein Herz hatte ein Echo dafür. Nein, es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; und dieses Gesetz, welches der Vater alles Lebens selbst bei der Erschaffung des Mannes ausgesprochen hat, ist noch nie ungestraft übertreten worden. Noch niemals wurde ein menschliches Wesen den gesellschaftlichen Bedürfnissen und Interessen seiner menschlichen Natur entrückt oder über dieselbe erhoben, ohne

einen ungeheuren Preis für seine isolirte Unabhängigkeit zu zahlen.

Zu der Bewunderung für Alles, was dieser außerordentliche Mann vollbracht hat, und für die Mittel und die Kräfte, durch welche er es vollbrachte, mischt sich stets ein Gefühl von Mitleid, welches mehr als einmal Thränen mir in die Augen lockte, während ich ihn anhörte. Er hat sein Leben nicht allein in Einsamkeit zugebracht, er will auch nie seines Gleichen in seiner Nähe zulassen. Sein einziger Verkehr war mit Solchen, die ihm untergeordnet waren und von ihm abhingen, deren Unterthänigkeit er verachtete und deren Widerstand ihn in Zorn versetzte — Menschen, deren Vortheil auf seiner Gunst beruhete — und von seinem Willen abhing, gegen den keine Appellation stattfinden konnte. Daher entstanden seine despotischen Gewohnheiten und die Verachtung gegen diejenigen selbst, denen er wohlgethan; daher vereint er mit vielem natürlichen Wohlwollen und Edelmuthe eine gänzliche Nichtachtung oder vielmehr eine Unkenntniß der Gefühle Anderer — kurz alle die Nachtheile einer königlichen Macht in geringerm Maaßstabe. Was wird nun in seinen alten Tagen der Trost seines Alters sein? Er hat Ehre, Macht, Gehorsam, wo ist aber die Liebe und die Schar der Freunde, welche sich auch um das Alter herumreihen sollten? Er ist allein, ein vereinsamter Mann. Seine Gesundheit hat unter den schrecklichen Beschwer-



den und Entbehrungen seines frühern Lebens gelitten. Seine Neigungen haben keinen natürlichen Ausweg gehabt, und entbehrten ihre natürliche Nahrung. Ich bin überzeugt, daß er leidet, und da er keinen Hang hat, allgemeine und philosophische Schlussfolgerungen zu ziehen, so fühlt er wohl Ursachen und Wirkungen, aber er kennt sie nicht. Er ist aber ein großer Mann, der Großes vollbracht hat, und das Gute, was er stiftete, wird ihn überleben. Er hat mit schrecklichen Opfern einen dauernden Namen und Ruhm sich gepflanzt, und in dieser braven neuen Welt, in diesem Lande der Hoffnung wird man sein eben so gedenken, als die Griechen des Triptolemus gedacht haben. Seine Gleichgültigkeit oder seinen Widerwillen gegen Frauengesellschaft, und seinen Entschluß, keine Ansiedelungen in einer gewissen Entfernung von seinem Wohnorte zu haben, konnte ich mir leicht erklären, als ich ihn kennen lernte, beides schien mir das natürliche Resultat, welches gewisse Lebensgewohnheiten auf gewisse Organisationen hervorbringen mußten. Er hat einen Diener, den er vor allen liebt, Jeffrey mit Namen, der ihm seit mehr als fünfundzwanzig Jahren treu gedient hat; seitdem er nämlich es aufgab, seine Schuhe selbst zu putzen und seinen Rock selbst auszubessern. Da dieser ehrliche Mensch die weibliche Gesellschaft nicht wie sein Herr verschworen hatte, so begann er nach einer Frau zu seufzen.

So ging er eines Morgens aus und nahm sich zum Weibe diejenige, welche ihm gerade am nächsten zur Hand war — eine, von welcher man nothwendiger Weise voraussetzen muß, daß er sie ihrer Tugenden wegen genommen, denn gewiß ihrer Schönheit willen geschah es nicht. Der Obrist schwur, er sei ein Narr; und nach einiger Zeit gelang es dem Jeffrey, welcher sehr bei ihm in Gunsten steht, seine Frau in das Haus einzuschmuggeln, und der Obrist, welcher wegen seines zunehmenden Alters eines Beistandes im Hauswesen bedürftiger geworden ist, scheint sehr geduldig diesen Zuwachs seines Familienkreises zu ertragen, so wie auch die Gegenwart eines weißköpfigen, pausbäckigen kleinen Geschöpfes, welches ich ohne alle Hindernisse und Einwendungen umherlaufen sah.

Das Zimmer, in welches ich zuerst eingeführt wurde, mit seinen rohen Blockwänden, ist die Bibliothek, und die Audienzhalle des Obrist Talbot. Wenn ich des Morgens früh mein Zimmer verließ, sah ich gewöhnlich Gruppen von seltsamen Gestalten vor der Thür herumstehen, zerlumpte, schwarzbärtige, ungeschickte, von Arbeit und Mühseligkeiten abgemagerte Auswanderer, Irländer, Schotten und Amerikaner, welche kamen, um sich als An siedler anzubieten. Diese pflegte er seine Landpiraten zu nennen; und über alle Beschreibung merkwürdig, charakteristisch und dramatisch waren die Auftritte, welche sich zwischen diesem großen Pascha der Wildniß und

jenen hungrigen und zubringlichen Klienten und Bittenden zutragen.

Was noch meinen Conversationen mit Obrist Talbot einen besondern Reiz verlieh, war die Art von Gleichgültigkeit, mit welcher er alle Begebenheiten der letzten dreißig Jahre in Europa betrachtete. Dynastien waren entstanden und geschwunden, Königreiche waren von einer Hand zur andern gegangen wie die Weinflasche, Schlachten waren verloren und gewonnen worden — und er wußte nichts davon — hatte nichts davon gehört — sich nicht darum bekümmert. Weder Post, noch Zeitungen hatten zu seiner Waldhütte die Kunde von Siegen und Niederlagen, von Revolutionen und Königreichen, den Kanonendonner erfolgreicher oder vergeblicher Kriege ihm zugetragen.

Als er sich zuerst nach »dem Busch« begab, war Napoleon Consul; als er zum ersten Male aus seiner Einsamkeit heraustrat, war das ungeheure Spiel des Ehrgeizes schon ausgespielt, und Napoleon mit seinen Heldenthaten und mit seiner Dynastie gehörte der Vergangenheit an. Mit dem Strome der Begebenheiten war auf gleiche Weise unbemerkt der Strom des Geistes, des Gedankens, der Literatur an ihm vorübergezogen, so wie die Fortschritte der socialen Vervollkommnung und die Veränderungen der öffentlichen Meinungen Denken Sie nur, was für ein Abgrund zwischen uns lag! Obgleich ich aber zu ihm gelangen konnte, so ver-

mochte er doch nicht zu mir zu kommen, denn meine Gefühle und Interessen hatten einen weitem Spielraum, als die seinen.

Die Hauptbegebenheiten des Auslandes und seines häuslichen Lebens stehen mit dem amerikanischen Krieg in Verbindung, in welchem er beinahe von einem Detachement des Feindes wäre gefangen genommen worden, welches sein Haus in Contribution setzte und Pferde und Vieh ihm davon trieb. Dann hatte er vor einigen Jahren einen Besuch von drei jungen, vornehmen reichen Engländern, Lord Stanley, Mr. Stuart Wortley und Mr. Labouchère, welche einige Wochen bei ihm zubrachten. Diese Begebenheiten, so wie auch seine Reisen nach England schienen die Epochen zu sein, nach denen er rechnet. Seine letzte Fahrt nach England hatte ungefähr vor drei Jahren stattgefunden, und von solchen gelegentlichen Ausflügen kehrt er, wie ein alter Adler zu seinem Nest, zu seiner Klippe zurück, von welcher er dann auf die Welt, die er verließ, mit hoher Verachtung und Gleichgültigkeit herabblickt und rings um sich her auf das, was er geschaffen hat, sich selbst reichlichen Beifall zollend und sich Glück wünschend zum großen Werke.

---

## Reise nach Chatham.

---

Alles, was du siehst, und so wie du es siehst, was dir das Liebste, das Schädlichste, das Peinlichste, das Heimlichste, das Verführerischste ist, das lehre hervor.

Rachel.

Erst am sechsten Tage meines Aufenthaltes in Port Talbot konnte der gute Christ überredet werden, in meine Abreise einzuwilligen.

Er erzählte mir mit gutmüthiger Hartnäckigkeit, daß er der große Autokrat der Wälder sei und daß man gegen »seine Gesetze« handle, wenn man ohne seine Erlaubniß Pferde bestelle oder irgend einen Schritt zur Abreise thue. Endlich war er so gut, die Befehle selbst zu ertheilen, mit einem Widerwillen jedoch, der mir sehr schmeichelhaft war — ein Fuhrwerk wurde bestellt und ein guter Kutscher verschafft; ich nahm von diesem außerordentlichen Manne Abschied mit einem Gemisch von Dankbarkeit für verlebte frohe Tage, und einem traurigen Gefühle, welches ich schwer beschreiben kann und niemals vergessen werde.

Meine nächste Tagereise war vom Port Talbot nach Chatham am Fluß Themse, von wo aus ich die Absicht

hatte, über den See St. Clair nach Detroit überzuschiffen und da zu erwarten, ob zufällig ein Schiff auf dem Huron-See nach Michillinachinac fahren würde. Ich würde jedoch künftigen Reisenden rathen, welche nicht an irgend eine besondere Zeit und besondern Plan der Beobachtungen gebunden sind, den Weg dem Ufer entlang nach Amherstberg und Sandwich zu nehmen, anstatt sich nach Chatham zu wenden. Man hatte uns für die ersten Tagereisen einen guten Weg versprochen, da derselbe durch die Niederlassung des Obrist Talbot führte, was aber den zweiten Tag aus mir werden sollte, schien mir eine sehr zweifelhafte Sache.

Das beste Fuhrwerk, welches die Gastfreundschaft und der Einfluß des Obrist Talbot aufreiben konnte, war der Karren eines Landmannes, mit zwei starken Pferden bespannt. Der Boden des Karrens war mit weichem Stroh wohl angefüllt, auf welches mein Gepäck gelegt wurde. Ein Sitz wurde für mich in Riemen befestigt, ein anderer vorn für den Kutscher, welcher unter den geachtetsten Ansiedlern der Nachbarschaft ausgewählt worden war, um einer einzelnen Frau als Führer und Stütze dienen zu können. Die Kosten der zwei Tagereisen waren zwölf Dollars.

Raum hatte ich mich von allen Gedanken und Gefühlen erholt, welche mich beim Herabfahren von Obrist Talbot bestürmten, als ich mich dem Kutscher zuwandte, um wo möglich aus seiner Physiognomie, Haltung und

Stimme zu errathen, wie viel Bequemlichkeiten ich vom Schicksal der nächsten Tage erwarten konnte, und dieser Ueberblick war sehr beruhigend, obgleich derselbe mir einige Widersprüche bot, welche ich kaum mit einander vereinigen konnte. Anzug und das ganze Erscheinen waren reinlich, obgleich ganz einfach und gewöhnlich, der Strohhut, mit dem breiten Rande von einem grünen Bande eingefast, war tief in die Stirn gedrückt; und ein Paar funkelnde, kluge Augen leuchteten darunter hervor. Sein Accent war ganz irländisch, es war der echte irländische Brogue, so »nett und complet,« als je einer aus Cork oder Kerry ausgesandt worden war. Aber sein Gesicht war kein irländisches, auch hatte sein Ausdruck nichts vom irländischen Charakter, der ganze Zuschnitt seiner Züge, seiner Manieren und Gestalt zusammengenommen stand auf keine Weise mit seiner Stimme in Einklang.

Als er mich ungefähr drei Meilen gefahren hatte, hielt er an einem sehr hübschen Meierhofs an, welcher von einem Garten und geräumigen Nebengebäuden umgeben war, und ein hübsches Weib mit sehr bescheidenem Ausdruck trat aus demselben heraus. Sie hatte ein liebliches Kind auf dem Arme und ein anderes an der Hand, es war die Frau meines Kutschers, und ich muß gestehen, daß es ihr gar nicht angenehm schien, ihn von sich gehen zu sehen, sie trennten sich augenscheinlich ungern von einander, sie ermahnte ihn ganz besonders,

sich in Acht zu nehmen, und gab ihm Commissionen, die er auf dem Wege besorgen sollte; dann wurden die Kinder in die Höhe gehoben, und nachdem der Vater sie herzlich abgeküßt hatte, fuhren wir weiter. Diese kleine Familie flößte mir ein lebhaftes Interesse ein, und prophezeite mir, wie ich meinte, nur Gutes in Betreff meines eigenen Wohles und Comforts.

Nachdem wir eine gute Strecke Weges gefahren waren, und ich meinen Weg gehörig an allen Gliedern gefühlt und empfunden hatte, begann ich einige Fragen über Lage und Umstände meines Gefährten zu thun, und seine ersten Worte erklärten jene Widersprüche in Stimme, Zügen und Erscheinen, welche mir so aufgefallen waren.

Sein Großvater war ein Franzose, und sein Vater hatte eine Irländerin geheirathet, und sich dem zufolge im südlichen Irland niedergelassen. Nach verschiedenem Wechsel des Glückes wurde er ein Viehhändler und Viehmäster, nachdem er aber ein kleines Kapital eingezogen hatte, welches er im alten Lande nicht leicht und sicher auf gute Zinsen verleihen konnte, brachte er seine ganze Familie hierher, und kaufte seinen Söhnen in dieser Nachbarschaft einige Bauerngüter an. Viele der ersten Ansiedler hier, welche von der ärmsten und niedrigsten Classe waren, verkauften sehr gern ihre Ländereien, nachdem sie einen großen Theil derselben gelichtet hatten, zu einem erhöhten Preise, und daher kommt es, daß eine



bedeutende Verbesserung in den letzten Jahren eingetreten ist, dadurch, daß Ansiedler von höherm Range eingezogen sind, welche lieber die halbgelichteten Meiereien kauften, als daß sie Arbeit und Zeit auf das wilde Land verwenden.

Mein neuer Freund B. hatte ein Gut von hundert und sechszig Acres, mit einem Blockhause und einer Scheuer, und dafür hatte er achthundert Dollars (ungefähr 200 £. Sterl.) gezahlt. Jetzt hat er hundert Acres gelichtet und als Weide angelegt. Das ist das Erstmal, daß ich in diesem Lande eine Wirthschaft gesehen habe, welche bloß auf Viehzucht gestellt ist, weil das Land im Allgemeinen zu Acker gemacht wird und der Hauptertrag des Landes in Weizen besteht. Er erzählte mir, daß er und seine Brüder ihre Kenntnisse in Behandlung des Viehes sehr vortheilhaft hier angewendet hätten; er besaß jetzt dreißig Kühe und achtzig Schaafe. Da seine Frau sehr geschickt in der Milchwirthschaft war, so sah er sich im Stand gesetzt, viel Butter und Käse zu verkaufen, welche er durch die Nähe von Port=Stanley sehr gut verschiffen konnte. Die Wölfe, sagte er, wären sein größtes Unglück hier; während des letzten Winters hatten sie ihm acht, und seinem Bruder zwölf Schaafe trotz aller Vorsichtsmaßregeln davon getragen.

Der canadische Wolf ist ungefähr von der Größe eines Schäferhundes. Er ist von einem gelblichen Braun, hat einen schwarzen Strich auf dem Rücken und einen

buschigen Schwanz von ungefähr einem Fuß Länge. Seine Lebensart ist die des europäischen Wolfes, sie sind beide gleich kühn, hungrig und grimmig, gleich schädlich, reißend und dem Landwirth e lästig. Die canadischen Wölfe jagen schaarenweis, und man hört sie während der Winternächte beständig heulen, was mir als sehr grauenhaft beschrieben wurde. Die Belohnung, welche der Magistrat für die Erlegung eines Wolfes giebt (sechs Dollars für den Kopf), ist nicht genug. Die vereinigten Staaten zahlen für den Kopf eines Wolfes funfzehn bis zwanzig Dollars, auch werden aus den neuen Ansiedlungen daselbst beinahe alle Wölfe schnell ausgerottet. Wenn man hier die Belohnung auch den Indianern versprechen wollte, so würde das sehr vortheilhaft sein, denn diese halten es nicht der Mühe werth, ihr Pulver und ihre Kugeln an einem Thiere zu verschwenden, dessen Fleisch ungenießbar und dessen Haut von geringem Werthe ist, und es waltet doch kein Zweifel ob, daß es der Vortheil der Ansiedler erheischt, durch alle und jede Mittel von den Wölfen befreit zu werden. Ich habe nie gehört, daß sie Menschen angefallen hätten, doch sind sie der Schrecken der Heerden — wie die wilden Katzen der der Hühnerhöfe sind. Bären kommen seltener in dem Maaße als das Land gelichtet wird, doch giebt es deren noch viele in den großen Waldstreifen, welche ihnen Schutz verleihen; im strengen Winter nähern sie sich den Grenzen der Ansiedlungen, und entfüh-

ren Schweine und junges Rindvieh. Hirsche giebt es viel und Wildpret ist die gewöhnliche Mahlzeit in Hütten und Bauernhäusern.

Mein Führer schloß den Bericht über seine eigenen Angelegenheiten mit einem beredten, tiefgefühlten Lob seiner Frau, der er, wie er mich versicherte, allen Seelenfrieden, seit er verheirathet sei, verdankte! Ich dachte bei mir selbst, wie wenig Männer ein Gleiches von ihren Frauen sagen könnten; diese ist also wenigstens keine der schmach tenden und sich grämenden Frauen in Ober-Canada — aber sie hat auch keine Familie zurückgelassen — keine Heimath auf der andern Seite des Oceans — und alle ihre Verwandten sind in ihrer Nachbarschaft angesiedelt.

Der Weg blieb ziemlich gut während dem größten Theile des Tages, und lief nach Westen zu in einer Entfernung von sechs oder zehn Meilen vom Ufer des Erie-See's; auf beiden Seiten desselben sah ich theilweise gelichtete und wohlangebauete Meiereien, aber weder Städte, Dörfer noch Dörfchen. Ein Theil des Landes, durch welches ich kam, war vorzüglich von Hochländern bewohnt und angesiedelt, welche alle ihre Glanz-Anhänglichkeiten mit herüber bringen, so wie ihre sparsamen schmutzigen Gewohnheiten, ihren Stolz und ihre Ehelichkeit. Gegen Mittag hielten wir an einer dieser hochländischen Niederlassungen, um unsere Pferde ausruhen zu lassen, und selbst Erfrischungen einzunehmen.

Das Haus wurde »Campbells Gasthaus« genannt, und bestand aus einer Blockhütte und einem Obdache für das Rindvieh. Eine lange Stange, welche in einem verwesenen Baumstummel vor der Hütte befestigt war, diente als Aushängeschild; die Familie sprach nur schottisch, und um mich herum tummelte sich eine Schaar in Lumpen gekleideter und schmutziger Kinder, ohne Schuhe und Strümpfe (welche letztere ich längs der Wand des Puzzimmers aufgehängt fand, als Gegenstände, die das Auge erfreuen sollten); die Leute glockten mich mit einer halb scheuen, halb groben Neugierde an, welche beinah wild zu nennen gewesen wäre. Mit einiger Schwierigkeit machte ich ihnen verständlich, was ich wünschte, und erhielt etwas Milch und Kuchen von türkischem Korne; doch könnte diese Familie trotz ihrem ärmlichen Außern für wohlhabend gelten, da sie ein Besizthum von zweihundert Acres vortrefflichen Landes hat, von welchen sechszig Acres gelichtet und bebauet sind, auch besizzen sie fünf Kühe und vierzig Schaafe. Sie haben sich vor sechszehn Jahren angesiedelt, nachdem sie ganz arm hierher gekommen waren und das Land gratis erhalten hatten. Wie fühlbar mußte für diese der Wechsel von der größten Armuth und dem tiefsten Mangel zu Unabhängigkeit und Ueberfluß sein. Sie haben aber nur äußere Vortheile erlangt, und wenn in ihrem Innern irgend eine Veränderung vorgegangen sein ollte, so mag dieselbe allem Anscheine nach eher zu den

Rückschritten als zu den Fortschritten gerechnet werden.

Ich weiß, daß man den Grundsatz aufgestellt hat, daß, je enger die Menschen zusammengedrängt sind, um so gewaltiger die Herrschaft des Lasters unter ihnen sei, und daß, je isolirter und zerstreuter die Bevölkerung wohnt, um so mehr Tugend und Einfachheit unter ihnen gedeihen könne. Das mag wohl wahr sein, wenn man sich mit den negativen Tugenden und der Einfachheit der Unwissenheit zufrieden stellen läßt; hier aber, wo eine geringe Bevölkerung über ein weit ausgebreitetes und fruchtbares Land zerstreut ist, wo man im Umkreise von zwanzig, dreißig, vierzig Meilen weder Dorf noch Dörfchen findet — wo es keine Manufacturen giebt, — wo beinah eine vollkommene Gleichheit des Standes herrscht, — wo die Mittel des Unterhaltes reichlich sind — wo man keine Aristokratie — keine Armen-gesetze, keine Armenabgaben kennt, so wie keine der Agenten, welche Seelen und Besitzthümer des Volkes zwischen sich zermalmen, bis nichts mehr übrig bleibt als Spreu — welchen Thatsachen sollen wir denn da die groben Laster, die Ausschweifung, die Dummheit, so wie die gemeinen niedrigen Gewohnheiten des größten Theils der Menschen zuschreiben, welche nicht einmal fähig sind, die unschätzbaren Vortheile um sich herum zu genießen und Nutzen daraus zu ziehen? Und wehe ihnen! Da ist Niemand, der Interesse genug an ihnen zu nehmen scheint, um sich zu bemühen, wenigstens der einen Gene-

ration einen bessern Geist einzulösen. So fand ich in einer Blockhütte in der tiefsten Mitte der Wildniß, wo ich die ursprünglichen Sitten der Einfachheit erwartet hätte, eine gemeine Puffsucht, Eitelkeit und Affectation unter den widerwärtigsten Formen, und dabei eine gänzliche Ermangelung der einfachsten physischen Lebensbequemlichkeit, so wie der gewöhnlichsten Elementarkenntnisse. In einer andern Hütte fand ich Trunk, Ausschweifung und verstockte Gleichgültigkeit gegen alle Religion, während eine dritte den unsinnigsten Fanatismus beherbergte. Ich weiß, es giebt Menschen, welche meinen oder befürchten, daß ein Vorschreiten der Kenntnisse und der Civilisation eine Vermehrung des Lasters und des Ungehorsams hervorbringen können, Menschen, welche meinen, daß eine auseinanderwohnende, mit Ackerbau beschäftigte Bevölkerung, der die tägliche Nahrung des Körpers im reichen Maaße zu Theil wird, wo kein Schullehrer sich hereinmischt, um Ehrgeiz und Unzufriedenheit dem armen selbstzufriedenen Geiste einzulösen, wo der Arbeiter nicht liest, nicht schreibt, nicht denkt — sondern nur liebt, betet, arbeitet — daß so ein Zustand eine Art von Arcadien sein müsse. Sie mögen hierher kommen! — Hier ist kein Schullehrer, und was sind die Folgen davon? — Glauben Sie mir, es gewährt keine Freude sie zu beobachten!

Ich kam auf diesen Reisen an einigen Schulhäusern vorüber, welche an den Weg gebaut waren; von diesen

waren die meisten aus Mangel eines Lehrers geschlossen, und welcher Sterbliche, der nur auf irgend eine andere Art seinen Unterhalt erwerben kann, würde auch in diesen Wildnissen von Ober-Canada Schulmeister werden? Ich lernte wirklich einige wenige solcher armen Geschöpfe kennen, welche schlecht genährt, schlecht gekleidet, schlecht bezahlt — wenn sie ja bezahlt wurden — abwechselnd in den Häusern der verschiedenen Landleute lebten, sie waren entweder Schottländer oder Amerikaner und eigneten sich in keiner Hinsicht zu dem Amt, das sie unternommen hatten. Weibliche Lehrerinnen fand ich keine, außer in Städten. Gibt es denn unter allen den trefflichen Vereinen in London zur Beförderung der Religion und der Erziehung keinen Einzigen, welcher Missionäre hierher schicken möchte? — das heißt solche Missionäre, als wir deren hier brauchen, nicht von denen, welche irgend einer fanatischen Secte angehören. Können wir uns verwundern, wenn hier ohne Mittel zum Unterricht oder geselligen Vergnügen, ohne gesunde und unschuldige Aufregungen, Whisky und Campmeetings (jene gräßlichen frommen Versammlungen) an deren Stelle treten und die Arbeit würgen, welche durch nichts besseres gewürzt wird.

Glauben Sie mir, Nichts von dem, was Sie über jene Liebesfeste und Campmeetings in Ober-Canada gehört oder gelesen haben, kann die Wirklichkeit übertreffen, und doch ist es nicht weniger wahr, daß in den meisten

Kreisen Methodisten die einzigen Religionslehrer sind, und daß ohne diese die Menschen ganz verwahrlost sein würden. Was bezwecken denn unser Gouvernement und unsere Kirche?\*) — Hier, so wie im alten Lande haben sie über Glaubenssätze, die gelehrt werden sollen, und über die anzuwendenden Mittel, und so, während die Schäfer sich streiten, ob die Schafe mit altem Heu oder mit frischem Grase, im Stalle oder außer dem Stalle gefüttert werden sollen — verhungert die arme Heerde, oder verläuft sich in der Irre.

---

Diesen Abend fand ich ein Abendessen und Nachtlager im Hause der Mistreß Wheatly, Wittve eines Officiers im Commissariat; sie steht dem Postamt in dem

---

\*) Wenn wir den vorherrschenden Mangel an Missionärgeist in dem Zweige der englischen Kirche, welche nach Toronto verpflanzt wurde, betrachten, so müssen wir vermuthen, daß die Mitglieder desselben für Neulinge in ihrer eigenen Religion angesehen werden, welche selbst gegen ihre eigene Fähigkeit, die Unwissenheit zu belehren, mißtrauisch sind. Oder was noch schlimmer ist, man wird sie wie Männer ansehen, welche selbst nur einen halben Glauben haben, und deshalb sich besinnen, einen Versuch zur Bekehrung Anderer zu machen. Man lese den Bericht der Kirchengesellschaft über die Bekehrung und Civilisirung der Indianer und über die Verbreitung der Glaubenslehre unter Ansiedlern.



Städtchen Howard vor, und erzählte mir, als einen Beweis der zunehmenden Population des Districts, daß die Einnahme des Postamtes, welche vor sechs Jahren nicht zehn Dollars vierteljährlich überstiegen, jetzt über vierzig Dollars betrage.

Die armen Ausgewanderten, welche noch nicht lange vom alten Lande entfernt sind, um deren Herzen sich noch zärtliche Erinnerungen an Verwandte, Heimath und heimathliche Freuden in all der Kraft und Frische des Abschiedschmerzes und der ununterdrückten Sehnsucht anklammern, kommen zuweilen vor das Postamt, und wenn sie vernehmen, daß ihre Briefe drei Schillinge und vier Pence kosten, oder vielleicht gar fünf und sechs Schillinge, kehren sie oft in Verzweiflung wieder zurück. Ich habe nicht allein hier solche Briefe gesehen, aber noch viel öfterer und in größerer Menge sah ich deren bei großen Postämtern und immer mußte ich mit Schmerzen dabei der vielen zärtlichen, sehnenden Herzen gedenken, welche darüber geblutet haben. Die Qualen des Tantalus waren gewiß nichts dagegen.

Mein Abendessen bestand aus Eiern und Rettigen, Milch und Brot. Als ich nach meiner Stube ging (Mistress Wheatly hatte mir die ihrige eingeräumt), fand ich, daß die Thür, welche nur mit einem Drücker geschlossen war, nach dem Fahrweg sich öffnete. Ich sprach den Wunsch aus, sie zu befestigen, worauf die gute Dame einen Nagel brachte, und denselben der Länge nach über

den Drücker legte. »So« sagte sie, »verschließt man in Canada die Thüren!« Meine Ruhe wurde nicht durch den Mangel eines festen Verschlusses gestört, denn ich schlief bis am Morgen. Nach dem Frühstück erschien mein Führer, welcher auf einem benachbarten Meierhose ein Nachtlager gefunden hatte, und wir setzten unsere Reise fort.

Während der ersten sechs Meilen blieb der Weg noch gut, aber am Ende derselben erreichten wir einen Punkt, wo wir den Talbotsweg verließen, und in was man »einen Stadtweg« nannte einbiegen mußten, welcher den Bezirk der Stadt Howard von dem der Stadt Harwich trennte. Mein Gefährte hielt seine Pferde an, um mit einem jungen Manne zu sprechen, welcher Lehm anrührte, und während dieser mit uns redete, da war es mir, als ob ich nie ein schöneres Gesicht und eine schönere Gestalt gesehen hätte. Er hatte einen irländischen Accent, Sprache und Manieren waren seiner Kleidung, welche die eines gewöhnlichen Arbeitsmannes war, sehr überlegen, und ich erfuhr, daß er zu einer der reichsten und angesehensten Familie im ganzen Districte gehöre und mit meinem Führer, welcher mir schon von der Stellung, Erziehung und verschiedenen Verdiensten dieser Familie gesprochen hatte, durch Heirath verwandt sei; Grüße und Erkundigungen aller Art nach Weib und Kind, Schwestern und Brüdern wurden gewechselt, und

gegen das Ende des Zusammentreffens vernahm ich das folgende Gespräch:

»Wie sind die Wege?«

»Ziemlich schlecht!« (Mit einem bedeutenden Kopfschütteln.)

»Glaubst du, daß wir darauf fortkommen werden?«

»Ja, das weiß ich nicht; es kann aber sein!«

»Wenn wir nicht in dem großen Loch bei Harris im Schmutze versinken, so werden wir wohl, wenn's Gott gefällt, durchkommen. Ist irgend etwas da gemacht worden?«

»Nein, das ich nicht wüßte, aber (und er blickte mit gutmüthigem Lächeln nach mir hin) fürchten Sie sich nicht! Sie haben hier einen guten festen Wagen und ich denke, Sie werden vorwärts kommen früher oder später.«

»Wie steht es mit den Muscitos?«

»Auch schlecht genug, denn der Himmel ist bedeckt, und dann sind sie immer am schlimmsten; indessen der Wind geht etwas, das ist zu Ihrem Vortheile. Jedoch werden Sie ein schweres Tagewerk haben, und ich wünsche, daß Sie gut durchkommen möchten, geht das nicht, so kommen Sie nur zu uns zurück — das ist Alles — Gott sei mit Euch! Und indem er das bunte Tuch, was um seinen Kopf herum geschlungen war, in die Höhe hob, machte er uns zum Abschiede eine Verbeugung, mit dem Anstande eines Edelmannes.

So ermutigt fuhren wir weiter, und obgleich ich nicht in den Roth versank, und auch nicht ganz und gar von den Muskitos aufgezehrt wurde, so hatte ich doch sehr viel von den beiden mir angedrohten Qualen zu leiden. Der Weg war kaum zu passiren, wir fanden weder freundliche Meiereien noch Lichtungen, sondern dunkle Tannenwälder und bewachsene Moräste, von jenen entsetzlichen Corduroy-Wegen durchkreuzt (meine Glieder schmerzen mich noch immer bei der bloßen Erinnerung daran), tiefe Löcher und Pfützen, mit verfaulten Pflanzstoffen angefüllt, welche mit schwarzem Wasser vermischt waren, schienen wahre Sümpfe der Verzweiflung! Selbst die Pferde hielten am Rande manches Schmutzabgrundes inne, und zitterten ehe sie hinabtauchten. Ich biß die Zähne zusammen, klammerte mich an meinem Sitz fest, und befahl meine Seele dem Himmel — doch war ich oft nahe daran, an allen Gliedern verrenkt zu werden. Endlich verließ ich meinen Sitz ganz und gar, und machte einen Versuch auf dem Stroh am Boden des Karrens zu liegen. Mantel und Teppichsack zu einem Kopfkissen bildend, um als Stütze zu dienen, aber Alles war vergebens. Sowohl ich selbst, als mein wohlerfundenes Bequemlichkeitsgebäude wurde hier und dorthin geworfen, und ich fürchtete jeden Augenblick, ausgeschleudert zu werden. Denn zu Fuß zu gehen, oder auf irgend eine Weise sich der unangenehmen Lage zu entziehen, war eben so unmöglich, als wenn ich in der Ca-

jüte eines Schiffes und mitten auf der wogenden See gewesen wäre.

Das Schlimmste sollte aber noch kommen. Beim Eingang eines Waldweges, wenn man Weg nennen kann, wo wir keinen Weg unterscheiden konnten, hielten wir einen Augenblick an, um Muth und Athem zu sammeln und die armen Pferde zu erfrischen, ehe sie in den Wald von beinah zwanzig Meilen Länge eingingen.

Der Gasthof, der einzige in einem Umkreise von mehr als fünfunddreißig Meilen, hatte die gewöhnliche Außenseite dieser Waldgasthöfe, d. h., es war eine Blockhütte mit einem Fenster und einer Stube, welche alle Ansprüche auf einmal erfüllte, da an dem einen Ende derselben ein Platz, zu wohnen oder zu schlafen, durch einige Bretter abgetheilt war. Vor dem Hause war ein Uebdach von Zweigen und Baumrinden für die Pferde, und ein hohler Baumstamm diente als Trog zum Saufen. Einige der Bäume rings umher standen im vollen reichen Blätterschmuck, andere geringelte, waren nackt und geisterartig im Sonnenschein. Man mußte hierher kommen, um den Spruch der heiligen Schrift: „Trostlos wie eine Wohnung in der Wüste“ ganz zu verstehen. Die Bewohner, aus welchen ich keine directe oder verständliche Antwort heraus bekommen konnte, starrten mich während der ganzen Zeit mit dummen Erstaunen an. Ich nahm eine Karte heraus, um eine Skizze von dem Orte zu machen, ein Mann stand neben mir, und

fah mit zu. Sein Anblick war über alle Beschreibung unangenehm, häßlich, greulich, abgemagert, muskulös, wild und bleich. Er führte an der einen Hand einen wildaussehenden Jungen von drei bis vier Jahren; in der andern hielt er eine kleine junge Taube, welche in Todesangst und Schrecken zwischen seinen knöchernen Fingern ächzte und flatterte; ich blickte sie mittheilig an.

»Thut ihr nicht weh!«

Er erwiderte mit einem grinsenden Lächeln, und indem er den unglücklichen Vogel noch stärker drückte: »Nein! Nein! ich will ihr nichts zu Leide thun.«

»Wohnt ihr hier?«

»Ja, ich habe eine Meierei ganz nahe von hier im Busch.«

»Wie groß ist sie?«

»Hundert und vierzig Acres.«

»Wie viel ist davon gelichtet?«

»Ungefähr fünf oder sechs Acres.«

»Wie lange seid ihr hier?«

»Fünf Jahre.«

»Und nur fünf Acres gelichtet? — Das ist sehr wenig in fünf Jahren. Ich habe Leute gesehen, welche zweimal so viel Land in halb so viel Zeit urbar gemacht haben.«

Er antwortete beinahe in wilder Wuth: »Dann hatten sie auch wohl Geld oder Freunde oder Hände, die ihnen halfen, ich habe nichts von alle dem. Ich habe

in der weiten Welt nur mich selbst! Und stellt einmal einen einzigen Mann mit nur ein Paar Händen an solch einen dicken Baum hier — und seht, was er ausrichten kann! Ihr könnt hier die Art vom Morgen bis zum Abend schwingen, während einer ganzen Woche lang, ehe ihr das Tageslicht auf euch hereinbrechen seht.«

»Ihr habt Recht,« sagte ich mitleidig, »und ich habe Unrecht, seid nicht böse.«

»Es hat nichts zu sagen.«

»Seid ihr von dem alten Lande?«

»Nein, ich bin hier erzogen worden.«

»Was wollt ihr mit der Taube hier machen?« —

»D! die wird ein Abendessen für den Knaben hier abgeben, oder vielleicht behält er sie lieber, um damit zu spielen.«

Ich bot ihm einen Schilling für das Leben des Thieres und hielt denselben hin. Er streckte sogleich eine seiner ungeheuren Hände mir entgegen, und nahm gierig den Schilling, während er in demselben Augenblicke die andere Hand öffnete, um die Gefangene loszulassen. Sie flatterte während einiger Zeit hülflos umher, aber bald ward sie wieder ihrer Flügel mächtig, kreis'te um unsere Köpfe herum, und ließ sich dann auf dem obersten Zweige eines Zuckerahorns nieder. Der Mann wandte sich mit einem frohlockenden Gelächter seitwärts, und meinte ohne Zweifel, er habe den besten Theil bei

diesem Handel gezogen, — auf diesem Punkte waren wir aber verschiedener Meinung.

---

Nachdem wir unsere Pferde wieder westlich gewendet hatten, vertieften wir uns auf einmal in einen Wald, wo durchaus kein Weg zu sehen war, keine andere Spur eines Weges als auf beiden Seiten durch einen Anhub gezeichnete Bäume, welche dem Reisenden die einzige Anleitung gaben. Wie wild — wie feierlich wild war Alles hier! So dicht war das hier herabhängende Laubwerk, daß es nicht nur den Sonnenschein ausschloß, sondern auch das Tageslicht, und wir reisten in der beständigen Dämmerung der sich wölbenden Zweige und des tiefen Schattens, keine Blume war hier, keine Kräuter bedeckten den Boden. Die Erde unter uns war schwarz, reicher fruchtbarer Boden, in dem die Räder des Karren fußtief versanken; um die Baumwurzeln herum wuchs ein rohrartiges Gras, und diente Klapperschlangen und andern kriechenden Thieren als Obdach. Das Holz war alles hartes Holz, Walnuß, Buche und Niederwald, so wie auch Eichen und Ahorn von der größten Art. Hier und da hatte der Blitz einen der höchsten Bäume getroffen und entblättert, indem er den Stamm gespalten und ihn horizontal auf seine Gefährten gebettet hatte. Da lag er in wunderbar materischer Stellung mit seinen ungeheuren



Zweigen die ausgestreckten Arme seiner Nachbarn umklammernd, gleichsam um Hülfe sie anflehend. Diejenigen, welche man umgehauen hatte, um einen Pfad zu öffnen, lagen, wo sie gerade hingefallen waren, und über ihre Stummel und Wurzeln mußte mein Karren gehoben oder gezogen werden. Zuweilen lag ein ganzer Morast in unserm Wege, welcher mit den Stämmen gefällter Bäume theils ausgefüllt, theils wie mit einer Brücke überdeckt war.

Als wir uns den Gränzen des Waldes näherten, unterbrachen einige Lichtungen die feierliche Zwiellicht-Monotonie unseres Weges, doch der Anblick derselben war auch ziemlich einförmig. Ungefähr ein oder zwei Acres offener Platz mit gefällten Bäumen, ein Stück Land, was mit einer Schutzwehr gegen die Schlangen umgeben war und die erste Weizen- oder indische Korn-ernte einschloß; große Haufen aufgeschichtetes Brennholz und Gestrüpp, welches auch aufgehäuft war und verbrannt wurde; ein Paar Ochsen, die einen ungeheuren Stamm zogen, um denselben zu den übrigen zu bringen; — dieses sind ungefähr im Allgemeinen die Grundzüge eines Bildes, welches mit dunkeln geheimnißvollen Wäldern eingerahmt war. Hie und da sah ich einige Kühe, aber keine Schafe. Ich erinnere mich vorzüglich einer dieser Lichtungen, welche mir einen noch trostlosern Eindruck machte als die übrigen. Ich sah nämlich in deren Mitte ein unvollendetes Blockhaus,

dessen eine Hälfte unter Dach stand und bewohnbar war, und diese deutete einige Versuche des guten Geschmacks an, indem man eine kleine Vorhalle oder Portal angebracht hatte, auch waren die Fenster auf beiden Seiten eingerahmt; es war aber noch nichts eingezäunt, und das neugefällte Holz lag in Haufen aufgeschichtet, um verbrannt zu werden; ringsumher erstreckte sich der Wald mit seinen dunkelnden Schatten, welche immer tiefer wurden, je nachdem der Tag sich neigte. Was meine Aufmerksamkeit aber am meisten fesselte, war die lichte Gestalt eines weiblichen Wesens in seidnem Kleide und schönem Shawl, welche vor dem Hause in langsamen Schritten und gedankenvoll auf- und abging. Ein kleines Kind trug sie in dem einen Arme, während sie in der freien Hand einen grünen Zweig hielt, um die Muskitos abzuwehren. Ich hätte gern angehalten, ich hätte gern mit ihr gesprochen, auf Gefahr selbst, unbescheiden zu scheinen; aber mein Führer stellte mir so eindringlich die Gefahren vor, im Bereiche des Waldes von der Nacht überfallen zu werden, daß ich ihn, wenn auch ungern, weiterfahren ließ, doch nicht ohne oft zurück auf die schöne Erscheinung zu blicken und mir unzählige Gedanken zu machen, woher und wie dieselbe hierher gekommen?

Endlich kamen wir aus dem Waldwege hervor in eine Ebene, durch welche ein schöner Fluß (meine alte Bekanntschaft, die Themse) sich gleichsam nach eigener

Willkür hinschlingelt, und Meiereien mit weißen Wänden und grünen Läden lagen an dessen Ufern verstreut, und frohe Stimmen ließen sich hören, das Geschrei der Knaben beim Spiel, und das Geräusch der Arbeit und des Lebens; und über allen diesem lag das letzte Glühen der sinkenden Sonne! Wie segnete ich in meinem Herzen dieses Bild! Ja, ich begreife wohl, daß es ein schönes und erfreuliches Leben sein kann, welches der Jäger führt, wenn er in die Weite, und unabhängig durch diese unbegrenzten Wälder streift; doch glauben Sie mir, auf einem schweren Karren durch ihre undurchdringlichen Schatten hindurch gezogen zu werden, von Muskitos geplagt, von allen Seiten vom Licht und von der freien Himmelsluft ausgeschlossen zu sein, das ist eine ganz andere Sache. Die Wirkung wenigstens, die es auf mich hervorbrachte, war, daß mein Geist herabgestimmt wurde, und finstere Gedanken in mir aufstiegen, während eine unthätige und düstere Resignation oder vielmehr eine tiefe Niedergeschlagenheit sich meiner bemächtigte, und mir am Ende selbst das Sprechen erschwerte. Der erste Anblick der kleinen hübschen Stadt regte meine sinkenden Lebensgeister in lebhafte Freude wieder auf, wie der Anblick eines Freundes. Nachdem ich auch die Hoffnung auf einen guten Gasthof, denn mein Kutscher hatte mich die ganze Zeit mit der Beschreibung des »Freemans Hôtel« unterhalten, welchen er für einen der besten im ganzen Districte hielt.

Denken Sie sich also mein Bedauern, als ich erfuhr, daß Herr Freeman »wegen der hohen Weizenpreise« nicht mehr im Stande sei, hungrige Reisende aufzunehmen, und keinen Platz für sie habe. Ich mußte in einem kleinen schlechten Gasthof ein Unterkommen suchen, wo ich eine sehr mittelmäßige Mahlzeit hielt. Man führte mich in ein Schlafzimmer, in welchem sich weder ein Stuhl, noch ein Tisch vorfand. Ich war aber zu sehr von den Beschwerlichkeiten ermüdet, und meine Seele war zu traurig, um ein Wort darüber zu verlieren, und Hand oder Fuß zu bewegen; ich hüllte mich dicht in meinen Mantel und fiel auf mein Bett nieder, wo ich bald in einen Zustand des Vergessens versank, der alle Leiden und Unbehaglichkeiten aus meiner Seele verdrängte. Am nächsten Morgen erhob ich mich erfrischt und fähig, mich zu bewegen, und vermittelst Geldversprechungen, Schelten und Bitten erhielt ich endlich warmes und kaltes Wasser, so wie Eier, Thee, und Kornkuchen; — dann ging ich aus, um mich umzusehen.

---

So westward tow'r'd the unviolated woods  
 I bent my way —  
 But that pure archetype of human greatness  
 I found him not. There in his stead appeared  
 A creature squalid, vengeful, and impure,  
 Remorseless, and submissive to no law,  
 But superstitious fear or abject sloth.

*Wordsworth.*

Zu Chatham im westlichen Districte, am Bord  
 des Dampffschiffes, zwischen Chatham und  
 Detroit, 12ten bis 13ten Juli.

Ich kann mir kaum eine schönere und glücklichere  
 Lage als die von Chatham für eine neue Stadt denken  
 (Sie werden dieselbe auf der Landcharte genau auf der  
 Landstrecke zwischen dem See St. Clair und dem Erie-  
 See finden). Es liegt genügsam im Inlande, um vor  
 dem plötzlichen Angriffe eines ausländischen Feindes ge-  
 sichert zu sein. Der Fluß Themse ist von seiner Mün-  
 dung an bis zur Stadt, welches eine Strecke von sech-  
 zig Meilen beträgt, für alle Arten von Seefahrzeugen,  
 Dampffschiffen und Schonern von der größten Art mit  
 eingerechnet, schiffbar. Der See St Clair, in welchen  
 die Themse fließt, liegt zwischen dem Erie-See und  
 dem Huron-See. Die Ufer werden von großen Wiesen  
 gebildet, deren Fruchtbarkeit unerschöpflich ist, und auf

denen Tausende von Rindvieh nach Willkür weiden könnten. Als Hafen- und Handelsstadt kann die Lage kaum übertroffen werden, während man von dem Feldbau sagen kann, »daß Milch und Honig fließen.« Ein reicher Boden, große Weiden und keine Zinsen, keine Abgaben! — Was fehlt hier anders als eine höhere Intelligenz und eine bessere Anwendung des Capitals, um die Menschen vom Herabsinken zur thierischen Trägheit abzuhalten und um sie zu geistiger Thätigkeit und vervollkommnung anzuregen. Die reichen Gaben der Natur gehen hier zu Grunde, während im alten Lande Tausende sich unter einander zertreten im Eifer, und Hungerige nach dem täglichen Brote ringen.

Dieses Land von Ober-Canada ist wirklich das eigentliche »Paradies der Hoffnung.« Von Allem, was ich hier höre und sehe, wovon manches Tadel, Mitleid und Bedauern erregen kann, wird mir auch viel geboten, worüber eine vertrauende Seele sich vernünftiger Weise freuen kann! Man könnte sehr leicht, wenn man die Sachen von einem gewissen Gesichtspunkte aus betrachtete, ein so grelles Bild von allen Mißgriffen des Gouvernements, von der Bestechung der kleinern Agenten, von der niedern Stufe des socialen Zustandes, und von der moralischen Entartung des Volks entwerfen, daß Sie in ihrer Empörung Canada als einen Ort für verbannte Verbrecher ansehen würden; dagegen könnte ich auf der andern Seite, ohne von der einfa-

den buchstäblichen Wahrheit abzuweichen, ihnen ein anderes, eben so lebhaftes Bild aufstellen von der Schönheit und Fruchtbarkeit dieses westlichen Landes, von dessen großen Hülfquellen des Feldbaues und Handels, von der Gutmüthigkeit, der Empfänglichkeit und Fähigkeit der armen gemißbrauchten menschlichen Natur, welche sich dennoch unter den zerstörenden Einflüssen des Druckes, der Unwissenheit und des Vorurtheils entfaltet hat, so wie von der Dankbarkeit derjenigen, welche Mangel, Dienstbarkeit und hoffnungslose Beschwerden des Heimathlandes gegen Unabhängigkeit und Freiheit hier vertauscht haben, — so daß es mir gelingen würde, Ihre Phantasie in ein irdisches Elysium zu versetzen. So geschah es denn, daß, indem ich meine Straße dahin fuhr, ich bald entzückt, bald empört war, ich verzweifelte oder freuete mich abwechselnd, und diese unbeständigen und scheinbar widersprechenden Gemüthsbewegungen und Eindrücke schreibe ich nieder wie sie auftauchen, indem ich es Ihnen überlasse, dieselben so gut Sie können zu vereinigen und selbst das Resultat aufzufinden.

Es ist ein seltener Fall, daß in diesem neuen Lande die Seele durch Ideenverknüpfungen oder Erinnerungen an die Vergangenheit zurückgeführt wird. Walpole pflegte von Italien zu sagen, »es sei ein Land, in welchem das Gedächtniß mehr sähe als die Augen;« und in Canada muß die Hoffnung an die Stelle des Ge-

dächtnisses treten; es ist der Unterschied zwischen der Zeit der Ausfaat und der der Ernte. Wir sind hier reich an Erwartungen, arm an Besitz — noch ärmer an Erinnerungen. Es existiren jedoch einige dunkle und allgemeine Traditionen, welche dem unwissenden Ansiedler nicht das geringste Interesse gewähren, von den schrecklichen Kämpfen zwischen den Huronen und Irokesen längs diesen Küsten hin, vor und während der Zeiten der französischen Herrschaft; auch erzählt man von dem Unternehmungsgeiste und den Wagnissen der frühern Pelzhändler, vor allem aber gedenkt man der schlecht vergoltenen Beschwerden und der Opfer der Missionäre, sowohl Jesuiten als Herrnhuther, oder auch Methodististen, deren einige unter Martern gestorben sind; andere haben sich den schrecklichsten Entbehrungen unterzogen für das, was sie die Sache der Wahrheit nannten, und für die Verbreitung des Lichts und des Heils; während Niemand in der Nähe war, welcher die Seelenstärke, mit der sie starben, bewundern oder aus ihrem Beispiele Hoffnung und Muth ziehen konnte. Während des letzten Krieges zwischen England und den vereinigten Staaten (1813) — ein Krieg, dessen Anfang den Amerikanern keine Ehre, und dessen Ende den Engländern Schande brachte, und dessen ganzer Verlauf beider Nationen unwürdig war und beide demoralisirte — dieser Krieg, welchen die schlechtesten Leidenschaften der menschlichen Natur veranlaßt hatten, Habsucht und



Rache — welcher keinem menschlichen Wesen irgend einen Vortheil brachte — nein! selbst nicht das eitle Aufsehen erregte, und den leeren Ruhm, der oft den Kämpfen der Menschheit zu Theil wird, — ein Krieg, von welchem man kaum in Europa sprach, selbst nicht im Mutterlande, welches doch mit Millionen und mit dem Blute ihrer besten Unterthanen den Kostenaufwand desselben bestreiten mußte — ein dunkeler, brudermörderischer, barbarischer Krieg, welcher kein anderes Resultat gehabt hat, als die gegenseitige Erschöpfung und das Elend längs der Grenzen beider Nationen und einen Haß, welcher wie der Haß zwischen nahen Verwandten bitterer und unverföhnlicher ist, als irgend eine Feindseligkeit zwischen den erkauften Armeen zweier wetteifernder Nationen; denn hier waren es nicht allein die zwei Gouvernements, welche sich veruneinigt hatten — sondern die Völker selbst, ihre Institutionen, Gefühle, Meinungen, Vorurtheile, lokale und persönliche Interessen wurden sich feindlich gegenübergestellt. — Während dieses schändlichen, nutzlosen, unnatürlichen Krieges fand eine Schlacht bei Chatham Statt, welche von Einigen die Schlacht der Themse genannt wird, von Andern die Schlacht der Herrnhutherstädte, in welcher die Amerikaner unter dem General Harrison den General Proctor mit bedeutendem Verluste schlugen, doch ist diese Schlacht vorzüglich nennenswerth als der Sterbetag von Tecumseh, ein Shawanee-Anführer, von welchem Sie

vielleicht nie gehört haben, und welcher doch der historische Held dieser wilden Regionen ist. Einige amerikanische Schriftsteller nennen ihn den indianischen Napoleon, denn beinah zugleich mit dem großen Kaiser begann er die Ausführung seiner politischen und Eroberungspläne, und Beide beschloßen ihre Laufbahn fast zur selben Zeit; der Eine in der Gefangenschaft, der Andere durch den Tod. Doch der Genius des indianischen Kriegers war wie seine Thaten auf einen engen Raum an den Grenzen der Civilisation beschränkt, und so waren denn auch die Berichte darüber nothwendiger Weise sehr unvollkommen. Es ist erwiesen, daß er den gewagten und großartigen Plan hegte, welcher einst schon von Pontiac entworfen war, den Plan nämlich, alle Stämme und Nationen der Indianer in ein Bündniß gegen die Weißen zu vereinigen. Wenn er ein Verbündeter der Britten wurde, so geschah das nicht aus Freundschaft für uns, sondern aus Haß gegen die Amerikaner, welche er auf immer von allen Eingriffen in die Rechte und Ländereien der rothen Menschen zurückzuschrecken gedachte. — Aber vergebens! Diese Versuche eines edlen unglücklichen Geschlechts, dem großen Strome der Civilisation, der nach Westen drängt, Widerstand zu leisten oder denselben nur zu verzögern, gleichen den Anstrengungen, welche man machen könnte, um die Katarakten des Niagara zu dämmen. Die moralische Welt hat ihre feststehenden Geseze, wie die physische Natur.

Der Jäger muß vor dem Ackerbauer da gewesen sein, der Indianer muß lernen, das Gebiß zwischen die Zähne zu nehmen und seine Hand an den Pflug zu legen, oder zu sterben. Bis jetzt habe ich beinahe keine Hoffnung, daß die Idee, aus den Indianern ein civilisirtes Volk zu bilden, ausführbar sei. Diejenigen, welche so menschenfreundliche Erwartungen hegen, sollten hierher kommen und den Einfluß beobachten, den ein dreihundertjähriger Verkehr mit den Weißen auf den Charakter und die Gebräuche des Indianers gehabt hat. Die gutmüthigen Theoretiker in England sollten hierher kommen und mit ihren eigenen Augen sehen, daß der Civilisation und der Vermehrung der Indianer, ja selbst der Erhaltung ihrer Zahl eine mächtige Barriere gesetzt ist, die keine Macht überspringen kann. Ihr eigener Grundsatz, daß der große Geist sowohl die rothen als die weißen Menschen erschaffen, aber beide wesentlich an Natur und Gebräuchen von einander unterschieden hat, ist vielleicht nicht so weit von der Wahrheit entfernt.

Eine große Niederlassung von Herrnhuther-Indianern ist über Chatham an dem Fluß Themse gegründet, sie besteht aus Delawaren Stämme, und stand während mehrerer Jahre unter der Fürsorge eines Herrnhuther Missionärs; diese Indianer leben auf den Ländereien, welche das britische Gouvernement ihnen reservirt hat, ein schöner fruchtbarer Landstrich, welcher ungefähr

hunderttausend Acres des reichsten Bodens der Provinz enthält. Ein Stück dieses Landes hat der jetzige Gouverneur-Lieutenant ihnen abgekauft, welche Maafregel sehr getadelt wurde, da die Stämme keineswegs einstimmig in diese Veräußerung des Besitzes gewilligt hatten. Ungefähr hundert und funfzig weigerten sich, ihre Einwilligung zu geben, aber sie waren die Minderzahl, und so wurden zwanzigtausend Acres vom fruchtbarsten Lande dem Gouvernement abgetreten und sind schon in Stadtbezirke eingetheilt \*).

Der herrnhutische Missionair, von welchem ich diese näheren Umstände erfuhr, schien ein redlicher, aber sehr gewöhnlicher Mann zu sein, fromm, gewissenhaft, aber sehr beschränkt und in allen Dingen, welche nicht sein Missionsgeschäft betrafen, ganz unwissend. Er erzählte mir ferner, daß die Herrnhuther schon seit mehreren Generationen unter den Delawaren gewohnt hätten, seit der ersten Einsetzung nämlich von Missionairen in den

---

\*) Die Bedingungen sind 150 P. St. jährlich (auf ewige Zeiten), eine Summe, welche das Gouvernement mit Recht »unbedeutend« nennt. Auch scheint, als ob das »auf ewige Zeiten« nur von kurzer Dauer sein wird, denn der Stamm wird sich bald jenseits des Missouri verlieren, oder ausgerottet, oder mit anderen Stämmen verschmolzen sein. Auch werden diese Pensionen selten in baarem Gelde ausgezahlt, sondern in Gütern, auf welche man immer Profit nimmt.

südlichen Staaten 1735, von diesem Zeitraume an bis zu 1772 sind siebenhundert und zwanzig Indianer getauft worden. Der Revolutionskrieg hatte in allen seinen Resultaten sie schwer bedrückt, sie waren nordwärts von einer Niederlassung zur andern getrieben worden, vom Ufer des Delaware bis zu dem des Ohio — vom Ohio über die Seen hinaus — und nun sollten sie aus ihrem letzten Zufluchtsorte gedrängt werden. Sein Gehülfe, Bruder Vogler, stand im Begriff, mit den hundert und funfzig Familien, welche gegen den Verkauf ihres Landes gestimmt hatten, nach Westen auszuwandern, dort sollten sie sich mit dem übrigen Theile ihrer Nation vereinigen, welcher jenseits des Missouri wohnte. Auch fügte er hinzu, sei es sehr wahrscheinlich, daß er selbst mit den übrigen bald nachfolgen werde, da es nicht zu erwarten stehe, daß sie den Rest ihres Landes würden behaupten können. Zweifelsohne würde dasselbe bald auch für weiße Ansiedler verlangt werden, und wenn das Gouvernement selbst auf den Kauf bestände, so hätten sie kein Mittel, demselben Widerstand zu leisten. Er gab zu, daß nur eine geringe Anzahl in dem Stamme, welche unter seiner Obhut und Lehre stand, Christen genannt werden konnten, daß unter siebenhundert vielleicht nur zweihundert und dreißig getauft seien, und diese hauptsächlich aus Frauen und Kindern beständen; demungeachtet sei die Missionarstelle schon seit mehr als einem Jahrhundert erhalten worden, und die einzige Mög-

lichkeit zu wirken bestehe in der Belehrung der Kinder. Als ich nun meine Fragen direct an ihn richtete, so antwortete er sehr bestimmt, daß er die Civilisation und Belehrung der Indianer in einem ausgebrehten Grade für ein hoffnungsloses Unternehmen halte. Er erkannte die Vernunftgründe und die Wahrheit jener Motive und Facta an, welche den Gouverneur-Lieutenant bewogen hatten, ein so großes Stück vom Jagdlande der Delawaren zu kaufen, daß dasselbe nämlich in der Mitte der weißen Niederlassungen gelegen, und dadurch immer den ungesetzmäßigen Eingriffen und dem schlechten Beispiele der Weißen ausgesetzt sei. — Daß ein großer Theil des Stammes aus Halbblood bestehe, — daß beinahe alle sich in einem schrecklichen Zustande der Entartung befänden und den starken Getränken ergeben wären, welche sie sich hier so leicht verschaffen können, und daß sie durch die Abnahme des Wildes, durch ihre eigene Verderbtheit und Trägheit so entsetzlich arm und elend würden, und die Abnahme ihrer Zahl so groß sei, daß sie hoffnungslos verloren wären, wenn man sie nicht so weit als möglich von dem Einflusse der Weißen entfernte; Alles das gestand er ein, und gewiß dieses entschuldigte den Gouverneur, wenn man nur das Wohlwollende und Nutzenbringende der Maafregel betrachtet, ohne deren Gerechtigkeit zu berücksichtigen.

Gott verhüte, daß ich es versuchen sollte, den Eifer und die Mühseligkeiten der Missionaire dieses Landes zu

verkleinern. Sie sind die Einzigen, welche vermittelnd zwischen dem Indianer und dessen Unterdrücker stehen, und sie gleichen gewissermaßen den Schaden und das Unheil aus, welches von ihren Landsleuten und ihren Mitchristen oft angerichtet wurde. Während ich aber mit diesem würdigen Manne sprach, konnte ich nicht umhin zu denken, daß es viel besser wäre, wenn man bei diesen Stellen mehr Kenntnisse und Urtheil mit der gewissenhaften Frömmigkeit vereinigen könnte, — mehr Geist mit einem guten Willen — mehr Verstand mit dem Glaubenseifer. Der Geist war willig, aber das Fleisch war schwach. Die Unwissenheit und Unduldsamkeit einiger dieser enthusiastischen wohlgesinnten Männer haben der guten Sache, welche sie predigten und für die sie litten, eben so viel Schaden gethan, als ihre Selbstaufopferung, ihre Selbstverleugnung dieser selben Sache und der menschlichen Natur Ehre brachten. Nehmen Sie zum Exempel folgenden Auftritt, welcher von einem Herrnhuther selbst berichtet wurde. — In einer Versammlung von einigen Delaware-Anführern traten die Missionaire auf und machten ihnen bekannt, sie seien gekommen, um ihnen eine bessere und reinere Religion zu lehren, deren erste Grundlage, welche schon allein zum ewigen Heile führe, der Glaube an den Erlöser sei und an die Sühne durch sein Blut für die Sünden des ganzen Menschengeschlechts — welches Alles in dem Buche, das er hier in den Händen hielt, geschrieben stehe. Wan-

goman, ein großer Anführer und Arzt unter ihnen, stand auf, um zu antworten. Er begann damit, zwei Linien auf den Boden zu zeichnen und bemühte sich darzuthun, daß es zwei Wege gebe, welche beide zu Gott und zur Glückseligkeit führten. Der Weg der rothen Menschen und der Weg für die weißen; »jedoch,« sagte er, »der Weg des rothen Mannes ist der geradeste und kürzeste von den beiden.«

Der Missionair hatte mancherlei dagegen einzuwenden und stellte ihnen vor, daß Gott selbst auf die Erde gekommen sei, um den Menschen den wahren Weg zu zeigen; worauf Wagoman erklärte, »daß er seit vielen Jahren sehr genau mit Gott bekannt sei und niemals gehört habe, daß Gott ein Mensch geworden und sein eigenes Blut vergossen hätte und deshalb könne auch der Gott, von welchem Bruder Zeisberger predigte, nicht der wahre Gott sein, sonst würde er, Wagoman, wohl etwas von diesem Umstande erfahren haben.«

Darauf erklärte der Missionair, kraft seines Amtes: »daß der Gott, an welchem Wagoman und seine Indianer glaubten, kein anderer sei, als der Teufel, der Vater der Lügen.« Wagoman antwortete darauf in gemäßigttem Tone: »ich kann Eure Lehre nicht ganz verstehen, sie klingt mir so neu und so seltsam. Wenn es denn wahr ist, daß der große Geist in die Welt kam, ein Mensch wurde und so viel litt, so versichere ich Euch, daß die Indianer nicht daran Schuld sind, sondern nur



die weißen Menschen. Gott hat uns die Thiere des Waldes zu unserer Nahrung angewiesen und es ist unsere Pflicht, dieselben zu erlegen. Wir wissen nichts von Eurem Buche, wir können es nicht lernen, es ist viel zu schwer für einen Indianer zu verstehen. «

Bruder Zeisberger erwiderte: »Ich will Euch sagen, warum Ihr es nicht verstehen könnt. Satan ist der Fürst der Finsterniß, wo er herrscht, ist Alles dunkel und er wohnt in Euch. — Deshalb könnt Ihr auch nichts von Gott und Gottes Wort verstehen; doch wenn Ihr einst von Eurem üblen Wege umkehrt und als arme verlorne Sünder zu Jesus Christus kommt, so kann es sein, daß er Erbarmen mit Euch haben wird, deshalb zögert nicht, eilet und rettet Eure armen Seelen \*) u. s. w.

Ich will nichts weiter davon mittheilen, weil ich den Anschein auf mich bringen könnte, als wollte ich ihr Streben lächerlich machen, welches ich, der Himmel weiß, nicht will, denn es ist viel zu ernsten Inhaltes. Wenn aber auf diese Weise die einfachen, erhabenen Lehren des Christenthums dem Verständniß der Indianer zuerst geboten werden, können wir uns dann noch über die geringen Fortschritte wundern, welche bis jetzt in der Bekehrung zur Wahrheit gemacht wurden? Und was alle diese Versuche der Civilisation betrifft, was kann der rothe

---

\*) Geschichte der Missionen von den vereinigten Ländern unter den Indianern von Nordamerika.

Mensch in der Civilisation des weißen Menschen wohl sehen, was ihn zum Racheifer anregen oder in seiner Seele den Wunsch erwecken könnte, sein eigenes unbeschränktes Leben und die angeborenen Fähigkeiten seines Herzens hinzugeben für unsere erkünstelten Gewohnheiten und Sitten, welche oft unsere eigene Meinung gegen sich haben, oder für unsere Religion, welche sowohl in unseren Gesetzen als auch in unserem Lebenswandel so oft übertreten wird? Als der gute Missionair mit vieler Salbung sagte, daß keine Hoffnung auf eine Bekehrung zu fassen wäre, so lange die Indianer nicht so weit als möglich dem Verkehr mit den Weißen enttrübt seien, sprach er eine schreckliche Wahrheit aus, welche von Allem, was ich höre und sehe, bestätigt wird — von der Meinung eines Jeden, mit dem ich darüber gesprochen und welcher je mit diesen Leuten in Berührung gekommen ist. Man wird sagen, wie man schon oft gesagt hat, daß hier die Selbstsucht des weißen Mannes spricht; daß es zu dessen Interesse und seinen irdischen Vortheilen beförderlich ist, wenn der rothe Mann aus seinem Wege geräumt und durch die sich erweiternden Grenzen der Civilisation zurückgetrieben wird — wie jene Wälder, welche unter unserer Art fallen und von der Erde verschwinden müssen, und nur noch während einiger Zeit verwesende Stummel und Wurzeln zurücklassen, worüber nach Jahren der Pflug geht und dann jede Spur vertilgt ist, so daß Niemand mehr sagen kann, sie seien da gewesen. Wohl

wahr, es ist zum Nutzen des europäischen Land- und Handwerksmannes, daß der Jäger der Wälder, der über viele hundert Quadratmeilen gebieten muß, um für eine einzige Familie genügenden Unterhalt zu schaffen, weiche, um zahlreichen Städten Platz zu machen und Feldern, welche Unterhalt für Tausende in ihrem Schooße tragen; das kann Niemand ableugnen, und wenn es noch Menschen giebt, welche meinen, daß bei dem jetzigen Stande der Dinge das Interesse des rothen und des weißen Mannes sich vereinigen lasse, und daß ihre Naturen und Gewohnheiten in Harmonie gebracht werden können, so mögen dieselben, ich wiederhole es, hierher kommen und sehen, wie der Heide und der sogenannte Christ nahe beisammen wohnen; er vergleiche dann Beide und beurtheile, was Beider Schicksal sein wird! Wohin der Christ auch kommen mag, er führt stets die Bibel in der einen Hand, und bringt Krankheit, Verderbniß, und das fluchwürdige Feuerwasser in der andern Hand, oder indem er das Buch des Friedens niederlegt, proklamirt er kühn und offen, daß die Macht das Recht giebt, und setzt Säbel und Flinte statt der langsamen Zerstörung des Hungertodes und des Whisky ein.

Alle Maßregeln, welche bis jetzt das Gouvernement von Canada zum Schutz der Indianer gegen die Weißen aufgestellt hat, bleiben ohne Wirkung, die Verbote, ihnen hitzige Getränke zu geben oder zu verkaufen, wurden nicht befolgt. Der Abschaum der weißen Bevölke-

rung, welche längs den hinteren Ansiedelungen lebt, hat keinen Begriff von den angeborenen Tugenden im Charakter eines Indianers; die Weißen sehen nur, daß derselbe in den gewöhnlichen Künsten des Lebens zurück und unserer Macht unterworfen ist. Sie verachten, unterdrücken, betrügen ihn, sie verführen die indianischen Frauen und verleiten das arme Volk durch das Beispiel ihrer Trunkenheit. Den Missionären allein ist es dann und wann gelungen, dieses Uebel wenigstens in einem gewissen Grade zu mildern oder demselben vorzubeugen, aber ihr Einfluß ist sehr beschränkt. Die Anführer und Krieger der verschiedenen Stämme wissen sehr wohl, was für ein schreckliches Uebel durch die starken Getränke über sie gekommen ist. Sie haben oft Rath gehalten und für sich und ihr Volk den Entschluß gefaßt, sich derselben ganz zu enthalten. Gewöhnlich wirft aber die erste Versuchung alle ihre guten Entschlüsse um. Mein Herrnhuter Freund beschrieb mir die unwiderstehliche Leidenschaft für berauschende Getränke mit einer Art von Ehrfurcht und Schrecken, und schrieb dieselbe der unmittelbaren Einwirkung des Teufels zu. Ein anderer Missionär erzählt, daß bald, nachdem die Delaware Indianer unter einander übereingekommen waren, daß sie alle Versuchungen dieser Art von sich abweisen und diejenigen bestrafen wollten, welche dagegen handelten, ein weißer Rumhändler unter sie gekommen sei und sich in der Mitte ihres Dorfes aufgestellt habe mit ei-

nem Faß Branntwein neben sich; in dieses habe er einen Strohhalm gefügt und mit vieler Höflichkeit und Freundschaftsversicherungen an seine Indianischen Freunde einen jeden eingeladen, einen Zug durch den Strohhalm gratis zu thun. Ein junger Indianer näherte sich mit ernster, fester Miene und langsamem Schritt, dann wendete er aber schnell wieder um und rannte zurück wie einer, der sich fürchtet; bald darauf kehrte er aber wieder und kam etwas näher, er lief aber eben so wie das erste Mal davon. Das dritte Mal, als er wieder kam, ließ er sich von dem weißen Manne bereden, seine Lippen an den Strohhalm zu bringen. Kaum aber hatte er von dem feurigen Getränke gekostet, als er sein ganzes Wampum für einen Trunk bot und am Ende Alles hingab, selbst seine Flinte und seine Decke, um noch mehr zu erhalten.

Ich habe noch eine Anekdote über diesen Gegenstand, welche ich Ihnen erzählen muß, ich fand dieselbe unter mehreren Documenten, die der Gesellschaft zur Civilisation und Bekehrung der Indianer, welche zu Toronto errichtet ist, vorgelegt waren. Die Wahrheit derselben ist nicht zu bezweifeln, auch ist sie sehr gut erzählt. Der Berichterstatter ist ein reisender Schullehrer, welcher seitdem von der Gesellschaft in Dienste genommen wurde, dessen Namen ich aber vergessen habe.

---

## A n e c d o t e .

---

Im Winter 1832 wurde ich theils von meinem Geschäfte, theils durch die Neuheit der Unternehmung bewogen, von den indianischen Niederlassungen zu Colwater nach dem Sault St. Marie zu gehen, eine Entfernung von ungefähr vierhundert Meilen.

Der See war gut zugefroren und das Eis mit Schnee bedeckt; mit Hülfe der Schneeschuhe war es uns möglich, täglich eine Strecke von fünfzig Meilen zurückzulegen; da aber mein Geschäft keine Eile erforderte, hatte ich den Wunsch, einen kurzen Aufenthalt auf den tausend Inseln des Huron-Sees zu machen. Ich hoffte da einige Gewißheit über die wirkliche Lebensart der Indianer, welche die nördliche Seite des Sees bewohnen, zu erhalten. Mit dieser Absicht hatte ich es mir zur Aufgabe gestellt, in jedem Wigwam, welchem wir uns näherten, einzukehren, und so konnte ich, wenn es mich hier nicht von meinem eigentlichen Zwecke abführte, manche sehr interessante Schilderung des großen Elends und Mangels entwerfen; Hunger, Schmutz, Unwissenheit und der gänzliche Mangel aller

Kenntniß von einem höhern Wesen sind hier vorherrschend \*).

Gegen das Ende einer langen ermüdenden Tagereise gerieth mein Indianischer Führer auf die frische Spur eines Indianers, und im Eifer, mir gefällig zu sein, verfolgte er dieselbe bis zum äußersten Ende einer tiefen Bai. Wir kamen an mehreren Eislöchern vorüber, deren sich die Indianer zum Fischfang bedienen, und bei dem einen bemerkten wir, daß nach der Quantität des auf dem Schnee sichtbaren Blutes der Speer noch kürzlich große Niederlagen unter den Fischen angerichtet haben müsse. In einer geringen Entfernung von dem Ufer führte uns die Spur an den Ueberresten eines Wigwam vorbei, bei welchem wir einen großen Kahn und einen kleinen Nachen fanden, welche beide sorgfältig während des Winters aufbewahrt schienen. Nach bedeutendem Steigen brachte uns der sich schlängelnde Pfad in eine tiefe Höhlung, welche ungefähr hundert Ruthen von der Bai entfernt war. Hier auf allen Seiten von Hügeln umgeben, am Ufer eines der klein-

---

\*) Wir sollten wohl lesen: ein gänzlicher Mangel an Kenntniß des höhern Wesens, welches durch Christus in der heiligen Schrift verkündigt worden ist; denn ich hörte nie von irgend einem Stamme der nordwestlichen Indianer, und sei er auch noch so roh, welcher gar keinen Begriff von Gott (dem großen Geiste) und von einem künftigen Leben gehabt hätte.

sten Binnenseen — gelangten wir zu einem Wigwam, dessen Rauch uns andeutete, daß er bewohnt sei. Der Pfad war während einer bedeutenden Strecke mit Scheiten von Brennholz eingefast, und eine wollene Decke, welche reiner als gewöhnlich war, hing vor dem Eingange und gab mir gleich im ersten Augenblicke eine gute Meinung von den Bewohnern. Ich bemerkte auf der linken Seite eine Hundeleine, und auf der rechten zwei Paar Schneeschuhe und zwei Fässer gesalzene Fische. Der Wigwam war viereckig und so groß, daß ich verwundert war, denselben nur von Zweien bewohnt zu finden, von einem jungen Indianer nämlich und seiner Frau.

Man hieß uns gleich willkommen, und ich hatte Zeit genug mich umzusehen, und die Behaglichkeit und Bequemlichkeit zu bewundern, welche die Einrichtung des Innern bot. Eine Decke von den frischen Zweigen junger Schierlingstannen war rings umher ausgebreitet. In der Mitte an der Wand rechts saß der Herr des Hauses, als wir eintraten, auf einer großen Matte. Die Frau nahm die Seite zu seiner Linken ein. Gute reinliche Matten wurden für mich und meinen Führer gelegt, die meinige der Thür gegenüber, und mein Führer nahm die letzte Seite des Wigwam ein. Drei Hunde von großer Race und gut gehalten lagen vor dem Feuer; das war der lebendige Theil der Bewohner. Hinter der Frau sahe ich an der Thüre eine zinnerne Wasserkanne hängen mit einem kleinen zinnernen Becher, ne-



ben diesem einen geflochtenen Sack, mit zinnernem Geräthe und hölzernen Löffeln gefüllt, welche letztere die Indianer selbst verfertigen; über diesem hingen einige Kleidungsstücke der Frau, schön verzierte Beinbekleidungen, zwei bunte Tücher u. s. w. In der Ecke hinter ihr standen eine kleine Kiste und ein Sack; hinter dem Rücken des Indianers hingen drei Speereisen, jedes mit drei Zacken; eine amerikanische Flinte, eine englische Vogelflinte, und das Gewehr eines indianischen Anführers nebst Schrot- und Kugeltaschen und zwei Pulverhörnern. Man sah auch eine sehr schön verzierte Kopfbedeckung und ein Paar neue Beinbekleidungen, welche aus einer wollenen Decke verfertigt waren. Die Ecke nahm eine kleine rothgemahte Kiste ein. Ein Gefäß mit Zucker stand in der Ecke mir zur Rechten, und ein Faß Mehl zur Linken des Indianers, und zwischen diesem und der Thür hingen zwei große Lachsforellen, und mehrere Stücke getrockneten Wildprets. In der Mitte brannte, wie gewöhnlich, ein helleuchtendes Feuer, über welches drei Kessel dem ermüdeten Reisenden guten Trost versprachen. Unser Wirth war nur wenige Minuten vor uns hereingekommen, und war eben damit beschäftigt, seine Decke und Mokassins abzulegen, als wir eintraten. Wir hatten kaum Zeit unsere Beinbekleidung abzustreifen, und unsere Mokassins zu wechseln, um uns zum vollen Genuß des Feuers zu bereiten, als die Frau des Indianers schon eine reichliche Mahlzeit gekochten Fisch uns

vorsehte; diesem folgte bald eine Suppe von Wildpretfleisch und türkischem Korne, und unser Mahl schloß mit heißen Kuchen, welche in der Asche gebacken waren, und welche zu dem Thee, den ich aus meinem Reisevorrathe lieferte, herumgereicht wurden.

Vor Tagesanbruch am folgenden Morgen wollten wir wieder aufbrechen, doch wurde uns nicht gestattet fortzugehen, ohne das Mahl getheilt zu haben. Gekochte und gebratene Fische wurden uns vorgesetzt, und zu meinem Erstaunen knieete der junge Indianer nieder, ehe er etwas berührte, und betete laut. Sein Gebet war kurz und innig, und nicht in dem weinerlichen Ton, welchen ich gewohnt war von den Indianern zu hören, wenn sie zu ihrer Gottheit sprachen. Mir machte dieses Gebet den Eindruck von Manneskraft und Demuth zugleich, welche man nur in den Worten finden kann, die vom Herzen kommen, und die nicht auf theatralischen Effect berechnet sind.

Als ich Abschied nahm, suchte ich die Züge meines Wirthes zu prüfen, und ich schmeichelte mir in denselben den Ausdruck einer ungeheuchelten Freude über die Erfüllung der Gastfreundschafts-Pflicht zu lesen, so wie auch einigen Stolz auf den Reichthum seines Wigwams, den er uns gezeigt.

Man kann sich denken, daß ich die Gelegenheit nicht versäumte, und tiefer in das Geheimniß dieses Wohlstandes und Gedeihens einzubringen versuchte. Ich konnte

nicht umhin die Beobachtung zu machen, daß hier Civilisation stattfände, und ich forschte nach der Ursache eines so großen Unterschiedes zwischen den Gewohnheiten dieses Indianers und denen seiner Nachbarn. Die Geschichte war bald erzählt: er war in einer brittischen Niederlassung in der Drummonds-Insel aufgewachsen, wo er als Kind in häufigen Gesprächen, aber nicht in Schulform, die Grundsätze der christlichen Religion erklären hörte, und man hatte ihn gelehrt, den Sabbath zu feiern und zu dem Allmächtigen zu beten. Ermahnungen zu Fleiß und Vorsicht waren ihm oft gegeben worden, vor allen Dingen aber hatte man gesucht, ihm Abscheu gegen jedes geistige Getränk einzulösen. Unter dem Einfluß dieser guten Lehren war sein Tagen, Fischen, Zuckerbereiten so gediehen, daß er sich nicht nur mit allem Nöthigen, sondern auch mit Luxus versehen konnte. Er hatte schon vollauf, und hielt noch immer einige Felle zurück, welche er hoffte bis nächsten Winter zu vermehren, um von deren Ertrag ein Faß Schweinefleisch, und noch einige Kleidungsstücke für sich und seine Frau ankaufen zu können.

Eine weitere Erklärung war unnöthig, und ich erheiterte mir die Mühseligkeiten der Tagereise, indem ich der einfachen Mittel gedachte, mit deren Hülfe eine Seele, die noch im Naturzustande ist, von der Degradation gerettet und zu den edelsten Gefühlen der Menschheit erzogen werden kann.

Ich will nun dieselbe Decke vor dem Eingange des Wigwam wieder in die Höhe ziehen, nach einem Zeitraum von achtzehn Monaten. Der zweite Sommer war gekommen seit meinem letzten Besuche. Der Wigwam am Ufer des See's, die geeignete Sommerbehausung, war nicht bewohnt, — und das Feuer brannte noch immer im Winter-Wigwam. Jedoch ist die Lage desselben, obgleich warm und ruhig, was im Winter, wo die Kälte unsere größte Feindin ist, sehr zu empfehlen, jetzt dunkel und düster. — Ich konnte mir gar nicht denken, was meine Freunde möge bewogen haben, die Melancholie des tiefen Waldes statt des Anblickes der glänzenden sonnenbeleuchteten Fluth zu wählen, und trat schnell ein. Wie entsetzlich war der Wechsel! Es war in der That dasselbe indianische Mädchen, welches ich gesund, heiter, zufrieden und glücklich verlassen hatte, aber Whisky, Hunger und Seelenkummer hatten ihre Züge mit den Furchen des frühzeitigen Alters gezeichnet. Ein Kind, dessen Anblick nicht viel besser als der der Mutter war, hing halb bekleidet und schmutzig an ihrer Brust; der ganze Wigwam war zerfallen und unreinlich, und mit Ausnahme eines einzigen Kessels war er ganz leer. Nichts von Geräthen, Kleidungsstücken und Vorräthen war zu sehen; ihr Mann hatte diesen Morgen die Hütte verlassen um fischen zu gehen, und sie hatte sich nicht von der Stelle gerührt. Das fand ich seltsam, denn seinen Kahn und seinen Speer hatte ich

an der Bai gesehen; nach kurzer Zeit kehrte er zurück, aber ohne Beute. Er sagte, daß er in der That ausgegangen sei zu fischen, sich aber in dem Busch zum Schlafen niedergelegt habe, und von seinen Hunden geweckt worden wäre, welche über unsere Ankunft gebellt hatten. Er schien sowohl an Körper als an Geist herabgekommen, und nahm in regungslosem Schweigen seinen alten Platz im Wigwam ein.

Ich holte Schweinefleisch und Mehl aus meinen Reisevorräthen hervor, und bat die Frau, dasselbe zu kochen; als Alles zubereitet war, sah ich erwartungsvoll nach dem Indianer, in der Hoffnung, sein gewohntes Gebet zu hören; er rührte sich nicht. Ich begann dem zufolge damit, einen Segen zu sprechen, und war sehr erstaunt, ihn sogleich aufstehen zu sehen, um den Wigwam zu verlassen.

Jedoch seine Frau und sein Kind leisteten uns Gesellschaft beim Verzehren der Mahlzeit, welche sie gierig verschlangen. Nach einer kleinen Weile kehrte der Indianer zurück und legte sich hin. Meine Neugierde war zu sehr aufgeregt, und obgleich ich seine Gefühle so viel als möglich schonen wollte, so konnte ich doch nicht vermeiden, eine Erklärung der großen Veränderung, welche hier vorgegangen war, zu verlangen. Nicht ohne Schwierigkeit konnte ich die folgenden Thatsachen erfahren.

Gegen Anfang des Frühling 1833 hatte der Indianer Felle genug für seinen Zweck zusammengebracht,

und machte sich nach einem fernen Handelsplatz auf, um sie dort zu verkaufen. Der Pelzhändler reichte ihm eine Pfeife Tabak und setzte ihm ein Glas Whisky vor, welches er ausschlug. Im Anfange war der Kaufmann noch mit anderen Kunden beschäftigt, aber bald entdeckte er den bedeutenden Vorrath von Pelzen in dem Pack des armen Indianers und bezeichnete ihn zu seinem Opfer, und da er nicht erwartete, ihn betrügen zu können, ohne ihn erst betrunken gemacht zu haben, so beschloß er, dieses auf indirectem Wege zu vollführen.

So wie das Waarenlager von allen Kunden frei war, begann er ein Gespräch mit dem Indianer und lud ihn ein, ein Glas Cyder mit ihm zu trinken, worein dieser ohne sich zu besinnen, willigte. Der Cyder war mit Brantwein vermischt, und begann bald den Geist des Indianers zu umwölken; ein zweites und drittes Glas wurde ihm dann gereicht, bis er ganz betrunken war. In diesem Zustande handelte der Kaufmann mit ihm; doch beim ersten Male konnte selbst die Betrunketheit die Lehren der Vorsicht noch nicht völlig überwinden und er trennte sich nur von einem Fell. Der Kaufmann war deshalb genöthigt, das grausame Verfahren weiter fortzusetzen, was er auch während drei Wochen lang that, während welcher Zeit der Indianer in seinem Waarenhause blieb, aß, trank und schlief. Endlich waren alle Pelze verkauft, und der Indianer kehrte nur mit einigen Bändern und Perlen nach Hause zurück —

aber auch mit einer Flasche Whisky. — Das böse Beispiel des Mannes so wie auch der Gram, brachen den Entschluß der Frau, und sie trank auch von dem fluchwürdigen Getränke. Von dieser Zeit an ging es immer so fort. Als der Entschluß des Indianers einmal gebrochen war, war auch der Stolz seines Geistes und die daraus entspringende Charakterfestigkeit vorüber, er wurde ein anerkannter Trinker — der schön verzierte Staat seiner Frau und sein eigener wurden verkauft, und bald folgte das Geräth des Wigwams, selbst Flinten und Netze, von denen sein Jagdertrag abhing, alles wurde an den Whisky-Laden verkauft. Als ich zu ihnen kam, waren sie zwei Tage lang ohne Nahrung gewesen, und der Indianer hatte nicht einmal Energie genug, um sich und seine Frau vom Hungertode zu retten.

Ich wandte alle Ueberredungskunst, die mir zu Gebote stand, an, um den Indianer von seiner Thorheit zu überzeugen und ihn aufzumuntern, ein anderes Leben zu beginnen, und seinen Ruf wieder zu Ehren zu bringen. Ich fühlte, daß ich ihm zur Last sein würde, wenn ich die Nacht da bliebe, deshalb bereitete ich mich zur Weiterreise, und gab beim Abschiede dem Indianer einen Dollar, indem ich den Wunsch aussprach, daß er Nahrungsmittel dafür in dem nächsten Kaufladen anschaffe, auch versprach ich ihm, nächstens wieder bei ihm einzusprechen.

Ich war auf meiner Reise nicht weit gekommen, als

es mir einfiel, daß wenn ich die Nacht bei ihnen bliebe, und am anderen Morgen meine Ermahnungen erneuerte, ich vielleicht eine größere Wirkung hervorbringen könnte, und deshalb kehrte ich um, und war nach zwei Stunden wieder in dem Wigwam. Der Indianer war nach dem Kaufladen ausgegangen und noch nicht zurückgekehrt. Die Frau saß noch an derselben Stelle, wo ich sie verlassen, und da der Indianer die ganze Nacht nicht zurückkam, bewegte sie sich auch nicht, und erhob den Kopf nicht ein einziges Mal. Der Morgen kam, und ich frühstückte so schnell als möglich, ließ mein Gepäck zurück und brach mit meinem Führer nach dem Kaufladen auf; derselbe war ungefähr zwei Meilen weit entfernt. Ich fragte nach dem Indianer. Er war den Abend vorher mit einem Dollar hier angekommen, und hatte ein Maaß Whisky für einen halben Dollar gekauft, und mit dem übrigen Gelde sechs Pfund Mehl. Er blieb bis er den Whisky getrunken hatte, und verlangte dann das Mehl gegen Whisky eingetauscht zu haben; dieses geschah, und nachdem er denselben auch zu sich genommen hatte, »war er ganz toll und voll betrunken,« so sagte der Kaufmann, so daß man sich genöthigt sah, ihn aus den Laden herauszutreiben, als derselbe geschlossen wurde. Nachsuchungen wurden sogleich angestellt, und in einer kleinen Entfernung fand man ihn auf dem Angesichte liegend und todt.

---



## Die Indianer.

---

Es ist doch entsetzlich und trägt den Stempel der Grausamkeit und Ungerechtigkeit, daß die armen Indianer, denen die reservirten Länder zugesprochen wurden, und welche im Vertrauen auf die Verträge sich in diesem Lande eine Heimat gegründet und sich in Dörfern versammelt haben, daß diese, wenn es für gut befunden wird, entweder durch Kauf, Ueberredung oder Gewalt, oder durch solche Maaßregeln, welche alle drei dieser Zwangsmittel vereinen, aus ihren Besitzungen vertrieben, und nach fernen Gegenden gesandt werden können, um dort ihren Lebensunterhalt zu suchen, wie das hier bei den armen Delawaren der Fall ist. — Zu sagen, daß sie nicht in freundschaftlicher Verbindung mit den Weißen leben können, ohne eine gänzliche Entartung ihrer Sitten zu erleiden, ist eine fürchterliche Anklage gegen uns Christen; — es ist aber so, und ich wünschte nur, daß jene trefflichen wohlwollenden Menschen, welche sich die Sache der Eingebornen dieses Landes zu Herzen nehmen, und die Gerechtigkeit des Gouvernements, so wie

das öffentliche Mitleid für sie anrufen, anstatt in England Theorien zu entwickeln, lieber hierher kommen möchten, um den gegenwärtigen Zustand der Dinge mit eigenen Augen zu betrachten, und nachdem sie Alles beobachtet haben, möchten sie doch dann sagen, was geschehen könne und was noch zu hoffen sei für die Unabhängigkeit, Glückseligkeit und für die Moralität der kleinen Schaar von Indianern, welche auf einem sechs Quadratmeilen großen Landstrich wohnen und von allen Seiten von Weißen umringt sind. Was ist erforderlich, um das edle und ernste Streben vieler, guter Menschen erfüllt zu sehen? Was verlangen sie? Von den weißen Menschen verlangt man eine so hohe, selbst aufopfernde Tugend, so viel menschliche Philosophie und christliche Güte, daß das künftige Wohlergehen des armen unterdrückten Volkes, welches sie verdrängt haben, ihnen höher stehe, als ihr eigenes augenblickliches Interesse — ja selbst als ihre eigene augenblickliche Existenz; und von dem rothen Menschen verlangt man, daß er das wilde Jägerblut, welches durch seine Adern fließt, vergesse, und den Pflug in die Hand nehme, die Art schwinge und den Spaten statt der Flinte und dem Fischspeer! Gewiß, sie wissen nicht was sie da fordern! Von allen aber, mit welchen ich darüber sprach — Leute, welche dreißig und vierzig Jahre lang mit den Indianern verkehrten und mit ihrer Art zu leben vertraut waren — hörte ich nur immer ein und dieselbe Meinung über diesen Gegenstand.

Ohne die geringsten Zweifel gegen die Absicht der Missionaire oder der andern Männer zu hegen, welche von den verschiedenen Gesellschaften auserwählt und bezahlt sind, um die Indianer zu belehren und zu schützen, so muß ich doch sagen, daß der Enthusiasmus der Einen, so wie der Eigennuß der Andern, und eine unbewußte Mischung des frommen Enthusiasmus mit dem Eigennuße bei noch vielen Andern, es nöthig machen, daß man ihr Zeugniß mit einiger Vorsicht annehme, denn bei ihnen ist oft »ein Wunsch der Vater des Gedankens,« und da sie in sich selbst und in ihre Sache einen blinden Glauben setzen, so sehen sie Wundern entgegen wie diejenigen waren, welche den Missionen der Apostel des Alterthums beigegeben waren. Demungeachtet muß man bedenken, was durch menschliche Hülfe geschehen kann? Nichts ist so leicht als das Uebel und den Schaden, welche die natürliche Folge vorhergegangener Begebenheit sind, und deren tiefstliegende und nothwendige Ursachen aufzufinden, und über dieselben in unwiderstehlicher Beredsamkeit, sowohl in Versen, als in Prosa zu klagen oder sie dem Mitgeföhle der ganzen Welt entgegen zu halten. Man lasse aber die wahren Freunde der Religion, der Menschheit und der armen Indianer ein wahrscheinliches und ausführbares Mittel gegen die ihnen zugefügte Ungerechtigkeit auffinden, und man befolge diese dann eben so, wie die Verfechter des Sklavenhandels ihren gerechten und glorreichen Zweck

verfolgt haben. Mit einem bestimmten Zwecke und Plane kann viel geschehen; das bloße Deklamiren aber gegen ein Uebel thut wenig Gutes. Diejenigen, welche Mittel angeben, vergessen, daß zwei Parteien berücksichtigt werden müssen. Ich erinnere mich in einer der frühern Missionairgeschichten gelesen zu haben, daß einer der Jesuitenväter (Vater Le Senne) voll Mitgefühl und Bewunderung für die edlen Eigenschaften und für das hohe Unabhängigkeitsgefühl der bekehrten Indianer, welche nicht arbeiten konnten noch arbeiten wollten, vorschlug, einige französische Bauern zu ihnen herauszuschicken, um für sie zu arbeiten und ihren Boden zu ackern, als das einzige Mittel, sie von dem Umherlaufen in den Wäldern abzuhalten. Dieses scheint mir eine zweifelhafte Art von Philanthropie zu sein; es zeigt aber, wie einseitig selbst der gerechteste und wohlwollendste Mensch wird, wenn er sein ganzes Leben nur einem einzigen Zwecke weihet.

Weiter hinauf an dem Stusse Rhemse, und oberhalb der Herrnhuter Niederlassungen wohnt seit kurzer Zeit ein kleiner Stamm von der Chippewa-Nation. Sie haben dem Anscheine nach einen gewissen Grad von Civilisation errungen, leben in Blockhäusern statt in den Wigwams von Baumrinden, und haben, von der Nothwendigkeit gezwungen, ihre Aufmerksamkeit auf den Ackerbau gerichtet. Ich habe hier in meinem Taschenbuche ein Originaldokument, welches von diesen In-

dianern der indianischen Agentschaft in Toronto zugesandt wurde. Es lautet also:

Wir, die unterzeichneten Anführer der Chippewa-Indianer von Colborne an der Themse, bitten hiermit den Herrn Superintendenten Glench, für uns anzuschaffen:

»Ein Gespann Arbeitsochsen,

»Sechs Pflüge,

»Dreißig Tonnen Heu,

»Hundert Buschel Hafer;«

»Der Preis für diese Gegenstände soll von der Bezahlung der Ländereien abgezogen werden.«

Unterzeichnet von zehn Anführern, oder vielmehr von den ersten Männern des Stammes, von denen nur der eine »der Biber« seinen Namen in leserlichen Buchstaben unterschrieben hat; die andern, wie es bei den Indianern Sitte ist, setzten ihr totem oder Handzeichen darunter, welches in einer groben Skizze einer Vogels, Fisches, Hirsches u. s. w. besteht. Ein anderes von diesen Papieren, welches auch so unterzeichnet ist, enthält eine Bitte um Werkzeuge oder mechanische Instrumente verschiedener Art. Das sieht wohl gut aus und ist auch sehr gut; was ist aber die jetzige Lage und die wahrscheinliche Zukunft dieser Chippewa-Ansiedelung? — Die Hälfte derselben sind Halbblut, und da die ganze Bevölkerung ringsumher zunimmt, so werden wir nach ein oder zwei Generationen keine Spur mehr von reinem indianischen Blute finden. Sie werden am Ende ganz

mit den weißen Menschen vermischt werden. Heißt das die Indianer civilisiren?\*)

Ich muß bemerken, daß, wenn eine Indianerin sich einem weißen Manne hingiebt, sie sich als seine Frau betrachtet in jeder Hinsicht und für immer. Wenn sie von ihm verlassen wird, fühlt sie sich wohl beleidigt, aber nicht entehrt. Es giebt viele weiße Ansiedler längs der Grenze, welche mit indianischen Frauen leben; einige wurden von den Missionären und Magistraten überredet, die Ceremonie der Heirath vollziehen zu lassen; doch im Verhältniß ist diese Anzahl sehr gering.

Sie müssen nicht glauben nach Allem, was ich gesagt habe, daß ich die Indianer für eine untergeordnete Menschenrace halte, nur, weil sie weder Literatur, noch Luxusartikel, noch Dampfmaschinen haben; eben so wenig, weil sie unsere Ueberlegenheit in den Künsten mit

---

\*) Das indianische Dorf Coretto bei Quebeck, welches ich besuchte, ist auch ein solches Beispiel. Siebenhundert Indianer, ein unglückliches Ueberbleibsel des Huronenstammes, hatten sich einst unter dem Schutze der Jesuiten versammelt, und waren immer als Beispiel angeführt worden, von dem was Bekehrung und Civilisation vermöchten. Als ich sie besuchte, fand ich die Zahl derselben auf zweihundert zusammen geschmolzen, viele Hütten standen leer, da deren Bewohner in die Wälder geflüchtet waren und das Jägerleben wieder ergriffen hatten; in denen, welche geblieben waren, konnte man kaum die Spur des indianischen Blutes entdecken.

einer Art von hochmüthiger Gleichgültigkeit betrachten, welche weder das Resultat der Verachtung, noch das der Dummheit ist, sie blicken auf dieselbe wie auf etwas, das ganz außer dem Bereiche ihres Interesses liegt. Es kann sein, daß bei näherer Bekanntschaft mit ihnen ich meine Meinung ändern werde, bis jetzt machen sie mir den Eindruck von einer unzählbaren Race. Ich kann mir eben so wenig eine Stadt denken, welche mit industriösen Mohawks und Chippewas angefüllt ist, als ich mir einen Haufen Panther vorstellen kann, welche friedlich in einer Herde weiden.

Die schmutzigen, unordentlichen Gewohnheiten der Indianer können nichts schaden, während sie unter einem, mit Baumrinde bedeckten Wigwam wohnen; da sie beinahe immer in der freien Luft leben, und ihre Wohnungen beständig von einem Orte zum andern schaffen, so können sie die schlimmsten Wirkungen solcher Vernachlässigungen weder gehörig fühlen, noch in ihren Folgen kennen. Ich habe aber nie von einem Versuche gehört, sie in ein Haus fest einzuwohnen und zu versammeln, welcher nicht Krankheit und Sterblichkeit nach sich gezogen hätte, vorzüglich unter Kindern, durch die natürlichen Resultate der dicken Luft, des geschlossenen Raumes, der Hitze und des Schmutzes. Bei unseren Bemühungen, die Indianer zu civilisiren, liegt uns nicht nur ob, ihre Seelen zu überzeugen und ihre Gewohnheiten zu ändern, sondern eine gewisse phy-

fische Organisation zu überwinden, welcher Zwang, Arbeit und Beschränkung schädlich zu sein scheinen. Dieses kann nicht in weniger als drei Generationen geschehen, wenn es in den ungemischten Racen je geschehen kann — und bis dahin sterben sie aus.

---



## Reise über den See St. Clair.

---

Es ist jedoch Zeit, daß ich Sie in unserer Gesellschaft am Bord des kleinen Dampfschiffes einführe, welches dampfend und summend in schneller Eile über die blauen ruhigen Wellen des St. Clair-Sees hingeleitet. Sie besteht erstens also aus einem jungen Schiffscapitain und seinem Gefährten oder Steuermanne; zwei hübschen wohlgebildeten jungen Männern, der eine ein Engländer, der andere ein Irländer; der eine Militär, der andere Seeofficier, Beide besitzen Ländereien irgendwo am See Simcoe. Beide sind des einsamen Lebens im Busch nach drei Jahren überdrüssig geworden und haben das Dampfboot für diesen Sommer auf Speculation genommen, welche, wie ich glaube, ihren Wünschen entspricht. Das Boot wurde eigentlich gebaut, um die Häfen des Huronsees zu befahren, von Petangnischine nach Goderich und nach der St. Josephsinsel; da hatte es aber seinen Zweck verfehlt. Es ist ein armes, kleines Boot, schmutzig und schlecht gebaut. Das obere Verdeck, auf welches ich aus der engen heißen Kajüte mich flüchte, ist eine offene Plattform ohne irgend ein hölzer-

nes oder eisernes Geländer herum, und hier habe ich meinen Platz — einen Stuhl, einen kleinen Tisch mit Bleistift und Papier und einem großen Regenschirme. Ein starker Windstoß oder ein Ruck des Schiffes würde mich unvermeidlich über Bord senden. Die Passagiere bestehen aus meinen Bekannten, dem Herrnhuter Missionär mit einer Familie von Weibern und Kindern (nämlich seiner eigenen Frau und der Verwandten seines Gehülfsen Vogler), welche im Begriff stehen, mit den Indianern jenseits des Missouri auszuwandern. Diese Leute sprachen untereinander einen deutschen Dialect, da sie von den früher eingewanderten deutschen Herrnhutern abstammen. Ich finde sie sehr höflich, aber weder einnehmend, noch intelligent, kurz, ich kann nichts aus ihnen machen. Ich kann keine Idee aus ihnen herauslocken, als was Essen, Trinken, Bekleiden und Beten betrifft. Auch kann ich nicht ergründen, mit welchen Gefühlen, ob mit Bedauern, oder mit Hoffnung sie dem beabsichtigten Exile entgegen gehen, so weit, so weit dem Westen zu. Auch schreien die Kinder beständig, während die Frauen unaufhörlich plaudern.

Wir nahmen in Chatham eine große Ladung der gewöhnlichen Handelsartikel, welche von Canada nach den vereinigten Staaten geschifft werden, ein, als da sind: Fässer mit Mehl, Säcke voll Korn, und Auswanderer, welche nach Michigan und den Illinois reisen. Beim Steuerruder befinden sich auch eine große Menge

Schotten und Irländer aus der niedrigsten Klasse, so wie auch große Familien von amerikanischen Auswanderern, welche ihren Platz auf dem Verdeck genommen haben, und deren Anstalten mich höchlich unterhalten. Ich wünschte, ich könnte diese sehr originelle Wirthschaft, so wie ich sie da, während ich schreibe, vor mir sehe, auch Ihrem Auge sichtbar machen. Solch einer Gruppe kann man nirgends auf der Erde begegnen, als gerade hier im Westen, oder unter den herumziehenden Tatarenhorden des Ostens.

Sie sind von Vermont auf dem Wege nach den Illinois, sie sind schon seit elf Wochen durch New-York und Ober-Canada gereist. Sie haben zwei mit Leinwand bedeckte Wagen, ein Foch Ochsen und ein Paar Pferde. Der Patriarch der Gesellschaft ist ein Pächter aus Vermont, wenigstens sechzig Jahr alt, dessen mageres, gescheites Gesicht von der Sonne und der Reise zu einer tiefen Backsteinfarbe gebrannt, und dessen Haut durch Alter und Sorgen so gerunzelt ist, daß sie einem Gewebe von brauner Segelleinwand gleicht (dieses ist der Vergleich, der mir am nächsten zur Hand liegt). Die Muskeln seines Halses und seiner Hände sind wie geknüpfte Peitschenschnuren, seine in die Höhe stehende Nase, mit großen Nasenlöchern, schnaubt in den Wind, und seine kleinen hellblauen Augen haben einen scharfen, pfißigen Ausdruck. Er trägt einen Weiberrock über ein Flanelhemde, wollene Strümpfe und eine zerbrochene

Pfeife steckte auf seinem Strohhute, und er kauet oder raucht den ganzen Tag Tabak. Er hat funfzehn Kinder mit sich von jedem Alter und von drei Frauen. Die letzte Frau, ein zartes, flug-aussehendes, aber wie es scheint von Sorgen aufgezehrtes Weib, ist ungefähr dreißig Jahr jünger als ihr Lebensgefährte. Sie sitzt auf der Deichsel eines der Wägen, welche ich erwähnte, und hat ein kleines Kind auf dem Schooß und zwei oder drei kleine Kinder kriechen zu ihren Füßen herum. Ihre Zeit und Aufmerksamkeit scheint ganz und gar in Anspruch genommen zu sein durch das Geschäft, der jungen Brut die Speisen auszuthemen, welche in Speck, Brot von türkischem Korn und Stücken der Sassafraswurzel bestehen. Das äußere Erscheinen von solchen Mitgliedern dieser Gesellschaft, mit Ausnahme der armen besorgten Mutter, ist robust, stark, heiter, halb civilisirt, roh und keinesweges reinlich. Sie sind Alle barfuß, außer die ältesten zwei Mädchen, welche ungewöhnlich schön sind, und große schwarze Augen haben. Der älteste Sohn, ein sehr junger Mann, hat sich kürzlich mit einer sehr jungen Frau verheirathet, und diese zwei sitzen den ganzen Tag Hand in Hand unter den Schatten eines Segels beisammen, und scheinen weder die andern zu berücksichtigen, noch selbst mit einander zu sprechen, sondern in stummer Zufriedenheit mit ihrem Loose sich zu gefallen.

Diese Leute fand ich sehr ungleich den andern ihrer

Art, welchen ich wohl ehedem begegnete; weder neugierig, noch geschwätzig mittheilend; sie beantworteten alle meine Fragen und Freundlichkeiten mit vorsichtiger Emsilbigkeit, und der alte Mann sogar mit lakonischer Rauheit. Der Contrast der freundlichen sorgenden Frau mit ihrem Kinde gegen die andern, interessirte mich sehr; sie sah aber so überwältigt von Müdigkeit aus, und so wenig zu irgend einer Unterhaltung gestimmt, daß ich keine Gelegenheit fand, meine Neugierde zu befriedigen, ohne unverschämt zudringlich zu sein, so zog ich mich denn zurück, nachdem ich einige freundliche Worte, welche unerwiedert blieben, an die schüchternen, furchtsamen Kinder verschwendet hatte, und begnügte mich, die ganze Gruppe aus der Entfernung zu beobachten.

Die Ufer der Themse sind reich mit Meiereien besetzt, welche größtentheils von den Nachkommen der ersten französischen Ansiedler gebaut wurden. Die Bewohner gehören mit den Bewohnern von Unter-Canada einer und derselben Klasse von Menschen an. Sie folgen in Allem dem Beispiele ihrer Vorfahren, und bauen auf ihrem reichen, fruchtbaren Boden nur gerade soviel, als sie zu ihrem Leben bedürfen, sie haben gar keine Erziehung, sprechen nur ein französisches Patois und nie steigt ihnen der Gedanke an ein Vorschreiten und an die Einführung irgend einer Verbesserung auf. Sie sind ihren Geistlichen sehr unterwürfig, heiter, zu-

frieden, höflich, und haben, wie es scheint, von ihren Vorfältern den Geschmack an Tanz, Gesang und Blumen beibehalten.

Mitten unter den halb verfallenen altmodischen Häusern kann man immer die Wohnung des Priesters unterscheiden, vor welcher ein Blumengarten angebracht ist, und eine kleine Kapelle oder Kirche, mit einem Kreuz darauf — Beide immer hübsch, reinlich, frisch angemalt und bilden einen seltsamen Contrast gegen die Nachlässigkeit und Unordnung, welche rings umher zu erblicken ist.

Das Fieber pflegt zu manchen Jahreszeiten, längs der Küste des Flusses hin, sehr herrschend zu sein, und ich konnte nach der Art, wie die Häuser angebauet sind, sehen, daß das Wasser jährlich übertritt. Große Schaa- ren von kleinen Schildkröten »Teragin« genannt, welche man auf frischem Wasser antrifft, findet man hier. Jeder Block, der auf dem Wasser schwamm, jedes schlammige Inselchen war mit denselben bedeckt.

Auf dem halben Wege den Fluß hinab hielten wir an, um Holz einzunehmen. Dem Landungsplaz gegenüber stand ein großes Landhaus, welches in viel besserem Stande war als die ich bisher gesehen hatte, und unter den Zweigen eines ungeheuren Baumes, welcher einen weiten und willkommenen Schatten rings umher verbreitete, legten wir unser Boot an. Zwei indianische Knaben von sieben oder acht Jahren schossen

mit Bogen und Pfeilen nach einem Ziele, das sie an den ungeheuren Stamm des Baumes aufgehängt hatten. Sie trugen baumwollene Hemden mit carmoisinrothen Perlen verzierten Gürteln um den Leib, wie deren oft von canadischen Indianern getragen werden. Der eine hatte ein Tuch um den Kopf geknüpft, unter welchem sein langes schwarzes Haar in verwirrten Locken auf die Schultern herabfiel. Die schönen Formen, die freien Bewegungen — und die hochmüthige Gleichgültigkeit dieser indianischen Knaben contrastirte sehr auffallend mit den kleinen schmutzigen, in Lumpen gehüllten Canadiern, welche, die Hände in den Taschen uns anstarrten oder zudringlich anbettelten. Der indianische Jäger und seine Frau, Vater und Mutter der Knaben, standen daneben. Zu den Füßen des Mannes lag ein todter Hirsch im Grase. Der Koch des Schiffes handelte mit der Squaw um das Wildpret, während der Jäger still und stolz auf seiner Flinte lehnte. Am Fenster des Hauses saß eine wohlgekleidete Frau mit ihrer Näharbeit beschäftigt. Nachdem diese ein- oder zweimal nach mir gesehen hatte, wie ich auf dem Verdeck stand und dieses ganze Bild betrachtete — es war ein Bild, wie es Edwin Landseer mit Freuden malen würde — lud mich die Dame in ihr Haus ein, und ich nahm diese Einladung sehr dankbar an, und fand, daß sowohl das Innere wie auch das Außere dieses Hauses von Reichtum und Ueberfluß zeugten. Sie führte mich in ihren

Garten, welcher mit Rosen angefüllt war; auch zeigte sie mir einen großen Baumgarten, in dem zwei indianische Wigwams standen. Sie erzählte mir, daß alle Jahre Familien von den Chippewa-Jägern vom Ufer des Huron-Sees herabkämen und in ihrem Baumgarten, so wie in denen ihrer Nachbarn zu übernachten pflegten, ohne um Erlaubniß zu bitten. Sie wären ganz harmlos und es sei noch nie geschehen, daß sie dem Geflügel oder den Bäumen Schaden gethan hätten. Sie sind, sagte sie, ein gutes ehrliches Volk. Aber heute muß ich die Thore des Baumgartens ihnen verschließen, denn dieser Handel mit Eurem Schiffskoch wird nicht ohne Whisky endigen und ich würde noch vor dem morgenden Tage sie alle halbtodt betrunken haben.

---

Detroit, Abend.

Ich habe eine halbe Stunde im angenehmen Gespräche mit dieser Dame zugebracht, sie war in demselben Hause, in welchem sie jetzt wohnte, geboren und erzogen und sprach sehr gut und fließend englisch, aber mit fremdem Accent. Ihre Haltung war frei und leicht, und ihr Betragen voll von jener anmuthigen Höflichkeit, welche so ganz mit den französischen Sitten gepaart zu sein scheint. Beim Abschiede reichte sie mir ein großes Bouquet Rosen, welches mir große Freude gewährte und mir als Fächer diente. Auch darf ich nicht vergessen, daß



ich in Ihrem Garten zum Erstenmale in Canada Colibri's sah, es waren zwei liebliche kleine Vögel, gleich Edelsteinen glänzend, welche zwischen den Blüten der Scharlach-Bogen herum tändelten. Sie waren in diesem Jahre wegen des späten und strengen Frühjahrs weniger zahlreich als gewöhnlich.

Der Tag ist unerträglich heiß gewesen, selbst auf dem See war kein Lusthauch zu fühlen; aber als die Sonne unterging, wurde der Abend frischer, und die Kirchtürme der Stadt Detroit waren gegen den Himmel sichtbar. Zahlreiche Schoner's lagen vor Anker oder schifften den Fluß entlang — die kleinen Böte wogten von einer Seite zur andern, dazu die ungeheuern Dampfsschiffe! Der geräuschvolle Hafen! — Die belebten Straßen! — Alles war im Lichte der untergehenden Sonne gebadet und ich hatte noch nie so einen Anblick gehabt, selbst nicht in Italien — so daß ich ganz schwindlig wurde vor freudiger Aufregung. Ich kam aus den einsamen Wäldern von Canada heraus, um plötzlich in das menschenreiche, civilisirte Leben einzutreten, und die Wirkung ist jetzt ein nervöses Aufflammen meiner Lebensgeister, welches Schlaf und Ruhe bannt, obgleich ich einen guten Gasthof »der Amerikaner« gefunden und endlich nach viel Bemühungen auch alle nöthigen Bequemlichkeiten erhalten habe.

---

To them was life a simple art  
 Of duties to be done;  
 A game where each man took his part —  
 A race where all must run —  
 A battle whose great scheme and scope  
 They little cared to know,  
 Content as men at arms to cope  
 Each with his fronting foe.

*Milnes.*

Detroit, Juni.

Die Wege, auf welchen ich endlich diese schöne, kleine Stadt erreichte, waren keineswegs die besten und ebensten in der Welt; auch kann man nicht von Canada sagen: »daß alle Wege die Wege der Freude, und alle Pfade die Pfade des Friedens seien,« wie man von der Weisheit zu sagen pflegt. Im Gegentheil, man hätte sich in dieser Hinsicht auf dem Wege zum Paradiese träumen können, denn derselbe war mühselig, eng, schmutzig und steil genug, um nach dem siebenten Himmel zu führen; doch im Himmel bin ich noch nicht.

---

Seit meiner Ankunft in Detroit hat irgend ein unglücklicher Planet den gütigen Leitstern verdrängt, der

mir bis jetzt so günstig war und mich so sicher meinen Weg führte:

»Through brake, through brier,  
Through mud, through mire \*).«

Hier, wo ich hoffte, daß Alles gut gehen würde, geht Alles schlecht, der Queere und meinen Wünschen entgegen.

Ein ernster Anfall von Krankheit, eine Folge der Hitze, der Ermüdung und einer erschlaffenden Eigenheit des Wassers zu Detroit, gegen welches man alle Reisenden warnen sollte, hat mich in den letzten Tagen an mein Zimmer gefesselt. Dieses Unwohlsein zu so ungelegener Zeit hat mich abgehalten, meine Ueberfahrt in dem großen Dampfschiffe, welches eben den Huron-See hinanschiffte, zu unternehmen, und ich muß nun noch sechs Tage warten, bis das nächste Dampfboot, welches nach Mackinaw und Chicago geht, von Buffalo von dem Erie-See her ankommt.

Das Schlimmste von Allem ist aber, daß ich für immer die Gelegenheit verloren habe, den Daniel Webster zu sehen und kennen zu lernen und eine Probe jener wunderbaren Beredsamkeit anzuhören, welche alle Dhren Herzen und Seelen einnehmen soll. Er hat hier öffentliche Reden gehalten und das Volk gegen die Geldforderungen des Gouvernements aufgerufen und die ganze

\*) »Durch Bach und Busch,  
Durch Schmutz und Sumpf.«

Stadt war in Gährung. Er verließ Detroit zwei Tage nach meiner Ankunft zu meinem großen Kummer, denn ich hatte Briefe an ihn und so traf es sich auch zufällig, daß mehrere Andere, an welche ich auch Briefe hatte, aus der Stadt entfernt waren und Sommerausflüge gemacht hatten, um der Hitze zu entfliehen. Einige sind nach Westen, Andere nach Osten gezogen; Einige den See aufwärts und Andere abwärts. — So bin ich denn allein auf meine eigenen Hülfquellen angewiesen und in einem kläglichen Zustande vor Müdigkeit, Erschöpfung und Schwäche.

Es ist jedoch nicht das Erstmal, daß ich Einsamkeit und Krankheit im fremden Lande ertragen mußte und wenn das Schlimmste vorüber ist, so muß man so viel wie möglich Gutes daraus ziehen, und die Zeit so gut sich vertreiben als man kann.

Von allen Städten, welche ich in diesen fernen westlichen Regionen gesehen habe, ist Detroit die interessanteste; es ist überdem auch eine alte, ehrwürdige Stadt in Amerika, welche sich noch aus den dunkeln und undenklichen Zeiten herschreibt, das heißt, sie existirt ungefähr seit hundert und fünf und zwanzig Jahren! Sie hat also ihre Geschichte und Antiquitäten, ihre Traditionen und Helden, ihre Friedens- und Kriegsepochen. »Kein Ort in den vereinigten Staaten kann eine solche Reihe von Begebenheiten aufweisen, welche an und für sich selbst schon interessant sind und um so interessanter wer-

den, weil sie sämmtlich dazu beigetragen, das Wachsthum und das Glück der Stadt zu befördern. Fünfmal haben ihre Flaggen gewechselt; drei verschiedene Mächte haben auf ihre Bundesgenossenschaft Anspruch gemacht, und seit es von den vereinigten Staaten behauptet wurde, ist die Regierung dreimal geändert worden. Zweimal wurde es von den Indianern belagert, Einmal im Kriege erobert und Einmal bis auf den Grund verbrannt.« Gewiß ist das eine lange Liste von Begebenheiten für eine Stadt, welche nur ein Jahrhundert alt ist. Detroit kann auch der alten Großmutter Quebeck sich gleich stellen, welche trotzig auf ihrer Felsenhöhe in kriegerischer und tragischer Erfahrung thront.

Können Sie mir sagen, warum wir diese schöne, wichtige Stadt den Amerikanern abtraten, ohne uns wenigstens ein Fort am entgegengesetzten Ufer vorzubehalten? Nachdem wir so thöricht in Allem, was die Theilung und Verwaltung dieser herrlichen Regionen betraf, gehandelt haben; nachdem wir unwissend und wie mit Blindheit geschlagen, ganze Länder, Millionen über Millionen von Quadratmeilen an Wasser und an Land unseren Nachbarn abgetreten, sagt man, daß wir wahrscheinlich über die Theilung eines kleinen Landstriches durch die wüsten Einöden im Osten Streit beginnen würden und sogar Krieg darüber führen wollten. Nun! das ist weder Ihre Sache noch die meinige! Da mögen unsere Gesetzgeber sich darum bekümmern. Der Obrist

Talbot erzählte mir, daß, als er einst einem der englischen Commissaire den thörichten Handel, den sie geschlossen hatten, auf der Landkarte zeigte und ihm den ganzen Umfang, den Werth und die Hülfquellen der Länder, welche sie den vereinigten Staaten abgetreten hatten, auseinander setzte, der Mann die geballten Hände vor die Augen gehalten habe und in Thränen ausgebrochen sei.

Die Lage von Detroit ist eine der schönsten, die man sich denken kann. Es liegt an einem Kanal, zwischen dem Erie- und St. Clair-See und beherrscht den ganzen innern Handel dieser großen mit einander in Verbindung stehenden Seen. Da Michigan, dessen Hauptstadt es ist, jetzt in die Union mit aufgenommen wurde, so nimmt Detroit immer mehr an Wichtigkeit als Grenzstadt und als Handelsplatz zu.

Der erste Ursprung der Stadt war ein kleines, verpallisadirtes Fort, welches 1702 von den Franzosen unter La Motte Cadillac errichtet wurde, um ihren Pelzhandel zu vertheidigen. Es hieß damals Fort Portchartrain. Von dieser Zeit an bis 1760 blieb es im Besitze der Franzosen und nahm langsam zu. Noch 1721 spricht Charlevoix von den großen Büffelheerden, welche auf den Ebenen westlich von der Stadt weideten. Indessen gediehen unter dem Schutze der Forts die Niederlassungen und die Bebauung der benachbarten Districte, trotz allen den Angriffen der benachbarten Indianerstämme, vorzüglich

der Ottagamies nebst den Irokesen, den einzigen erklärten und unversöhnlichen Feinden, welche die Franzosen in dieser Provinz vorfanden. Da nach der Einnahme von Quebeck und nach dem Tode von Wolfe die Uebergabe der ganzen französischen Besitzungen in Amerika an die Macht Großbritanniens erfolgte, wurde auch Detroit mit allen andern Handelsplätzen im Westen den Engländern übergeben. Sonderbar ist es, daß die Franzosen sich diesem Herrenwechsel viel leichter unterwarfen als die Indianer, welche keinesweges geneigt waren, das Bündniß mit den Franzosen gegen das mit den Engländern zu vertauschen. Was auch die Ursache gewesen sein mag, sagt der Gouverneur Caß, so hat sich doch das Factum oft bestätigt, daß in dem französischen Charakter ein besonderes Anschmiegen an die Gewohnheiten und Gefühle der Indianer liegt, und daß bis zu dem heutigen Tage der Zeitraum der französischen Herrschaft in den Erinnerungen der Indianer für eine Aera des Glückes gilt.«

Das friedliche und freundliche Betragen der Franzosen gegen die Indianer haben allen den Stämmen, welche ihnen in Freundschaft verbunden waren, einen bleibend guten Eindruck hinterlassen. Wenn in den heutigen Tagen die Engländer im Allgemeinen den Amerikanern vorgezogen werden, so erhalten die Franzosen doch vor Beiden den Vorzug. Noch im Jahr 1826 in einem Gespräch zwischen einem Chippewa-Anführer und dem amerikanischen Agenten zu Sault St. Marie, sprach Er-

sterer das Andenken an die Zeit der französischen Herrschaft mit viel Innigkeit folgendermaßen aus: — »Als die Franzosen zu diesen Wasserfällen kamen, küßten sie uns; sie nannten uns Kinder, und wir fanden in ihnen Väter. Wir lebten wie Brüder mit ihnen in ihren Wohnungen, und hatten immer, womit wir uns kleiden konnten. Sie machten sich nie über unsere Gebräuche lustig, und beunruhigten nie die Gräber unserer Todten. Sieben Generationen sind vorüber gegangen, wir haben sie aber nicht vergessen, sie waren gerecht, ja sehr gerecht gegen uns \*).

Die Unfriedlichkeit der indianischen Stämme wegen der Uebergabe des Forts und der Handelsplätze in die Hände der Engländer zeigte sich sehr bald, und gab endlich Anlaß zu einem der langwierigsten und wildesten aller indianischen Kriege, dem nämlich von Pontiac 1763.

Von diesem Pontiac haben Sie ohne Zweifel in verschiedenen Reisebeschreibungen und Anekdoten von indianischen Anführern schon viel gelesen. Es ist aber eine ganz andere Sache, wenn man diese Begebenheiten bei einem englischen Kaminfeuer ließt, wo die Hauptzüge des Schauplatzes — die wilden Wälder, welche vom Kriegsgeschrei ertönen, — den gemalten Kriegern — selbst das Wort »Scalpiren, oder Tomahawk,« keinen bestimmten Begriff vor die Seele bringen können, sondern der-

---

\*) Man sehe in den historischen Skizzen von Michigan.



selben nur ein dunkles Grauen einflößen. — Es ist dagegen etwas ganz Anderes, wenn man sich hier am Ort selbst alles das vor die Seele führt, in furchtbarer, jedoch malerischer Wirklichkeit. Pontiac ist der auserwählte Held dieser Regionen, und wird in allen Geschichten von Detroit, selbst wenn Detroit einst eine große Hauptstadt im Westen geworden ist, eine eben so glänzende Rolle spielen als Caractacus und Arminius in der römischen Geschichte. Die englischen Zeitgenossen nennen ihn König und Kaiser der Indianer, es giebt aber durchaus keine solche Herrscherstelle unter diesen Völkern. Pontiac war bloß ein Anführer im Kriege, der auf die gewöhnliche Weise gewählt wurde; doch übte er mehr als gewöhnlichen Einfluß aus, nicht durch bloße Tapferkeit — die allgemeine Tugend der Wilden — aber durch Talente höherer Art, durch eine Kraft der Reflection und Combination, welche man selten in dem Charakter eines rothen Kriegers findet. Pontiac war ein Mann von Genie, und würde seine Nebenmenschen unter allen Umständen und in allen Ländern beherrscht haben. Er entwarf ein Project, gleich dem, welches Tecumseh funfzig Jahre später hegte. Er vereinigte alle die nordwestlichen Stämme der Chippewas, Ottawas und Pottowattomies in einem großen Bündniß gegen die Britten, »die Hunde in rothen Röcken,« wie sie sie nannten, und hätte beinah den Umsturz, das heißt den momentanen Umsturz unserer Macht verursacht. Er

hatte einen gleichzeitigen Angriff auf alle Handelsplätze, welche im Besitze der Engländer waren, projectirt, und es war ihm so weit gelungen, daß zehn von diesen Forts ungefähr zu gleicher Zeit angegriffen wurden, wobei die Indianer alle englischen Soldaten und Kaufleute tödteten, während sie die französischen verschonten. Ehe irgend eine Nachricht von diesen Greuelthaten und Grausamkeiten Detroit erreichen konnte, war Pontiac schon hier unter der Maske der Freundschaft, und alle Maßregeln waren sehr gut getroffen, um dieses Fort auch durch List einzunehmen, und alle darin befindlichen Engländer zu morden. Alles wäre verloren gewesen, wenn ein armes indianisches Weib aus Dankbarkeit gegen die Familie des Commandanten (Major Gladwin) nicht die Gefahr entdeckt hätte. Ich kann noch nicht begreifen, warum Major Gladwin bei der Entdeckung von Pontiacs Verrath denselben, da er ihn in seiner Gewalt hatte, nicht mit der ganzen Schaar gefangen nehmen ließ; er würde so mit einem Streiche den ganzen Krieg geendigt, oder vielmehr demselben vorgebeugt haben. Doch man muß bedenken, daß Gladwin den systematischen Vertilgungsplan, den Pontiac hegte, nicht kannte, er wußte von Nichts als von dem Versuche selbst, und aus Motiven der Menschlichkeit, der Milde, ließ er sie das Fort verlassen und frei ausgehen. Kaum waren sie jedoch jenseits der Palissaden, als sie das Kriegsgeschrei anstimmten »wie eine Schaar von Teufeln« nach dem Ausdrücke

eines Zuhörers, und sich umwandten, um ihre Büchsen gegen die Garnison abzufeuern. Dieser Krieg, welcher auf eine so wilde Weise war erklärt worden, führte alle jene scheußlichen Barbareien in seinem Gefolge, jene Wendungen des Schicksals, jene Tüde des Heldenmuths, und jene unerwarteten Ueberfälle und plöbliche Rettungen von Gefahren, durch welche die indianischen Kämpfe so aufregend, so fürchterlich und so poetisch werden \*).

Detroit wurde zwölf Monate lang von den Indianern in Belagerungszustand versetzt, und vom Major Gladwin tapfer und mit gutem Erfolge vertheidigt, bis General Bradstreet ihm zu Hülfe kam.

\*) Folgender Auszug aus einem Briefe jener Zeit giebt eine sehr lebhaftc Schilderung hierüber.

Detroit, den 9ten Juli 1763.

„Sie haben wohl schon längst von unserer angenehmen Lage gehört, der Sturm ist aber vorüber. War das nicht sehr erfreulich, alle Tage von dem Zerschneiden, Zerlegen, Kochen und Aufessen unserer Gefährten zu lesen? Alle Tage todte Körper, die entstellt und verstümmelt den Fluß hinabschwammen, zu sehen? Sie wissen aber, daß Britten nie zurückschauern; wir schienen immer heiter, den Schurken zum Trost. Sie kochten und verspeisten Sir Robert Devers, und durch Mr. Pauly, welcher neulich aus einem der Flecken entkam, der beim Ausbruche des Krieges überfallen wurde, erfuhren wir, daß er einen Indianer gesehen, der die Haut vom Arm des Capitain Robertson zu einer Tabackstasche verwendet hatte.“

Als ich wieder so weit hergestellt war, um auszugehen, fuhr mich mein guter Wirth selbst in seinem Wagen spazieren, und erwies mir so viel Aufmerksamkeit, und sorgte so gut für meine Bequemlichkeit, als wenn ich eine nahe Verwandte von ihm gewesen wäre. Der Abend war herrlich, ein ganz italienischer Himmel, wie Claude Lorraine ihn zu malen pflegte, jenes schöne dunkelrothe Licht, welches bis zur Mitte des Himmels reicht, während die Reinheit und durchsichtige Schönheit desselben mich in längst vergangene Zeiten nach Italien versetzte. Ich fühlte alles dieses, wie man die Dinge fühlen kann nach einem heftigen Krankheitsanfall, wenn das Nervensystem schwach und empfindlich ist und bei jedem Lufthauche erzittert. Als wir so langsam und stillschweigend dahinfuhren, kamen wir an einem trüben und traurig aussehenden Bächelchen vorüber, nach welchem der Mann mit seiner Peitsche hindeutete. »Ich vermuthe,« sagte er, »daß Sie Alles von der Schlacht vom Bloody Run (dem blutigen Lauf) schon wissen?«

Ich war genöthigt, meine Unwissenheit einzugestehen, nicht ohne einigen Schauer über den gehässigen, Unglück verheißenden Namen, welcher wie der Inbegriff alles Entsetzlichen in mein Ohr ertönte.

Dieses war der Schauplatz eines nächtlichen Angriffes von dreihundert Britten auf die Indianer, welche Detroit belagerten. Die Indianer hatten von dieser Absicht erfahren, und erwarteten den Feind in einem

Hinterhalte. Kaum hatten die Engländer das Ufer dieses Flüsschens erreicht, als die Indianer plötzlich sie überfielen. Sie fochten in der Dunkelheit der Nacht Mann gegen Mann, Bajonnet gegen Tomahawk; ehe die Engländer sich zurückziehen konnten, fielen siebenzig Mann und die meisten der Officiere, und wurden auf dem Fleck scalpirt. »Die Indianer, sagte mein Berichterstatter, fochten wie wilde Thiere, wie Teufel (wie die meisten, dachte ich, welche aus Rache und für ihre Existenz fechten), und man sagt, daß am nächsten Tage dieser Bach roth vom Blut war, weswegen sie ihn jetzt den Bloody Run nennen.«

Es liegt gewiß etwas in dem Namen, und wie viel liegt nicht in der Fama! Kennen Sie den Bach Sanguinetto, welcher in den See Ithrasymene sich ergießt? Die Bedeutung und Veranlassung dieser beiden Namen sind gleich. — Doch was für ein Unterschied im Klang! Was für ein Unterschied! — Der Sanguinetto! — es ist ein Wort, das man in Musik setzen möchte; — und Bloody Run! — selbst der Laut besudelt die Phantasie.

Wie verschieden sind auch die Umstände, wenn gleich die Verhältnisse ziemlich gleich waren. Dieser indianische Fabius, dieser Pontiac, der, so kriegerisch und tapfer, nicht niedergebeugt werden konnte durch eine Niederlage, sondern immer gleich muthig für sein Vaterland gegen einen Schwarm fremder Einwanderer focht, er fand keinen Dichter und Geschichtschreiber, der ihn der Unsterblich-

keit überliefert hätte, sonst wäre dieser Boden, den ich jetzt betrete, eben so classisch geworden als die Ufer des Thrasymenes.

Da man den Tecumseh den indianischen Napoleon genannt hat, so hätte man den Pontiac den indianischen Alexander nennen sollen — ich meine nicht den russischen Alexander — sondern den griechischen. Hier ist zum Beispiel ein Zug, der ganz der Seelengröße Alexanders des Großen gleichkommt.

Pontiac hatte vor dem Anfange des Krieges Gelegenheit gehabt, das Leben eines brittischen Officiers, Namens Major Rogers, sicher zu stellen, welcher später angewiesen wurde, Detroit zu entsetzen, als es von den Indianern belagert war. Bei dieser Gelegenheit sandte er an Pontiac eine Flasche Branntwein als Geschenk, um ihm zu beweisen, daß er sich seiner früheren Verpflichtungen gegen ihn noch dankbar erinnere. Diejenigen, welche, als das Geschenk ankam, den indianischen Krieger umgaben, warnten ihn, nichts von dem Inhalte der Flasche zu trinken, da derselbe vergiftet sein möchte, worauf Pontiac sogleich einen langen Zug daraus that, und als er die Flasche an die Lippen setzte, sagte; »daß es nicht in der Macht des Majors Rogers stände, ihm zu schaden, da er ihn so kürzlich erst gerettet habe.« Ich meine, diese Geschichte ist nicht unwürdig, ein Gegenstück zu der Anekdote von Alexander und seinem Arzt abzugeben.

Was hilft das aber Alles? Wer weiß etwas von

Pontiac und seinen Ottowas, oder wem liegt daran, etwas von ihnen zu erfahren?

„Vain was the chief's, the warrior's pride!  
He had no poet — and he died! \*)“

Wenn ich so lange bei den schrecklichen und dunkeln Bildern dieser Kämpfe verweile, so geschieht es, theils um die müßigen, schleppenden Stunden meiner Genesung auszufüllen, theils aber auch, um Ihnen einiges Interesse für die mich umgebenden Localitäten einzulößen; — und ich kann eben so gut, da ich die Feder noch in der Hand halte, Ihnen das Ende der Geschichte mittheilen.

Pontiac führte den Krieg mit soviel Talent, Muth und mit so bedeutenden Hilfsquellen, daß das brittische Gouvernement es für nöthig erachtete, ihm eine größere Macht entgegenzustellen. General Bradstreet kam mit drei tausend Mann hier an und verwüstete das Land der Miami- und Wyanoct-Indianer, verbrannte ihre Dörfer und zerstörte ihre Kornfelder, und ich bitte zu bemerken, daß in allen Berichten über unsere Expeditionen gegen die Indianer, so wie in denen über die der Amerikaner unter General Wayne und General Harrison die Zerstörungen der sehr ausgedehnten Kornfelder, (d. h. Anpflanzungen von indischem Korne) erwähnt wurde, welches den Beweis liefert, daß selbst diese wilden Jägerstämme

\*) „Umsonst war des Führers, des Kriegers Stolz,  
Er fand keinen Dichter — und starb.“

einige Aufmerksamkeit auf Ackerbau wendeten \*). Ich fand auch eine sehr interessante Tradition über diese Gegenden. Im Osten des Detroit-Bezirks lebten während mehrerer Jahre eine Schaar Wyanot- und Huronen-Indianer, welche nie Theil an den Kriegen und Streitigkeiten der andern Stämme nahmen. Sie hatten zwei Hauptdörfer, welche den Zufluchtsstädten der Israeliten gleichen, wer sich in dieselben flüchtete, war vor seinem Feinde sicher. Wenn zwei Feinde von verschiedenen Stämmen, welche in tödtlichem Zwiespalte miteinander lebten, hier zusammentrafen, so waren sie so lange Freunde,

---

\*) Ich glaube, es ist eine vorherrschende Meinung, daß die Indianer in Nordwesten niemals Korn gebaut haben, ehe sie unter dem Einflusse der Weißen gestanden. Dieses scheint jedoch ein Irrthum zu sein. Als General Wayne 1794 die Niederlassungen der Wyanoten und Miamis längs des Miami-Flusses und der südlichen Ufer des Erie-Sees zerstörte, schrieb er also in seinem officiellen Berichte: »Die sehr ausgedehnten und bebauten Felder und Gärten zeugen von vielen arbeitenden Händen. Die Ufer jener schönen Flüsse, des Miami und des Au Glaize, gleichen einem einzigen Dorfe, welches einige Meilen lang unterhalb und oberhalb dieses Ortes sich erstreckt. Auch habe ich noch in keinem Theile von Amerika, von Canada bis Florida, solche ungeheure Kornfelder gesehen, und diese ganze schöne Landschaft wurde zerstört und in eine Wüste verwandelt! Und wir klagen noch, daß die Indianer keine Fortschritte in der Civilisation machen!«



als sie auf diesem geheiligten Boden standen. Man weiß nicht, auf was diese außerordentliche Institution sich gründet, sie wurde aufgehoben nach dem Einzuge der Franzosen in dieses Land; nicht durch diese zwar aber durch irgend einen Nationalkrieg unter den Indianern selbst.

Doch zu Pontiac zurückzukehren. Mit allen seinen Talenten konnte er doch kein stehendes und beständiges Heer erhalten, da ein solches allen indianischen Gebräuchen zuwiderläuft und mit ihrer Lebensweise durchaus nicht vereinbar ist. Zur Jagdzeit fielen seine Krieger von ihm ab und zogen auf ihre Jagdplätze, um ihrer Familie Nahrung zu verschaffen. Die Britten drangen vorwärts und nahmen das ganze Land in Besitz, und die Stämme waren genöthigt, um Frieden zu bitten.

Pontiac hielt es unter seiner Würde, irgend einen thätigen Antheil an diesen Friedensverhandlungen zu nehmen und zog sich nach den Illinois zurück, wo er von einem Peoria-Indianer aus Privatfeindschaft ermordet wurde. Die Ottawas, Chippewas und Pottomacmies, welche unter seinem Commando vereinigt waren, hielten sich für verpflichtet, seinen Tod zu rächen und rotteten beinahe die ganze Nation der Peorias aus. — So lebte und endete der große Pontiac.

Der Name jenes großen Anführers ist in dem Namen eines blühenden Dorfes oder vielmehr einer angehenden Stadt aufbewahrt worden, welche ungefähr zwanzig Meilen westlich von Detroit liegt und Pontiac ge-

nannt wird, so wie auch ein Stadtbezirk in Ober-Canada Tecumseh heißt. So erklären sich die schönen Zeilen aus Mistreß Sigourney's Gedicht über indianische Namen.

»Their memory lives on Your hills,  
Their baptism on Your shore;  
Your ever lasting rivers speak  
Their dialect of yore!« \*)

Unter den Flüssen, welche ihre alten indianischen Namen führen, haben wir den Miami (oder Maumee), den Huron, den Sandasch; jedoch tragen die meisten Landspitzen, Flüsse und Inseln u. s. w. die französischen Benennungen, als: die Landspitze Pelée, der Fluß au Glaize, der Fluß des Canards, Gros-Isle.

Die Zusammenstellung von Eigennamen, welche in unmittelbarer Nachbarschaft neben einander bestehen, ist sehr sonderbar, so haben wir hier Pontiac, Romeo, Ipsilanti und Byron, alle in einer geringen Entfernung von einander.

Lange nach Pontiacs Zeiten war Detroit und das ganze Land rings umher ein Schauplatz noch viel unna-

---

\*) »Ihr Ungedenken liegt auf Euren Bergen,  
Und ihre Taufe heiligt Eure Ufer,  
Und Eure ewig sprudelnden Gewässer,  
Sie reden ihre alte Sprache noch.«

türlicherer und grausamerer Kämpfe zwischen den Amerikanern und den Britten während des Revolutionskrieges, in welchem die Indianer gegen die Amerikaner fochten. Als der Frieden erklärt und die Unabhängigkeit der vereinigten Staaten anerkannt wurde, dauerte dieser wilde Krieg an der Grenze doch noch immer fort und die gegenseitigen Beleidigungen und Angriffe haben eine tiefe Erbitterung zurückgelassen, welche in beiden Theilen noch fortlebt. Wir wollen hoffen, daß dieselbe in der zweiten Generation verwischt sein möchte. Was mich betrifft, so kann ich mir die Möglichkeit eines zweiten Krieges zwischen Engländern und Amerikanern gar nicht ohne den tiefsten Abscheu oder Schrecken denken, als etwas Unnatürliches, Grausames und dem Brudermord zu Vergleichendes. Hatten wir nicht gleiche Ahnen; hatten unsere Väter nicht dasselbe Vaterland? — Haben wir nicht eine Sprache? —

Die Hefe der zwei Nationen, die Unwissendsten, Gemeinsten, Niedrigsten derselben mögen sich gegenseitig hassen und sich Spitznamen geben — doch jedes Jahr wird sich die Zahl solcher verringern, und während die zwei Gouvernements sich über den atlantischen Ocean herüber die Hände reichen, wäre es doch sehr lächerlich, wenn wir über den Detroit und den Niagara uns gegenseitig mit der Faust bedrohen wollten.

---

»In vain sedate reflections we would make  
When half our knowledge we must snatch, not take!«

*Pope.*

*Detroit.*

Wenn die unerträgliche Hitze des Tages vorüber ist, wandle ich oft langsam durch die Straßen der Stadt, nicht ohne Unterhaltung zu finden, so wie auch nicht ohne mancherlei Beobachtungen anzustellen; jedoch unfähig, viel Nutzen aus dem, was ich sehe und höre, zu ziehen. Viele neue Häuser werden gebaut, viele neue Straßen angelegt. In der Hauptstraße, welche »Jeffersons Avenue« heißt, stehen Reihen von großen schönen Backsteinhäusern, die übrigen sind gewöhnlich von Holz, weiß angestrichen und mit grünen Thüren und Läden versehen. Der Weg für die Fußgänger ist in vielen Straßen, wie in Toronto, von Brettern gelegt, die ich dem Backstein- oder Steinpflaster sehr vorziehe. Die Zahl von Auswanderern, welche stets durch diese kleine Stadt hindurchziehen, um sich nach den hinteren Ansiedlungen im Westen zu begeben, so wie die Menge von Dampfschiffen, Schoners und Jachten, welche immer den See auf und ab schiffen, verursachen am Ufer und in den Straßen ein beständiges Menschengewühl, ein

ewiges Lärmen und Leben. Zweiundvierzig Dampffschiffe legen an diesem Hasen an. In einer der Zeitungen, welche in Detroit herauskommen (und deren giebt es fünf bis sechs, welche theils täglich, theils wöchentlich erscheinen) fand ich eine Seite, welche »Marine-Intelligenzen« überschrieben war und welche über Ankunft und Abreise der verschiedenen Schiffe Bericht erstattet. Im vorigen Jahre betrug der Ertrag der Dampffschiffe im Durchschnitt einen Ueberschuß von siebenzig bis achtzig Procent. Dieses Jahr meint man, daß viele verlieren würden. Es giebt mehrere Schiffe, welche regelmäßig zwischen Detroit und einigen neu entstandenen Städten vom südlichen Ufer des Erie-Sees — als Sandusky, Cleveland, Port Clinton, Monroe u. s. w. auf und ab fahren. Die Schifffahrt auf dem Fluß Detroit ist gewöhnlich vom Anfange April bis zu Ende November geöffnet, doch kann man im tiefen Winter auf dem Eise vom brittischen bis zum amerikanischen Ufer gelangen.

Es befinden sich in der Stadt einige sehr gute Kaufläden, ein Theater und eine große Menge von Schenken und Spielhäusern. Es giebt auch mehrere Buchläden, und ich las in den Zeitungen lange Listen von neu angekommenen und ausgepackten Büchern, zu deren Ansicht man das Publikum einlud.

Da ich einige Bücher zu leihen wünschte, um die langen einsamen Stunden, welche ich ruhig liegend zu-

bringen mußte, zu vertreiben, fragte ich nach einer Bibliothek und wurde an die einzige in der Stadt gewiesen. Ich mußte eine Treppe hinaufsteigen, welche so ekelhaft schmutzig war, daß ich es für nöthig fand, meine Kleider sorgfältig um mich herumzuziehen, um sie nicht zu befudeln. Beim Eintritt in eine große Stube, in welcher ich nichts als Bücherbretter sah, fand ich mehrere Männer, welche auf Stühlen saßen oder vielmehr lagen und die Zeitungen lasen. Der Büchervorrath war sehr gering, die Auswahl jedoch weder schlecht noch gemein. Ich fand einige der besten modernen französischen und englischen Werke. Der Mann — oder vielmehr der Herr, sollte ich sagen, denn hier sind Alle Herren — welcher hinter dem Zahltisch stand, nahm weder seinen Hut vom Kopfe, noch verbeugte er sich bei meinem Eintritte, auch zeigte er durchaus keinen Eifer, mich zu bedienen oder mir gefällig zu sein. Jedoch bei diesem Mangel an dem, was wir Engländer zuvorkommend nennen, war er weit davon entfernt, der wahren Höflichkeit zu ermangeln. Als ich mich erkundigte, unter welchen Bedingungen ich einige Bücher zu lesen bekommen könnte, bot dieser Herr mir an, alle Bücher, die ich wollte, mit mir zu nehmen, ohne an eine Bezahlung oder an die Zurücklassung eines Einsatzes zu denken. Ich machte einige Einwendungen dagegen, indem ich sagte, daß ich in dem Gasthose, welchen ich bewohnte, eine Fremde sei und die Dauer meines Aufenthaltes

noch nicht bestimmt habe etc., worauf die Antwort war, daß er nicht daran dächte, von einer Dame und von einer Fremden Bezahlung anzunehmen. Darauf gab er sich einige Mühe, die Bücher, welche ich wünschte, auszufinden, welche ich auch mitnahm. Er fragte nicht einmal nach dem Namen des Gasthofs, in welchem ich wohnte, und als ich die Bücher zurückbrachte, bestand er darauf, alle Bezahlung von einer Dame und Fremden zurückzuweisen.

Ich bin immer geneigt, jede Aufmerksamkeit und Höflichkeit, welche mir als Dame und als Fremde erwiesen wird, von einem Jeden und in jeder Gestalt dankbar anzunehmen. In dem jetzigen Falle hätte ich jedoch in dieser Form gern darauf verzichtet. Eine Geldverpflichtung, sei sie groß oder gering, ist nicht nach meinem Geschmacke; jedoch was für eine Höflichkeit gelten sollte, nahm ich höflich auf, und so endigte die Sache.

Die verschiedenen Nationen sind in ihren Ansichten über gute Manieren sehr verschieden, so wie sie auch in ihren Ansichten von Schönheit, welche doch viel weniger conventionell ist, von einander abweichen. Zum Glück giebt es aber für Alle ein stehendes Gesetz, über welches wir uns nicht irren können, und welchem wir durch das Vorschreiten der Civilisation uns hoffentlich immermehr nähern werden; den Typus der vollkommenen äußern Schönheit suchen wir in Griechenland und den

Typus der Höflichkeit finden wir in der heiligen Schrift. So steht es wenigstens in einem sehr hübschen, kleinen Buche geschrieben, welches ich hier gekauft habe. »Derjenige, welcher die Tugenden, die in der Bergpredigt gelehrt werden, in sich verkörpert und an den Tag legt, würde, wenn er auch nie einen Salon gesehen, noch je von den erkünsteltesten Gebräuchen der Gesellschaft gehört hätte, sich doch in allen Nationen, sowohl bei den gebildetsten, als bei den einfachsten gut zu benehmen wissen« \*).

Wenn Sie die Landcharte betrachten, so werden Sie sehen, daß der Fluß Detroit eher ein Kanal genannt werden könnte und ungefähr zwei oder drei Meilen lang ist; er trennt das brittische Ufer von dem amerikanischen. Durch diesen Kanal strömen alle Gewässer der obern Seen, des Michigan-, Superior- und Huron-Sees auf ihrem Weg zu dem Ocean hinab. Hier bei Detroit beträgt die Breite des Flusses nicht über eine Meile. Ein hübsches kleines Dampfboot, bunt gemalt, mit fliegenden Flaggen und von einem Zelt bedeckt, geht beständig von einem Ufer zum andern. Ich habe oft in diesem Fahrboote mehrere Stunden hinter einander gesessen, ganz zufrieden, so ruhig und ohne Anstrengung, mich der kühlen Luft, der funkelnden strömenden Gewässer und der grünen Inseln zu erfreuen. — Zu

---

\*) »Heimath« von Miß Sedgwick.



gleicher Zeit unterhielt mich die Verschiedenheit der Passagiergespräche; englische Auswanderer und französische Canadier; dunkle, traurig scheinende Indianer in ihre Decken gehüllt; Pächter, Waaren-Aufseher, Weizenspekulanten, Handwerker, gepuzte Mädchen mit schwarzen Augen und kurzen Röcken, welche ein normännisches Patois sprachen und Körbe mit Früchten zu Markte nach Detroit trugen. Ueberpuzte Damen aus der Stadt mit langen Taillen von ihren Beaux begleitet, welche sich am entgegengesetzten Ufer vergnügen wollten, und andere mehr. Die Ueberfahrt dauert nicht länger als zehn Minuten, dessenungeachtet ist hier ein Schenkstisch auf dem untern Verdeck, und man hört die beständige Nachfrage nach Cigarren und Getränken — jedoch bitte ich zu bemerken, nur von Männern und zwar vorzüglich von Amerikanern. Ich sah nie, daß ein französischer Bauer etwas zu trinken verlangt hätte.

---

 Detroit.

Da ich mich gestern und heute wohler fühle, so bin ich einige Stunden an den Ufern der brittischen Seite umhergewandelt und gefahren.

Ich weiß kaum, wie ich Ihnen die Verschiedenheit der beiden Ufer recht begreiflich machen soll; dieselbe wird Ihnen eben so unglaublich scheinen als sie mir nicht einleuchtend ist. Man sagt, unser Ufer sei das fruchtbarste

von den beiden, auch ist es schon am längsten angefebelt. Wenn man jedoch zwischen beiden dahin wagt, wie ich es heute that, in einem kleinen Nachen, der aus einem ausgehöhlten Baume gebildet war, und von einem kleinen Jungen, einem Halbblut-Sproßling, gerudert wurde, sieht man auf der einen Seite eine Stadt mit runden und spitzen Thürmen, mit einer belebten Bevölkerung, mit Villas und schönen Häusern, sich am Ufer entlang ausbreiten, sieht man Hunderte von Schiffen oder noch mehr, ungeheure Dampfschiffe, Yachten, Schoner, sich in den Hafen drängen, um Waaren ein- und ausladen, kurz Alles das rege Leben des Gedeihens und des Handels. Auf der andern Seite hingegen erblickt man nur ein kleines vereinzelt Dörfchen, einen einzigen Schoner, ein elendes Dampfboot, einige Windmühlen, ein oder zwei katholische Capellen, einen trägen unwissenden Bauernstand, alle Spuren der Sorglosigkeit, der Vernachlässigung, des Mißtrauens und der Hoffnungslosigkeit! — Kann ich, oder kann irgend Jemand umhin, sich über den Unterschied zu wundern und zu fragen, woher derselbe komme? Gewiß muß doch irgend eine Veranlassung dazu vorhanden sein — aber welche? liegt es in vergangenen oder gegenwärtigen, in natürlichen oder zufälligen Verhältnissen? — in den Institutionen des Gouvernements, oder im Charakter des Volks? Ist dem Uebel abzuhelpen, oder ist es eine Nothwendigkeit? ist es ein Geheimniß? was ist es und woher kommt es?

— Können Sie mir das sagen? oder könnten Sie einige unserer Colonial-Beamten über das atlantische Meer hierher senden, um diese Schwierigkeit mit eigenen Augen zu betrachten und uns das Räthsel zu lösen?

Das kleine Dörfchen gegenüber von Detroit heißt Richmond. Ich saß heute dort auf einer Rasenbank oberhalb des Flusses, ruhte im Schatten eines Baumes aus und dachte über alle diese Dinge nach, als ein alter französischer Canadier dicht neben mir anhielt, um etwas an seinem Karren zurecht zu machen. Wir knüpften sogleich ein Gespräch an, und obgleich ich einige Schwierigkeit hatte, sein Patois zu verstehen, so verstand er doch mein Französisch sehr gut, und wir kamen vortrefflich mit einander zurecht. Wenn Sie die zwei Extreme haben wollen, so müssen Sie sich von einem amerikanischen Kaufmann zu einem französischen Canadier wenden. Es war ordentlich merkwürdig, in diesen entfernten Regionen so einen vollkommenen Repräsentanten des normannischen Bauernstandes zu finden, voller Complimente, Höflichkeiten und guter Laune. Er fuhr einen Karren voll Kirschen nach Sandwich, und als ich ihn bat, mich mitfahren zu lassen, verbeugte sich der alte Mann lächelnd und brachte eine fließende Rede hervor, von welcher nichts zu verstehen war, als „enchante — honneur und Madame!“ Das war aber genug. Ich bestieg den Karren, setzte mich auf einen alten Stuhl mit Körben umgeben, welche mit reifen Kirschen gefüllt

waren. Meine Bitte, einige davon genießen zu dürfen, gestand mir der alte Mann, indem er hundertmal seinen zerrissenen Hut abnahm, freundlich lächelnd zu, und ich unterließ nicht, von meiner Lage zu profitieren, und meine Hand ziemlich häufig in diese Körbe voll süßer Versuchungen hinein zu strecken. Als die Franzosen vor hundert Jahren in diese Regionen eindrangen, brachten sie nicht allein die Höflichkeit ihrer Nation mit, sondern auch einige ihrer schönsten Früchte: — Pflaumen, Äpfel, Birnen, Kirschen von der besten Art — auch treffliche Weintrauben, wie man mir sagt, und all dies Obst wächst jetzt in solchem Uebermaaß, daß es beinah keinen Werth hat. Für die ganze Ladung seines Wagens konnte der alte Mann nicht mehr als ungefähr eine Summe von zwei Schillingen erwarten.

Sandwich liegt ungefähr zwei Meilen unterhalb Detroit; es ist die größte Stadt im westlichen Districte, jedoch übersteigt ihre Bevölkerung nicht vierhundert Köpfe.

Ich bedauerte sehr die Abwesenheit des Herrn Rinie, welcher der Hauptbesitzer des Orts ist, und sowohl durch Geist, als Beredsamkeit sich unter den Mitgliedern des House of assembly auszeichnet. Ich sah aber genug, um mich zu überzeugen, daß Sandwich keine Fortschritte macht. Das ganze Ansehen der Stadt und des Volkes, welches so sehr verschieden war von dem, was ich an der andern Seite des Flusses gesehen hatte, machte mich ganz traurig, oder vielmehr nachdenklich. Was kann

die Ursache sein, daß Alles dort gedeihet und hier untergeht?

Amherstberg, ein anderes Dorf, etwa zehn Meilen weiter gelegen, enthält ungefähr sechshundert Einwohner und hat einen guten Hafen, so wie alle natürlichen Erfordernisse zum Gedeihen. Doch macht es keine Fortschritte; man sieht hier ein unbedeutendes kleines Fort, welches die Einfahrt in den Fluß Detroit von unserer Seite beherrscht, oder vielmehr nicht beherrscht, und in der Geschichte des letzten amerikanischen Krieges als Fort Malden berühmt geworden ist. Hier wohnen nur wenige müßige Soldaten, welche von der Garnison von Toronto hierher commandirt sind. Ja man sagt, daß sogar diese eingezogen werden sollen. Im Fall eines Angriffes oder eines plötzlich ausbrechenden Krieges ist dieser wichtige Theil des Ufers ganz und gar ohne Vertheidigung \*).

Nah bei Amherstberg liegt eine Strecke Reserve-Land von ungefähr sieben Quadratmeilen, welches jetzt das Eigenthum von einem Stamm Huron- oder Wyandot-Indianern ist. Es erstreckt sich längs der Küste des Flusses Detroit hin, und ist an Clima, Boden und Vortheilen aller Art der schönste Landstrich im ganzen

---

\*) Dieses war damals geschrieben. Seit den letzten Unruhen aber in Ober-Canada, sagt man, sei es die Absicht des Sir John Colborne, diese Küste zu befestigen.

Districte; auch ist der Besitz desselben von großer Wichtigkeit, da er gerade dem amerikanischen Ufer gegenüber, und als ein Stein des Anstoßes den Ansiedlungen der Weißen im Wege liegt, wodurch der Werth und die Vorzüge des Landes ringsumher sehr verringert wird. Unser Gouvernement hat schon häufig mit diesen Indianern in Unterhandlung gestanden, und ich habe erfahren, daß funfzehntausend Acres Landes ihnen kürzlich abgekauft worden sind. Es kann aber wohl möglich sein, daß sie sich durch diese Verhandlungen in ihren Rechten gekränkt glauben.

Ich besitze eine Original-Petition dieser Wyandot-Indianer, welche an Sir John Colborne gerichtet war. Es scheint, daß 1829 die andern Stämme der Seen, die Chippewas, Pottowatomies und Ottowas gleiche Rechte auf diese Ländereien zu haben behaupteten und sich erboten, dieselben an unser Gouvernement zu verkaufen. Die Huronen widersetzten sich diesen Ansprüchen und waren gar nicht geneigt ihre Rechte aufzugeben; sie wollten »ihr eigenes kleines Stück Land behaupten und bewohnen.« Die Petition, welche von einem ihrer Missionaire übersetzt wurde, scheint in sehr blumenreichem und schwulstigem Style geschrieben, jedoch enthält sie einige sehr schöne und rührende Stellen; sie beginnen die Darlegung ihrer Beschwerden also:

»Vater!

»Deine rothen Kinder, die Huronen, nähern sich Dir,

unter den aufziehenden Wolken der Betrübniß. Vater, wir kommen zu Dir, um Dir den Kummer unseres Herzens auszusprechen. Wir haben im Rathe erfahren, daß die drei Nationen, die Ottomas, Chippewas und Pottowatomies Ansprüche auf unsere Ländereien machen, wir erfuhren mit Erstaunen und Kummer, daß sie im Rathe vorgeschlagen haben, Euch die Reserve-Ländereien der Huronen zu verkaufen.«

Sie beziehen sich dann auf ihre alten Streitigkeiten mit den Trokesen, durch welche sie einst den See hinangetrieben wurden, bis oberhalb des Sees Michigan und erzählen von ihrer Rückkehr zu ihren früheren Jagdplätzen, als diese Streitigkeiten beendigt waren.

»Unsere Feuer waren verloschen und die Asche ausgestreut in die Winde. Aber, Vater! wir haben sie wieder gesammelt, wir kehrten zurück zu unserer Heimath und haben den glimmenden Funken wieder angezündet.«

Sie erwähnen dann ihre Dienste in den letzten Kriegen, als hätten sie dadurch ein Recht auf den besonderen Schutz erlangt.

»Vater, als die Kriegsgart von unserm großen Vater den Amerikanern übersandt wurde, da erboten auch wir uns gegen sie zu kämpfen. Vater, wir haben gegen Deine Feinde gefochten an demselben Orte, der jetzt unser Erbtheil ist. Der Fußpfad vor unsern Thüren ist blutig roth. Jeder Schritt in unserer Heimath sagt uns,

„hier fiel ein Bruder,“ er fiel im Kampfe für Dich. Aber, Vater, wir trauern nicht um unsere Brüder, das Andenken an ihre Thaten lebt heilig in unseren Herzen. Wir betrauern sie nicht, wir trauern nur für uns selbst und für unsere Kinder. Wir möchten sie nicht zurückrufen, zu all dem Schmerz und den Leiden, welches der lebende Hurone erdulden muß. Sie haben den Morgen der Ruhe nach dem Sturm; den Tag des Friedens nach der Wuth der Schlachten! Vater! ihre tapferen Seelen blicken auf Dich herab! Bei ihrem Blute stehen wir Dich an, Deinen schützenden Arm über uns zu erstrecken. Die Kriegskeule ist geröthet vom Gemehel unserer Nationen, wir blicken uns um nach unsern jungen Männern, nach unsern Kriegern und Anführern. Wo ist jetzt der Hurone. Er ist todt, Vater, und in die Erde gelegt, entnervt sind jetzt die Hände, welche den Tomahawk der Huronen schwangen. Vater! als wir noch mächtig waren, standen wir Dir bei, laß uns nicht in unserer Schwäche beklagen, daß wir unsere Kräfte für Dich hingegeben haben.“

Sie versuchen weiterhin ihre Ansprüche, als die alten Bewohner des Bodens darzuthun, indem sie die Orte bezeichnen, welche ihren Namen tragen, und es ist gewiß, daß zu Charlevoix Zeiten alle diese Regionen im Besitze der Huronen waren.

»Der große See heißt der Huron-See. Drei Flüsse



giebt es in unserer Nähe, welche den Namen Huron tragen, der Huronfluß nördlich des St. Clair-Sees — der Huronfluß nördlich, und der Huronfluß südlich des Erie-Sees; Ober- und Unter-Sandusky verdanken ihren Stamm unserer Sprache. Vater, wie heißt der Boden hier ringsherum? heißt er Ottowa, oder Chippewa Reservelande? Nein, Vater, er heißt nur das Reserveland der Huronen; so bezeichnen es selbst Deine Landcharten. Wir besaßen ein Dorf in Big Rock am Eingange des westlichen Kanals des Flusses Detroit; dieses Dorf heißt Brownstown nach einem unserer großen Anführer; ein anderes Magnaga an demselben Kanal. Aber Amherstberg deckt jetzt die Räume, in welchen sich einst unsere größte Stadt und Niederlassung befand, welche sich bis zur Mündung des Flusses des Canards erstreckte, und unsere jetzige Behausung ist.

»Dessenungeachtet, Vater, verlangen die Ottowas unsere Ländereien zum Eigenthum, sie bieten Euch den Verkauf einer Ernte, die sie nicht gesäet, Scheuern, die sie nicht gebaut — eine Heimath, in welcher sie nie geschlafen haben. Vater, sie möchten ernten, wo der alte Hurone ganz allein gesäet hat.

»Vater, wir haben vom Gouverneur Simcoe im Namen unseres großen Vaters die bestimmteste Versicherung erhalten, daß wir nicht beeinträchtigt werden sollten. Diese wurde vom Generalgouverneur Lord Det-

chester, vom Gouverneur Gore und von allen Gouverneuren bis auf den heutigen Tag bestätigt. Dieses ist uns auch wiederholt worden von allen Deinen commandirenden Officieren, welche im Amherstberg stehen. Vater! im Vertrauen auf diese wiederholten Versprechungen haben wir unsere Wohnung unter Euch beibehalten, wir hielten Deinen Schuß für gewiß, wir haben unsere Felder gelichtet und bebaut, wir haben Scheuern errichtet für unser Getreide, und Häuser für unsere Familien. Wir haben unsere Kinder gelehrt, die Pfeife des Friedens zu rauchen und den Vorschriften der heiligen Bibel zu folgen. Unsere Füße sind ungewohnt der Jagd, ihre Schnelligkeit ist nicht mehr; unsere Hände verstehen nicht mehr den Bogen zu spannen, die Sicherheit des Pfeiles ist verloren.«

Sie schreiben diese neuen Ansprüche an ihre Ländereien den Rathschlägen ihrer weißen Nachbarn zu, und weisen auf ihren verfallenen Zustand, und auf ihre geschwundene Zahl hin, als auf Beweggründe zu der Weißen Schonung.

»Wir bitten Dich, uns nicht aus unserer Heimath zu verdrängen, welche uns durch viele Erinnerungen so theuer ist. Der Morgen und der Mittag unserer Nation ist vorüber — und der Abend sinkt schnell in Dunkelheit für uns hinab. Es ist kaum einer Anstrengung werth, den Einbruch der Nacht zu beschleunigen.

»Water! der muthlose Hurone verläßt sich auf Deine Güte und Gerechtigkeit.«

---

Diese Petition ist von ihrem Hauptanführer Split-Log unterzeichnet, und von neun andern Anführern, von denen drei ihren Namen in roher, aber leserlicher Handschrift unterzeichnet haben; die andern haben nur ihr totem darunter gemalt.

Ist in diesem Aufruf nicht viel Vernunft und Beredsamkeit? Wahrscheinlich hatte derselbe auch einen guten Erfolg, denn ich finde die Wyandoten noch immer in ihrem Bezirk, und von den Rechten der andern Stämme ist nicht mehr die Rede. Barron und Split-Log, zwei der Hauptanführer, welche diese Petition unterschrieben, haben sich im letzten Kriege ausgezeichnet; sie waren bei der Berathschlagung im Fort Malden gegenwärtig, und fochten in der Schlacht, in welcher Tecumseh fiel. Split-Log lebt noch, und ist unter dem Namen Thomas getauft worden.

Dieselben Reserveländer der Huronen waren noch kürzlich 1836 ein streitiger Punkt zwischen dem Gouverneurlieutenant und dem House of assembly. Die Indianer sandten dem Hause eine Petition zu, welche eine Klage gegen die Eingriffe der Weißen und der Halbblutgeborenen, so wie gegen das Betragen der Vorsteher

enthielt. Sie klagten, daß das Land ihrer Väter ohne ihre Einwilligung genommen würde.

Hierauf sandte das House of assembly ein Schreiben mit dem Verlangen, daß der Gegenstand dieser Petition und das Verfahren des Gouvernements in Betreff derselben dem Hause vorgelegt werden sollte. Sir Francis Head weigerte sich, diesem Verlangen zu willfahren, und gab seine Gründe ausführlich an, indem er darthat, daß die Verwaltung der indianischen Angelegenheiten dem Verwaltungsrathe allein zukäme, und daß die Einmischung eines provincialgesetzgebenden Körpers ein unpassender Eingriff in des Königs Rechte sei \*).

\*) Folgendes ist ein Theil von seiner Excellenz Antwort auf das Schreiben des House of assembly.

»Ohne mich auf die unbestimmte Geschichte der Eingebornen dieses Landes zu beziehen, will ich nur bemerken, daß in Ober-Canada die Indianer bis jetzt unter der ausschließlichen Fürsorge seiner Majestät gestanden haben, da der Erdstrich, welchen sie bewohnen, ein Theil der Kronländereien ist, die ihnen als unsere Verbündeten zum Gebrauch angewiesen wurden. Auf diese Ländereien haben Se. Majestät nie seine unumschränkten Rechte geltend gemacht, es müßte denn der Indianer eigenes Ansuchen und ihr offener Vortheil ihn dazu bewogen haben (dieses ist, glaube ich, zweifelhaft). In ihren Gemeinden haben sie bis jetzt selbst nach ihren eigenen ungeschriebenen Gesetzen und Gebräuchen regiert. Ihre Länder und Besizthümer waren

Ich bin kaum im Stande, meine Meinung in dieser Sache zu geben, doch scheint mir dieses nach mei-

nie Taren und Zinsen unterworfen, so wie sie selbst nie zu persönlichem Dienste verpflichtet waren. Da sie allen diesen Verpflichtungen nicht unterworfen sind, so besitzen sie auch keinesweges die allgemeinen politischen Vorrechte, deren sich die Unterthanen seiner Majestät erfreuen. Die Vorsteher, Missionaire, Schullehrer und Andere, welche unter ihnen wohnen, um sie zu schützen und zu civilisiren, werden vom Könige angestellt und besoldet, und an seinen Stellvertreter sind bis jetzt alle Vorstellungen gerichtet worden, und auf ihm beruht auch alle Verantwortlichkeit. In jeder Hinsicht scheinen sie unter der Gerichtspflege der Krone zu stehen und derselben anzugehören; und da ich mich selbst nicht allein bereit erkläre, sondern auch den größten Wunsch hege, jede Klage anzuhören, welche sie mir bringen mögen, so meine ich, würde es sehr unpolitisch sein (vorzüglich wenn es nur eine kleine Beschwerde betrifft), die Sanction zu einer andern Regierungsform zu verlangen.“

Ich glaube, daß Sir Francis Head eine enthusiastische Bewunderung für den Charakter der Indianer hegte, und wirklich sehr das Wohl dieses unglücklichen Volkes sich zu Herzen nahm. Es war seine wohlüberlegte Meinung, daß kein Heil für sie zu erwarten sei, als bis man sie so weit als möglich dem Einflusse und der Herrschaft der Weißen entrückt habe, und hierin stimme ich auch mit seiner Excellenz überein. Aber da die Indianer nicht wirkliche brittische Unterthanen sind, so sollte keine Maaßregel ergriffen werden, selbst nicht zu ihrem muthmaßlichem Wohle, ohne ihre Einwilli-

nem einfachen Verstande ein Fall zu sein, in welchem das Gouvernement des Königs, von dem man immer

gung. Sie sind ganz im Stande, selbst in allen Fällen zu entscheiden, wo ihr Interesse im Spiele ist. Der Fehler unseres executiven Rathes ist, daß wir die Indianer für unsere Wirthen anerkennen und sie doch wie unsere Kinder behandeln. Sie erkennen in unserm Gouvernement einen Vater an, doch nie einen Herrn, außer dem großen Herrn des Lebens, und die eingewurzelte Idee, oder vielmehr der Instinct von persönlicher und politischer Unabhängigkeit, in welcher jeder Indianer geboren und erzogen ist, kann keine Erdenmacht aus seiner Seele bannen. Einer der englischen Missionaire drückt sich mit viel Naivetät also hierüber aus:

»Die Indianer,« sagt er, »sind überzeugt, daß jeder Mensch frei geboren sei, daß Niemand ein Recht habe, einen Versuch auf die persönliche Freiheit irgend eines Geschöpfes zu machen, und daß nichts den Verlust derselben ersetzen könne.« Er fährt weiter fort: »Wir hatten viel Mühe, selbst Diejenigen, welche zum Christenthum bekehrt wurden, in Bezug auf diesen Punkt zu überzeugen und ihnen begreiflich zu machen, daß in Folge der Verderbniß unserer Natur, welche die Wirkung der Sünde ist, eine ungehemmte Freiheit, Böses zu thun, sehr wenig von der Nothwendigkeit, es zu thun, verschieden sei. Wenn wir die Gewalt der bösen Neigungen, welche uns dazu treiben, betrachten, so müssen wir einsehen, daß das Gesetz, welches uns davon zurückhält, uns unserer angeborenen Freiheit näher bringt, anstatt uns derselben zu berauben.«

Daß der Mensch, weil er den freien Gebrauch seines

voraussetzt, daß es weise und väterlich verwaltet werde, der Vermittlung eines gesetzgebenden Körpers der Colonie vorzuziehen sei, da das Interesse der Colonisten und Ansiedler, und das der Indianer zu öftern Reibungen Anlaß giebt, und man also den Colonisten kaum die Entscheidung in ihrer eigenen Angelegenheit anvertrauen kann. So wie die Sache jetzt steht, scheint es, daß die armen Indianer schwerlich Gerechtigkeit werden erhalten können, weder von der gesetzgebenden, noch von der verwaltenden Macht.

Ich kann keinen genauen Begriff von ihrer Anzahl hier erhalten; man sagt, es seien deren ungefähr zweihundert. Jetzt sind sie mit Vorbereitungen zu ihrer Reise, den Huron-See aufwärts nach der großen Manitoolin-Insel, beschäftigt, um dort ihre jährlichen Geschenke zu erhalten, und eine Flotte Rähne ist schon abgereift.

---

Willens und seiner Glieder hat, nothwendiger Weise Böses thun muß, ist eine Lehre, welche der Indianer nie verstehen wird. Er ist zu höflich, um uns zu widersprechen, doch bleibt er dabei, daß »diese Lehre sich nur auf die bleichen Gesichter beziehe, welche, wie es wohl möglich sei, große Neigung haben könnten, Böses zu thun; auf die Rothhäute passe sie aber nicht, die habe der große Geist frei erschaffen.« »Wo der Geist der Herr ist, da ist auch Freiheit.« — Es können aber eben so viele verschiedene Ansichten über Freiheit herrschen, als es deren über die christliche Liebe giebt.

---

Das Fort Malden, und die ganze Küste hier auf beiden Seiten des Flusses, war der Schauplatz von verschiedenen unglücklichen Kriegereignissen. In dem letzten Kriege 1813 geschah in dieser Gegend der schimpfliche Rückzug des amerikanischen Generals Hull, und die Uebergabe seiner ganzen Armee an General Brock; der eben so schimpfliche Rückzug des englischen General Proctor und seine Niederlage durch den General Harrison sind noch frisch in aller Gedächtniß. Und diese Flecken der Nationalehre, vereint mit Gewaltthatigkeiten und Beleidigungen aller Art, haben, wie ich fürchte, auf beiden Seiten eine feindselige Stimmung längs der Küste zurückgelassen. Hier war es, wo Tecumseh es umsonst versuchte, den Rückzug oder vielmehr die Flucht des General Proctor von Fort Malden zu verhindern. »Wir sind erstaunt,« rief der indianische Anführer, »zu sehen, wie unser Vater Alles aufpackt und sich bereitet davonzulaufen, ohne seine rothen Kinder wissen zu lassen, was seine Absichten sind. Ihr habt uns immer gesagt, daß Ihr nie den Fuß vom brittischen Grunde hinwegziehen wolltet, aber nun, Vater! sehen wir, daß Ihr Euch zurückzieht, und es thut uns Leid, so etwas von unserem Vater zu erleben, ehe er nur den Feind gesehen hat. Wir müssen das Betragen unseres Vaters mit einem fetten Hunde vergleichen, der seinen Schwanz in der Höhe trägt, aber wenn er sich fürchtet, denselben zwischen die Beine legt und davonläuft. Vater, Ihr



habt die Waffe und die Munition, welche der große Vater für seine rothen Kinder bestimmte. Wenn Ihr den Plan habt, fortzugehen, so gebt uns diese, und Ihr mögt davon ziehen, und willkommen sein. Unser Leben steht in der Hand des großen Geistes, wir sind entschlossen, unser Land zu vertheidigen, und wenn es sein Wille ist, so wollen wir unsere Gebeine darauf lassen.«

Sie können diese ganze berühmte Rede in Thalers indianischer Biographie finden. Weder Tecumseh's Vernunftgründe, noch sein komischer und verächtlicher Vergleich mit dem fetten Hunde, hatte irgend einen Effect auf den General Proctor; er setzte seinen Rückzug weiter fort. Ist es nicht allgemein bekannt, daß Tecumseh, außer sich über die Muthlosigkeit des brittischen Generals, denselben (vor der Schlacht bei der Herrnhuter Stadt) bedrohet mit den Tomahawk zu erlegen, wenn er nicht fechten wollte. Dieses Factum erfuhr ich von Jemand, der selbst sehr ehrenvoll in diesem Kriege diente, von Obrist Figgibbon.

Bis jetzt sind diese blutigen und grauenhaften Kriege beinah nirgends bekannt, als an den Orten selbst, wo sie geführt wurden, und erregen wenig Interesse, wenn man sie in den Londoner Chroniken jener Zeit liest. Man lasse aber einige gute Schriftsteller auftreten, über diese Begebenheit das Licht eines philosophischen Geistes verbreiten, und alles das pitoreske und romantische Interesse, dessen sie fähig sind, ihnen verleihen. Auf

diese Weise allein wird es gelingen, die Resultate zu bezeichnen, welche aus den Streitigkeiten zweier großen Nationen hervorgegangen sind, und noch hervorgerufen werden, Streitigkeiten, welche auf einer freien und halb barbarischen Bühne ausgefochten wurden, wo sie wenig Mitgefühl und wenig Beifall ernteten; dann werden wir diese weit entlegenen Ufer in classischen Grund umgewandelt sehen, und die Namen Pontiac, Tecumseh, Isaac Brock werden wenigstens in diesen Ländern als classische Namen jeder Lippe so geläufig werden, wie gewöhnliche Worte \*).

---

\*) Die Begebenheiten unseres Krieges gegen Amerika, sowohl des Unabhängigkeitskrieges als des letzten von 1813, sind in England nicht allgemein bekannt, sondern sind auf diejenigen beschränkt, welche diesen Theil der neueren Geschichte zum Gegenstande eines besonderen Studiums gewählt haben. Dagegen dürfen wir uns nicht wundern, daß gerade das Gegentheil in Amerika stattfindet, wo ich mich sehr gut erinnere, unwiederbringlich in Ungnade gefallen zu sein, weil ich mich nicht genau der Schlacht von Neu-Orleans erinnern konnte.

---

Sonntag Abend.

Mein Geschäft hier ist — zu beobachten — so viel es mir die Müdigkeit oder Krankheit erlaubt. Jedoch muß ich gestehen, daß ich noch nie sechs schöne sonnige Sommertage, obgleich in Einsamkeit, doch mit so wenig Nutzen und Vergnügen zubrachte, als diese. Vor zwei Sommern schlich ich eben so, allein und kaum von schwerer Krankheit genesen, an den Ufern des Traun-See's in Oberösterreich umher, o! daß ich Ihnen in verständlichen Worten die ganze Verschiedenheit zwischen hier und dort begreiflich machen könnte — zwischen damals und jetzt! Dort war ich allein mit der Natur und meinem eigenen Herzen, ich badete mich in den Bergströmen, und wogte Stunden lang auf jenem herrlichen See umher, ohne zu denken, zu beobachten, nur genießend und träumend. Ich sah einst hoch über dem See einen Vogel schwebend, der zwischen den zwei Himmeln, dem einen über, dem andern unter ihm auf beinahe bewegungslosen Flügeln in der Luft ruhte, und das Spiegelbild seiner eigenen Gestalt zu betrachten schien. Wie dieser Vogel, so schien mein Geist für die Erde und deren Angelegenheiten verloren, und sah nur sich selbst und den Himmel. Was für ein Contrast zwischen jener stillen erhabenen Einsamkeit, jener unbestimmten, zarten, ruhigen Stimmung, und hier der geräuschvollen

Aufregung, dieser ruhelosen und doch müßigen Existenz, welche die Aufmerksamkeit immer ermüdet und nie befriedigt, welche die Nerven abspannt und ermattet und alle Ruhe zerstört. Was für ein Contrast zwischen meiner schönen Tyroler-Batelière, welche sang, während sie langsam die Ruder bewegte, und dem wilden indianischen Knaben, welcher seine Ruderstange schwingt! zwischen dem Traunstein, der sein Haupt in die Wolken erhebt, rings von erglänzenden Gletschern umgeben, und diesen flachen sumpfigen Ufern! zwischen jener kleinen Schaale von Wasser, welche nicht zwanzig Meilen im Umfange hat, und diesen Binnen-Seen, welche tausend Meilen einnehmen!

Es ist aber gut, beide gekannt und gesehen zu haben; nichts schwindet so schnell aus der Seele als die Erinnerung an physisches Unbehagen und an physischen Schmerz; nichts ist so bleibend als das Bild, das einmal der Phantasie eingedrückt ist; darum wird auch das Bild, welches mein Auge jetzt erfaßt, mir eben so gut eine Freude und ein unantastbares Eigenthum bleiben, wie das des Traunsees, wenn nur erst diese hemmende Schwäche, dieser sinkende Muth vergessen und verwischt sein werden.

---

Da ich denn nun gesagt habe, daß mein Geschäft hier nicht darin besteht zu träumen, sondern zu beobachten, und weil heute Sonntag war, so ging ich aus, um den verschiedenen Gottesdiensten als Zuschauerin beizuwohnen. Zuerst begab ich mich in die römisch-katholische Kirche, welche auch die Kathedrale genannt wird, und die älteste und größte im Orte ist. Die katholische Gemeinde ist hier bei weitem die zahlreichste und besteht vorzüglich aus den niederen Classen und den Nachkommen der französischen Ansiedler. In der Vorhalle hing eine Tafel mit darauf geschriebenen Verordnungen, welche alle Christen, von was für einer Sekte sie auch sein mochten, willkommen hießen und ihnen erlaubte hereinzutreten. Man verlangte nur, daß sie die äußeren Ceremonien beobachteten, und daß alle Herren (*tous les Messieurs*) Pfeifen und Cigarren weglegen, die Hüte abnehmen und ihre Schuhe reinigen möchten. Das Innere der Kirche glich dem so vieler römisch-katholischen Kirchen in dieser Provinz, und stellte die gewöhnliche Pracht von Wachskerzen, Vergoldungen, gemachten Blumen und gepukten Madonnen zur Schau aus. Musik und Gesang war nicht gut. Während des Gottesdienstes ging ein Priester in den Kreuzgängen auf und ab, und sprengte vermittelst eines kleinen Besens mit einem silbernen Griff das Weihwasser nach beiden Seiten hin. Ich erhielt auch meinen Theil der Benetzung, obgleich ich dessen unwür-

dig war; dann verließ ich die Kirche, wo die Hitze und der Weihrauchgeruch u. s. w. mich ganz betäubt hatten. Ein oder zwei Personen knieeten in der Vorhalle. Von da ging ich zu der Methodisten-Kapelle, wo ich eine kleine Versammlung aus der niederen Volksklasse fand. Ein sehr häßlicher Mann, gegen welchen Herr Listons Mawworm keine Karrikatur war, hielt in weinerlichem und düsterem Tone einen Vortrag; die armen Leute rings um ihn her stimmten in Schluchzen und Ausrufungen ein, welche bald in Geheul, Rasen und Weinen ausarteten. Mitten in dieser traurigen Gesellschaft bemerkte ich einen kleinen Knaben, welcher heimlich lachte und dann und wann ein Stück Apfel ungesehen aus der Tasche holte und in den Mund steckte. Ich war nicht im Stande, dieses lange mit gehörigem Ernste auszuhalten und verließ den Ort.

Dann ging ich in die Kirche der Wiedertäufer, welche gegenüber steht. Es ist eine der größten in der Stadt und wird von sehr anständigen, ernstern und wohlgekleideten Leuten besucht. Als ich eintrat, hielt der Prediger einen ziemlich unzusammenhängenden und unverständlichen Vortrag über die unverzeihliche Sünde, als er aber seine Predigt schloß, begann er ein Gebet, und ich habe noch nie ein so inbrünstiges Gebet gehört. Sowohl Predigt als Gebet waren aus dem Stegreife. Er betete für alle Völker, Nationen, Secten und Stände, für alle Menschen in der ganzen Welt, und

schloß den König von England mit ein. Das Gebet aber für den Präsidenten der vereinigten Staaten schien mir sehr originell zu sein und sehr gut berechnet, um die zwei Parteien beide zu befriedigen, welche jetzt über die Verdienste dieses Herrn verschiedener Meinung sind. Der Betende flehete nämlich zu dem Allmächtigen, daß, wenn Herr van Buren ein guter Mensch sei, er noch besser werden möge, wäre er aber ein schlechter Mensch, so möge Gott ihn schleunig bessern.

Es war noch immer Zeit genug zur Episcopalkirche. Diese ist ein sehr großes schönes Gebäude, obgleich «ein wenig gothisch.» Als ich eintrat, bemerkte ich auf den ersten Blick, daß diese hier wie in New-York die fashionable Kirche sei, sie war überall angefüllt, die Frauen wohlgekleidet — doch wie in New-York überpust. Ich wurde in den Fremdenstand geführt, man reichte mir ein Buch und flüsterte mir zu, daß der Bischof predige.

Nach unserem englischen Begriffe von einem Bischof ist derselbe ein alter Mann mit einer Perrücke und weiten Linnenärmeln. Beides ist «de rigueur;» ich war deshalb auf eine sehr kindische Weise verwundert, als ich im Bischof von Michigan einen sehr eleganten jungen Mann fand, der sein eigenes Haar und ein einfaches Gewand von Seidenzeug trug. Die Predigt war über den vielbesprochenen Text der Barmherzigkeit. Diese, meinte er, bestehe allerdings im Geben,

doch sei das bloße Geben an sich nur der geringste und gemeinste Grad von Barmherzigkeit, und es hänge Alles davon ab was wir geben und wie wir es geben. Wir könnten unser Herz, unsere Seele, unsere Gesundheit und unser Leben eben so gut hingeben als Geld, und die größte dieser Gaben könne eben so wie die kleinste aus Barmherzigkeit gereicht werden. Zu Hause habe ich immer gedacht, wenn die Leute Geld gäben, daß sie nur Zahlpfennige reichten. Hier sind die Leute wirklich barmherzig, denn mit dem Gelde geben sie einen Theil ihrer Zeit und Existenz, welche ja ganz dem Erwerbe desselben geweiht sind.

Beim Schlusse der kurzen Predigt beugte sich der Bischof über die Kanzel vor, und begann eine extemporierte Anrede an die Versammlung. Ich habe schon oft in den vereinigten Staaten Gelegenheit gehabt, die Anmuth und das Fließende der extempoirten Reden ihrer Sprecher und Prediger zu bewundern; und gewiß hörte ich auch nie so schön und so elegant sprechen, als in dieser Anrede. Er trug dieselbe mit vielem Geschmacke vor und sie schien dem Zwecke sehr angemessen zu sein. Er sprach zu Gunsten des häuslichen Gottesdienstes seines Kirchspiels. Ich hatte schon früher gehört, daß die Missionen, welche bis jetzt in den äußersten Niederlassungen in Privathäuser geschickt zu werden pflegten, wegen des Druckes der Zeitumstände wahrscheinlich eingezogen werden sollten, so daß die neuen, schwach be-



völkerten Districte ohne irgend einen Gottesdienst gelassen wurden. Er rief das Volk auf, einen Beitrag zur Erhaltung dieser Hausmissionen wenigstens für einige Zeit zu geben, und sagte unter andern, daß wenn jedes Mitglied der bischöflichen Kirche in den vereinigten Staaten wöchentlich einen Cent beisteuerte, würden mehr als 300,000 Dollars zusammenkommen. Diese Anrede wurde auf der Stelle durch eine Subscription von 400 Dollars erwiedert, gewiß eine große Summe für eine so kleine Stadt, welche wie alle andern Städte unter der jegigen Handelsverlegenheit leidet.

Ende des zweiten Theiles.

---



Winterstudien  
und  
Sommerstreifereien  
in  
Canada.

---



Winterstudien  
und  
Sommerstreifereien  
in  
Canada.

---

Ein Tagebuch  
von  
Mrs. Jameson.

---

Aus dem Englischen übersezt  
von  
A. W.

Veid und Kunst und Scherz,  
Rahel.

---

Dritter Band.

---

Braunschweig,  
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

---

1839.



I n h a l t  
des  
d r i t t e n T h e i l s.

---

Sommerstreifereien.

	Seite
Reise auf dem Huron = See.....	3
Das Dampfboot.....	5
Der Fluß St. Clair .....	7
Heirath.....	11
Insel Mackinaw.....	21
Indianische Tracht.....	37
Indianische Wohnungen.....	41
Anecdote.....	45
Missionen.....	49
Ghusko.....	53
Die Schädelhöhle.....	55
Eine indianische Amazone.....	65
Chippewa Sprache.....	67
Sitten.....	71
Geschichten = Erzähler.....	73
Geschichte des verlassenen Bruders.....	75
Geschichte des Zauberers.....	82
Das Rothkehlchen.....	97
Ansichten über Religion und Mythologie.....	101
Eine Besprechung.....	115
Indianischer Tanz.....	121

	Seite
Reise im offenen Boot nach dem Sault St. Maria.....	127
Fahrt auf dem Huron-See.....	129
Musquitos.....	141
Der Sault St. Maria.....	143
Geschichte von Waub Djeeg.....	169
Eine Chippewa Allegorie.....	184
Chippewa Lieder.....	189
Indianische Missionen.....	193
Reise abwärts dem Huron-See.....	207
Königin Victoria.....	221
Ansichten auf der großen Manitoolin Insel.....	225
Eine große Berathung.....	231
Kriegerischer Tanz bei Fackellicht.....	245
Stellung der indianischen Frauen.....	251
Reise im Canoe.....	265
Penetanguishene.....	285
Abgefundene Pensionaire.....	287
Cuchuching-See.....	297
Rückkehr.....	299



2  
E  
E  
k  
a  
u  
f  
r  
s  
d  
w  
w  
s  
y

# Sommerstrefereien in Canada.

With keen eye'd hope, with memory at her side,  
And the glad muse at liberty to note  
All that to each is precious as we float  
Gently along: regardless who shall chide —  
If the heavens smile. —

*Wordsworth.*



Den 18ten Juli.

Heute Abend kam der Thomas Jefferson von Buffalo in dem Flusse an und beginnt morgen frühzeitig seinen Lauf nach Chicago. Ich eilte, mich der Ueberfahrt nach der Insel Mackinaw zu versichern. Dort angekommen, muß ich wegen einer Gelegenheit, den Huron-See entweder hinauf nach dem Sault Santa Maria, um meine Freunde, die Mac Murray's zu besuchen, oder den See herunter nach der großen Manitoolin Insel zu fahren, wo die jährliche Vertheilung der Geschenke an die Indianer unter dem Einflusse des Gouverneurs stattfindet, der Vorsehung vertrauen. Schlagen beide Pläne fehl, — wilde Pläne sind es, wie man sagt, — so brauche ich nur meinen Weg zurückzugehen und den See, den ich hinauffahre, in einen Dampfboote wieder hinunterzufahren — dies wäre aber sehr langweilig und prosaisch; ich hoffe daher auf bessere Dinge. So e viva la speransa.

Am Bord des Jefferson, Fluß St. Clair,  
den 19ten Juli.

Heute Morgen kam ich zeitig zu dem Dampfschiffe, von einem cortège liebenswürdiger Leute begleitet, die, da sie meinen Aufenthalt in Detroit zu spät erfahren, um mir von einigem Troste oder Nutzen sein zu können, diese letzte und einzige Gelegenheit wahrnahmen, mir ihre Höflichkeit und ihren guten Willen zu beweisen. General Schwarz, seine Familie, die Schwester des Gouverneurs, zwei andere Damen und ein Herr kamen zu dieser frühen Stunde mit mir an Bord und blieben auf dem Verdeck, bis die Schaufeln in Bewegung waren. Das Gespräch war so angenehm, daß ich nur bedauern konnte, nicht einige dieser freundlichen Leute früher gesehen zu haben, oder hoffen durfte, mehr von ihnen zu hören. Allein es war zu spät. Zeit und Dampf warten weder auf Männer noch auf Frauen; alle Ausrufungen von Hoffnung und Bedauern auf beiden Seiten wurden durch das Signal zur Abreise, welches eine große Glocke von oben gab, abgeschnitten; alle Fragen und Complimente tönten in einem unbestimmten Lobewohl herüber und — diese neuen, freundlichen Gesichter, — nur einen Augenblick gesehen, um dann verloren, doch nicht ganz vergessen zu werden, — wurden bald weit zurückgelassen.

Der Morgen war sehr lieblich und günstig, wenn

auch flammend heiß, da kein Luftzug ging. Die prächtige Maschine, in jeder Hinsicht vortrefflich ausgerüstet, heiter gemalt und vergoldet, glitt über das glänzende Wasser mit leichter, stattlicher Bewegung dahin.

Ich hatte in Detroit so sehr gelitten, daß ich, als es in dem glänzenden südlichen Morgennebel gleich einem Traumbilde verschwand, und verschwamm, mit einem Gefühl von Erleichterung mich davon abwandte, die Vergangenheit aus meiner Seele strich und mich wie eine vernünftige Frau — oder wie ein artiges Kind — nur den Eindrücken der Gegenwart ganz überließ.

Der Capitain erzählte mir, daß er in der letzten Zeit den See nie mit weniger als 4 oder 500 Passagiere heraufgefahren sei. Glücklicherweise für mein persönliches Wohlbehagen ist dies Jahr die Sache ganz anders; wir haben nicht mehr als 180 Passagiere, folglich Ueberfluß an Bequemlichkeiten, Luft und Raum — unschätzbare Wohlthaten in diesem schwülen Wetter, in deren Genuße ich an den Klagen des guten Capitains nicht so sehr Theil nahm, als ich hätte thun sollen.

Wir kamen an einer großen und schönen grünen Insel vorbei, vor diesem Schlangen-Insel genannt, wegen der unendlichen Menge von Klapperschlangen, die sie heimsuchten. Man vernichtete diese, indem man große Heerden Schweine darauf trieb und jetzt heißt sie, zum Compliment für ihre ersten Eroberer und Pächter, der Schweine-Schaar, Schwein-Insel. Während

des Pontiakischen Krieges war diese Insel der Schauplatz einiger der größten Greuelthaten. Ein großer Theil brittischer Gefangenen, die, zum Entsatz von Detroit bestimmt, überfallen worden waren, wurden hier herüber gebracht und beinahe im Angesichte ihrer in der Festung befindlichen Freunde mit allen unnennbaren Zusätzen der den Wilden eigenthümliche Grausamkeiten getödtet.

Man sagte mir, daß die Gewohnheit, Menschen zu Tode zu quälen, seit diesem Kriege unter den indianischen Stämmen nach und nach in Verfall gerathen und daß sogar längst der ganzen Grenze der Staaten in diesen 40 Jahren kein Beispiel davon bekannt geworden sei.

Wir verließen den Canal des Flusses und die Insel = Gruppe an seiner Mündung und wandten uns nordwärts, quer über den St. Clair = See. Dieser schöne See, obgleich drei Mal größer als der Genfer, ist doch nur ein bloßer Teich im Vergleich zu den unermesslichen Seen seiner Nachbarschaft. Ungefähr um Ein Uhr kamen wir in dem Flusse St. Clair an, der gleich dem Detroit eher eine Mündung oder ein Canal, als ein Fluß ist und den St. Clair = und Huron = See verbindet. Wir fuhren diesen schönen Fluß hinauf und hatten zur Rechten einen Theil des westlichen Districts von Ober = Canada und links das Gebiet Michigan. Die Ufer an beiden Seiten, obschon flach und durch Waldlinien begrenzt, wurden durch Buchten und kleine Vorgebirge unterbrochen, oder wechselten mit reichlich be-

waldeten Inseln der verschiedensten Gestalt ab. Die Rähne der Canabier oder die Canoes der Indianer sah man fortwährend in diesen sich windenden Kanälen gleiten oder von einer Seite zur andern quer über den Fluß schießen, als wenn sie in diesen blätterreichen Schlupfwinkeln Versteckens spielten; dann und wann fuhr auch ein schöner Schoner, dessen weiße Segel gegen die grüne Blättermasse abstachen, zierlich grüßend längst der Seite vorbei. Unzählbare Flüge wilder Vögel vergnügten sich zwischen den schilfigen Inselchen und hie und da sah man die große schwarze Lohme untertauchen oder leicht über das Wasser hinstreichen. Wie gewöhnlich ist hier die brittische Küste die schönste und fruchtbarste, die amerikanische hingegen die angebauteste und gelichetste! Auf ersterer sah ich wenig einsame hölzerne Häuser und Gruppen indianischer Wohnungen; auf letzterer verschiedene ausgebreitete Lichtungen, einige Weiler und entstehende Dörfer. Die Leichtigkeit, welche die amerikanischen Dampfschiffe dem Gütertransporte, dem Handel u. s. f. gewähren, ist Ursache dieser Entstehung. So geht z. B. jeden Morgen ein Dampfboot von Detroit nach Fort Gratiot, das bei den zwischen liegenden Landungsplätzen Ladungen einnimmt. Wir liegen jetzt, um Holz für die Reise auf dem See einzunehmen, an einem Orte vor Anker, der »Palmer'slandung« genannt wird. Dieses Geschäft dauert schon 2 Stunden und wird uns noch 2 aufhalten, obgleich 14 Männer beschäftigt sind,

Holzstämme in den Schiffsraum zu schaffen. Unterdessen bin ich an dem kleinen Weiler herumgeschlendert und habe ihn skizzirt. Es giebt hier einen guten Gewürzkrämer-Laden, eine Sägemühle, die durch Dampf getrieben wird und ungefähr 20 Häuser. Jetzt ruhe ich aus und kritzle dies für Sie.

In Detroit unterhielten mich die Redensarten des Volks, welche reich an Gleichnissen sind, die der hier gewöhnlichen Art der Fortbewegung entlehnt werden. »Wollen Sie Holz einnehmen?« bedeutet so viel als: Wollen Sie Erfrischungen haben? »Ist Ihr Dampf aufgestiegen?« so viel als: Sind Sie fertig? Die gewöhnliche Redensart: »geht vorwärts,« hat, wie ich vermuthete, die nemliche Ableitung. Einer meiner witzigen Freunde schrieb mir einst, ich möchte mich nicht zu sehr über die politischen und gesellschaftlichen Gährungen Amerika's beunruhigen und mich nicht irren, indem ich das Zischen des Sicherheitsventils für das Zerplatzen des Kessels nähme.

Während der ganzen Zeit habe ich Ihnen aber meine Gefährten an Bord noch nicht vorgestellt. Ein großes amerikanisches Dampfschiff ist wahrlich eine kleine Welt, ein zusammengesetztes Ganzes in sich selbst, wo ein genauer Beobachter von Physiognomien und Sitten endlose Gegenstände der Beobachtung, der Belustigung und des Interesses finden kann. Am andern Ende des Schiffs haben wir ohngefähr 100 Auswanderer auf ih-



rem Wege nach Illinois und zu den Ansiedelungen westlich vom Michigan=See. Unter ihnen finde ich viele Deutsche; Norweger mit ihren Frauen und Familien; eine sehr ehrenwerthe, ordentliche Gemeinschaft aus einigen Pächtern und Handwerkern bestehend, die große Vorräthe und Werkzeuge mit sich führen -- gerade die Gattung von Leuten, die am besten geeignet sind, ihr angenommenes Vaterland, wo es auch immer sein möge, zu verbessern und zu bereichern. Dann haben wir 20 bis 30 arme, zerlumppte irländische Auswanderer, mit gutartigen Kartoffelgesichtern, starken Armen und willigen Herzen. Die Männer rauchen, die Frauen nähen und waschen, die Kinder schreien und wälzen sich herum.

Der Saal für die Damen und das obere Verdeck bieten einen ganz andern Anblick dar. In der Cajüte und den Prunkzimmern, die sehr schön mit Teppichen und Draperien von blauer Seide u. s. w. meubliert sind, befinden sich ungefähr 20 Damen und Kinder. Auf dem obern Verdecke, das von einer Marquise beschattet wird, haben wir Sophas, bewegliche Stühle und Leute, die auf und nieder schlendern, einige lesend, andere schwatzend, noch andere schlafend. Hier gibt es Missionaire und Missionairs=Frauen, Officiere auf dem Wege zu ihrer Garnison an der indianischen Grenze, Ansiedler, Krämer und einige wenige Namenlose, gleich mir.

Unter den Passagieren finde ich auch den Bischof von Michigan, dessen Predigt mich vorigen Sonntag so

sehr erbauete. Die Schwester des Gouverneurs, Miss Mason, stellte uns einander beim Aufbruche vor und nahm seine Gefälligkeit für mich in Anspruch. Seine Unterhaltung ist mir während des langen Tages von großer Hülfe und Interesse gewesen. Er ist noch ein junger Mann, der das Leben als Rechtsgelehrter begann und nachher aus wirklichem Berufe seinen jetzigen Stand annahm; seine Talente und seine Popularität haben ihn zu seinem jetzigen Range erhoben. Er ist auf dem Wege zu den Missionen und Kirchen der Hinterwälder und der grünen Bai. Seine Diöcese ist 800 Meilen lang und 400 M. breit. Wenn Sie die zerstreute Bevölkerung und die Gattung derselben, die Unermesslichkeit dieser geistigen Sorge, die viele Mühe und Verantwortlichkeit, die sie natürlich mit sich bringt, bedenken, so ist dies hinlänglich, um uns in Verwunderung zu setzen. Seine Gewalt ist verhältnißmäßig groß und der ausgebreitete moralische Einfluß, durch einen Mann, wie dieser Bischof von Michigan, ausgeübt, fiel mir sehr auf. Im Gespräch mit ihm und den Missionairen über den geistigen und moralischen Zustand ihrer Kirchensprengel und der neuen Ansiedelungen im Allgemeinen, lernte ich Vieles, das mich sehr interessirte und Etwas hin und her besprochen, das mich besonders verwunderte. Sie sagten nemlich, daß zwei Drittheile des Elendes, das zur Beachtung eines beliebten Geistlichen käme, oder bei dem seine Bemühung in Anspruch genommen

würde, aus dem Unglück ehelicher Verhältnisse entstehe. Es war hier von keiner öffentlichen Immoralität und Uneinigkeit die Rede, sondern einfach von Unglück und Mangel an Uebereinstimmung. In jedem Lande, in jeder Gesellschaft, in welcher ich mich aufgehalten und Beobachtungen angestellt habe, ist mir dies aufgefallen. Ich glaubte aber nicht, daß sich mir dies hier in Amerika so klar darstellen würde, wo der moralische Zustand der beiden Geschlechter verhältnißmäßig rein ist, wo man frühzeitig heirathet, die Stände gleich, die Mittel des Unterhaltes reichlich und die Frauen von den Männern geachtet und verzogen — gar sehr verzogen werden!

Für eine so allgemeine Wirkung muß es also eine allgemeine Ursache oder Ursachen geben, die weder von besondern Gebräuchen und Sitten, noch von religiösen und politischen Einrichtungen abhängen. Und welches sind diese Ursachen? Viele Dinge verwirren mich in dieser unserer wunderlichen Welt — viele, in denen die alte wie die neue Welt gleich unbegreiflich sind. Ich kann nicht begreifen, warum ein aller Orten erkanntes und empfundenes Uebel nicht auf irgend eine Art gehoben oder von einigen in dieser Absicht untersucht wird? Berührt man es aber nur, so ist es, als stecke man die Hand ins Feuer; es ist die allgemeine Beule, der allgemeine Schaden, auf den ihr nicht den Finger legen dürft, ohne daß euer Patient, d. h. die Gesellschaft, schreit,

widerstrebt und krafft und den Arzt mit Füßen stößt, gleich einem kranken Kinde.

Sonderbar, mehr als sonderbar, daß das Verhältniß zwischen beiden Geschlechtern, kurz die Leidenschaft der Liebe, durch unsere Lehrer und Gesetzgeber nicht in ernstere Betrachtung gezogen wird! Die Leute erziehen und machen Gesetze, als sei kein Ding der Art in der Welt; fragt aber den Geistlichen und den Arzt — sie mögen den Verlauf der moralischen und physischen Folgen dieser einzigen Ursache offenbaren. Muß die Liebe immer in Tamben abgehandelt werden, als sei sie Etwas, das man in Tragödien abspielen oder in Liedern singen könne — ein Gegenstand zu hübschen Gedichten und rucklosen Romanen — als hätte sie nichts mit dem profaischen Laufe unseres alltäglichen Lebens, unserer moralischen Wohlfahrt und ewigen Seligkeit zu thun? Muß die Liebe immer als bloße Täuschung, unehrerbietig, oder als bloßer Trieb mit Gemeinheit, oder als bloße Krankheit mit Furcht, oder mit Beschämung als bloße Schwäche, oder mit Leichtsinne als bloßer Zufall behandelt werden? da sie doch ein großes Geheimniß, eine große Nothwendigkeit ist, die den Grund zu dem menschlichen Dasein, zur Moralität und Glückseligkeit legt und geheimnißvoll allgemein, unvermeidlich wie der Tod einhergeht. Warum soll sie weniger ernsthaft behandelt werden als der Tod? Sie ist eben so ernsthaft, als er. Liebe und Tod, der Anfang und das Ende des mensch-

lichen Lebens, die Urheber und Vollender des Daseins, um welche Gottes Weltall sich bewegt, die Er, unser Schöpfer und Vater, außer unserer Willkür, — außer unserer Wahl und dem freien Willen gestellt, die er uns doch sonst in allen übrigen Dingen gelassen hat.

Der Tod und die Liebe müssen kommen, — der Zustand aber, in welchem sie uns treffen? — ob geblendet, bestürzt, erschreckt, unwissend, oder, wie es vernünftigen Wesen geziemt, beschützt, vorbereitet, fähig, unsere eigenen Gefühle zu beherrschen? — dies, vermuthet ich, hängt von uns selbst ab. Betrachtet die Uebel, die aus Mangel an dieser Selbstbeherrschung entstehen! — eilige, unvorsichtige, unpassende Heirathen; widerstrebende, kränkliche oder lasterhafte Ehelosigkeit, unauslöschliche Schande, unheilbare Tollheit, — frühzeitiger Tod, die Liebe, die zu spät kommt und die ersten Gesetze unserer Natur aufhebt.

Es ist von geringer Wichtigkeit, wie unähnlich die conventionelle Verschiedenheit des Ranges in Deutschland — wie gleich der Stand, die Lage, die Mittel in Amerika sind, wenn Ungleichheit unter den Geschlechtern vorhanden; wenn die Empfindung, die sie unter einander anzieht und vereinigt, die Verbindlichkeiten und Beziehungen, die aus diesem Gefühle entstehen, nicht von beiden gleich gut verstanden, gleich heilig, gleich bindend für beide sind.

Ein anderer meiner Gefährten auf dem Verdecke ist

ein Sohn des berühmten Daniel Webster, mit dem ich Bekanntschaft über Philipp von Artevelde machte. Er las dies reizende Buch zum ersten Male, ein Vergnügen, um das ich ihn halb beneidete; da ich es aber beinahe auswendig weiß, konnte ich ihm wenigstens helfen, es zu bewundern. Ich kenne nichts Angenehmeres, als diese Art von Sympathie über ein Lieblingsbuch — und dann war kein Ende in dem dadurch veranlaßten Gespräche, denn Philipp von Artevelde ist zu Allem à propos — es sei Krieg, Liebe, Politik oder Religion. Mr. Webster wünschte natürlich etwas von einem Autor zu wissen, der ihn so sehr interessirte, und es that mir sehr Leid, das Interesse und die Neugierde, die er zeigte, nicht besser befriedigen zu können.

---

Noch eine andere Person ist am Bord, die meine Aufmerksamkeit auf sich zog und der ich besonders vorgestellt wurde. Dies ist der General Brady, ein sehr verdienstvoller Officier der amerikanischen Armee. Er hat sich in allen indianischen Grenzkriegen seit dem Wayne-Kriege 1794, in welchem er als Lieutenant diente, ausgezeichnet, und war nicht nur gegenwärtig, sondern auch eine der ersten Theilnehmer an den meisten Auftritten, deren ich erwähnt habe. Ich sehnte mich danach, ihn über tausend Dinge zu befragen, und es gab hier eine gute Gelegenheit, mich über zweifelhafte Punkte berich-

tigen zu lassen. General Brady scheint jedoch, wie viele thatkräftige und tapfere Männer, deren Leben unter Scenen fürchterlicher Ereignisse verstrich, von stillem, mäßigem Temperamente zu sein, und ich begriff nicht, daß irgend eine Sehnsucht oder Neugierde meinerseits mir das Recht geben könnte, seine Höflichkeit in Anspruch zu nehmen, seine Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen oder ihn mit zudringlichen Fragen zu quälen. Nachdem ich also seine schöne militärische Haltung, mit welcher er (wie es schien, in tiefe Gedanken verloren) auf dem Verdecke allein hin und her ging, eine Zeitlang bewundert hatte, wandte ich mich zu meinen Büchern und zu meiner Sopha-Ecke.

In Detroit hatte ich Miß Sedgewicks Erzählung von »dem reichen, armen Manne und dem armen, reichen Manne« gekauft, die mir 2 Stunden, während welcher wir über die sehr ausgedehnte Fläche des St. Clair-Sees glitten, sehr angenehm vertrieb. Diejenigen, welche während meines Lesens auf mein Buch blickten, lächelten jedes Mal — ein bedeutungsvolles, mitempfindendes Lächeln, was die neidlose, ergebene Ehrfurcht und Bewunderung bezeichnet, welche die echte amerikanische Schriftstellerin ihren Landsleuten einflößt. Ich glaube nicht, jemals einem von ihnen ihren Namen genannt zu haben, ohne daß sich die Mienen eines jeden vom Vergnügen und befriedigten Stolze erheitert hätten. Ich habe noch ein gefühlvolles kleines Buch, »drei Lebens-

«Versuche» betitelt, welches Miß Sedgewick zugeschrieben wird; ich dünkte jedoch, es wäre nicht von ihr — es muß indeß populär und treu nach dem Leben und der Natur sein, denn die Ausgabe, die ich kaufte, ist die zehnte. Auch besitze ich noch ein anderes Buch, mit dem ich Sie ganz besonders bekannt machen muß: »die Reisen und Abenteuer von Alexander Heinrich. Haben Sie je von diesem Manne gehört? Nein! — Daher hören und erwägen Sie.

Dieser Mr. Henry war ein Pelzhändler, der ungefähr vor 70 Jahren über die Seen dieser Regionen hin und her fuhr und in späteren Reisebüchern als erste Beweisquelle angeführt wird. Sein Buch, das man mir in Toronto lieh, wirkte so sehr auf mich, daß es auf die Richtung meiner jetzigen Reise einigen Einfluß ausgeübt hat. Schlicht, ungekünstelt, das, was er zu sagen hat, mit wenigen einfachen Worten, ohne Zusatz, sagend — der innere Beweis der Wahrheit — die natürliche Empfindung der Phantasie eher verrathen, als an den Tag gelegt — machen nicht nur die Erzählung, sondern den Menschen selbst, seinen persönlichen Charakter unaussprechlich interessant. Wie wild auch immer die Erzählungen von seinen mit Schwierigkeiten und Gefahr verbundenen Rettungen sind, so habe ich doch nie den geringsten Zweifel an seiner Wahrhaftigkeit vernommen. Er lebte noch im Jahre 1810 oder 1811 in Montreal, wo ihn einer meiner Freunde als einen



sehr alten Mann über die achtzig doch gesund aussehend und heiter beschrieb, so daß sein mühsames und abenteuerliches Leben und die Gräßlichkeiten, deren Zeuge er gewesen, seinen Verstandeskraften und seiner Constitution nicht im Geringsten geschadet hatten. Sein Buch ist lange nicht im Handel gewesen. Ich hatte die größte Mühe, ehe ich ein Exemplar leihen konnte, nachdem ich vergebens nach Montreal, Quebeck und New-York gesandt. Herr Henry soll mein Reisegefährte werden, oder vielmehr unser Reisegefährte; denn ich habe Sie mir immer mit von der Partie gedacht. Ich weiß nicht, wie er sich lebend als Ritter der Damen ausgenommen haben mag, versichere Sie aber, daß er todten sehr achtungswerthen epischen oder Roman-Helden abgiebt. Er ist der Ulysses dieser Theile der Welt, und an diesen Ufern, Felsen und Inseln des Huron-Sees kreuzen, ohne Heinrichs Reisen, wäre, als schiffte man an der Küste Calabriens und Siciliens, ohne die Odyssee in der Hand oder im Kopfe. — Hier nur haben Sie die Insel Mackinaw anstatt der Insel Circe; das Land der Ottawas statt der Ufer des Cotophagi; menschenfressende Chippewas statt menschenfressender Lästrygonen; pontiakische Gestalten statt Polyphems, und Wa-wa-tam spielt die Rolle des guten Königs Alcinous. Für die Frauen kann ich kein Vorbild finden, da uns Heinrich nicht seine Abenteuer unter den Squaws erzählt, aber

ohne Zweifel würde er unter ihnen auch eine Calypso und Nausicaa, ja sogar eine Penelope gefunden haben.

Den 20sten Juni.

Ehe ich gestern Abend zur Ruhe ging, hatte ich noch ein eigenes schönes Schauspiel. Die Nacht kam heran; der Mond war voll und rund gleich einer großen Feuerkugel aufgegangen; wir waren immer noch in dem Canale des Flusses, als ich zur Rechten eine Menge Indianer auf einer Landspitze sah — die nämlichen Huronen nahe bei Amherstberg, deren ich bereits erwähnt. Sie schlugen für die Nacht ihr Lager auf; einige zogen ihre Canoes hinauf, andere baueten ihre Wigwams; Feuer loderten unter dem dicken Laube und die dunkeln Gestalten der Indianer schimmerten hin und her. Ich hörte ihr lautes Gelächter und Jauchzen, als unser großes Dampfschiff an ihnen vorüberfuhr. Im nächsten Augenblicke wandten wir uns um eine Spitze, und Alles war dunkel; gleich der Scene eines Melodramas war das Ganze verschwunden, ich rieb mir die Augen und fing an zu glauben, ich träume bereits.

An der Mündung des Flusses St Clair haben die Amerikaner ein Fort mit Garnison (Fort Gratiot) und einen Leuchtturm, an welchem wir bei Nacht vorüberfuhren. Auf der entgegengesetzten Seite haben wir keinen Posten, so daß es, im Fall eines Mißverständnisses zwischen den beiden Nationen, in der Nacht der Ame-

rikaner stände, uns die Einfahrt in den Huron-See zu verwehren. (Bitte, nehmen Sie eine Charte vor sich, wenn Sie dies Alles lesen).

Heute Morgen sieben Uhr, als ich auf das Verdeck kam, waren wir gegen hundert Meilen in dem Huron-See weiter gekommen. Wir schifften an der Südseite ungefähr vier Meilen vom Lande, während wir auf der andern Seite 200 Meilen weit offene See und vor uns die nämliche Ausdehnung hatten. Bald nachher mußten wir an der Mündung der Sagginaw vorüberfahren. Hier verloren wir zum ersten Male das Land aus dem Gesicht. Ich sollte glauben, die Sagginawbai sei eben so breit, als der Meerbusen von Genua: sie läuft 70 bis 80 Meilen weit ins Land hinein und ist ihrer Stürme wegen eben so berüchtigt, wie die Bai von Biscaya. — Wenn es hier nur eine Mühe voll Wind oder einen Becher voll Wasser giebt, so ist man sicher, etwas abzubekommen, denn selbst bei dem schönsten Wetter ist hier ein beträchtlicher Wellenschlag. Wir fuhren beinahe 3 Stunden von der Points aux Barques bis zu dem Vorgebirge Donner. Während der Zeit wurde eine Anzahl meiner Gefährten hors de combat gesetzt. Nach einem vergeblichen Kampfe gegen Bestimmung und Geschick unterlag auch ich und mußte elend und hinfällig in meiner Hängmatte bleiben.

Dieser ganze Theil von Michigan ist unangebaut; man sagt, er sei zu sandig und öde. Am ganzen Ho-

izonte war nichts als der dunkle, allgegenwärtige Fichtenwald sichtbar. Die Sagana-Indianer, deren Jagd-Gründe sich längs dem Ufer erstrecken, gehören, so viel ich weiß, zu einem Stamme der Ottawas. Noch muß ich bemerken, daß die Amerikaner auf einer kleinen Insel einen Leuchtthurm nach der Donnerbai erbaut haben. Inmitten von Felsen, Stürmen und Wilden Wächter auf diesem Thurme zu sein, ist ein Posten, den Sie in seiner Abgeschlossenheit sich nicht schauerlich genug vorstellen können. Alle Vorräthe kommen aus einer Entfernung von wenigstens 100 Meilen, und lange anhaltendes stürmisches Wetter, das bisweilen einfällt, würde diesen Mann dem Hungertode preisgeben.

---

## M a c k i n a w .

---

Doth the bright sun from the high arch of heaven,  
In all his beauteous robes of flecker'd clouds,  
And ruddy vapours, and deep glowing flames,  
And softly varied shades, look gloriously?  
Do the green woods dance to the wind? the lakes  
Cast up their sparkling waters to the light?

*Joanne Baillie.*

Mit der ersten Morgenröthe wurde ich am folgenden Morgen durch einen am Bord ungewöhnlichen Lärm und Bewegung aufgeweckt. Als ich meinen Kopf hinaussteckte, um nach der Ursache zu fragen, erfuhr ich, daß wir bei der Insel Mackinaw angekommen seien, und daß mir der Capitain, dem an der Fortsetzung seiner Reise viel liege, zu all meinen Verrichtungen, zu dem Herauschaffen des Gepäcks u. s. f. nur eine halbe Stunde Zeit verstatte. Ich kleidete mich schnell an, lief auf's Verdeck und hier bot sich meinem entzückten Auge ein Anblick dar, wie ich ihn nie geahnet, wie ich ihn Ihnen mit Worten beschreiben zu können wünschte. Allein ich zweifle an dem Gelingen, — die Worte müßten denn Licht, glänzende Farben und athmende Mußt

sein. Hier ist indeß das Gemälde, so gut ich es malen kann. Wir lagen in einer winzigen Bucht, gleich einem Halbmonde gestaltet, von dem die zwei Hörner oder äußern Theile durch lange, schmale, in den See ragende Vorgebirge gebildet wurden. Im Osten glänzte der ganze Himmel von dunkler Bernsteinluth mit der sanftesten Schattirung rosenroth gefleckt. — Derselbe starke Glanz spiegelte sich im See zurück, und an dem äußersten Punkte, zwischen der Glorie oben und der Glorie unten, stand die kleine Missionär-Kirche, ihre leichten Spizthürme wie ihren Glockenthurm gen Himmel erhebend. An der entgegengesetzten Seite des Himmels stand der Mond, blässer und blässer werdend und dahinschmelzend, wie es schien, vor dem aufgehenden Glanze des Tages. Unmittelbar auf der Vorderseite erhoben sich die malerischen Höhen der Insel in reichstes Laubwerk gehüllt und durch die Linien der kleinen Festung, die schon im Morgenlichte glühete, gekrönt. Am Fuße dieser Klippen, längs dem Ufer, unmittelbar am Rande des durchsichtigen Sees, der ruhig jede Gestalt, wie ein Spiegel, zurückgab, breitete sich, so weit mein Auge nach der andern Seite reichen konnte, ein Lager indianischer Wigwams aus. Eben als ich hinsah, fingen die Bewohner an sich zu regen; dunkle Gestalten sah man bald aus ihren malerischen Schlawstatten sichtbar werden; sie standen mit untergeschlagenen Armen, uns betrachtend, oder waren mit ihren Canoes be-

schäftigt, von denen einige Hunderte längs dem Strande lagen.

Kein Lüftchen regte sich, und während Himmel, Erde, Licht, Farbe und Leben in elyrischer Ruhe glüheten — war eine entzückende, balsamische Heiterkeit über das Ganze ausgegossen. O, wie überaus lieblich war es! Ich kann Ihnen nicht sagen, wie lange ich gestanden haben mag, verloren — ganz verloren und mich fürchtend, mit den Augen zu blinzeln, damit der Zauber sich nicht auflöse und Alles, gleich einem Luftgebilde der Phantasie, gleich einem Traume aus Feenland verschwinde, — als der gute Bischof von Michigan heraufkam und mit lächelndem Wohlwollen mich aus meinen entzückenden Träumen weckte und erinnerte, daß ich nur noch zwei Minuten übrig hätte, selbst eins meiner Paquere nahm und mich, eben noch zur rechten Zeit, zu dem kleinen hölzernen Damm trieb. Man führte uns in ein kleines Wirths- oder Kosthaus, das von einer sehr fetten Indianerin gemischter Abkunft gehalten wurde, die Indianisch, schlechtes Französisch und noch schlechteres Englisch sprach, und die man Madame anredete. Hier konnte ich meine eilige Toilette vervollständigen, worauf wir, nämlich General Brady, der Bischof, zwei indianische Kaufleute und einige Andere, uns zu einem vortrefflichen Frühstück von Weißfisch, Eiern, Thee und Kaffee setzten, für welches wir doppelt so viel bezahlten, als ich in dem ersten Hôtel der vereinigten Staaten gegeben haben würde, je-

doch nicht übermäßig theuer, wenn man bedenkt, daß europäische Seltenheiten auf diesem entfernten Punkte uns vorgesetzt wurden. Während der Zeit, daß man das Frühstück vertheilte, war es sechs Uhr geworden; mit meinem Skizzenbuche in der Hand schlenderte ich allein nach dem Strande hinaus, um die schickliche Stunde abzuwarten, wo ich mich zur Thür des amerikanischen Agenten Herrn Schoolkraft begeben konnte.

Der erste Gegenstand, der mir aufstieß, war das große Dampfschiff, das schnell nach der Meerenge von Michilimackinac hinwegglitt — und schon weit, weit westlich war. Da kam auf einmal der Gedanke an mein Alleinsein über mich — ein augenblickliches Verwundern, eine Unruhe, mich so weit von irgend einem menschlichen Wesen zu befinden, das das geringste Interesse an meinem Gesichte nähme. Ich hatte keinen Brief an Herrn Schoolkraft; wenn nun Herr und Mrs. Mac Murray diesen Weg nicht gekommen oder vergessen hatten, meiner zu erwähnen, wie würde mein Empfang sein? Was sollte ich anfangen? Hier mußte ich wenigstens einige Tage bleiben. Alle Bequemlichkeiten, die ich durch die halb französische, halb indianische Madame hätte erlangen können, waren schon versprochen und ohne den Bischof zu vertreiben, gab es kein Zimmer für mich. Diese Gedanken, nebst manchen andern, einige natürliche Zweifel und Befürchtungen durchkreuzten meine Seele; doch kann ich nicht sagen, daß sie



hier lange verbleiben, oder daß sie mich länger als eine halbe Minute unmuthig und ängstlich gemacht hätten. Mit dem Gefühle des Genusses, kühn und ohne mir vor der Zeit Kummer zu machen, wie ein Kind, das weder rück- noch vorwärts sieht, gab ich mich bald der Gegenwart und all ihrer angenehmen, aufregenden Neuheit hin und übertieß es der Zukunft, für sich selbst Sorge zu tragen, — was, wie ich mehr und mehr überzeugt bin, die wahre Weisheit und Philosophie ist.

Unterdessen war die Sonne in wolkenloser Pracht erstanden; Alles war Leben und Bewegung. Ich schlenderte und schweifte drei volle Stunden am Strande umher, wußte kaum wohin, indem ich mich gelegentlich unter dem Schatten eines Felsens oder einer Eeder-Umzäunung zum Ausruhen setzte und die Verrichtungen der indianischen Familien betrachtete. Ich fände kein Ende, wenn ich Ihnen von jeder einzelnen Gruppe erzählten oder schildern wollte, wie sie sich mir nach und nach darbot. Es gab hier aber einige allgemeine Züge des Auftrittes, die mir plöglich auffielen. Es waren hier mehr als hundert Wigwams und um jedes lauerten mehrere übelaussehende, halb verhungerte Hunde. Die Frauen waren mit ihren Kindern beschäftigt, machten Feuer an, kochten und zerstiessen Mais in einer Art von Mörser, ursprünglich ein Theil eines ausgehöhlten Baumes mit einer schweren, dicken Mörserkeule, die sie hin und her bewegten, als wenn sie butterten. Der

Anzug der Männer war sehr verschieden. Das baumwollene Hemd, blaue oder scharlachrothe Strümpfe und eine Decke als Draperie umgeworfen, war ziemlich allgemein; die Gesichter mehrerer unter ihnen waren sehr auffallend gemalt. Der Anzug der Frauen war gleichförmiger; ein baumwollenes Hemd, Strümpfe und Mocassins von Luch und eine dunkelblaue Decke. Hals- und Armbänder, Ohrringe von Silber und silberne Platten, vor der Brust befestigt, waren die gewöhnlichen Zierden beider Geschlechter. Es mag eine allgemeine Gleichheit des Ranges unter den Indianern geben, doch finden sich hier offenbar alle die Ungleichheiten der Lage, die die Verschiedenheit des Charakters und des Verstandes natürlich hervorbringt. Es gab hier reiche und arme Wigwams, ganze Familien zerkümpert, mager und schmutzig, und andere geschmückt mit Kleidung und Zierathen, fett und wohlgenährt. Im Ganzen waren dies Wesen, ganz verschieden von den Indianern, die ich bisher gesehen, und sie verwirklichten alle meine Vorstellungen von den rohen und vornehmen Indianern. Ich erinnere mich, auf eine Familien-Gruppe gestoßen zu sein, die aus einem schlanken jungen Manne und zwei Sqaws bestand; eine hatte ein Kind in eine ihrer sonderbaren birkenen Wiegen eingewickelt, die sie ruhig an der Seite des Wigwams aufhing. Alsdann beschäftigten sie sich, ein Canoe in den See laufen zu lassen, und in einem Augenblicke tanzte es auf den sich kräu-

selnden Wellen. Eine Frau lenkte das Fahrzeug, eine andere ruderte, der junge Mann stand auf dem Vordertheile und wog in auffallender, anmuthiger Stellung seinen Fisch-Speer in der Hand. Nachdem sie sich ungefähr hundert Ellen weit vom Ufer entfernt hatten, sah ich den Fisch-Speer plötzlich ins Wasser schleudern und unter dasselbe verschwinden. Als er auf der Oberfläche wieder zum Vorschein kam, wurde er schnell ergriffen — ein großer Fisch hing an seiner Gabelspitze: das nämliche Verfahren wurde noch öfters mit glücklichem Erfolg wiederholt und dann das Canoe zurück ans Land gerudert. Der junge Mann schleuderte seinen Speer auf den Boden des Fahrzeugs, wickelte seine Decke um sich, sprang ans Ufer und schlenderte fort, ohne sich weiter um etwas zu bekümmern. Die Frauen zogen das Canoe ans Land, machten Feuer an, hingen einen Fisch darüber, um ihn à la maniere Indienne zu kochen.

Noch eine andere Gruppe war da, die mich sehr unterhielt: es war eine zahlreiche Familie und, mit andern verglichen, gewiß Leute von Auszeichnung und Wohlhabenheit, reich an Perlen, Decken, eisernen Kesseln mit »allen hübschen Dingen um sich herum.« Sie hatten zwei Wigwams und zwei Canoes. Ich muß Ihnen aber jetzt den Bau eines Wigwams beschreiben, wenigstens derer, die hier das Ufer in Menge bedecken. Acht oder zwölf lange Stangen werden kreisförmig in die

Erde gesteckt und treffen oben im Gipfel in einen Punkt zusammen, wo sie mit einander befestigt werden. Dies so errichtete Gerippe wird nun nach einer gewissen Regel mit Strohmatteu gedeckt, oder mit langen Stücken birkenner Rinde, die vom Boden aus neben einander gelehnt werden, jedoch so, daß oben eine Oeffnung bleibt, durch welche der Rauch abziehen kann. Darin ist eine Thür angebracht, ungefähr vier Fuß hoch, vor welcher eine Thierhaut oder Decke aufgehangen wird. Mit den Spalten und Ritzen scheinen sie es eben nicht genau zu nehmen, da es Sommer ist. Was die Canoes betrifft, so sind sie gewöhnlich aus Birkenrinde gefertigt, sehr leicht, flach und zierlich geformt, 18 bis 36 Fuß lang, und anderthalb bis 4 Fuß breit. Die Familie, von der ich spreche, schickte sich zum Einschiffen an; sie brach ihre Wigwams ab, packte ihre Habe ein, ohne sich auch nur im geringsten durch meine Nähe stören zu lassen, während ich auf der Bank saß und mit nicht geringem Interesse das ganze Verfahren beobachtete. Die auffallendste Person dieser Gruppe war ein sehr alter Mann, der auf einem Holzstamme dicht am Rande des Wassers saß. Sein Kopf war ganz kahl, bis auf wenige graue Haare auf dem Scheitel, die in ein Büschel zusammengebunden und mit einer einzigen Feder, mit einer Adlerfeder glaub' ich, verziert waren; seine Decke von scharlachrothem Luche war so geordnet, daß sie in graciösen Falten um seine Glieder fiel, indem sie Brust

und Schultern bloß ließ. Er hielt mit der einen Hand einen grünen Sonnenschirm über seinen Kopf, welchen er von einem weißen Kaufmann zum Geschenk erhalten oder erhandelt hatte, und in der andern eine lange Pfeife, aus welcher er rauchte, ohne sich zu regen oder auch nur das geringste Interesse an dem, was vorging, zu nehmen. Noch waren zwei hübsche junge Männer und drei Frauen da, die eine alt und häßlich, mit geflochtenen grauen Haaren, die jüngste aber war in der That ein schönes Mädchen von 15 Jahren. Auch drei Kinder gehörten zu dieser Familie, von denen das älteste ein baumwollenes Hemd anhatte, vorn an der Brust mit silbernen Zierathen besetzt. Die Männer untersuchten die Canoes und bereiteten sich vor, sie ins Wasser zu stürzen; die Frauen brachen die Wigwams ab, und da hatte ich Gelegenheit, die ganze innere Einrichtung derselben zu bemerken.

Der Fußboden im Innern war mit zwei oder drei über einander gelegten Matten, mit Fellen und Decken belegt, die ein allgemeines Lager bildeten; rund um den innern Kreis ihrer Wigwams war ihre Habe und bewegliches Vermögen sehr nett geordnet. Ich bemerkte hölzerne Kisten von europäischer Arbeit, Beutel von gewebtem Gras, Körbe und Futterale von Birkenrinde (Mokkaks genannt) eiserne Kessel, Pfannen, und zu meinem Erstaunen, einen großen Kaffeetopf von Metall.

Nachdem nun Alles geordnet und die Canoes flott

gemacht worden waren, wurden zuerst die Stangen der Wigwams auf den Boden hinein gelegt, dann die Matten und Paquete, die augenscheinlich zu Sitzen dienten, Kessel und Laden wurden an die Seiten gestellt. Der alte Mann wurde von den Andern in den größten Canoe geführt; Frauen, Kinder und Hunde folgten. Die jungen Männer standen mit ihren Rudern am Vordertheile als Steuermänner; die Frauen und Knaben duckten sich nieder, jedes mit seiner Schaufel; das kleine, zierliche Canoe sank mit dieser ganzen Ladung kaum einen Zoll tiefer ins Wasser, und so glitten sie mit unglaublicher Schnelligkeit über die funkelnden Wellen dahin und nahmen ihren Lauf östlich nach den Manitoulin-Inseln, wo ich sie wieder zu sehen hoffe. Das ganze Vorbereiten und Einschiffen währte übrigens nicht eine volle Stunde.

Ungefähr um 10 Uhr machte ich mich auf, um Hrn. Schoolkraft meinen Besuch zu machen, und wurde mit ernstester, förmlicher Höflichkeit empfangen. Er war, wie er sagte, auf meine Ankunft vorbereitet, entschuldigte sich aber nicht nur wegen meiner etwaigen mangelhaften Aufnahme, sondern auch wegen der Abwesenheit seiner Frau, die krank sei und schon mehrere Tage ihr Zimmer nicht verlassen habe.

Ich überlasse es Ihnen, sich vorzustellen, wie verdrießlich und unangenehm es mir sein mußte, unter diesen Umständen lästig zu fallen. Ich bemerkte dies und

bat, daß man sich nicht um mich bekümmern möge, — daß ich leicht für mich selbst sorgen könne — und das wollte und konnte ich auch. Ich hätte mich lieber in der Wohnung eines Indianers einquartiert, als de trop zu sein. Herr Schoolkraft entgegnete mir aber, er habe schon durch einen meiner Mit-Passagiere von meiner Ankunft gewußt, ein Zimmer für mich sei bereit, ein Diener bereits nach meinen Sachen geschickt, und Mrs. Schoolkraft, die sich heute Morgen etwas besser befinde, hoffe mich zu sehen. Hier bin ich also für die nächsten Tage, und ich weiß nicht, für wie viele noch, eingeführt, — so vollkommen bin ich dem Gesichte und dem Zufalle verfallen.

---

Ich bin von Mrs. Schoolkraft entzückt. Als sie im Stande war, mich zu sehen, empfing sie mich mit wahrer weiblicher Einfachheit. Die feuchte, zitternde Hand, die sanft klagende Stimme, der rührende Ausdruck verkündeten nur zu schmerzlich ihr mit Ergebung getragenes, zur Gewohnheit gewordenes Leiden. Ihre Züge sind entschiedener indianisch, als die ihrer Schwester Mrs. Mac = Murray. Ihre Aussprache ist ein wenig fremdartig; die Wahl ihrer Ausdrücke rein und besonders zierlich. Im Verlaufe des Gesprächs, während einer Stunde, hatte sie sich meine ganze Zuneigung erworben, und ich glaubte zu bemerken, wie auch sie ge-

neigt war, diese wohlthuenden Empfindungen zu erwidern. Ich gab mir selbst das Wort, ihre Gastfreundschaft durch jede Aufmerksamkeit und Dankbarkeit zu vergelten, die in meiner Macht ständen. Ich bin hier ein verlassener Fremdling, komme der Leidenden vielleicht ungelogen; sie ist aber gut, mild und von zarter Gesundheit, und es giebt tausend ruhige Wege, auf welchen Frauen ihren Mitschwestern freundlich und nützlich sein können. Ueberdies hat sie zwei liebliche Kinder von 8 oder 9 Jahren — es ist daher nicht zu befürchten, daß wir nicht in der Kürze die besten Freunde auf der Welt sein werden.

Für heute trug ich indeß Sorge, nicht à charge zu sein. Ich lief daher an den Ufern entlang und unter den Indianern umher, von Allem, was ich sah und hörte, unaussprechlich belustigt, beschäftigt und aufgeregt. Endlich kehrte ich zurück — ach so ermüdet, so erschöpft an Leib und Seele! Es war mir lieb, bald nach Sonnenuntergang zur Ruhe gehen zu können. Ein nettes, kleines Zimmer war für mich eingerichtet worden, und ich sank in ein breites, bequemes Bett mit einem Gefühl des Friedens, der Sicherheit und Dankbarkeit, wie es nur von dem begriffen werden kann, der die Tage vorher in unbequemen Wirthshäusern und engen Dampföfen zugebracht hat.

---



»Un pezzo di cielo caduto in terra.«

Auf einer kleinen Terrasse, nicht ganz halb Weges hinauf an der waldigen Höhe, welche die Bucht überragt, umschlossen von Gebüsch und vor dem tyrannischen Wehen des Nordwindes durch den steilen Felsen geschützt, der sich beinahe senkrecht dahinter erhebt, steht das Haus, in welchem ich mich jetzt als ein dankbarer, zufriedener Hausgenosse befinde. Der Grund an der Vorderseite, nach dem Ufer zu abhängig, ist als Garten bearbeitet und mit einer Allee von Fruchtbäumen besetzt; die Thüre öffnet sich dicht am Rande des See's. Von dem Portale aus habe ich die Aussicht auf die Partie, die ich Ihnen, jedoch nur unzulänglich, zu beschreiben versuche: die kleine, sichelförmige Bucht, das Dorf Macinaw, das Ufer dicht mit indianischen Wohnungen besetzt; Canoes, fischend oder hie und da hinschießend, gleich Zugvögeln sich leicht erhebend, und ein schlanker, zierlicher Schoner liegt schaukelnd vor Anker. Gegenüber erhebt sich die Insel Bois-Blanc mit ihrem buschigen, sehr glänzenden Laubwerk. Ostwärts sehen wir die offene See, und weiter nach Westen hin das Vorgebirge von Michilimackinac und die Meerenge gleichen Namens, das Thor zu dem Michigan-See. Die außerordentliche Schönheit dieses kleinen Insel-Paradieses, die Aufmerksamkeit, welche sie durch ihre bezaubernde Landschaft erregt, das gesunde Klima ihres Sommers, die leichte

Communication, die seit Kurzem durch die See=Dampfboote möglich geworden, so wie ihre Lage auf dem halben Wege zwischen Detroit und den kürzlich neu angebauten Regionen des Westens werden Mackinaw vermuthlich zu einer Art von Bade=Aufenthalt für die Fashionables von Michigan und Wisconsin machen, oder, wie der Bischof sich ausdrückte, zu dem »Rockoway \*) des Westens.« Dies ist indeß nur Muthmaßung.

In wie weit solch ein Einfluß der Mode und des Ruhms wünschenswerth sei, weiß ich nicht, freue mich aber, daß er noch nicht vorhanden und daß ich diese liebliche Insel noch in ihrer ganzen wilden Schönheit sah. Man sagt mir, daß sich, trotz dem Mangel an jeder Bequemlichkeit, voriges Jahr doch mehrere Fremde hier aufgehalten haben. Dies Jahr ist hier nur ein stehender Gast, wenn ich mich so ausdrücken darf — eine sehr angenehme, kleine Irlanderin, mit all' der irländischen Wärme des Herzens und Leichtigkeit im Benehmen, die vor einigen Jahren mit ihrem Manne auswanderte und sich in St. Joseph in Michigan ansiedelte. Sie hat für den Sommer ihre Kinder hieher gebracht, hat ihr Piano, ihre Noten, ihre französischen und italienischen Bücher bei sich und wir haben bereits eine Be-

---

\*) Rockoway ist ein kleiner Badeort bei Newyork.

Kenntschafft mit einander gemacht, die wahrscheinlich sehr angenehm werden wird.

Nachdem ich heute Morgen mein Zimmer verlassen hatte, blieb ich noch einige Zeit im Wohnzimmer, um die Wisconsin-Zeitung, ein gut geschriebenes und gut gedrucktes Blatt von dem westlichen Ufer des Michigan-Sees, durchzusehen. Ich las eine sehr rührende, ernste Aufforderung der neuen Ansiedler in Wisconsin an die niederöstlichen Mädchen (das ist an die Mädchen der östlichen Staaten), die da eingeladen wurden, den trostlosen, schwerarbeitenden Hinterwäldler-Junggesellen zu Hülfe zu kommen. Man verspricht ihnen Ueberfluß und Liebe, — das Aussuchen und Wählen unter einer Reihe der schönsten, jungen Bursche von der Welt, die bereit seien, ihnen zu Füßen zu fallen und die anbetendsten und gehorsamsten Ehemänner zu werden! Können Sie sich denken, was für ein artiges Ding ein Wisconsinisches Schäfer-Gedicht werden kann? Stellen Sie sich nur einen dieser verzweifelnden Hinterwäldler vor, wie er eine Ovidische Epistel an seine unbekante niederöstliche Geliebte schreibt, wie er um sie wirbt und sie beschwört, zu kommen, um sich werben zu lassen! Indem ich mich noch an dieser komischen Herzensergießung erfreute und daran dachte, in welch' hohem Preise die Frauen in diesen Gegenden wohl stehen möchten, verfinsterte sich auf einmal das Fenster und als ich aufsaß, gewahrte ich eine Menge schwärzlicher, bemalter, wild

seltsamer Gesichter mit blizenden Augen und weißen Zähnen, die mich anstarrten. Ich warf schnell das Papier hin und eilte hinaus. Das Vorhaus, der kleine Grasplatz, die Gartenwege waren mit lauter Indianern angefüllt. Die ältern Anführer und Krieger saßen auf dem Boden oder lehnten stillschweigend an den Pfeilern; die jungen Männer, die Frauen und Knaben schlenderten und guckten mit neugierigen, lebhaften Blicken umher. Alle führten sich jedoch vortrefflich auf und ihre tiefen Stimmen sind dem Ohre angenehm. Es waren hauptsächlich Ottawas und Pottowatamier, zwei Stämme, die sich »Brüder« nennen, d. h. auf Verwandtschaft Anspruch machen, gewöhnlich in Verbindung stehen, aber sehr verschieden sind. Die Ottawas sind die civilisirtesten, die Pottowatamier hingegen unter allen See-Stämmen noch die rohesten. Den Ottawa erkannte ich bald an seinem Anstande, an seiner Kleidung und an dem Tuche, das er um den Kopf gebunden — eine Sitte, welche von den ersten französischen Ansiedlern, mit denen dieser Stamm viel Verkehr gehabt hatte, entlehnt ist; der Pottowatamier war an dem rohern Puzе seines Anzuges, seiner schlanken Gestalt und einer Art von Prahlerei in seinem Gange zu erkennen. Der Dandyism einiger dieser Pottowatamischen Krieger ist unaussprechlich belustigend und wunderbar; ich fordere ganz Regent-Street und Bond-Street auf, im Selbstverzieren und Selbstgefallen es diesen zuvorzuthun. Einer dieser Aus-

erlesenen, den ich als Beau Brummel unterschied, war dem Schneider nicht sehr verpflichtet, da er weder einen Rock, noch sonst Etwas anhatte, was die Herren gewöhnlich tragen. Dagegen war sein Gesicht sehr künstlich gemalt; der obere Theil desselben war nämlich röthlich, das eine Auge mit einem schwarzen, das andere mit einem weißen Ringel verziert, der untere Theil hellgrün bis auf die Nasenspitze, die ebenfalls röthlich war. Seine Leggings oder Beinbekleidungen (Strümpfe ohne Sohle) waren von rothem Tuch, an den Seiten gestickt und mit Haarbüscheln versehen. Das Band oder Strumpfband, das die Leggings begrenzt, ist jederzeit ein besonderer Pug-Artikel. Die feinigern waren prachtvoll, über und über mit schönen Perlen gestickt; Schnuren und Quasten von den lebhaftesten Farben hingen bis auf die Knöchel herab. Seine Mocassins waren ebenfalls sehr schön aus Stachelschwein-Borsten gearbeitet; er trug silberne Armschienen und Armbänder und um seinen Kopf ein silbernes Band, mit Büscheln blau und roth gefärbter Glendshaare verziert. Vor Allem aber ragte die Adlerfeder in seinem Haar hervor, welche ihn als Krieger bezeichnete. Auch hatte er eine Kopfhaut gewonnen, d. h. seinen Mann erlegt.

Ueber seine Schultern hing eine Decke von scharlachrothem Tuche, sehr lang und weit; er hatte sie ein wenig zurückgeworfen, um seine Brust zu zeigen, auf welche eine große, weiße Hand gemalt war. Unmöglich ist es,

die Art vollkommener Selbstzufriedenheit zu schildern, mit welcher der Jüngling sich brüstete. Als er sah, daß er meine Aufmerksamkeit auf sich zog, näherte er sich und schüttelte mir die Hand, indem er zu wiederholten Malen sagte: Bo-jou! ho-jou! Im Augenblicke drängten sich Andere heran, um mir ebenfalls die Hand zu schütteln oder vielmehr, um sie zu fassen, denn sie schüteln sie nicht, und ich sah mich bald in der Mitte von 30 bis 40 Indianern, die alle ihre Hände herhielten oder die meinigen erfaßten und mit jedem Ausdrucke des Entzückens und der guten Laune ihr »Bo-jou« wiederholten.

Dies mag also genügen; denn ich kann nicht weiter in die Einzelheiten der Anzüge eingehen; sie waren sehr verschieden und nur wenige so hübsch, als die meines jungen Pottowatamiers. Eines andern jungen Mannes erinnere ich mich noch, der einen gewöhnlichen, schwarzen, mit verschiedenen Silberbändern verzierten Hut aufhatte, um welchen rund herum eine Menge Federn und lange Büschel gefärbter Haare gesteckt waren, so daß sie einen prachtvollen Helm bildeten. Einige trugen das Haar lose und wild in Elfenlocken herumhängend, Andere aber hatten es gekämmt und mit Sorgfalt und Mühe geordnet. Die Männer schienen sich im Puge zu überbieten, während keine der Frauen, die ich sah, bemalt war. Ihre Decken waren größtentheils dunkelblau; Einige trugen Perlschnuren rund um ihren Hals und

silberne Krenspangen. Das Haar einiger jungen Frauen war sehr hübsch geordnet, indem es glatt, auf dem Vorderkopfe gescheitelt und hinten in einen Knoten sehr à la Grecque zusammengebunden war. Sie haben, wie mir scheint, allgemein eine starke Abneigung gegen kaltes Wasser.

---

Heute Morgen wurde hier in Herrn Schoolkrasts Geschäftszimmer eine »Besprechung« gehalten, zu der er mich einlud, um Zeuge des Verfahrens zu sein. Ungefähr zwanzig ihrer vornehmsten Männer, einen ehrwürdigen, alten Häuptling mit eingeschlossen, waren zugegen; die Uebrigen standen draußen, indem sie sich an Thür und Fenster drängten, ohne jedoch zu versuchen, hereinzukommen oder auch nur die geringste Störung zu verursachen. Der alte Häuptling trug eine Menge Wampuas, war aber sonst durch nichts unterschieden, außer durch seinen schönen Kopf und seine scharfen Züge. Sein graues Haar war zurückgestrichen und auf dem Scheitel mit einer einzigen Feder zusammengebunden. Beim Hereinkommen faßten Alle mit ruhigem Lächeln und einem »Bo-jou« meine Hand, auf welches ich »Bo-jou, neeje!« (guten Tag, Freund) erwiderte, wie man mich gelehrt. Sie setzten sich dann auf den Boden im Zimmer herum; Herrn Johnston, Bruder der

Mistress Schoolkraft, machte den Dolmetscher und die Unterredung begann mit der größten Feierlichkeit.

Nach einigem Flüstern unter einander wandte sich einer ihrer Redner mit großem Nachdruck an Herrn Schoolkraft. Seine Hand ausstreckend und seine Stimme erhebend, fing er an: »Vater! ich bin gekommen, um Euch ein Stück meiner Seele mitzutheilen.« Nachdem er ein paar Sätze vorgebracht, wünschte Herr Schoolkraft, der Dolmetscher möchte ihm sagen, es sei unnütz, über diesen Gegenstand weiter zu sprechen. (So viel ich verstand, betraf der Antrag einige Land-Zahlungen.) Der Redner hielt sogleich inne, stand nach einer Pause auf und nahm mit freundlichem Aussehen Herrn Schoolkrafts Hand, als wollte er ihm zeigen, daß er nicht beleidigt sei. Hierauf erhob sich ein anderer Redner und gab die Ursache ihres Besuches an, nach welcher sie während ihres Aufenthaltes auf der Insel eine Begünstigung an Korn, Salz und Taback zu erhalten wünschten, die ihnen, wie ich vermuthe, auch zugestanden wurde, da sie sich mit anscheinender Zufriedenheit entfernten.

Es war keine einzige Gestalt unter ihnen, die nicht ein Studium für einen Maler gewesen wäre. Wie sehr wünschte ich, eine des Pinsels kundigere Hand zu haben, um einige dieser malerischen Köpfe und Stellungen zu erhaschen! Allein es war Alles so neu — ich war so sehr im Anschauen, Horchen, Beobachten und in mein Vermuthen zu verstreuen, verloren, daß ich auch nicht eine



einzig Skizze für Sie machen konnte, außer der obigen, die ich Ihnen mit armen, ungeeigneten Worten gegeben.

---

Die Indianer hier — und neue Haufen kommen beständig an — sind hauptsächlich Ottowas aus Arbres-Croche — östlich vom Michigan=See; Pottowatamier und Winnebagos westlich von demselben; wenige Menomaniés und Chippewas von den uns nordwestlich gelegenen Ufern. Der Anlaß zu ihrem Besuche ist bei allen der nämliche. Sie sind auf dem Wege nach den Manitowlin=Inseln, um die Geschenke in Empfang zu nehmen, welche die brittische Regierung alljährlich unter alle die indianischen Stämme vertheilt, die während des amerikanischen Krieges sich friedlich gegen uns bezeigten, sich unsere Bundesgenossen und Kinder nennen, ob sie gleich in den Grenzen eines andern Staates leben. Viele von ihnen machen eine Reise von 500 Meilen, um einige wenige Decken und Kessel zu empfangen; sie schiffen dann längs der Küste, rudern den ganzen Tag, vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne und leben von den Fischen oder dem Wilde, das sie zufällig antreffen und von dem kleinen Vorrathe, den sie bei sich führen und der größtentheils aus getrocknetem Mais und Bärenfett besteht. Einige bleiben auf diesem jährlichen Streifzuge 6 oder mehr Wochen aus, treffen gegen Ende des Septembers bei ihren Jagdgründen wieder ein, wo die

große Jagdzeit beginnt, die während des Octobers und Novembers dauert, und kehren dann in ihre Dörfer und Wintergründe zurück. Dies bezieht sich vornämlich auf die Stämme, die ich hier finde, die Ottawas von Arbres-Croche ausgenommen, die einen großen Landstrich cultiviren, mehr an einem und demselben Orte bleiben und civilisirter sind, als die Indianer der Seen. Beinahe Ein Jahrhundert haben sie unter der Obhut der französischen Jesuiten-Mission gestanden, scheinen aber seit Heinrichs Zeit und seitdem sie von Pontiac organisirt worden sind, nicht sehr vorgeschritten zu sein; damals schon hielt man sie für menschlicher und klüger als die Chippewas und Pottowatamier, auch mehr zum Ackerbau geneigt.

Nach sehr schwülem Wetter hatten wir einen großen Sturm, welcher aus Nordost kam und zum Orkan wurde. Ich saß eben mit meiner irländischen Freundin im Missionshause, und während die kleine Bucht beinahe ruhig lag, im wechselnden Glanz und Schatten, war die ausgebehnte Fläche des Hauptsee's dem Oceane gleich, wenn er zur Wuth gepeitscht wird. Auf der Ostseite der Insel kamen die Wellen »rollend mit Macht« und schleuderten sich im Zorn und Schaum weit über das Land hin. Es war ein prachtvoller Anblick. Beim Nachhausegehen wandelte mich eine Besorgniß an, wie wohl die Wigwam-Niederlassung den Sturm ausgehalten haben möchte

und verwunderte mich, als ich fand, daß wenig oder gar kein Schade geschehen war. Unter freundlichem Kopfnicken und einem »Bo-jou« guckte ich in mehrere und fand die Bewohner wohl geborgen. Hie und da war zwar eine Matte weggewehet worden, aber keine der Stangen war verrückt oder vom Sturme niedergeworfen, was ich ganz gewiß gefürchtet hatte.

Wiewohl dem oberflächlichen Beobachter alle diese Wohnungen als gleich erscheinen, so wurde ich doch in den besondern Einrichtungen gar bald Verschiedenheiten und Abstufungen gewahr, die nach den verschiedenen Bewohnern sehr unterhaltend charakteristisch sind. Eine der Wohnungen, etwas östlich von uns, nenne ich das Chateau. Sie ist geräumiger und höher als die anderen; die Matten, welche sie bedecken, sind weißer und von besserem Gewebe als gewöhnlich; die Decke vor der Thüre neu und rein. Die Bewohner, zehn an der Zahl, sind gut und nett gekleidet, sogar die Frauen und Kinder haben einen Ueberfluß an Zierathen, und was die lustige Wiege des Säuglings betrifft, so gelüstet mich sehr danach, denn sie ist prachtvoll zierlich. Anfangs vermuthete ich, es müsse die Wohnung eines Häuptlings sein, jetzt aber bin ich unterrichtet, daß der Häuptling selten so gut wohnt und gekleidet ist als die Uebrigen, indem es einen Theil seiner Politik ausmacht, jeden unnöthigen Aufwand als Prahlerei zu vermeiden und lieber durch Armuth und Einfachheit in seiner Kleidung und

seinen Besizthümern Aufsehen zu machen. Der Wigwam gehört einem Ottawa, der wegen seiner Geschicklichkeit auf der Jagd und wegen seiner Enthaltfamkeit von dem »Feuer-Wasser« gerühmt wird. Er ist ein getaufter Katholik, gehört zu der Mission von Urbre Croche und ist als reicher Mann bekannt.

Nicht weit von diesem und beinahe in gleicher Linie mit unserm Hause steht ein anderer Wigwam im elendesten Zustand, die Eigenthümer haben nicht Matten genug, um sich gegen das Wetter zu schützen, und die nackten Pfähle ragen überall durch das durchlöcherzte und zerschlizte Lumpenwerk hervor.

Man sieht die Frau mit ihrem langen vernachlässigten Haar niedergeschlagen immer über der Asche ihres Feuers kauern, wie in düstere Träume verloren. Zwei nackte Kinder klettern unter den Kieselsteinen am Ufer umher. Der Mann, in eine zerlumpfte, schmutzige Decke eingehüllt, ohne alle Zierathen, ist das Bild roher Traurigkeit und Wildheit. Ich stellte hier die beiden Extreme auf und zwischen diesen finden sich viele Abstufungen von Behaglichkeit, Ordnung und Wohlhabenheit. Ein Indianer ist unter seines Gleichen geachtet in dem Grade, als seine Frau und Kinder fett und wohlgenährt sind, denn dies gilt als Beweis seiner Herzhaftigkeit, seiner glücklichen Bemühungen als Jäger und der daraus folgenden Reichthümer.

---

Ich schlenderte heute Abend gegen Sonnen-Untergang vor der Gartenthür umher, um die schönen Wirkungen zu betrachten, die der Sturm von heute Morgen am Himmel und auf dem See zurückgelassen. Ich hörte den Schall der indianischen Trommel mit dem Geschrei, dem Jauchzen und Kreischen der betrunkenen Wilden, die am vordern Ende des Dorfes Whisky tranken, als in demselben Augenblicke ein Mann langsam daher geschritten kam, den ich als einen der Ottawa-Häuptlinge erkannte, der oft meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Sein Name ist Kim-e-wun, welches »der Regen« oder vielmehr »es regnet« bedeutet. Er stand nun vor mir, — eine der edelsten Gestalten, die ich je sah, sechs Fuß hoch, aufrecht, wie eine Fichte des Waldes. Ein rothes und grünes Tuch war mit großer Zierlichkeit um seinen Kopf geschlungen und auf der Stirn an den zwei hervorstehenden Zipfeln zusammengeknüpft; sein schwarzes Haar fiel aus demselben und seine kleinen, schwarzen, durchdringenden Augen schimmerten durch das Ganze gleich Sternen, welche durch Donner-Wolken glänzen. Seine weite Decke war über die Schultern geworfen und unter seinen rechten Arm genommen, so daß dieser frei und bloß war; ein Bildhauer würde die Anordnung der ganzen Draperie haben beneiden können — so glücklich, so anmuthig war sie. Er stand in einer überlegenden Stellung, sichtbar unentschlossen, ob er sich seinen trunkenen Gefährten und ihrer

Schwelgerei zugesellen, oder gleich einem weisen Manne zu seiner Hütte und Matte umkehren solle. Er ging ein paar Schritte vorwärts, — stand still und horchte — dann wandte er wieder um. Ich zog mich ein wenig in die Thür zurück, um ungesehen den Ausgang dieses Kampfes zu beobachten. Ach! er war bald entschieden — die traurige Versuchung siegte über die bessern Gedanken. Er zog auf einmal seine Decke über sich und schritt auf das Dorf zu, mit einer Art Troß einherstreichend, mit einem Gange, der einem Fürsten geziemt hätte.

Als ich nach Hause kam, erwähnte ich diese Scene gegen Herrn und Mistreß Schoolkraft, wie ich bei Allem thue, was mir auffällt, um aus ihren Bemerkungen und Erklärungen Nutzen zu ziehen. Herr Schoolkraft erzählte mir hierauf folgende lächerliche Anekdote:

Ein ausgezeichnete Pottowatamischer Krieger kam zu dem indianischen Agent von Chippewa und sagte ihm: er sei ein guter Mensch, ein sehr guter Mensch — ein guter Freund der langen Messer (der Amerikaner), und forderte einen Schluck Whisky. Der Agent erwiederte, daß er guten Männern nie Whisky gebe — daß gute Männer nie Whisky forderten und nie welchen tranken; nur schlechte Indianer forderten dergleichen und tranken ihn gern. »Dann« entgegnete der Indianer rasch in seinem gebrochenen Englisch, »ich verdammter Schurke bin.«

Das Gelag dauerte weit in die Nacht hinein, denn ich hörte das wilde Kreischen und Sauchzen noch lange, nachdem ich zur Ruhe gegangen war. Ich kann nun begreifen, wie schauerlich es sein muß, dieses gällende fortgesetzte Geschrei, was ich mit keinem Tone, den ich je zuvor in meinem Leben vernommen, vergleichen kann, im einsamen Walde zu hören, wo es der sichere Vorbote des Todes ist!

Wenn ich die Zahl der Wilden und ihre übermäßige Trunkenheit bedenke, so setzt es mich in Verwunderung, daß kein Unfug, kein Streit vorfällt, keine Räubereien begangen werden und daß um mich her das Gefühl vollkommener Sicherheit ist. Man sagt mir, die Frauen hätten ihren Männern die Messer und Tomahawks weggenommen und sie versteckt, — was sehr klug ist. Es sind jetzt ungefähr 1200 Indianer hier. Das Fort ist leer — da man die Garnison als unnöthig herausgezogen und vielleicht sind nicht hundert weiße Männer auf der Insel — ein ziemlich unverhältnißmäßiger Abstand! Und dann das fürchterliche Michilimackinac, völlig sichtbar mit all' seinen gräßlichen, mörderischen Ideen-Verbindungen \*)! Glauben Sie aber nicht einen Au-

\*) Michilimackinac war eines der Forts, welche die Indianer beim Ausbruch des Pontiac'schen Krieges überfielen, bei welcher Gelegenheit siebenzig brittische Soldaten mit ihren Officieren gemordet und scalpirt wur-

genblick, daß ich Furcht empfinde oder den geringsten Zweifel an unserer Sicherheit hege; bloß eine Art von Schauer kommt über mich, welcher den Genuß noch erhöht, den ich in diesen wilden Auftritten habe — ein Schauer, wie man ihn nach einer überstandenen Gefahr empfindet, wie ich ihn empfand, als ich mich über die Wasserfälle des Niagara bog.

Die Indianer haben, wie es scheint, keinen Begriff davon, ihre Kinder zu bessern oder einzuschränken; körperliche Züchtigung ist bei ihnen etwas Unerhörtes. So lange ein Kind noch keinen Verstand habe, sagen sie, sei es unnützlich, dasselbe zu strafen, und wenn es alt genug zum Verstehen sei, so habe Niemand mehr das Recht dazu. So wächst das bestimmte eingeborene Gefühl persönlicher Unabhängigkeit bei den Indianern von ihrer frühesten Kindheit an auf. Der Wille eines indianischen Kindes ist nicht beschränkt: es hat nichts zu lernen, als was es rund um sich her thun sieht, und lernt dies durch Nachahmung. Ich höre kein Schelten, keinen Laut des Befehlens oder Tadelns und sehe gleichwohl keine übeln Folgen dieses milden Systems, denn die all-

---

den. Mr. Henry giebt in wenig Worten eine sehr lebhaft beschriebene dieser Schreckensscenen. Er war zugegen, und entkam nur durch die Freundschaft eines Indianers (Wa-wa-tam), welcher zufolge eines Traumes, den er in früher Jugend gehabt, ihn als Bruder adoptirt hatte.



gemeine Ehrfurcht und Zuneigung der Kinder gegen ihre Eltern ist entzückend, wo kein Gehorsam gefordert wird, da kann es keine Auflehnung geben; sie träumen von keiner, und Alle leben in Frieden unter dem nämlichen Wigwam.

Während ich unter ihnen herumschleudere, bemerke ich, daß sie selten ihre Stimme erheben und sie sprechen gewisse Worte viel sanfter aus, als wir sie schreiben. Wigwam, ein Haus, sprechen sie wie-ga-waam aus; Mocassin, ein Schuh mock-a-zien; Manito, Geist, ma-nie-do, indem sie die Selbstlauter verlängern und die Erbsen mit dem Laute h mildern. Chippewa ist eigentlich O-jib-wày; abbin-no-jee ist ein kleines Kind. Die Aussprache der Frauen ist besonders weich, mit einer Art klagender Modulation, die mich an das Recitativ erinnert. Ihr tiefes Lachen ist ganz musikalisch und hat etwas Kindliches in sich. Zuweilen höre ich sie singen; die Weise ist gewöhnlich im Molltone, kann aber nicht dazu kommen, eine einzige Melodie zu entdecken oder ganz zu behalten. Gleichwohl bin ich darauf gestellt, Ihnen einen indianischen Gesang mitzubringen, wenn ich einen auftreiben kann.

Im Jahre 1823 wurde hier zur Bekehrung der Indianer, zur Erziehung derselben und der Kinder gemischter Abkunft eine Mission errichtet. Ein großes Mis-

sions- und Schulhaus und eine nette kleine Kirche wurden erbauet \*). Diejenigen, welche sich für die Indianer interessirten, unterhielten die lebhaftesten Erwartungen über den Erfolg des Unternehmens. Jetzt aber werden die ausgebreiteten Gebäude des Missionshauses bloß als Waarenlager oder als Wohnungen benutzt, und sollte Mackinaw ein Versammlungsort werden, so wird es sich wahrscheinlich in ein fashionables Wirthshaus verwandeln \*\*). Die Mission selbst ist weiter westwärts

---

\*) Im Jahr 1828 schätzte Major Anderson, unser Agent bei den Indianern, die Zahl der canadischen Männer mit Inbegriff derer von gemischter Abkunft, welche indianische Frauen geheirathet haben, und an den nördlichen Ufern des Huron-Sees und in der Umgegend von Michilimackinac wohnen, auf neunhundert.

\*\*) Vor mir liegen die Nachfragen des Bischofs von Ober-Canada, M'Donell, im Jahre 1828, nebst der Beantwortung von Seiten unseres indianischen Agenten, Major Anderson, welcher während mehreren Jahren im indianischen Departement angestellt war und die letzten dreißig Jahre seines Lebens im Verkehr mit den Stämmen am Huron-See zubrachte. Dieser sagt, indem er von der Missionsniederlassung in Mackinaw spricht, »daß dieselbe große Aufregung unter den Indianern veranlaßt hat, daß 120, sowohl Halbblutgeborne als auch Indianer, gegenwärtig unterrichtet werden, und er glaubt, daß wenn man eine gleiche Niederlassung in den Drummondsinseln errichtete (welche damals im Besitz der Engländer waren), die Indianer schaarenweise hinziehen würden. Er fügt hinzu, man sei überzeugt

untergebracht, irgendwo in der Nähe der grünen Bai am Michiganssee, und wenn sie durch den vordringenden Strom der weißen Civilisation eingeholt wird, was bei der Ansteckung, die sie mit sich führt, keinem Zweifel unterliegt, so muß sie sich noch weiter zurückziehen.

Was die Missionskirche betrifft, so ist sie eine Zeitlang unbenuzt geblieben, da die französischen Canadier der Insel und die von gemischter Abkunft meistens römisch-katholisch sind. Heute aber wurde durch den Bischof von Michigan vor einer Gemeinde von ungefähr zwanzig Personen Gottesdienst darin gehalten. Rund um die offenstehende Kirchthür hatten sich Indianer, besonders Frauen, versammelt; einige wenige kamen herein und lehnten sich in ihren um sich geschlagenen Decken an die Kirchstühle, stumm, still, ehrerbietig, aufmerksam.

Unmittelbar vor mir saß ein Mann, der plötzlich meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Es war ein In-

gewesen, daß das Missionshaus zu Mackinaw geräumig genug sei, um alle Diejenigen aufzunehmen, welche sich in den nächsten Jahren zum Unterricht einstellen würden; doch so groß ist die Sehnsucht nach Belehrung, daß das Haus ganz angefüllt ist und noch wenigstens funfzig Indianer aus Prairie du chien, Greenbai und vom Superior-See um Einlaß gebeten haben, ohne denselben, wegen Mangel an Gelaf, erhalten zu können.« Dieses also beschriebene Haus steht jetzt leer.

dianer, sichtlich von ungemischtem Blute, obgleich er ein langes Deckenkleid und einen anständigen, aber alten Hut trug. Während des ganzen Gottesdienstes waren seine Augen mit leidenschaftlich durchdringendem Stauen auf die des Bischofs gerichtet; nicht einen Augenblick wendete er sie ab; er schien jedes Wort, sowohl der Handlung als des Gebets, zu verschlingen und durch das Arbeiten seiner Gesichtszüge vermuthete ich, daß ein starker Eindruck dadurch hervorgebracht wurde — es war der wahre Enthusiasmus der Andacht — und sonderbar klingt es, wenn ich sagen muß, — er verstand kein einziges Wort. Als ich nachforschte, wodurch seine Aufmerksamkeit so gespannt sei, sagte man mir »durch die Gewalt des Glaubens.« Ich habe die Geschichte dieses Mannes, den ich öfters sehe, von Herrn Schoolkraft. Sein Name ist Chusko. Er war ehemals ein ausgezeichnete Mann in seinem Stamme, als Diener der Meta und des Wabeno, d. h. als Arzt und Beschwörer, und nicht weniger berühmt wegen seines Hanges zum Whisky-Trinken. Seine Frau, die von einem der Missionaire bekehrt worden war, bekehrte ihren Mann. Er hatte ihrem Predigen und Zureden lange widerstanden, als er endlich eines Tages, wo sie auf einer Insel Ahornzucker mit einander bereiteten, plötzlich in Agonie verfiel, als sei er von einem bösen Geiste besessen, und von diesem Augenblicke an keine Ruhe hatte, bis er getauft und in die christliche Kirche

aufgenommen worden war. Von dieser Zeit an vermied er den Trunk und übergab seinen Medicin=Sack, Manitos und die Werkzeuge der Zauberei in die Hände des Herrn Schoolkraft. Späterhin zeigte er keine Abneigung, von der Gewalt der Künste, die er ausgeübt, zu sprechen. Er gab nicht zu, daß dieselben bloß List und Betrug gewesen, sondern blieb dabei, daß er im Stande gewesen sei, gewisse Curen auszuüben, oder besondere zauberhafte Operationen durch den unmittelbaren Einfluß des bösen Geistes, d. i. des Teufels, zu machen, der nun, seitdem er ein Christ geworden, von ihm gewichen sei und ihn ruhig lasse. Ich war etwas überrascht, im Laufe dieser Mittheilung zu finden, daß es wohl erzogene und verständige Leute giebt, die eben so wenig an diesem satanischen Einflusse zweifeln, als der arme Indianer selbst.

Chusco hatte die letzten sieben Jahre keine spirituellen Getränke genossen und ist seit seiner Bekehrung auf dem Zuckerfelde seiner christlichen Ueberzeugung treu geblieben. Er ist jetzt zwischen sechzig und siebenzig Jahre, mit einem Ausdrucke, der eher mild und einfältig, als klug ist. Im Allgemeinen kann man sagen, daß die Männer, welche unter den Indianern die Medicin ausüben, ein großes Geheimniß aus ihrer Kunst machen, so wie aus den Kräutern und geheimen Arzeneien, die sie gewöhnlich gebrauchen, und es wäre zu wünschen, einer dieser Medicin=Männer möchte da-

schien, so wurde sie herausgezogen, daß hübsche kleine Fort aber ist geblieben.

---

Wir fahren heute aus, um eine Stelle von roman-  
tischem Interesse aus dem Leben Henry's zu besuchen,  
die Höhle nehmlich, in welche er nach dem Gemegel zu  
Michilimackinac durch seinen angenommenen Bruder  
Wa-wa-tam versteckt worden war, um nicht, gleich ei-  
nigen seiner unglücklichen Gefährten, zu einem »Ge-  
richt englischer Bräthe« gemacht zu werden. Er be-  
schreibt die Art, auf welche er zur Abendzeit hierher  
gebracht worden; wie er in ihre hinterste Vertiefung  
gekrochen und in Schlaf verfallen sei, und beim Er-  
wachen am Morgen sich auf einem Haufen menschi-  
cher Schädel liegend gefunden habe. Henry meint,  
diese Höhle sei ehemals ein Behälter für die Gebeine  
der Gefangenen, welche bei Kriegsfesten geopfert und  
verschlungen wurden, gewesen. »Ich habe immer be-  
merkt,« setzt er hinzu, »daß die Indianer den Gebeinen  
der Geopferten eine besondere Aufmerksamkeit widmen,  
indem sie dieselben unzerbrochen erhalten und sie an  
irgend einer Stelle aufheben, die ausschließlich zu die-  
sem Zwecke bestimmt ist.« Die Höhle eignet sich vor-  
trefflich zu einem Versteck, da der Eingang in den Fel-  
sen hoch über der Bodenfläche liegt und durch das reiche  
Laub der Gebüsche und des Unterholzes beinahe ganz

verborgen ist. Man nennt sie noch immer »die Schädelhöhle;« alle Gebeine sind jedoch weggeschafft und auf einem kleinen, wüsten, malerischen Kirchhofe dicht daran beerdigt worden. Dieser Fels ist der Höhepunkt der Insel, von dem die Aussicht über die benachbarten Inseln, das Festland, die zwei Vorgebirge von Michilimackinac und St. Ignaz und über die Meerengen zwischen ihnen, im Glanze der Abendsonne gesehen, ein unvergleichlich schönes Panorama gewährt.

Kurz dies ist ein Bijou einer Insel! — ein kleines Stück Feenland ganz so, wie es einige unserer Amateur-Reisenden gern in die Tasche steckten und damit fort-liefen (wenn sie könnten), und es gern niedersehten inmitten ihrer Fischteiche — Schädelhöhle, Wigwams, Indianer und Alles. Manche Leute mögen hier den nicht ganz unbegründeten Einwand machen, daß verschiedene Leckereien und gewisse Dinge, die als Nothwendigkeiten des Lebens betrachtet werden, selten ihren Weg hierher finden; Fleisch ist sehr rar, nicht oft gesehen; Federvieh aber, wildes Geflügel, vortrefflicher Fisch — wie Weißfisch, Seebarsch, Zander, Stör, Seeforellen — sind im Ueberflusse vorhanden. Diese machen, auf verschiedene Art mit Korn und Buchweizenkuchen zubereitet, die gewöhnliche Nahrung aus; man kann keine bessere wünschen. Was den Weißfisch betrifft, so habe ich in Rücksicht der Zartheit und des Wohlgeschmackes nie etwas Ähnliches gekostet.

Die angenehmsten und nützlichsten Stunden, die ich hier verleve, sind die, welche ich in Gesellschaft der Mrs. Schoolkraft zubringe. Ihre natürliche Freiheit und Einfachheit, und ihr angeborener Geschmack für die Literatur sind reizend; die außerordentliche Zartheit ihrer Gesundheit und die Prüfungen, die sie zu bestehen hat, nehmen mein ganzes weibliches Mitgefühl in Anspruch. Wenn ich mich mit ihr unterhalte, so steigen neue Gedanken über den indianischen Charakter in mir auf; neue Quellen der Belehrung öffnen sich mir, wie sie Wenigen zu Theil werden und die ich dankbar würdige. Sie ist auf ihre indianische Abkunft stolz, sie nimmt enthusiastischen, aufgeklärten Antheil an der Wohlfahrt ihres Volkes und an seiner Bekehrung zum Christenthume, da sie selbst ungekünstelt fromm ist. In ihrer Stimme ist Melancholie und Mitleiden, wenn sie von demselben spricht, als wenn sie es wirklich für ein verurtheiltes Geschlecht betrachtete. Wir unterhielten uns heute von ihrem Großvater Waub-Djeeg (dem Weißfischer), einem ausgezeichneten Chippewa-Häuptlinge und Krieger, von dessen Leben und Thaten sie mir einige zusammenhängende Nachrichten zu geben versprochen hat. Von ihrer Mutter D-shah-gush-ko-da-wa-qua spricht sie mit zärtlicher und sogar sehnüchtiger Neigung, als wenn der Anblick dieser geliebten Mutter hinreichend wäre, ihr Gesundheit und Kraft wiederzugeben. »Ich würde wohl sein, wenn ich meine



Mutter sehen könnte,« scheint ihre vorherrschende Empfindung zu sein. Nirgends ist die natürliche Zuneigung zwischen Eltern und Kindern so stark, so tief und heilig als unter diesem Volke.

Ich erinnerte mich, vor einigen Jahren auf eine sonderbare Geschichte eines nordwestlichen indianischen Jägers gestoßen zu sein, der nach dem plötzlichen Tode seiner Frau sein überlebendes Kind gesäugt hat. Ich fragte Mrs. Schoolkraft, ob dies wohl wahr sein könne? Sie antwortete, der Mann gehöre zu ihrem Volke, unter welchem man diese Thatsache nicht bezweifle. Ihre Mutter habe sich erinnert, den Mann einige Jahre nach diesem Ereigniß gesehen zu haben, wo an seiner Brust noch etwas von der vollen weiblichen Form übrig gewesen sei. Dies ist ein sehr wunderliches Zeugniß. Ich kann mich nicht erinnern, durch wen diese Anekdote zuerst nach Europa kam; sie erregte aber so viel Aufmerksamkeit und Wortwechsel unter unsern wissenschaftlichen und ärztlichen Männern, daß sie sich ihrer vermuthlich noch erinnern werden.

Ehelosigkeit ist unter den Indianern beider Geschlechter beinahe etwas Ungekanntes, eben so selten aber auch lasterhaftes Uebermaaß. Ich hörte ein Beispiel von einer Frau, die aus Wahl und nicht aus Zufall oder Nothwendigkeit unverheirathet geblieben war. In Folge eines Traumes in früherer Jugend (die Indianer sind große Träumer) sah sie nicht nur die Sonne

als ihren Manito oder Schutzgeist an, sondern betrachtete sich auch hauptsächlich dem Lichtkörper gewidmet, oder in der That verheirathet. Sie lebte allein; hatte sich einen Wigwam erbauet, der außerordentlich nett und bequem war. Sie wußte mit einer Büchse umzugehen und zu jagen, und versorgte sich mit Nahrung und Kleidung. Sie hatte sich ein grobes Bild von der Sonne geschnitten und es in ihrer Wohnung aufgestellt. Des Mannes Platz, die beste Matte und ein Theil Nahrung wurden diesem Bilde immer gewidmet. Sie wurde sehr alt; Niemand mischte sich jemals in ihre Lebensweise, denn dies wäre den indianischen Begriffen von individueller Freiheit ganz entgegen gewesen. Gesezt, die arme Frau wäre nach unsern europäischen Begriffen körperlich oder metaphorisch am Pfahle verbrannt, oder aus dem Bezirke des Dorfes gejagt worden, weil sie gegen das Gesez der Gewohnheit handelte, sicherlich wäre dann unter dem Volke der Chippewas sogleich eine neue weibliche Secte, ein neuer Orden, Sonnenfrauen und Chippewas-Beistalinnen entstanden; dies weise Volk aber vertraute der Natur und dem gefunden Menschenverstande. Der Fall wurde scheinbar nicht allgemein bewundert und fand keine Nachahmer.

Ihre Geseze oder vielmehr ihre Gebräuche befehlen gewisse Tugenden und Ausübungen, als: Wahrheit, Enthaltbarkeit, Muth, Gastfreundschaft; aber verbietende Geseze haben sie, so viel ich vernehmen konnte,

gar nicht. In dieser Hinsicht hat ihr moralischer Codex etwas von dem Geiste des Christenthums, im Gegensatze zu der hebräischen Erlassung. Vielweiberei ist erlaubt, aber nicht gewöhnlich; die zweite Frau ist der ersten untergeordnet; sie bleibt Herrin des Haushaltes, selbst wenn die jüngere die begünstigtere wäre. Eifersucht ist aber eine starke Leidenschaft unter ihnen. Man weiß nicht nur, daß ein Mann seine Frau ermordete, da er gegen ihre Treue mißtrauisch war, sondern Herr Schoolkraft erwähnte sogar das Beispiel einer Frau, die in einem Anfälle von Eifersucht ihren Mann erstochen hatte. Diese Extreme sind jedoch selten.

Vor einiger Zeit faßte ein junges Chippewa-Mädchen eine heftige Neigung für einen Jäger eines andern Stammes, und folgte ihm von seinem Winterjagdgrunde nach seinem Dorfe. Er war bereits verheirathet, und die Frau, die nicht geneigt war, eine Nebenbuhlerin zuzulassen, jagte die liebeskranke Dame fort und behandelte sie höchst unwürdig. Das Mädchen, in Verzweiflung, bot sich der Frau als Sclavin an, um Holz und Wasser zu tragen, zu ihren Füßen zu liegen, — Alles, um nur in der nämlichen Wohnung zu sein und den Gegenstand ihrer Zuneigung sehen zu können. Endlich gelang es ihr. — Nach dem indianischen Gebrauche wurde sie dadurch, daß sie den nämlichen Wigwam bewohnte, ebenfalls die Frau des Mannes, sie verzichtete indeß, anscheinend zufrieden, auf alle Privile-

gien und Ehren einer Frau. Mit geduldiger Ergebung ertrug sie mehrere Monate jede Art übler Behandlung und Grausamkeit der ersten Frau, bis es diese zuletzt nicht mehr über sich gewinnen konnte, auch nur die Gegenwart einer Nebenbuhlerin zu ertragen, die Gelegenheit wahrnahm und ihr, als sie mit einer Bürde Brennholz in den Wigwam trat, mit dem Tomahawf ihres Mannes den Schädel spaltete.

»Und erlaubte der Mann dies Alles?« war die natürliche Frage. Die Antwort war merkwürdig: »was konnte er thun? Er konnte es nicht hindern; eine Frau ist jederzeit allmächtige Gebieterin in ihrem eigenen Wigwam.« Kurz, der Mord wurde nicht bestraft. Da das arme Opfer von einem entfernten Stamme geslohen war, so hatte sie hier keine Anverwandten, die da hätten Rache nehmen oder Gerechtigkeit üben können, und weiter ging es Niemand etwas an. Sie liegt nicht weit von der Sault St. Maria begraben, wo die Mörderin und ihr Mann noch leben.

Frauen sterben zuweilen aus Gram über den Verlust eines Mannes oder Kindes, und es hat Männer gegeben, die sich auf dem Grabe eines geliebten Weibes todthengungert haben, man weiß aber auch von Männern, die ihre Frauen gegen Waaren und Whisky an Kaufleute abtraten. Dies wird indeß, obgleich durch kein Gesetz verboten, für unanständig gehalten, oder, wie

mein Berichterstatter sagte, »nur schlechte Indianer thun dies.«

Nach Allem, was ich sehe und höre, zweifle ich, daß die indianische Squaw —, diese gänzliche Sclavin, dieses Lastthier, ein Nichts in der Gemeinschaft sei, wie man es beschrieb. In ihrer Wohnung ist sie despotisch, und Alles, was diese enthält, gehört ihr zu; sogar über das Wild, das ihr Mann erlegt, hat sie ohne allen Widerstreit zu verfügen. Gefällt ihr ihr Mann nicht, so schilt und pufft sie ihn sogar, und es ist im höchsten Grade unmännlich, ihr zu widersprechen oder sie zu schlagen. Ich habe hier eine Frau ihren Mann schelten und auszanken, ihn auf eine Weise bei den Haaren packen sehen, die dem civilisirten Billingsgate oder dem christlichen St. Giles sehr gemäß gewesen wäre — und den Tag darauf bemerkte ich das nämliche Paar an der sonnigen Seite ihres Wigwams liegend neben einander sitzen, sie hinter ihm knieend, und ihm das Haar kämmend und ordnend, das sie ihm den Tag zuvor ausgerissen, gerade die nämliche Gruppe, die ich mich, mit sehr geringem sichtbaren Unterschied in der Tracht und Hautfarbe, in Neapel oder der Campagna di Roma gesehen zu haben erinnere.

Es giebt hier kein Gesetz gegen das Heirathen unter nahen Verwandten; jedoch wird dies immer vermieden; es ist ihren Sitten entgegen; Geschwisterkinder sogar heirathen sich nicht. Die Bande des Blutes scheinen

als stärker betrachtet zu werden, als die der Ehe. Eine Frau erachtet sich mehr ihren Anverwandten, als ihrem Manne und seinen Verwandten angehörig. Trotz dem, trotz der Scheidung ohne alle Umstände, ist eine Trennung zwischen Mann und Frau doch sehr selten. Ein Paar wird sich sein ganzes Leben hindurch »den ganzen Tag streiten und wieder versöhnen«, ohne zum Scheiden seine Zuflucht zu nehmen. Wenn ein Mann seine Frau aus Mißfallen, aus Ueberdruß oder irgend einer andern Ursache wegschickt, so geht sie zu ihren Verwandten zurück und nimmt beständig ihre Kinder mit sich. Nach dem indianischen Gesetze hat die Mutter ein Recht über ihre Nachkommenschaft, das nie aufgehoben werden kann, oder vielmehr der entgegengesetzte Begriff scheint ihnen nie in den Sinn gekommen zu sein. Eine Wittwe bleibt nach dem Tode ihres Mannes den Angehörigen desselben zwei Jahre unterworfen. Dies ist die schickliche Trauerzeit. Nach Verlauf dieser zwei Jahre giebt sie einige Geschenke, die sie von ihrem verstorbenen Manne erhalten, zurück, kehrt zu ihren Verwandten heim und darf sich wieder verheirathen.

Sie werden begreifen, daß diese Einzelheiten, so wie andere, die ich etwa noch gebe, sich auf die Shippewas und Ottawas beziehen, in deren Mitte ich jetzt verweile. Andere Stämme haben wieder andere Gebräuche. Ich spreche nur von denen, die zu meiner unmittelbaren Anschauung und Bemerkung kommen

Während des letzten amerikanischen Krieges von 1813 nahm die junge Wittwe eines Häuptlings, der in der Schlacht geblieben war, die Waffen, Zierathen, Wampum, die Schaumünze ihres Mannes und zog mit mehreren Kriegshaufen aus, unter denen sie sich durch ihre Thaten auszeichnete. Mrs. Schoolkraft sah als Mädchen von elf bis zwölf Jahren diese Frau, als sie zu dem commandirenden Officier nach Fort Mackinaw geführt wurde und hat noch eine lebhaftere Erinnerung an ihre Erscheinung und an das Interesse, das sie erregte. Sie war nicht groß, dünn und zart von Gestalt, wie die meisten Squaws — mit reichen Zierden bedeckt, mit silbernen Armspangen, dem Scalpier-Messer, der Tasche, den Schaumünzen, Tomahawk, überhaupt mit allen Abzeichen eines indianischen Kriegers, bis auf die Kriegs-Malerei und die Federn. In dem Zimmer hing ein großer Spiegel, in welchem sie sich mit sichtlichlicher Bewunderung und Entzücken beschauete, indem sie sich immer und immer vor demselben herumdrehete und triumphirend lachte. Man lud sie, vielleicht aus Scherz, ein, an dem Officierstische mitzuspeisen. Sie betrug sich aber mit so viel Schicklichkeit und Anstand, so daß sie mit aller Ehr- und Achtung und mit hübschen Geschenken entlassen wurde. Was nachher aus ihr geworden, konnte ich nicht erfahren.

Heldenmüthige Frauen sind unter den Indianern ziemlich häufig, das heißt, Frauen, die tapfer leiden —

tapfer sterben können; aber Amazonen, weibliche Amateur-Krieger sind sehr selten; ich hörte nur dies einzige Beispiel. Im Allgemeinen geben mir die Squaws den Eindruck außerordentlicher weiblicher Zartheit und Bescheidenheit und der unterwürfigsten Sanftmuth. Weibliche Häuptlinge sind indeß in der Geschichte der Indianer nicht unbekannt. Zur Zeit der ersten Ansiedler gab es eine berühmte Squaw-Sachem oder Häuptling. Der gegenwärtige Hauptanführer der Ditawas, ein sehr schöner alter Mann, folgte einer Frau, von der man sagt, daß sie zu seinen Gunsten abdankte.

Sogar die bestehende Regel oder Sitte, daß Frauen nie zu Berathungen zugelassen werden, ist umgangen worden. Bei dem Vertrage von Butte des Morts im Jahre 1827\*) erschien eine alte Chippewa, die Frau eines sehr alten Häuptlings, anstatt ihres Mannes, trug seine Medaille und vertrat völlig seine Stelle. Die amerikanischen Bevollmächtigten behandelten sie mit besonderer Ehrfurcht und Auszeichnung und machten ihr reiche Geschenke an Tuch, Bierathen, Taback u. s. w. Bei der Rückkehr nach ihrem Dorfe wurde sie überfal-

---

\*) Dieses war ein Vertrag, den das amerikanische Gouvernement schloß, zur Festsetzung der Grenzlinie zwischen den Ländereien der Menomonies und Chippewas, welche früher durch gegenseitige Feindseligkeiten die Grenzen beunruhigt hatten.



len und von einem Haufen Menomonies getödtet. Das nächste Jahr nahm man zwei Menomonie-Frauen gefangen, die von den Chippewas getödtet wurden; dies ist das indianische Gesetz der Wiedervergeltung.

Die Sprache, welche rings um mich her gesprochen wird, ist die Chippewa-Sprache, die mit Veränderungen gleichfalls die Ottawas, die Pottowatamies, die Missisaguas sprechen; sie ist über die ganze Gegend der Seen, über eine Bevölkerung von ungefähr 70,000 Menschen verbreitet. Sie ist in diesen Gegenden das, was die französische in Europa, die Sprache des Handels und der Diplomatie, auch von den Stämmen verstanden und gesprochen, bei denen sie nicht einheimisch ist. In dieser Sprache spricht Mrs. Schoolkraft gewöhnlich mit ihren Kindern und ihrem indianischen Gesinde. Sie ist mit ihren sanften Beugungen und verlängerten Selbstlautern für das Ohr sehr wohlklingend, in ihren Bedeutungen sehr zusammengesetzt und künstlich und strengen grammatischen Regeln unterworfen. Dies scheint mir sehr merkwürdig für eine ungeschriebene Sprache, denn sie hat kein Alphabet. Die umständlichen Einzelheiten habe ich von Herrn Schoolkraft, der die Chippewa-Sprache und das, was er nicht ohne Grund die Philosophie ihrer Syntax nennt, gründlich studirt hat.

Die große Eintheilung aller Wörter und der durchgreifende Grundsatz der Sprache ist die Unterscheidung der Gegenstände in belebte und unbelebte; nicht nur Nennwörter, sondern auch Eigenschaftswörter, Zeitwörter, Fürwörter richten sich nach diesem Grundsatz. Die Eintheilung scheint jedoch eben so willkürlich, als die der männlichen und weiblichen Nennwörter in einigen europäischen Sprachen. Bäume z. B. gehören zu dem belebten Geschlechte; die Sonne, der Mond, der Donner und Blitz, eine Pfeife, ein Wasserfall sind alle belebten Geschlechts. Das Zeitwort wird nicht nur abgeändert, damit es mit dem Hauptworte übereinstimmt; es muß ferner geändert werden, damit es dem Gegenstande, über welchen gesprochen wird, gemäß sei, ob dieser nämlich belebt oder unbelebt ist. Ein Indianer kann nicht einfach sagen: ich liebe, ich esse; das Wort muß durch seine Beugung einschließen, was er liebt, was er isst, ob es zu dem belebten oder unbelebten Geschlechte gehört.

Wunderlich genug ist es, daß das Nennwort oder der Name gleich einem Zeitworte conjugirt werden kann. Das Wort Mann z. B. kann man modificiren, um auszudrücken: ich bin ein Mann, Du bist ein Mann, er ist ein Mann, ich war ein Mann, ich werde ein Mann sein u. s. w., und das Wort Ehemann kann so conjugirt werden, daß man durch eine Veränderung in den Sylben bezeichnet: ich habe einen Mann und ich habe keinen Mann.

Sie haben, wie die Araber, einen dreifachen Numerus, jedoch von verschiedener Bedeutung. Sie haben den Singular und zwei Plurale; einen unbestimmten, allgemeinen, gleich dem unfrigen, und einen, der die gegenwärtigen Dinge oder Personen in sich begreift, die abwesenden ausschließt, und unterscheidende Endungen sind für diese beiden Plurale erforderlich. Auch giebt es verschiedene Wörter, um gewisse Unterschiede des Geschlechts auszudrücken, wie bei uns, z. B. Mann, Frau, Vater, Mutter, Schwester, Bruder, unterschiedene Wörter sind; gewöhnlicher aber wird das Geschlecht durch eine männliche oder weibliche Sylbe oder Endung bezeichnet; das Wort *equay*, eine Frau, wird als weibliche Endung gebraucht, wo es Personen betrifft. *Ogima* ist ein Häuptling und *ogimaquay* ein weiblicher Häuptling.

Noch giebt es gewisse Wörter und Ausdrücke, welche nach einem vorgeschriebenen Grundsatz, auf gewisse Weise männlich und weiblich sind, und nicht wohl von beiden Geschlechtern gebraucht werden können. So sagt ein Mann zu einem Andern: *nichi* oder *neejee*, »mein Freund.« Eine Frau sagt zu einer andern: *Nin-dong-quay* (so viel ich nemlich den Klang nachahmen kann), »meine Freundin« oder vielmehr »Verwandtin«, und es würde Unzartheit von dem einen und Anmaßung von dem andern Geschlechte sein, diese Ausdrücke zwischen einem Manne und einer Frau zu wechseln. Wenn eine Frau durch irgend etwas, was sie sieht oder hört, über-

rascht wird, so ruft sie aus: N'ya! Wird aber ein Mann überrascht, so spricht er: T'ya! und es würde nach indianischen Begriffen gegen alle Regeln der Schicklichkeit und des Anstandes verstoßen, wenn ein Mann sich herabließe, N'ya! zu rufen, oder wenn eine Frau sich anmaßte, das nämliche Ausrufungswort: T'ya! zu gebrauchen. — Ich könnte noch andere komische Beispiele der nämlichen Art geben. Sie haben verschiedene Wörter für ältester Bruder, älteste Schwester, und für Bruder und Schwester im Allgemeinen. Bruder ist ein gewöhnlicher Ausdruck des Wohlwollens, Vater der Ehrfurcht und Großvater Bezeichnung der größten Ehrfurcht.

Sie haben keine Laute für Verwünschungen und Flüche. Die Hand schließen, sie dann vorwärts werfen und plötzlich mit einem Ruck öffnen, ist die Geberde der größten Verachtung, und der Ausdruck: »schlechter Hund,« der stärkste Ausdruck der Beschimpfung und des Tadelns. Beides sind unverzeihbare Beleidigungen und werden selten gebraucht.

Der Ausdruck einer Mutter, die ihr Kind lieblos will, ist, »mein Vogel,« und zuweilen scherzhaft, »mein alter Mann.« Auf meine Frage, welche Wörter als Vorwurf oder Drohung gebraucht würden, sagte man mir: die indianischen Kinder würden nie gescholten.

Der gewöhnliche Gruß zwischen Indianern und Weißen ist: »Bo - jou,« von den frühern französischen

Anfiedlern erborgt, welche die ersten Europäer waren, mit denen die Nordwest-Indianer in Berührung kamen. Zwischen ihnen selbst giebt es keine angenommene Begrüßungsform. Wenn zwei Freunde nach langer Trennung sich begegnen, fassen sie sich bei den Händen und rufen aus: wir sehen uns! —

Ich habe, um eine indianische Phrase zu borgen, »wie ein Biber gearbeitet, und das Alles für Sie! — Das ist ein reicher und beschäftigter Tag gewesen; von allem Hören, Lernen, Kritzeln und Abschreiben ist mein Verstand wie meine Feder ganz zu einem Stümpfchen geworden. Bevor ich aber meine neuen Notizen Ihnen mittheile, muß ich erst einiges Wenige vorausschicken. Ich werde Ihnen nämlich nichts von allbekannten indianischen Sitten erzählen, noch Anekdoten wiederholen, die in allen gewöhnlichen Reisebeschreibungen zu finden sind. Mit dem allgemeinen Charakter indianischen Lebens und indianischer Gebräuche sind Sie bereits vertraut, da Sie die Werke von Cooper, Washington Irving, Carl Hoffmann und Anderen gelesen haben. Zu diesen Quellen des Unterrichts kann ich nur ein Zeugniß von der Kraft, Lebendigkeit und Wahrheit der Zeichnung, welche diese entworfen haben, hinzufügen. Jeden Augenblick belustigt mich die Uebereinstimmung dessen, was ich sehe, mit dem, was ich gelesen; doch muß ich gestehen, nie etwas Aehnliches gelesen zu haben, was den indianischen Erdichtungen gleich käme, die ich aus der

ersten und echten Quelle für Sie abgeschrieben. Sie können sich denken, daß unter einem Volke, das in seinem Leben nur wenige und einfache Gegenstände hat, die Gesellschaft nicht sehr glänzend und das Gespräch nicht sehr unterhaltend sein kann. Das Stillschweigen des Indianers beruht nicht auf seinen Begriffen von Ernst, Anstand und persönlicher Würde, sondern eher auf Mangel an Gedanken oder Gegenständen des Interesses. Henry gedenkt der trüben, langen Winter, die er in dem Wigwam seines Bruders Wa-wa-tam erlebte, dessen Familie wohlwollend und verständig war, — er hatte nichts zu thun, als zu rauchen. »Unter den Indianern,« sagt er, »gibt es wenig Gegenstände der Unterhaltung, sie sind auf die Verrichtungen des Tages und die Vorfälle auf der Jagd beschränkt.« Der Mangel an aller Abwechslung in ihrem Leben und an jeder geistigen Unterhaltung ist eine Ursache ihrer Leidenschaft für das Spiel und die hitzigen Getränke. Die Jagd ist für sie eine schwere Arbeit, keine Erholung — das Mittel zum Leben, nicht das Mittel zur Anregung. Sie haben jedoch eine Belustigung, von der ich mich nicht erinnere, daß sie irgendwo schon erwähnt worden sei. Gleich den Arabern nämlich haben sie unter sich Erzähler von Profession; Leute, die von Haus zu Haus gehen und die Bewohner mit Sagen unterhalten, mit Kriegsgeschichten und den Thaten ihrer Vorfahren, oder mit eigenen Erdichtungen, die zuweilen die Form der

Allegorien und Parabeln haben, und bestimmt sind, eine moralische Lehre zu geben, oder mit übertriebenen Erfindungen, die keinen andern Zweck haben, als Verwunderung und Erstaunen zu erregen. Man schätzt diese Geschichten=Erzähler je nach ihrer Rednergabe und nach dem Eindrucke, den ihre Erdichtungen machen; sie sind jeder Zeit willkommen — und gewiß, den besten Platz im Wigwam und die beste Mahlzeit zu erhalten, wo sie hingehen. Auch andere Individuen, die jedoch keine Geschichten=Erzähler vom Fache sind, besitzen diese Gaben des Gedächtnisses und der Erdichtung. Mrs. Schoolkraft erwähnte einen Indianer, der bei dem Sault St. Maria lebt, und auf diese Weise seine Familie beinahe jeden Abend, ehe sie schlafen geht, unterhält und unterrichtet. Ihre eigene Mutter ist gleichfalls wegen ihres Reichthums an mündlichen Sagen und ihrer dichterischen und erfindungsreichen Gaben wegen berühmt. Sie hatte dieselben von ihrem Vater Waub=Djeeg geerbt, welcher der größte Dichter und Erzähler, so wie der größte Krieger seines Stammes war.

Die Geschichten, die ich Ihnen nach Hrn. Schoolkrafts Uebersetzung erzähle, haben wenigstens das Verdienst, echt zu sein, und werden sich Ihnen durch ihre Wildheit, durch ihr kindisches Wesen und dadurch empfehlen, daß sie allen andern Dichtungen ganz unähnlich sind. Die erste Geschichte beabsichtigt augenscheinlich, häusliche Einigkeit und brüderliche Liebe einzuflö-

ßen. Aus der zweiten eine Moral zu ziehen, dürfte wohl schwer sein, es sei denn die, daß Muth, Beharrlichkeit und List sicher sind, endlich sogar über Zauberkünste den Sieg davon zu tragen; aber sie ist wahrhaft malerisch, sonderbar und voll Einbildungskraft.

---



## Der verlassene Bruder.

---

An einem schönen Sommerabende, als die Sonne kaum noch eine Stunde hoch stand, schienen die sinkenden Strahlen derselben durch die schlanken Blätter der Ulmen, die einen kleinen Hügel umgürteten, auf welchem eine einsame indianische Wohnung stand. Das tiefe, tiefe Schweigen, das rundum herrschte, schien den Bewohnern dieser einsamen Hütte den langen Todes-schlaf zu verkünden, der jetzt im Begriff war, die Augen des Oberhauptes dieser armen Familie zu schließen. Sein schweres Athemholen wurde durch die Seufzer und das Schluchzen seiner Frau und seiner drei Kinder beantwortet; zwei der letztern waren bereits erwachsen, das dritte aber noch sehr jung. Dies waren die einzigen menschlichen Wesen um den sterbenden Mann. Die Thür der Wohnung war auf die Seite geschoben, um den erfrischenden Hauch des See's, an dessen Ufer sie stand, einzulassen, und als die kühle Luft die Stirn des armen Mannes berührte, empfand er auf einen Augenblick die Rückkehr seiner Kraft. Er richtete sich ein wenig in die

Höhe und wandte sich folgendermaßen an seine weinende Familie:

»Ich verlasse Euch — ich verlasse Euch! Du, die Du meine Gefährtin im Leben warst, wirst nicht lange nach mir bleiben; Du wirst mir bald in das angenehme Land der Geister nachfolgen. Daher hast Du nicht lange mehr in dieser Welt zu leiden. Aber ach, meine Kinder, meine armen Kinder! Ihr habt eben das Leben erst begonnen, und Unfreundlichkeit, Undank und all' seine Bosheit erwarten Euch. Ich habe mich seit mehreren Jahren mit Eurer und der Mutter Gesellschaft begnügt, und Ihr werdet finden, daß ich aus keinem andern Beweggrunde von andern Menschen mich fern hielt, als Euch vor bösem Beispiele zu hüten. Allein ich sterbe zufrieden, wenn Ihr, meine Kinder, mir versprecht, einander zu lieben und unter keinem Vorwande Euren jüngsten Bruder zu verlassen. Ihn übergebe ich Eurer besondern Sorgfalt — liebt und pflegt ihn!«

Der Vater war nun erschöpft, und von jedem seiner ältesten Kinder eine Hand fassend, fuhr er fort: »Tochter, verlaß nie Deinen kleinen Bruder! Mein Sohn, verlaß nie Deinen kleinen Bruder!« — »Niemals, niemals!« riefen Beide. — »Niemals, niemals!« wiederholte der Vater und verschied.

Der arme Mann starb glücklich, weil er glaubte, daß man seinen Befehlen gehorchen werde; die Sonne sank hinter den Bäumen nieder und ließ einen goldenen Him-

mel hinter sich, den die Familie immer mit Vergnügen zu betrachten gewohnt war; dieses Mal kümmerte sich aber Niemand darum. Die Wohnung, eine Stunde vorher so still, wurde nun mit lautem Geschrei und Klagen erfüllt.

Die Zeit schlich langsam fort. Fünf lange Monate waren verstrichen und der sechste war beinahe zu Ende, als auch die Mutter starb. In ihren letzten Augenblicken schärfte sie ihren Kindern das Versprechen ein, das sie ihrem Vater gegeben. Sie erneuerten dasselbe willig, weil sie von jedem persönlichen Beweggrunde frei waren, aus welchem sie es etwa hätten brechen können. Der Winter verstrich und der Frühling kam. Da das Mädchen das älteste war, so leitete sie die Brüder und schien eine zärtliche schwesterliche Neigung zu dem jüngsten zu haben, der kränklich und zart war. Der andere Knabe verrieth Zeichen von Selbstsucht und wandte sich folgendermaßen an seine Schwester:

»Schwester, sollen wir immer so leben, als gäbe es keine andern menschlichen Wesen in der Welt? Muß ich des Vergnügens, mich Männern anzuschließen, beraubt sein? Ich gehe, um die Dörfer meiner Brüder und meines Stammes aufzusuchen; ich habe es beschlossen und Du kannst mich nicht daran hindern.« Das Mädchen erwiederte: »Bruder, ich sage nicht Nein zu dem, was Du wünschest. Es wurde uns nicht verboten, uns zu Menschen zu gesellen, wohl aber wurde uns

geboten, uns zu lieben und uns einander nicht zu verlassen — trennen wir uns, um unsern eigenen selbstsüchtigen Wünschen zu folgen, sind wir da nicht genöthigt, unsern Bruder zu verlassen, den wir Beide zu erhalten verpflichtet sind?»

Der junge Mensch entgegnete auf diese Vorstellung nichts, sondern nahm seinen Bogen und seine Pfeile, verließ den Wigwam und kehrte nicht wieder zurück.

Viele Monate waren vergangen, seitdem er sich entfernt hatte, und das Mädchen sorgte immerfort freundlich und ausdauernd für die Bedürfnisse ihres kleinen Bruders, bis endlich auch sie der Einsamkeit und ihrer Sorge müde wurde. Die Jahre hatten ihre Kraft und Stärke, um für die Bedürfnisse des Haushaltes zu sorgen, vermehrt, zugleich aber auch den Wunsch nach Gesellschaft in ihr hervorgerufen und ihr die Einsamkeit mehr und mehr lästig gemacht. Endlich wurde sie ganz ungeduldig; sie dachte nur an sich, wie ihr ältester Bruder vor ihr gethan.

Nachdem sie eines Tages alle Vorräthe, die sie für außerordentliche Fälle aufgehoben, neben einander gesetzt und einen Haufen Holz vor die Thür gelegt hatte, sagte sie zu ihrem kleinen Bruder: »Bruder! Du darfst die Wohnung nicht verlassen. Ich gehe aus, um unsern Bruder zu suchen und werde bald wiederkommen.« Sie nahm hierauf ihr Bündel und ging fort, um die Wohnungen der Menschen aufzusuchen. Sie fand dieselben

balb, und gab sich den Vergnügungen ihrer neuen Lebensweise so sehr hin, daß nach und nach alle Zuneigung und Erinnerung an ihren Bruder aus ihrem Herzen verschwand. Endlich verheirathete sie sich, und nun dachte sie nie mehr an den armen Hülflosen, den sie in den Wäldern zurückgelassen hatte.

Mittlerweile hatte sich der ältere Bruder an den nämlichen Ufern des See's niedergelassen, neben welchem die Gebeine seiner Eltern ruheten und wo sein verlassener Bruder wohnte. Als nun der kleine Junge alle Borräthe aufgezehrt, die ihm seine Schwester gelassen, so sah er sich genöthiget, Beeren aufzulesen und nach Wurzeln zur Nahrung zu graben. Der Winter kam und das arme Kind war seiner ganzen Strenge bloß gegeben; der Schnee bedeckte die Erde; er war genöthiget die Wohnung zu verlassen, um Nahrung zu suchen, und schweifte ohne Ddbach, ohne Behausung umher. In den Spalten alter Bäume brachte er oftmals seine Nächte zu und genoß die Ueberbleibsel, die die Wölfe ihm gelassen. Bald hatte er kein anderes Hülfsmittel als dieses, und Nahrung suchend, wurde er so furchtlos gegen diese Thiere, daß er sich dicht neben sie setzte, während sie ihren Raub verzehrten; die grimmigen, hungrigen Thiere selbst schienen seine Lage zu bemitleiden und ließen immer etwas für ihn übrig. So lebte er durch die Güte der Wölfe bis zum Frühjahr. Sobald der See vom Eise befreit war, folgte er seinen neuen Freun-

den an das Ufer. Einst fischte nun sein Bruder am Ufer weit in den See hinein in seinem Canoe, als er das Geschrei eines Kindes zu hören glaubte, und sich wunderte, wie ein solches an dem traurigen Strande leben könne. Er horchte aufmerksamer, hörte, wie der Schrei sich wiederholte, und ruderte so schnell als möglich an das Ufer. Hier sah und erkannte er nun seinen kleinen Bruder, den er mit klagender Stimme singen hörte:

Neesya, neesya; shyegwich qushuh  
Ween, nee myee quniwh.

»Bruder, Bruder! ich werde jetzt ein Wolf, ich werde jetzt ein Wolf! Nachdem er aufgehört hatte zu singen, heulte er gleich einem Wolfe, und als sein Bruder sich ihm näherte, erschrak er, ihn halb als Wolf, halb als Mensch zu finden. Er sprang an das Ufer, versuchte, ihn in seine Arme zu schließen und sagte besänftigend: »Bruder, Bruder, komm zu mir!« Aber der Knabe wich der Umarmung aus und floh, während er fliehend immer sang: »ich werde ein Wolf, ich werde ein Wolf,« und am Ende des Gefanges fürchterlich heulte.

Der ältere Bruder, dessen Gewissen erwachte und der alle seine Liebe zurückkehren fühlte, rief in der Angst aus: »Bruder, ach mein Bruder, komm zu mir!« Je näher er aber dem Kinde kam, desto schneller ging die Verwandlung vor sich. Er sang immer fort und rief

während des Gefanges heulend bald seinen Bruder, bald seine Schwester bei ihren Namen, bis die Verwandlung vollendet war und er als ein vollkommener Wolf nach den Wäldern floh. Zuletzt schrie er noch: »ich bin ein Wolf« und war dem Gesichtskreise seines Bruders bald entschwunden.

Der junge Mann fühlte die Bitterkeit der Reue sein ganzes Leben hindurch, und als die Schwester das Geschick ihres kleinen Bruders, den sie zu lieben und zu schützen versprochen, hörte, so vergoß sie viele Thränen und betrauerte ihn bis zu ihrem Tode.

---

## Mishosha, oder der Zauberer und seine Töchter.

---

In einem frühern Zeitalter der Welt, als die Erde weniger Bewohner zählte, als jetzt, lebte ein Indianer, der eine Frau und zwei Kinder hatte, in einer zurückgezogenen Lage. Verborgten in der Einsamkeit des Waldes, sah er nicht leicht Jemanden außer den Seinigen. Diese Lage war seiner Beschäftigung mit Jagd und Fischfang günstig und sein Leben verstrich in ununterbrochener Zufriedenheit, bis er Ursache hatte, die Zuneigung und Treue seines Weibes zu bezweifeln.

Diese Frau hegte im Geheimen eine Leidenschaft für einen jungen Jäger, dem sie zufällig im Walde begegnet war, und verlor keine Gelegenheit, ihn in seiner Annäherung zu ermuntern; sie sann sogar darauf, ihren Mann zu tödten, von dem sie richtig schloß, daß er sie umbringen werde sobald er hinter ihre Untreue kommen sollte. Dieser ihr Plan wurde jedoch durch die Wachsamkeit ihres Mannes vereitelt, welcher, einmal mißtrauisch gemacht, sie genau zu bewachen sich vornahm, um sich von der Wahrheit zu überzeugen, ehe er be-



schlüsse, wie er handeln wolle. Eines Tages folgte er ihr verstohlen in einiger Entfernung und verbarg sich hinter einem Baume. Er sah bald einen schlanken hübschen Mann seiner Frau sich nahen und sie in das Dickicht des Waldes führen.

Von ihrem Verbrechen jetzt überzeugt, dachte der Mann daran, sie im Augenblicke ihrer Rückkehr umzubringen. Mittlerweile ging er nach Hause und dachte über seine Lage nach. Nach manchem Kampfe mit sich selbst, entschloß er sich endlich, sie auf immer zu verlassen, indem er dachte, ihr eigenes Gewissen werde sie am Ende hinlänglich bestrafen, und vertraute ihrem mütterlichen Gefühle, daß sie für die zwei Knaben, die er hinterließ, sorgen werde.

Als die Frau zurückkam, sah sie sich in ihrer Erwartung getäuscht, ihren Mann in der Wohnung zu finden, weil sie sich vorgenommen hatte, ihn zu ermorden. Als sie sah, daß er von Tag zu Tag nicht zurückkehre, so errieth sie die Ursache seiner Abwesenheit und ging wieder zu ihrem Liebhaber, indem sie ihre zwei hülflosen Knaben zurückließ und zu ihnen sagte, sie gehe nicht weit, werde auch bald wieder kommen; in ihrem Herzen war sie aber entschlossen, sie nie wieder zu sehen.

Nachdem nun die verlassenen Kinder die Nahrungsmittel, die sich in der Wohnung vorfanden, aufgezehrt hatten, sahen sie sich genöthigt diese zu verlassen, um neue zu suchen. Der ältere Bruder besaß große Herz-

haftigkeit und dabei eine sehr große Zuneigung zu seinem kleinen Bruder, den er, so oft er müde wurde, trug und für den er alle wilde Früchte sammelte, die er gewahr wurde. So vertieften sie sich immer mehr in den Wald und verloren bald alle Spuren nach ihrer vorigen Wohnung, bis sie sich vollkommen in der Wildniß verirrt hatten. Glücklicherweise hatte der ältere Knabe ein Messer bei sich, mit dem er Bogen und Pfeile schnitzte, um für sich und seinen Bruder Vögel zu schießen. Von dieser Kost lebten sie lange Zeit; die schnell verstrich, sie wußten selbst nicht, wie? Endlich gewahrten sie, daß der Wald lichter und lichter wurde und bald fanden sie sich zu ihrem Entzücken an dem Ufer eines großen See's. Der ältere Bruder beschäftigte sich nun, für den jüngern einige Hülsen der wilden Rose zu pflücken, während dieser unterdessen zu seiner Belustigung Pfeile in den Sand schoß. Zufällig fiel einer derselben in den See. Der ältere Bruder, nicht geneigt, seine Zeit mit dem Schnitzen neuer Pfeile zu verlieren, watete in das Wasser, um ihn wieder zu holen. Als er eben nach dem Pfeile greifen wollte, kam mit Blitzes-Schnelle ein Canoe vorüber. Ein alter Mann, der darin saß, packte den erschrockenen Knaben und setzte ihn hinein. Vergebens beschwor ihn der Knabe mit den Worten: „Großvater — (ein allgemeiner Ausdruck der Hochachtung gegen alte Leute) bitte, nehmt meinen kleinen Bruder auch mit; allein kann ich nicht mit Euch gehen; er wird sterben,

wenn ich ihn verlasse.“ Der alte Zauberer, denn das war er, lachte ihn jedoch aus, gab seinem Canoe einen Schlag, ließ es gehen und glitt mit unglaublicher Schnelligkeit über das Wasser dahin. In wenigen Minuten erreichten sie den Wohnplatz Mishosha's, der im Mittelpunkte des See's auf einer Insel lag. Hier lebte er mit seinen beiden Töchtern und war ein Schrecken der Umgegend. Er führte den Knaben in die Wohnung; »hier, meine älteste Tochter,« sagte er, »hab' ich Dir einen jungen Menschen gebracht, der Dein Mann werden soll.“ Der Jüngling sah Verwunderung in dem Gesichte des Mädchens; sie erwiderte nichts und schien dadurch in den Befehl des Vaters zu willigen. Abends hörte der Jüngling die zwei Töchter mit einander sprechen. Schon wieder,« sagte die älteste, »hat unser Vater, unter dem Vorwande, mir einen Mann zu geben, ein neues Opfer hergebracht; wann in aller Welt wird seine Feindseligkeit gegen das Menschengeschlecht einmal aufhören? Wie lange werden wir noch Zeugen dieser gräßlichen, gottlosen, grauenvollen Auftritte sein müssen, wie wir sie täglich zu sehen verdammt sind? «

Als der alte Zauberer schlief, erzählte der Jüngling der ältesten Tochter, wie er fortgeführt und gezwungen worden sei, seinen hilflosen Bruder am Ufer zu verlassen. Sie gab ihm daher den Rath, aufzustehen, ihres Vaters Canoe zu nehmen und den Zauberspruch anzuwenden, den, wie er bemerkt, der Zauberer selbst ange-

wendet hatte; es werde, setzte sie hinzu, ihn schnell zu seinem Bruder tragen; er möge diesem Lebensmittel mitnehmen, ihm eine Wohnung zubereiten und vor Anbruch des Tages wieder zurückkehren. Er befolgte ihre Vorschriften auf das Pünktlichste, sorgte für den Unterhalt und das Obdach seines Bruders, sagte zu ihm, er werde in Kurzem wiederkommen, um ihn abzuholen, kehrte dann zu der bezauberten Insel zurück und hatte bereits seinen Platz in der Wohnung wieder eingenommen, ehe der Zauberer noch erwacht war. Während der Nacht wachte Mishosha einmal auf, und da er seinen Schwiegersohn nicht sah, fragte er seine älteste Tochter, was aus ihm geworden sei? Sie erwiderte, er sei eben erst hinausgegangen, und diese Antwort befriedigte ihn. Als er am Morgen den jungen Mann in seiner Wohnung fand, war sein Argwohn gänzlich beschwichtigt und er sagte: „ich sehe, meine Tochter, daß Du mir die Wahrheit gesagt.“

Sobald die Sonne am Himmel stand, wandte sich Mishosha folgendermaßen an den jungen Mann: »Komm, mein Sohn, ich möchte gern Möven-Eier sammeln. Ich weiß eine Insel, wo es deren eine große Menge giebt; ich wünsche, daß Du sie mir sammeln hilffst.«

Der junge Mann, der keinen triftigen Grund hatte, das Ansinnen abzulehnen, bestieg das Canoe. Der Zauberer gab dem Canoe einen Schlag, wie zuvor, gebot ihm zu gehen und — im Augenblicke waren sie an der

Insel. Sie fanden das Ufer mit Möven-Eiern bedeckt und die Insel von diesen Vögeln umschwärmt. »Geh, mein Sohn,« sagte der alte Mann, »geh und sammle sie; ich will unterdessen im Canoe bleiben.« Kaum aber war der junge Mann an's Land gestiegen, als Mishosha sein Canoe ein wenig vom Lande stieß und ausrief: »hört, ihr Möven, ihr habt schon lange von mir etwas erwartet, jetzt bringe ich euch ein Opfer; — fliegt hernieder und verzehrt es!« Hierauf schlug er sein Canoe, flog pfeilschnell davon und überließ den jungen Mann seinem Schicksale

Im Nu flogen die Vögel einer Wolke gleich zu ihrem Opfer hin und verfinsterten durch ihre Menge die Luft. Der Jüngling ergriff jedoch die erste Möve, die sich ihm näherte, zog sein Messer heraus und schnitt ihr den Kopf ab. Nachdem er ihr die Haut abgezogen, hing er diese nebst den Federn als Siegeszeichen an seine Brust und rief aus: »So werde ich es mit jeder von euch, die mir zu nahe kommt, machen! Laßt dies also bleiben und hört auf meine Worte. Menschenfleisch ist keine Nahrung für euch; wohl aber seid ihr durch den großen Geist dem Menschen zur Speise gegeben! Es steht nicht in der Macht des alten Zauberers, euch Gutes zu thun. Nehmt mich daher auf euren Rücken und tragt mich nach seiner Wohnung; ihr werdet sehen, daß ich nicht undankbar bin!« Die Möven gehorchten, sie sammelten sich in eine Wolke und trugen ihn schnell zu

der Wohnung des Zauberers, wo sie sogar noch eher ankamen, als dieser. Die Töchter waren über seine Rückkehr verwundert, Mishosha benahm sich indeß, als wäre nichts Besonderes vorgefallen.

Den folgenden Tag wandte er sich wieder an den Jüngling. »Komm, mein Sohn,« sagte er, »ich will Dich auf eine Insel bringen, die mit silbergleichen Rieselsteinen bedeckt ist. Ich wünsche, Du mögest mir einige sammeln helfen; sie werden schöne Zierden geben und besigen große Heilkräfte.« Als sie das Canoe bestiegen hatten, gebrauchte der Zauberer seinen Spruch, und in wenigen Augenblicken waren sie einer einsamen Inselbucht mit flacher, sandiger Küste zugeführt. Der junge Mann stieg, wie das erste Mal, an das Ufer. »Etwas weiter, weiter,« schrie der alte Mann: »oben auf dem Felsen wirst Du schöne finden,« und sein Canoe vom Ufer stoßend rief er aus: Komm, Du großer König der Fische; lange hast Du von mir ein Opfer erwartet, komm und verschling den Fremdling, den ich auf Deiner Insel an das Ufer gesetzt habe.« Unmittelbar darauf streckte ein unförmlich großer Fisch sein hervorragendes langes Maul aus dem See und öffnete, gegen das Ufer hingewendet, seine Kinnbacken, um das Opfer zu sich zu nehmen.

»Wann,« rief der junge Mann aus, indem er sein Messer herauszog und eine drohende Stellung annahm, »wann genossenst Du jemals Menschenfleisch? Ihr Fische

wurdet durch den großen Geist den Menschen zur Nahrung gegeben, und wenn ein einziger von euch jemals Menschenfleisch kostet, so werdet ihr alle sicherlich erkranken und sterben. Hört nicht auf die Worte des gottlosen, alten Zauberers, tragt mich lieber nach der Insel zurück; zum Danke will ich euch ein Stück rothes Tuch geben!»

Der Fisch willigte ein, erhob seinen Rücken über das Wasser, um den Jüngling darauf setzen zu lassen, nahm dann seinen Weg durch den See und setzte seine Bürde noch vor der Rückkehr des Zauberers wohlbehalten an das Land.

Die Töchter waren noch mehr erstaunt, ihn zum zweiten Male den Schlingen ihres Vaters entgangen zu sehen; der alte Mann beobachtete sein gewöhnliches Stillschweigen, konnte sich aber doch nicht enthalten, zu sich selbst zu sprechen: „Was ist das für eine Art von Jungen, der meine Macht immer unwirksam macht? Sein guter Geist wird ihn aber nicht immer retten; morgen will ich ihn sicherlich fangen!“ Er lachte dann laut ha, ha, ha.

Den folgenden Morgen wandte sich der Zauberer an den jungen Mann mit folgenden Worten: „Komm, mein Sohn, Du mußt mit mir gehen, um mir einige junge Adler zu verschaffen; ich möchte sie gern zahm machen und habe eine Insel entdeckt, auf welcher sie sich in großer Anzahl aufhalten.“ Nachdem sie die Insel

erreicht, führte Mishosha den Jüngling tief in das Land bis an den Stamm einer schlanken Fichte, auf welcher die Horste waren. »Nun, mein Sohn,« sagte er, »klettere auf diesen Baum und bringe die Vögel herunter.« Der junge Mann gehorchte und als er mit großer Anstrengung bis nahe an die Nester gelangt war, rief der Zauberer, den Baum anredend: »Strecke nun deine Arme zum Himmel und werde ganz dünn!« Der Baum erhob sich auf seinen Befehl; — der alte Mann fuhr hierauf fort: »hört ihr Adler, ihr habt lange schon eine Gabe von mir erwartet; ich schenke euch den Jüngling, der so verwegen ist, eure Jungen zu stören; streckt eure Klauen aus und ergreift ihn!« Nachdem er dies gesagt, überließ er den jungen Mann seinem Schicksale und kehrte nach Hause zurück. Der unerschrockene Jüngling zog aber sein Messer heraus, schnitt dem ersten, ihn drohenden Adler den Kopf ab, und rief, seine Stimme erhebend: »so werde ich mit jedem verfahren, der mir zu nahe kommt. Welches Recht habt ihr, ihr raubgierigen Vögel, Menschenfleisch zu fressen? Etwas darum, weil der alte, feige Zauberer euch dies geboten? Er ist ein altes Weib! Sehet, einen von euch hab' ich bereits getödtet; ehrt meinen Muth und tragt mich zu des alten Mannes Wohnung zurück, damit ihr sehet, wie ich ihn behandeln werde!«

Die Adler, erfreut über den Geist des jungen Mannes, willigten ein. Sich um ihn versammelnd, bildeten



sie aus ihren Rücken einen Sitz und flogen nach der bezauberten Insel. Als sie über dem See kreuzten, strichen sie über den alten Zauberer hin, der halb schlafend auf dem Boden seines Canoe lag und behandelten ihn höchst unwürdig.

Die Rückkehr des jungen Mannes wurde von den Töchtern freudig begrüßt, von dem Zauberer aber mit Zorn aufgenommen, der seinen Verstand anstrengte, um etwas Neues auszufinnen, wodurch er sich von einem Jünglinge, der von seinem guten Geiste so mächtig beschützt werde, befreien könne. Er lud ihn daher ein, mit ihm auf die Jagd zu gehen. Er nahm sein Canoe und fuhr mit ihm nach einer Insel, wo sie eine Hütte errichteten, um während der Nacht geschützt zu sein. Unterdessen veranlaßte der Zauberer einen großen Schneefall und einen von strenger Kälte begleiteten Sturmwind. Seiner Gewohnheit gemäß zog der junge Mann seine Mocassins und Weinbekleidungen aus und hing sie ans Feuer. Nachdem er eingeschlafen, benutzte der Zauberer die Gelegenheit, stand auf, nahm einen Mocassin und einen Legging, warf beide ins Feuer und legte sich dann selbst nieder. Am andern Morgen streckte er sich aus, stand auf und rief verwundert: »mein Sohn, was ist aus Deinem Mocassin geworden? Ich glaube, der Mond ist Schuld daran, der das Feuer anzieht und ich fürchte, sie sind hineingezogen und verbrannt worden.

Der junge Mann argwöhnte die wahre Ursache sei-

ling wachte angestrengt bis zum Anbruche des Tages, wo er der Schläfrigkeit, die ihn drückte, nicht länger widerstehen konnte und sich erlaubte, einen Augenblick einzunicken; das Canoe entschlüpfte und suchte den alten Mann, der bald sehr heiter heimkehrte. »Ha, mein Sohn,« sagte er, »Du gedachtest mir einen Streich zu spielen; er war recht klug, Du siehst aber, ich bin Dir zu alt,« und mit seiner gottlosen Lache lachte er wieder ha, ha, ha!

Nicht entmuthigt wandte sich der Jüngling kurze Zeit darauf wieder an den Zauberer: »Großvater, ich möchte gern meine Geschicklichkeit auf der Jagd versuchen; auf einer nicht fernen Insel soll es viel Wild geben; ich ersuche Euch, mich in Euerm Canoe dorthin zu bringen.« Sie brachten den Tag mit Jagen hin, und als die Nacht herankam, errichteten sie im Walde eine Hütte. Als der Zauberer in tiefen Schlaf versunken war, stand der junge Mann auf, nahm einen Moccasin und die Bekleidung eines Beines von Mishosha, die vor dem Feuer hingen und warf sie hinein, die List des alten Mannes erwiedernd. Er hatte ausgemittelt, daß der Fuß und das Bein die einzigen Theile am Körper des Zauberers waren, die die Geister, welche ihm dienten, nicht beschützen konnten. Alsdann beschwor er seinen Manito, einen Schnee mit kaltem Winde und eisigem Hagel zu erregen, legte sich hierauf neben dem alten Mann nieder und fiel von Neuem in Schlaf. Be-

stürzung malte sich auf dem Antlitze des Zauberers, als er am Morgen erwachte und sein Mocassin und seine Beinbekleidung nicht zu finden war. »Ich glaube, mein Vater,« sagte der junge Mann lächelnd, »es ist der Mond, der das Feuer anzieht, ich fürchte, Eure Kleidung ist hineingezogen und zerstört worden.« Dann stand er auf, gebot dem alten Manne, ihm zu folgen und begann die Morgenjagd. Er wandte sich oft um, um zu sehen, wie sich Mishosha hielte. Er sah ihn, beinahe starr vor Kälte, bei jedem Schritte stolpern, ermunterte ihn aber dennoch, ihm zu folgen, indem er sagte: »wir werden bald durch den Wald sein und das Ufer erreichen.« Er führte ihn aber rund herum, damit der Frost seine Wirkung thue. Endlich erreichte der alte Mann den Rand der Insel, wo auf die tiefe Waldung ein Strich weichen Sandes folgte. Er konnte aber nicht weiter gehen; seine Glieder wurden steif, widersezten sich jeder Bewegung und er sah sich in die Erde eingegraben; er streckte jedoch fortwährend seine Arme aus und schwang seinen Körper hin und her. Jeden Augenblick fand er die Erstarrung höher und höher steigen; fühlte, daß seine Beine gleich Wurzeln wuchsen, die Federn auf seinem Kopfe zu Blättern wurden, und in wenigen Secunden stand er als ein schlanker Uhorn da, der sich nach dem Wasser neigte. Der junge Mann bestieg das Canoe, sagte den Zauberspruch und wurde im Nu zu der Insel getragen, wo er den Töchtern seine Geschichte erzählte. Diese lob-

ten die That, kamen überein, menschliche Gestalten anzunehmen, die Frauen der jungen Männer zu werden und die Zauberinsel auf immer zu verlassen. Sie begaben sich sogleich auf das Festland, wo sie sämmtlich lange Zeit glücklich und friedlich zusammen lebten.

In dieser wilden Erzählung ist die Verwandlung des alten Mannes in einen Uhorn mit dem Geiste und der Genauigkeit eines Dvid erzählt.

Die dritte Geschichte scheint eine Warnung gegen väterlichen Stolz zu enthalten und nur kindlichen Gehorsam einzuprägen. Der Vogel, der hier Rothkehlchen genannt wird, ist drei Mal größer, als das englische Rothkehlchen, in seiner Gestalt und seinen Gewohnheiten aber ihm ganz gleich.

---

## Der Ursprung des Rothkehlchens.

---

Ein alter Mann hatte einen einzigen Sohn, einen hübschen, vielversprechenden Burschen, der das Alter erreicht hatte, das die Chippewas für geeignet halten, die langen unendlichen Fasten zu machen, um sich für das Leben einen Schutzgeist zu sichern, auf dem das künftige Glück oder Unglück beruhet und der den Charakter zu großen und edeln Thaten bildet.

Der alte Mann hatte den Ehrgeiz, daß sein Sohn in dem, was in seinem Stamme für das Weiseste und Größeste gehalten wurde, Jedermann übertreffen sollte und hielt es deshalb für nöthig, ihn viel länger fasten zu lassen, als irgend einer der Seinigen gethan, die wegen ihrer ungewöhnlichen Kraft oder Weisheit gefeiert wurden und deren Ruhm er beneidete.

Er wies ihn daher an, sich mit großer Ceremonie zu diesem wichtigen Vorhaben vorzubereiten. Nachdem er verschiedene Male in der Schwiz-Wohnung und im Bade gewesen war, befahl er ihm, sich auf eine reine Matte in einer kleinen Wohnung, die eigends für ihn zurecht gemacht worden war, niederzulegen, indem er ihm

zugleich einschärftete, sich wie ein Mann zu betragen; nach Verlauf von zwölf Tagen solle er Nahrung und den väterlichen Segen empfangen.

Der Jüngling richtete sich genau nach dem Geheiß seines Vaters und lag mit bedecktem Angesicht vollkommen ruhig und erwartete die geistigen Besuche, die sein Glück oder Unglück besiegeln sollten. Sein Vater besuchte ihn regelmäßig jeden Morgen, um ihn in seiner Beharrlichkeit zu stärken, indem er sich über den Ruhm und die Ehre ausließ, die ihn durch das Leben begleiten würden, wenn er die volle, vorgeschriebene Zeit aushielte. Der Jüngling erwiderte nie etwas auf diese Ermahnungen und lag still, ohne Murren bis zum neunten Tage, wo er sich folgendermaßen an seinen Vater wandte: »Mein Vater! Meine Träume weissagen mir Unglück. Kann ich nicht jetzt meine Fasten brechen und zu einer günstigeren Zeit dieselben von Neuem beginnen?« Der Vater antwortete: »Du weißt nicht, was Du willst, mein Sohn! Wenn Du jetzt aufstehst, so wird Dein ganzer Ruhm verschwinden. Warte nur geduldig noch ein Bischen länger; Du hast nur noch drei Tage, um das zu erreichen, was ich wünsche; Du weißt, es gereicht Dir zu Deinem eigenen Besten.«

Der Sohn willigte ein, deckte sich noch wärmer zu und lag bis zum elften Tage, wo er seinem Vater die vorige Bitte wiederholte. Der alte Mann gab aber die nämliche Antwort, setzte jedoch hinzu, er werde ihm

morgen selbst sein erstes Mahl bereiten und es ihm selber bringen. Der Jüngling schwieg und lag wie todt. Niemand hätte wissen können, daß er noch lebe, hätte man es nicht an dem sanften Heben seiner Brust gesehen.

Den nächsten Morgen bereitete der Vater, hoch erfreut, seinen Zweck erreicht zu haben, ein Mahl für seinen Sohn und beeilte sich, es ihm vorzusetzen. Als er an die Thür kam, wunderte er sich, seinen Sohn mit sich selber sprechen zu hören; er stand still, um zu horchen und sah durch eine schmale Oeffnung. Wie war er aber erstaunt, als er seinen Sohn auf der Brust roth bemalt sah und gewahrte, wie derselbe sein Werk beendete, indem er, so weit seine Hand reichen konnte, die Farbe auf seine Schultern legte und zu gleicher Zeit sagte: »Mein Vater hat mich als Menschen vernichtet; er hörte nicht auf meine Bitte — jetzt wird er der Verlierende sein, während ich in meinem neuen Zustande für immer glücklich sein werde, weil ich meinem Vater gehorsam war. Er nur wird der Leidende sein, denn der Geist ist gerecht, ob er gleich mir nicht günstig war. Er hat mir Mitleid gezeigt und nun muß ich gehen.«

In diesem Augenblicke drang der Vater verzweiflungsvoll in die Wohnung, indem er ausrief: »Mein Sohn! mein Sohn! verlaß mich nicht! Aber sein Sohn war mit der Geschwindigkeit eines Vogels auf die Spitze der Wohnung geflogen und saß auf der höchsten Stange als ein schönes Rothkehlchen. Er sah mit einem Blick

des Mitleids auf seinen Vater nieder und sagte ihm, er werde jederzeit gern in der Nähe der menschlichen Wohnungen verweilen, — man werde ihn immer glücklich und zufrieden sehen durch die fortwährende Lebhaftigkeit und Freude, die er darlegen werde; — und immer werde er sich bemühen, seinen Vater durch seinen Gesang zu erheitern, was ihm einigen Ersatz gewähren möchte. Bei dem Verlust von Ehre, die er erstrebt habe, und obgleich nicht mehr Mensch, so werde er doch dem menschlichen Geschlechte immer ein Vorbote des Friedens und der Freude sein \*).

---

Es ist ein Irrthum, vorauszusetzen, daß diese Indianer Götzenbiener sind. Heiden und Abgöttische könnt Ihr sie nennen, wenn Ihr wollt, jedoch der Glaube an einen großen Geist, der alle Dinge geschaffen und über allen Dingen steht, der Glaube an den Unterschied zwi-

---

\*) Während diese Blätter schon im Druck sind, erfahre ich, daß die Erzählung des Rothkehlchens schon von einem amerikanischen Reisenden, dem Herr Schoolcraft sie mittheilte, veröffentlicht wurde. Demungeachtet behielt ich dieselbe bei, weil sie hübsch und phantastisch genug ist, um eine solche Wiederholung zu rechtfertigen, und überdem die Sitte, sich einen Schutzgeist zu erträumen, noch deutlicher darstellt.



schen Körper und Seele und an die Unsterblichkeit derselben — diese zwei erhabenen Gedanken dringen selbst durch den verwildertsten Aberglauben der Indianer. Niemand unter ihnen zweifelt an einem künftigen Zustande, obschon sie keine deutlichen und allgemeinen Lehren im Betreff des Zustandes der Seele nach dem Tode haben. Jeder Einzelne hat, wie es scheint, über diesen Gegenstand seine eigenen oder keine besonderen Gedanken. Im Allgemeinen jedoch nehmen sie ein Paradies an (das Land der Geister), in einer weit entfernten, südwestlich gelegenen Gegend, reich an Sonnenschein, ruhigen Seen, fischreichen Flüssen und Wäldern voll Wild, wohin sie durch den großen Geist geführt werden, und wo Diejenigen, die auf Erden getrennt waren, sich im Glück wiederfinden und nie mehr trennen.

Nicht der Mensch allein, sondern alles Lebende ist Geist und zur Unsterblichkeit bestimmt. Nach dem Glauben der Indianer und Sir Humphry Davy's stirbt nichts und nichts wird zerstört. Was uns als Tod und Zerstörung erscheint, ist nur Uebergang und Wechsel. Die Alten, sagt man (denn ich kann nicht aus eigener Kenntniß darüber urtheilen), erriethen ohne Teleskope und Logarithmen die tiefsten Grundsätze der Sternkunde und berechneten den Umlauf der Planeten. Auf gleiche Weise ist es diesen Indianern, die nie etwas von Philosophie oder Chemie hörten, gelungen, auf einige der größten Wahrheiten der Physik und Mathematik zu stoßen, sie

scheinen aber damit zufrieden, »Gott zu loben und nicht damit zu prahlen.«

Wahr ist es, daß sie in einigen Dingen von der orthodoxen Rechtgläubigkeit weit entfernt sind. Ihre Vorstellung von der Hölle scheint im Ganzen ungewiß und verneinend. Man nimmt eine einstweilige Verstoßung aus dem Lande der guten Geister, eine Trennung von früher verstorbenen Verwandten und Freunden und einen Zustand der Verdammung an, wo die strafwürdigen Seelen bestimmt sind, ohne feste Wohnsitze, einsam, ermüdet, rastlos und trübsinnig hin und her zu wandern. Für wie Viele ist bereits auf dieser Erde die indianische Hölle verwirklicht! Körperlicher Schmerz oder irgend ein Uebel, das die Uebung des Muthes erfordert, und welchem zu begegnen, welches zu ertragen männlich ist, scheint ihren Begriffen von Bestrafung fern. Sie glauben an böse Geister, aber von einem bösen Geiste, der mit dem großen Geiste das Weltall theilt, der seinem Willen widerspricht oder ihn vernichtet und sich ganz besonders damit beschäftigt, die Sünder zu quälen, — kurz, vom Teufel hatten sie sicher keinen Begriff, bis er durch Europäer eingeführt wurde, und diejenigen Indianer, denen die Höflichkeit nicht gestattet, diesem Glaubensartikel des weißen Mannes zu widersprechen, bleiben dabei, daß die ewigen Qualen nie für die Rothhäute, die besondern Günstlinge des großen Geistes, bestimmt seien, sondern nur für die weißen Männer.

Früher war es bei den Chippewas gebräuchlich, mancherlei Effecten mit den Todten zu begraben, solche nämlich, von denen man glaubte, daß sie ihnen auf ihrer Reise nach dem Lande der Geister nützlich sein könnten. Henry beschreibt auf rührende Weise das Begräbniß eines jungen Mädchens, das eine Art, ihre Schneeschuhe, einen kleinen Kessel, mehrere Paare Mocassins, ihren Schmuck und ihre Perlschnuren mit ins Land »Jenseits« erhielt, und, weil es ein weibliches Wesen und mithin bestimmt war, auch in der andern Welt, wie in dieser, zu arbeiten und Bürden zu tragen, — so war der Traggürtel und das Ruder nicht vergessen. Die letzte Handlung der armen Mutter, die weinend über dem todten Körper ihres Kindes lag, war, ihm eine Locke als Andenken zu nehmen. »Während sie dies that,« erzählt Henry, »bemühte ich mich, sie zu trösten, indem ich die gewöhnlichen Trostgründe vorbrachte, nämlich: daß ihr Kind glücklich sei, da es von den Beschwerden dieses Lebens befreit, daß sie sich des Grams enthalten möchte, da es ihr in der andern Welt glücklich und dauernd ersetzt werden würde. Sie antwortete: sie wisse das wohl; an der Haarlocke werde sie ihre Tochter in der andern Welt wieder erkennen. Darum wolle sie dieselbe mit sich nehmen, auf die Zeit hindeutend, in welcher diese Reliquie sammt dem Traggürtel und der Art auf ihr eigenes Grab gelegt werden würde.

Die Sitte, dem Todten solche Effecten mitzugeben,

wurde von der Pietät und Großmuth überlebender Freunde vormalß bis zum Uebermaaß getrieben, bis ein verehrter Häuptling, der ob seiner Tapferkeit und Talente unter den Indianern allgemein bewundert wurde, ein sinnreiches Mittel anwandte, seinem Volke eine Lehre zu geben. Er bekam einen Krankheitsanfall, und nach wenigen Tagen verschied er, oder schien zu verschwinden. Nachdem er aber in diesem todtenähnlichen Zustande einige Stunden gelegen, kehrte er ins Leben zurück, und als er seine Stimme und Sinne wieder erhalten, benachrichtigte er seine Freunde, daß er schon auf halbem Wege nach dem Lande der Geister gewesen sei und die Wege dahin mit den Seelen der Todten überfüllt gefunden habe, alle so schwer mit Flinten, Kesseln, Ketten, Decken und andern mit ihnen begrabenen Dingen beladen, so daß ihre Reise verzögert worden und sie schmerzlich über die Bürde geklagt hätten, welche Freundesliebe ihnen aufgeladen. »Ich will Euch sagen,« fuhr Gitchen Gauzinee (dies war sein Name) fort, »unsere Väter hatten Unrecht, sie haben zu viele Dinge mit den Todten begraben. Es ist ihnen zu schwer und sie klagten deshalb bitterlich gegen mich. Es giebt Viele, die wegen der schweren Last, die sie tragen, das Land der Geister noch nicht erreicht haben. Kleidung ist den Todten sehr dienlich, wie auch ihre Mocassins, um darin die Reise zu machen, und die Pfeife, um sich unterwegs zu erfrischen; — alles Andere aber vertheilt unter ihre Verwandten und Freunde.«

Dieser kluge Wink wurde gut aufgenommen. Der Gebrauch, Feuer auf dem Grabe anzuzünden, um dem abgeschiedenen Geiste auf dem Wege nach dem Lande der Todten zu leuchten, ist sehr allgemein und wird Sie an die orientalischen Gebräuche erinnern.

Hier eine Geschichte; sie ist zwar nicht neu, wird aber doch, wenn Sie sie noch nicht gelesen, zu Ihrer Unterhaltung etwas beitragen \*). Ein Chippewa-Häuptling, der seine Kriegshaufen gegen die Siour anführte, wurde von einem Pfeile getroffen und fiel. Ein Krieger, der auf diese Art fällt, wird nie begraben. Einem alten Gebräuche nach brachte man ihn in sitzende Stellung, den Rücken an einen Baum gelehnt, sein Gesicht nach den fliehenden Feinden hingewendet. Sein Kopfschmuck, sein Schmuck und seine ganze Kriegsrüstung wurde sorgfältig geordnet und so verließ man ihn. Der Häuptling war aber nicht todt; denn, obschon er sich weder bewegen noch sprechen konnte, so wußte er doch Alles, was um ihn her vorging. Als er sich nun von seinen Freunden gleich einem Todten verlassen sah, wurde er von Wuth und Verzweiflung ergriffen. Nachdem sie klagend Abschied von ihm genommen, stand er auf und folgte ihnen; allein sie sahen ihn nicht. Er folgte ihrem Wege, er ging, wo sie gingen, wenn sie liefen, lief auch er, la-

\*) Diese Geschichte steht in Schoolcrafts Reisen, einem Werke, das in Deutschland wenig bekannt ist.

gerten sie sich, um zu schlafen, so that er ein Gleiches; aber er konnte nicht mit ihnen essen, und wenn er sprach, hörten sie ihn nicht. »Ist es möglich,« rief er aus, »daß meine Brüder mich nicht sehen — mich nicht hören? Wollt ihr mich verbluten lassen, meine Wunden nicht verbinden? Wollt ihr mich verhungern lassen mitten unter Nahrungsmitteln? Haben meine Kriegsgefährten mich schon vergessen? giebt es keinen hier, der mich erkennt, oder einen Bissen Fleisch mir bietet.« So klagte er und machte ihnen Vorwürfe; jedoch der Ton seiner Stimme erreichte sie nicht. Wenn sie überhaupt etwas hörten, so hielten sie es für den Sommerwind, der in den Blättern rauschte. Die Kriegsschaaren kehrten nach ihrem Dorfe zurück, Frauen und Kinder kamen heraus, um sie zu bewillkommen, der Häuptling hörte ihre Fragen nach ihm und die Klagen seiner Freunde und Verwandten über seinen Tod. »Es ist nicht wahr,« kreischte er mit lauter Stimme, »ich bin nicht todt; — ich blieb nicht auf dem Schlachtfelde zurück; ich bin hier, ich lebe, ich bewege mich, seht mich doch, faßt mich an! Von neuem werde ich meinen Speer in der Schlacht erheben und meine Trommel beim Feste schlagen!« — Aber Niemand gewahrte ihn, seine Stimme hielt man für das Rauschen des Windes, der sich in den Zweigen der Räume erhob. Er ging nach seiner Hütte und fand seine Frau, wie sie eben das Haar sich austraufte und über seinen Tod weinte. Er versuchte, sie zu trösten; sie schien aber

unempfindlich für seine Gegenwart. Er beschwor sie, seine Wunden zu verbinden; sie regte sich nicht. Er legte seinen Mund dicht an ihr Ohr und schrie: »Ich bin hungrig, gieb mir zu essen!« Sie dachte, sie höre einen Musquito in ihrem Ohre sumsen. Dem Häuptling ging die Geduld aus; er nahm seine ganze Kraft zusammen und gab ihr einen derben Schlag an ihre Schläfe, — sie fühlte mit der Hand nach ihrem Kopfe und sagte: »Ich habe einen leisen Kopfschmerz.«

Als der Häuptling dies sah, kam er auf den Gedanken, sein Körper möchte wohl auf dem Schlachtfelde geblieben sein, während nur sein Geist unter seinen Freunden wäre. Er entschloß sich daher, zurückzukehren und ihn zu suchen. Vier Tagereisen weit war der Platz, und als am letzten Tage er sich ihm eben näherte, sah er auf dem Wege eine Flamme. Er suchte an der Seite vorbeizugehen; er mochte sich indessen hin wenden, wohin er wollte, so war sie immer vor ihm. »Du Geist,« rief er zornig aus, »warum hinderst du mich? Weißt du nicht, daß ich auch ein Geist bin und nur in meinem Körper wieder hineinzukommen suche? Glaubst du etwa, mich zur Umkehr zu zwingen, so wisse, daß ich nie durch die Feinde meines Volkes besiegt wurde und auch von dir nicht will bezwungen werden!« Nach diesen Worten nahm er sich zusammen und sprang durch die feindselige Flamme. Er fand sich unter einem Baume auf dem Schlachtfelde sitzen in seiner ganzen

Kriegsrüstung zur Seite den Bogen und Pfeil, gerade so, wie ihn seine Freunde verlassen hatten, und als er auffah, gewahrte er einen großen Kriegsadler auf den Zweigen. Es war der Manito, von dem er in seiner Jugend geträumt, sein Schutzgeist, der acht Tage über seinen Körper Wache gehalten und die wilden Thiere und Raubvögel von ihm abgewehrt hatte. Endlich verband er seine Wunden und erreichte, auf seinen Bogen und seine Pfeile gestützt, das Dorf. Hier wurde er von seinen Freunden mit Entzücken aufgenommen und beschloß die Erzählung seiner Abenteuer, indem er ihnen sagte: bis zum Lande der Geister seien vier Tagereisen; der Geist bedürfe jede Nacht eines Feuers; deshalb sollten seine Freunde und Verwandte vier Nächte hindurch das Leichenfeuer auf dem Grabe unterhalten, wo nicht, so würde der Geist genöthigt sein, es selbst anzufachen und zu schüren — ein Geschäft, das immer als slavisch und beschwerlich angesehen wird. Dies ist die Tradition, durch welche die Chippewas den Gebrauch, auf ihren Gräbern Feuer anzuzünden, erklären.

Die Indianer haben eine sehr bilderreiche Götterlehre, die einem Poeten vortreffliche Stoffe liefern könnte. Sie ist von der Vielgötterei der Griechen ganz verschieden. Die Götterlehre der Griechen personificirt die ganze Natur und verkörpert alle abstracten Begriffe. Die Indianer vergeistigen die ganze Natur; sie setzen zwar keine Dryaden und Faune in ihre Wälder, noch Najaden in



ihre Gewässer; jeder Baum aber hat seinen Geist, jeder Fels, jeder Fluß, jeder schimmernde Stern, jeder säuselnde Wind hat seinen Geist: Alles, was sie nicht begreifen, ist Geist. Mit diesem Begriffe erklären sie sich jedes Geheimniß oder machen vielmehr jedes Ding um sie herum zum Geheimniß, was eben so groß ist, als das der Vereinigung von Leib und Seele im Menschen. Eine Uhr, ein Compaß, ein Feuergewehr — jedes hat seinen Geist. Der Donner ist ein zorniger Geist, das Nordlicht sind tanzende Geister, die sich eine Freude machen, die Milchstraße der Pfad der Geister. Vögel betrachten sie, vielleicht wegen ihrer ätherischen Bewegung, als auf gewisse Weise mit der Geisterwelt vorzüglich befreundet. Nicht nur haben, nach ihrem Glauben, alle Thiere Seelen, sondern es herrscht bei den Chippewa-Indianern auch die Ueberzeugung, daß es diesen in der andern Welt um so besser ergehen werde, je mehr ihr Leben und ihre Genüsse in dieser verkürzt worden seien. Daher empfinden sie beim Jagen keine Reue; wenn sie aber einen Bären oder eine Klapperschlange getödtet haben, so bitten sie sie feierlich um Verzeihung und entschuldigen sich mit dem Grunde der Nothwendigkeit.

Außer dieser allgemeinen Vergeistigung des ganzen Universums, welches für den Indianer lauter Geist unter gewissen Formen ist, haben sie noch gewisse mythologische Existenzen. Manabozha ist ein Wesen, dem Siva in der Götterlehre der Hindus ähnlich. Die

vier Himmelsgegenden sind Geister; der Westen ist der älteste und Vater der Uebrigen, die einem schönen Mädchen, das sich eines Tages beim Baden vom Westwind umkosen ließ, ihr Dasein verdanken. Weeng ist der Geist des Schlafes, mit unzähligen untergeordneten kleinen Geistern, welche seine Botschafter sind. Sie haben das Geschäft, die Augen der Sterblichen zu schließen, indem sie leicht auf die Stirn derselben schlagen, um sie in den Schlaf zu klopfen. Dann haben sie Weendigos — große Riesen und Menschenfresser, gleich den Ascaparts und Morgantes in den alten Romanzen, und kleine, winzige Geister und Feen, die die Wälder und Wasserfälle bewohnen. Der Ribanaba, halb Mensch, halb Fisch, wohnt in den Gewässern des Dbern-Sees. Gespenster und Verwandlungen giebt es in Menge, wie Sie gesehen haben. Der Waschbär war vor diesem eine Muschel, die an dem Ufer des Sees lag und von den Sonnenstrahlen belebt wurde. Der indianische Name desselben bedeutet: er war eine Muschel. Aus dem Gehirn einer gottlosen Ehebrecherin, deren Schädel an dem Felsen eines Wasserfalles zerschellte, wurde der Weißfisch \*).

---

\*) Ich habe die Einzelheiten dieser phantastischen Geschichte über den Ursprung des Weißfisches gehört, kann mich aber derselben nicht erinnern. Ich glaube, die Frau wurde von ihren Söhnen getödtet. Die meisten der

Der Bereich der Hexereien, der Verzauberungen, der Talismane und Verwünschungen, die unter dem allgemeinen Namen der Medicin begriffen werden, ist ohne Grenzen. Henry erwähnt, daß einige Kaufleute unter den Handelsartikeln, welche sie mitgebracht, um sie gegen Pelzwerk zu vertauschen, auch eine große Sammlung kleiner, grober Bilder für Kinder herausgegeben, zu einem halben Pfennig an Werth, hatten. (Ich erinnere mich, sie als Kind gesehen zu haben.) Sie verkauften diese zu hohen Preisen als Medicin, d. h. als Talismane, und fanden, daß dies ein sehr einträglicher und beliebter Handelsartikel war. Eins von diesen, ein kleines Bild, einen Schiffer darstellend, der seine Geliebte küßt, war unter den jungen Leuten eine geachtete Medicin und wurde schnell als ein Liebeszauber verkauft. Ein Soldat, der das Gewehr präsentirt oder seinen Säbel schwingt, war eine Medicin zur Befehung des kriegerischen Muthes. —

---

oben erwähnten Umstände erfuhr ich durch mündliche Mittheilungen, so wie auch durch einige der Blätter, welche Herr Schoolcraft herausgegeben hat. Dieser würdige Mann hat mit noch mehreren Anderen 1832 eine Gesellschaft zu Detroit gegründet: »um die nordwestlichen Stämme im Evangelium zu unterrichten, ihre Geschichte und Aberglauben zu erforschen, und Ackerbau, Fleiß, Friede und Mäßigkeit unter ihnen zu befördern.«

Die Aerzte und Manitos der Indianer werden Sie an die Fetische der Neger erinnern.

Hinsichtlich des Glaubens an Wahrzeichen und Geisterbeschwörungen möchte ich wohl die Gewißheit erlangen, in wie fern wir civilisirte Weißen mit unseren Schulen, Geistlichen und Lehrern den sogenannten Wilden überlegen sind \*)?

---

\*) Einer der ausgezeichnetsten Männer unsers Zeitalters, der einen Namen zurückließ, welcher eben so dauernd sein wird als er groß ist, war als Knabe in beständiger Furcht vor seinem Lehrer, und in dem Seelenzustande, den solch eine beständige Furcht hervorbringt, ernannte er eine große Spinne zu seinem Fetisch oder Manito, und pflegte jeden Tag zu derselben zu beten, damit er nicht geschlagen werde. — *The Doctor*. Vol V. — Als Kind wurde ich selbst zu einer Zauberin geführt, um von einer zufälligen Brandwunde durch Zauberei und Beschwörungen geheilt zu werden. Ich war ungefähr sechs Jahr alt, und erinnere mich noch sehr gut des ganzen Auftritts, welcher einen tiefen Eindruck auf meine kindliche Phantasie zurückließ.

---

Who would believe that with a smile, whose blessing  
 Would, like the patriarch's, soothe a dying hour;  
 With voice as low, as gentle, as caressing,  
 As e'er won maiden's lip in moonlit bower;  
 With look, like patient Job's, eschewing evil;  
 With motions graceful as a bird's in air;  
 Thou art, in sober truth, the veriest devil,  
 That e'er clench'd fingers in a captive's hair!

*Halleck*

Mr. Johnson sagt mir, was mich sehr erfreut, daß mich die Indianer lieben und mit meiner Gegenwart und dem Interesse, das ich für sie an den Tag lege, zufrieden sind und daß ich der Gegenstand vieler Gespräche und Nachsinnens bin. Da ich in Sitten und Gesichtsfarbe den europäischen Frauen, die sie zu sehen gewohnt sind, unähnlich bin, so haben sie mir, wie er sagt, unter sich einen Namen gegeben, der das deutlichste Charakteristische meiner Erscheinung ausdrückt, indem sie mich die weiße oder hübsche englische Häuptlingin (Ogima quay) nennen. Ich bin sehr vertraut mit ihnen, und werde immer mit lächelnder, guter Laune empfangen. Mit Hülfe weniger Worte, als: eiani ein Mann, miano gut, mudjee schlecht, mee gwedge ich danke, maja guten Tag, mit Nicken, Lächeln, Zeichen-

machen und freundlichem Handfassen halten wir sehr beredte Gespräche. Sogar die kleinen Kinder lächeln mir aus ihren komischen Wiegen zu, die um ihrer Mutter Hals geschlungen sind und mit Hilfe von Perlen und Spielereien aus dem Kaufladen des Dorfes geht Alles vortrefflich, außer wenn sie mich um »englische Milch« (Rum oder Whisky) ansprechen, dann runzle ich die Stirn so viel ich kann und schreie mudjee! mudjee! schlecht, schlecht! dann lachen sie und wir sind wieder Freunde.

Die Scenen, die ich zuerst beschrieb, wiederholen sich immer. Jeden Morgen, wenn ich mein Zimmer verlasse und in den Thorweg komme, habe ich ein ho-jou zu wechseln und zwanzig bis dreißigen meiner Lärmenden, dunkeln, fettigen, gemalten, in Decken gehüllten Freunde die Hand zu geben; heute hatten wir aber einige neue Auftritte.

Ich vergaß indeß, Ihnen zu erzählen, daß gestern Nachmittag eine zahlreiche Flotte Canoes, wenigstens dreißig bis vierzig an der Zahl, anlangte. Da der Wind frisch aus Westen blies, kam ein jedes mit seinem viereckigen, aus einer Decke verfertigten Segel mit außerordentlicher Schnelligkeit über das Wasser daher: es war ein schöner Anblick. Dann gab es hier den gewöhnlichen Lärm, das Aufbauen des Wigwams, das Feueranmachen und Kochen längs des ganzen Ufers, das jetzt sehr besetzt ist, und Kreischen, Jauchzen und

Tanzen bei dem Whisky-Laden. — Dies Alles habe ich Ihnen jedoch schon einmal beschrieben.

Auf Anlaß dieser neu Angekommenen geschah es vermuthlich, daß wir heute Morgen nach dem Frühstück eine große Besprechung oder Berathung hatten, der ich beiwohnen durfte, oder wie die Franzosen sagen, assistiren.

Es waren hier vier und funfzig ihrer Häuptlinge oder vielmehr ihrer bedeutendsten Männer, und nicht weniger als zweihundert Indianer rund um das Haus; ihre schwarzen, lebendigen Gesichter füllten Fenster und Thorwege; sie waren aber still, ruhig, und Keiner, außer den zuerst Eingelassenen, versuchte hereinzugehen. Alle faßten bei dem Hecintreten meine Hand; Einige hatte ich zuvor schon gesehen, Andere waren mir ganz fremd, doch bemerkte ich keinen Blick des Erstaunens, und Alles war ungezwungene, ernste Selbstbeherrschung. Einer solchen Anzahl so vollkommener Gentlemen in ihren Manieren bin ich nie begegnet.

Der Rath war übereingekommen, sie zu fragen: ob sie geneigt seien, Güter anzunehmen anstatt Thaler, als Zahlung der ihnen schuldigen Renten für den Verkauf ihres Landes, die nach dem Handelscontracte in Gelde zu zahlen waren. Die weißen Männer rechnen so sehr darauf, jedes Geschäft nach ihrer Weise mit den armen Indianern abzumachen, so daß ein Kaufmann mit der Regierung contrahirt hatte, die Waaren zu liefern, die die Indianer noch gar nicht anzunehmen eingewil-

ligt hatten. Er war gerade auf der Insel, da er mit mir im Dampfboote angekommen war.

Als die Häuptlinge hereinkamen, setzten sie sich auf den Boden. Die Hauptperson war ein ehrwürdiger alter Mann, der nicht sprach. Der Sprecher des Haufens trug einen langen, wollenen Deckenrock, einen karmoisinrothen Gurt, ein schwarzes Halstuch, Beinbekleidungen und Mocassins. Auch war hier ein gut aussehender junger Mann, nach europäischer Sitte schwarz gekleidet, zugegen. Er war gemischten Blutes, französisch und indianisch und durch katholische Priester früh nach Europa in das Collegium der Propaganda zu Rom gebracht worden, und war nicht längst zurückgekommen, um sich als Lehrer und Dolmetscher unter seinem Volke niederzulassen. Außer Herrn Schoolkraft war er der Einzige, der auf einem Stuhle saß, und er bewachte die Vorgänge mit großer Aufmerksamkeit. Indem ich einen nach dem andern dieser Häuptlinge genau betrachtete, bemerkte ich, daß fünf oder sechs gute Köpfe hatten — gut entwickelt, verständig und wohlwollend. Der alte Häuptling und mein Freund, der Regen, stachen unter Allen hervor, wie auch ein alter Mann mit einem schönen vollen Kopfe und hoher Stirn, gleich dem Gemälde von Rothjackete \*), und ein junger Mann von angenehmem Aeußern, an dessen Gürtel zwei Kopfhäute

\*) Ein Bild von Weir, im Besitz von Samuel Barb, Esqr. in Newyork.



hingen. Einige Gesichter waren mild und leer, andere dumm und grob, in keinem aber war eine Spur von Unverschämtheit und Wildheit oder der niedrige Ausdruck, den ich bei den verstorbenen Europäern der niedrigsten Klassen angetroffen. Die schlechteste Physiognomie war die eines berühmten Medicin-Mannes — sie war niedrig und schlau. Nicht nur das Aussehen, sondern auch die Gesichtszüge waren verschieden; sogar das unterscheidend Charakteristische an den Indianern, das kleine, tiefliegende Auge, das breite Gesicht, die hervorragenden Backenknochen waren nicht allgemein. Es gab unter ihnen regelmäßige Gesichtsbildungen, längliche Gesichter, gebogene Nasen. Ein Anführer hatte einen Kopf und ein Gesicht, das sehr an den Marquis Wellesley erinnerte. Alle sahen schmutzig, ernst und malerisch aus; nachdem sie sich auf den Boden niedergesetzt, zogen die meisten ihre Tabacksbeutel heraus und brannten ihre hölzernen Pfeifen an.

Offenbar war ihnen der gemachte Vorschlag zuwider. Der Redner hielt, nachdem er mit dem Anführer geflüstert hatte, eine lange, heftige Rede mit lauter, nachdrücklicher Stimme, und bei jeder Pause riefen die Zuhörer zum Zeichen ihrer Einwilligung »haha« aus. Ich bemerkte, daß er mitunter einen Spaß machte, der ein allgemeines Lächeln, sogar bei dem Dolmetscher und Herrn Schoolcraft hervorrief. Wenige Sätze wurden übersetzt, aus denen ich abnahm, daß sie das Anerbie-

ten als eine Verletzung des Vertrages, welchen ihr großer Vater in Washington (der Präsident) mit ihnen abgeschlossen habe, ablehnten. »Sie bedürften keiner Waaren — sie bedürften der ausgemachten Dollars.« Viele der jungen Leute hatten sich von den Kaufleuten Waaren auf Credit verschafft und verzichteten daher auf den ihnen gebührenden Geldantheil, um ihre Schulden zu bezahlen; — kurz, die Verweigerung war deutlich und entschieden. Ich fürchte jedoch, sie wird ihnen nicht viel helfen \*). Die niedrige Klein-Krämer-Art, in welcher die amerikanischen Beamten ihre Verträge mit den Indianern schließen (und brechen), ist schamlos. Ich traf Keinen, der es zu leugnen oder zu entschuldigen versuchte. Mr. Schoolkraft sagte mir, so lange er indianischer Agent gewesen (fünfundzwanzig Jahre), habe er nie erlebt, daß die Indianer einen Vertrag verletzt oder ein Versprechen gebrochen hätten. Von seiner Regierung könne er das nicht rühmen. Das gegenwärtige

\*) Seit meiner Rückkehr nach England fand ich folgende Stelle im Morning Chronicle aus einer amerikanischen Zeitung entlehnt: »Die Indianer von Michigan haben empörende Mordthaten begangen, weil ihnen die vom Ländereiverkauf schulbigen Zahlungen in Waaren, anstatt in Geld geleistet wurden, und man hegt hierüber ernstliche Besorgnisse. Die unglücklichen Ermordeten waren, aller Wahrscheinlichkeit nach, Ansiedler, welche keinen Theil bei diesem Geschäft hatten, wahrscheinlich Kinder und Frauen; das ist aber das bekannte Wiedervergeltungsrecht der Indianer.

Geschäft sei ihm zuwider, er sehe sich aber genöthigt, dem Vorsteher seines Departements zu gehorchen.

Die Indianer selbst machen witzige Späße über die schlechte Treue der »großen Messer \*)« »Vater,« sagte einer der ausgezeichneten Pottowatamier, die Hauptperson bei dem Vertrage von Chicago, »Vater, Ihr habt Euren rothen Kindern mehrere Versprechungen gemacht und das Geld auf den Tisch gelegt; so schnell ihr es aber darauf legtet, eben so schnell ist es wieder herunter gefallen, auf eine Weise, die uns ganz unerklärlich ist. Wir wissen nicht, was daraus geworden. Wenn wir zusammenkommen und es unter uns vertheilen, so ist es Nichts, und wir bleiben arm, wie immer. Mein Vater, ich erkläre Euch nur die Worte meiner Brüder. Wir können nur das sehen, was vor unsern Augen ist, und sind unfähig, alle Dinge zu begreifen.« Dann wies er auf eine Zeitung, die auf dem Tische lag und fuhr fort: »Ihr seht das Papier auf dem Tische vor Euch — es ist doppelt. Was auf dem obern Blatte ist, könnt Ihr sehen, nicht aber das was auf dem untern steht; wir können nicht angeben, wo unser Geld hinkommt.«

---

\*) Die Indianer gaben den Amerikanern den Namen Chesmofomaun (lange oder große Messer) im Jahre 1793, als sie vom General Wayne beim Miami-Fluß geschlagen wurden und so viel von den Säbeln der Cavallerie zu leiden hatten.

Diesmal sprachen zwei Redner und die Berathung währte beinahe zwei Stunden; ich verließ aber das Zimmer lange zuvor, ehe die Verhandlungen geschlossen wurden. Ich muß Ihnen nothwendig gestehen, — ich kann ein unangenehmes Hinderniß des nähern Umgangs mit diesen Leuten nicht überwinden. Der echte Indianer hat einen höchst eigenthümlichen Geruch, ganz unähnlich irgend einem Geruche, der je meine ekeln Sinne belästigte. Man sollte über diese Dinge hinwegkommen, und genau genommen, ist er nicht so widrig, als er eigenthümlich ist. Sie haben vermuthlich gehört, daß Pferde, die in den weißen Ansiedlungen aufgezogen sind, einen Indianer schon in bedeutender Entfernung riechen können und sichtliche Zeichen der Unruhe und des Schreckens verrathen, wenn sie einen Indianer in der Luft wittern. Was mich betrifft, so konnte ich über der Stelle, auf welcher ein Wigwam gestanden hatte, obschon es seit vielen Stunden abgebrochen und der Boden am Rande des Wassers hart und steinig war, den Indianer in der Luft riechen. Sie können daher begreifen, daß funfzig von ihnen, in Einem Zimmer versammelt, dazu der Geruch ihres Tabacks, der abscheulich ist, und das Rauchen mit allen seinen Neben Umständen, die ich verschweigen will, mich von der Stelle trieben. Ja, es ist wahr, eine Frau von zarten Gewohnheiten muß manche unangenehme Dinge er-

tragen lernen, wo nicht — so thut sie besser. sie bleibt zu Hause!

Nachmittags benachrichtigte mich Mr. Johnson, daß die Indianer zu meiner Unterhaltung einen Tanz anstellen wollten. Ich war natürlich sehr dankbar und erfreut. Beinahe in demselben Augenblicke hörte ich auch ihr Schreien und Kreischen längs des Ufers sich erheben, von dem Takte ihrer eintönigen Trommel begleitet. Wir hatten auf einer erhöhten Terrasse hinter dem Hause Platz genommen, — einer Art kleiner Grasplatz, nach der Felsenseite hin — die steilen Felsen, mit Bäumen und Gebüsch umgeben, erhoben sich hoch, gleich einer Mauer, über uns; der glanzvolle Sonnenschein eines wolkenlosen Sommertages war über unsern Häuptern — der blendende blaue See, und seine Inseln zu unsern Füßen. Sanft und elvisch in seiner Schönheit war Alles um uns her — und als diese wilden, mehr als halb nackten Gestalten herauftamen, springend, jauchzend, trommelnd, kreischend, scheußlich bemalt und ihre Keulen, Tomahawks, Wurffspieße schwingend, war es, als gäbe es eine Maskerade von Teufeln, die ins Paradies einbrechen. Es war eine lächerliche und schreckliche Phantasmagorie. Von ihrer Art, sich zu kleiden, sage ich nichts, — denn, wie man weise spricht, aus nichts wird nichts; indeß, wenn nach unserm großen, modernen Philosophen »alle Symbole Kleider sind,« so waren meine indianischen Freunde so

wenig symbolisch, als Sie nur immer zu denken wagen können — *passons la dessus*. Waren die Decken und Beinbekleidungen bei Seite gelegt: so waren dagegen alle Hülfsmittel der indianischen Toilette, ihr ganzer Vorrath von Federn, Bärenklauen, Habichtsglocken, Roth, Ruß und Grünspan als Dekoration benützt, — und nicht zwei einander gleich. Ein Mann trug 3 oder 4 Haarperrücken, welche von den Mähnen und den Schweifen der Thiere zusammengesetzt waren; ein anderer trug ein Hirschgeweihe, ein dritter hatte den Kopf mit der Haut und den Federn eines Kranichs oder irgend eines andern Vogels der Art herausgepußt und der lange Schnabel desselben ragte an der Stirn hervor; ein vierter hatte die Schale einer kleinen Schildkröte auf seinem Rücken hängen und hinten herab baumelnd; ein fünfter hatte das Fell eines Iltis zu diesem Zwecke benützt. Einer hatte sein rechtes Bein mit rothen Balken und das linke mit grünen Linien bemalt. Zweifarbige Augen und Gesichter, grüne Nasen und blaue Kinne, oder umgekehrt, waren allgemein. Ich bemerkte, daß in dieser lächerlichen Verunstaltung, in dieser Sorgfalt, alles Symmetrische oder Harmonische in Form und Farbe zu vermeiden augenscheinlich etwas Studirtes und Künstlerisches lag. Das Orchester bestand aus zwei Trommeln, zwei Klappern und einem Chor von Stimmen. Der Gesang war ohne Melodie — eine immerwährende Wiederholung von drei oder vier Noten, trübe,

hart, einförmig. Eine Flagge wurde in den Boden gesteckt, und um diese begannen sie nun ihren Tanz, — wenn man dies Tanz nennen konnte. — Die Bewegungen bestanden in dem abwechselnden Erheben des einen, dann des andern Fußes, in dem Hin- und Herschwingen des Körpers. Hin und wieder hielten sie inne und stießen das fürchterliche, verlängerte, erschreckliche Geschrei aus, das von den Klippen wiederhallte, meine Ohren durchbohrte und meine Nerven erzittern machte. Die ganze Darstellung war vollkommen barbarisch und in ihrer Art ein vollkommenes Ganze. Eine Zeitlang betrachtete ich es mit Neugierde und Interesse; jedoch der angeborene Ekel gegen Alles, was Mißklang und Ungestalt ist, der in mir wohnt, machte es unerfreulich, davon Zeuge zu sein. Es beleidigte alle meine Empfindungen schrecklich. Mitten inne hatte ich einen dieser wunderlichen, unerklärbaren Gedanken-Übergänge, welche durch irgend eine physische oder geistige Gegenwirkung angeregt werden können, zufolge eines Naturgesetzes, welches Gegensätze gegen einander stellt. Ich erinnerte mich, wie ich voriges Jahr an diesem Tage in einer Loge saß, um Charlotte Grifi und Perrot tanzen, oder vielmehr die Galoppe »aus Benjowsky« fliegen zu sehen. Die Sonderbarkeit dieser plötzlichen Gedanken-Verbindung machte mich lachen, was die Indianer, da sie es als den Ausdruck meines höchsten Wohlgefallens betrachteten, jeden Augenblick

wilder und belebter machte, indem sie die Kraft ihrer abscheulichen ungeschickten Bewegungen und das Durchdringende ihres wilden Geschreies verdoppelten, so daß ich mich unwillkürlich nach einem Mittel umfah, mich zu flüchten, — dies würde jedoch sehr grob gewesen sein, weshalb ich mich selbst zurückhielt.

Ich darf nicht vergessen, zu erwähnen, daß die Gestalten der meisten Männer prächtig waren; jedoch mehr gewandt und zierlich, als muskulös — mehr zur Jagd, als zur Arbeit geeignet, mit kleinen und wohlgeformten Händen und Füßen. Als der Tanz zu Ende war, verließ ein junger Krieger die Gruppe und setzte sich, um auszuruhen, auf einen Hügel nieder. Sein Speer lag quer über seinen Knien, und seinen Kopf stützte er auf die Hand. Er war nicht gemalt, außer einigen rothen Flecken auf seiner Brust, und auf dem Kopf trug er nur die Feder eines Fischadlers. Hier saß er — ein wahres Ideal für einen Bildhauer! Die Vollkommenheit seiner Gestalt, die zierliche Hinneigung seiner Stellung erinnerte an einen jungen Merkur oder an Thorwaldsens »Schäferjungen.« Ich stand auf, um mit ihm zu sprechen und dankte ihm für seine Anstrengungen beim Tanze, die in der That sichtbar gewesen waren; sodann fragte ich ihn, um nur etwas zu sagen, ob er Frau und Kinder habe? Der ganze Ausdruck seines Gesichtes veränderte sich auf einmal, und mit einem Ausdruck zarter Schüchternheit, gleich einem jungen



Mädchen, welches dem ersten Flüstern ihres Geliebten lauscht, sah er nieder und antwortete sanft: »Kah-ween,« nein, wirklich nicht. Ich fühlte, daß ich zum Erstenmale einen Indianer in Verlegenheit gesetzt hatte und zog mich zurück, wirklich eben so außer Fassung, als der Jüngling selbst. Ich fragte ihn nicht nach seinem Namen, denn das wäre ein Verstoß gegen die indianische Form guter Erziehung, erfahre aber, daß er der »fassende Habicht« genannt wird — und ein schönes Geschöpf ist er, — gleich einem Vollblut-Pferd oder dem Apollo; Wests Vergleichung des Belvedereschen Apolls mit einem jungen Mohawkischen Krieger hat mehr Treffendes und Wahres, als ich je glaubte oder vorher zugestand.

Ein Fäßchen Taback und ein Faß Mehl wurde ihnen gegeben, und sie zerstreuten sich, wie sie gekommen waren, trommelnd, schreiend, springend, ihre Keulen und Kriegsbeile schwingend.

---

Abends ruderten wir in einem Canoe nach der entgegengesetzten Insel hinüber, um zu landen und nach dem Orte der beabsichtigten Missionair-Niederlassung für die Indianer zu sehen. Kaum erreichte jedoch der Kiel unsers Canoes das waldige Ufer, als wir in eine Muskito-Wolke eingehüllt waren. Wir durften nicht daran denken, den Feind zu vertreiben; nach zwei oder drei

vergeblichen Versuchen wurden wir zurückgeschlagen, und überließen es den Herren, zu beharren. Wir, d. h. die junge irländische Frau und ich, stießen das Canoe ab, setzten uns hinein und schwammen fort, irländische Lieder und Serenaden singend; — sicher die ersten, die je das Echo des Wald-Eilandes erhoben. Von hier aus gesehen hat Mackinaw genau die Gestalt, die ihr Name bezeichnet, die Gestalt einer großen, auf dem Wasser schlafenden Schildkröte. Es gab eine Masse purpurnen Schattens; an dem einen Ende senkte sich die Sonne in den See und ließ ihren Widerschein auf dem Wasser zurück, gleich dem Saume eines feurigen schwimmenden Kleides. Auch dies verging und wir kehrten in dem sanften Zwielicht singend, wie wir fortgefahren, zurück.

---

Vague mystery hangs on all these desert places,  
 The fear which hath no name, hath wrought a spell,  
 Strength, courage, wrath, have been, and left no traces;  
 They came—and fled! but whither! who can tell?  
 We know but that they were; that once (in days  
 When ocean was a bar 'twixt man and man)  
 Stout Spirits wander'd o'er these capes and bays,  
 And perished where these river waters ran.

*Barry Cornwall.*

Den 29sten Juli.

Wo war ich? Wo hörte ich vor vier Tagen auf?  
 Oh! in Mackinaw, dieser Feeninsel, die ich nie wieder  
 sehen werde und die ich gern den Amerikanern geraubt  
 hätte, um sie in meiner Puzschachtel oder in meinem  
 Zahnstocher-Etui Ihnen mit nach Hause zu bringen —  
 ein kühner Wunsch, — ich nehme meine Geschichte wie-  
 der hundert Meilen davon auf, — ehe ich Ihnen aber  
 sage, wo ich jetzt bin, muß ich sie in einem passenden,  
 tagebuchmäßigen Style, über den Boden, oder vielmehr  
 über's Wasser führen.

Ich saß vorigen Freitag bei schwüler Mittagshize  
 unter dem Schatten eines Schooners, der eben an dem  
 kleinen Hafendamme gelandet war, skizzirend und träu-  
 mend, — als ein Bote athemlos ankam, um mir zu  
 sagen, daß ein Boot nach dem Sault Sta. Maria gehe,

für welches ich mich zur Ueberfahrt einrichten könne. Dies war nun gerade das, was ich wünschte, worauf ich gewartet hatte, und doch hörte ich diese Nachricht mit einer Empfindung des Bedauerns. Ich fühlte mich täglich von Mrs. Schoolcrafts Gesellschaft mehr angezogen — interessirte mich täglich mehr für sie; und der Gedanke, mich zu trennen, mich plötzlich zu trennen, überraschte mich und war mir keineswegs angenehm. Als ich das Haus erreichte, fand ich Alles in Bewegung, und erfuhr zu meinem unaussprechlichen Vergnügen, daß meine Freundin die Gelegenheit wahrnehmen und mich mit ihren Kindern auf der Reise begleiten wolle, um ihrer Mutter und Familie einen Besuch abzustatten.

Wir hatten nur eine Stunde Zeit, um unsere Gepäck und unsere Vorräthe zu besorgen — und in einer Stunde waren wir fertig.

Diese zweitägige Reise sollte in einem kleinen, canadischen Boote, durch fünf Voyageurs von dem Sault gerudert, vor sich gehen. Das Boot hätte funfzehn Personen fassen können, kaum mehr, und war plump von Gestalt. Die zwei Enden waren für die Ruderer, für die Bagage und die Vorräthe eingerichtet; in der Mitte war ein leerer Raum mit einem Schrank an jeder Seite, auf dem wir saßen oder lehnten, nachdem wir unser kleineres und werthvolleres Gepäck darin aufbewahrt hatten. Dies war die innere Einrichtung.

Die Entfernung bis zu dem Sault, oder wie die

Amerikaner es nennen, der Soa, beträgt nicht mehr als dreißig Meilen zu Lande, nach dem Vogelzug gerechnet; da aber die ganze Fläche lauter Morast und wirrer Wald ist, so wird sie selten, außer im Winter mit Schneeschuhen, durchschritten. Der gewöhnliche Weg zu Wasser beträgt 94 Meilen.

Um 3 Uhr Nachmittags gingen wir mit günstigem Winde zur See, und nachdem wir ungefähr eine Meile vom Ufer entfernt waren, wurde das kleine viereckige Segel aufgezogen, und wir fuhren fröhlich über die blauen Wogen dahin. Wegen eines ausführlichen Berichtes über die Voyageurs oder die canadischen Bootsmänner, über ihre eigenthümliche Lage und Lebensweise verweise ich Sie auf Washington Irvings »Historia.« Was er berichtet, daß sie gewesen, und wie Henry sie zu seiner Zeit beschreibt, das sind sie noch heut zu Tage in den Gegenden der obern Seen \*).

\*) Da ich späterhin dieser besondern Menschenclasse öfters erwähnen werde, so schreibe ich folgende Stelle aus, um dem Leser und dem Autor einige Mühe zu ersparen.

Die Voyageurs bilden in den Canada's eine Art von Bruderschaft, wie die Arriero's und Carriers in Spanien. Der Anzug dieser Leute ist gemeiniglich halb civilisirt, halb wild. Sie tragen ein gestreiftes baumwollenes Hemd, Tuchbeinkleider oder nur lederne Beinkleidungen, Mocassins von Hirschleder und einen aus bunter Wolle geflochtenen Gürtel, an welchem Messer, Tabackbeutel und andere Gegenstände befestigt sind.

Aber die Voyageurs in unserm Boote waren keine befriedigenden Exemplare ihres sehr unterhaltenden und

Eben so hat ihre Sprache auch einen gemischten Charakter, da sie aus einem französischen Patois, mit englischen und italienischen Worten und Phrasen zusammengesetzt ist. Sie sind gewöhnlich von französischer Abkunft und haben viel von der Heiterkeit und dem leichten Sinne ihrer Vorfahren geerbt, auch einen hohen Grad von Höflichkeit und Gefälligkeit, so daß, während gewöhnlich diejenigen Menschen, welche ein beschwerliches, arbeitsames Leben führen, sich unter einander mit Grobheit und Härte begegnen, die Voyageurs einander gefällig und dienstfertig sind, freundlich an die Hand gehen und sich in jeder Noth Hülfe und Trost bieten; sie geben vertrauliche Benennungen von Vetter und Bruder, selbst da, wo keine Verwandtschaft obwaltet. Kein Volk ist seinen Anführern und Vorgesetzten so unterwürfig wie dieses, noch so geeignet, Anstrengungen zu ertragen, und unter Entbehrungen guter Laune zu sein. Nie sind sie so glücklich, als bei langen mühseligen Expeditionen, wenn es gilt, das Boot auf einem Flusse stromaufwärts oder längs der Ufer eines Sees zu ziehen. Sie sind geschickte Schiffer, kräftig am Ruder und geschickt im Steuern; sie werden vom Morgen bis zum Abend ohne Unterbrechung arbeiten und nicht murren. Der Steuermann pflegt oft ein altes französisches Lied zu singen, mit einem gehörigen Refrain, in welchem Alle einstimmen, indem sie mit den Rudern den Takt dazu schlagen.

Wenn je ihre gute Laune nachläßt, oder sie bei der Anstrengung ermüden, braucht man nur irgend ein Lied dieser Art anzustimmen, und Heiterkeit und Thätigkeit erwacht von Neuem.

eigenthümlichen Standes. Von dreitägigem vorgängigen Rudern waren sie ermüdet und hatten nur zwei hülflose Frauen bei sich, um ihnen beizustehen. Sobald daher das Segel aufgezogen war, fingen zwei von ihnen an, auf einem Tasse Karten zu spielen, und die andern zwei legten sich schlafen. Der jüngste und klügste von der Bande, ein lebhafter, Halbblut-Jüngling von achtzehn Jahren nahm das Steuer. Er erzählte uns mit großer Selbstgefälligkeit, daß er Kapitain, und bereits zum dritten Male schon von seinen Kameraden zu dieser Würde erwählt worden sei, — ich kann aber nicht sagen, daß er gehorsame Mannschaft hatte.

Ungefähr um 7 Uhr landeten wir, um unser Abendbrot auf einer Insel zu kochen, die von Henry als die Insel Isle des Outardes angeführt wird, und jetzt Gänse-Insel heißt. Mrs. Schoolkraft übernahm die allgemeine Anordnung mit der Stinkheit einer Person, die an dergleichen Stegreifs-Einrichtungen gewöhnt ist, und ich that in meinem neuen Berufe mein Möglichstes — zog einen oder zwei verdorrte Nester zum Feuer — der lehte zweimal so dick als ich selbst, — und legte das Tischtuch auf das steinige Ufer. Das Feuer wurde deswegen so groß gemacht, um die Muskitos abzuhalten, was uns auch gelang, wir mußten jedoch so viel Rauch einschlucken, daß er uns äußerlich zu Schinken oder Bratheeringen hätte räuchern können. Wir kehrten sodann zu dem Boote zurück, machten für die Kinder, die

im Entzücken waren, ein Bett aus Matten und Decken auf dem Boden zurecht und bereiteten unser eigenes auf den Schränken zu beiden Seiten aus Büffelhäuten, Decken, Shawls, Mänteln und was sonst zu benutzen war, und hatten eine Chatulle zum Kopfkissen.

Nach Sonnenuntergang legte sich der Wind. Die Männer wurden zum Rudern aufgefordert, schützten aber Ermüdung vor, auch seien sie für den Tag und nicht für die Nacht gemiethet (ihre gewöhnliche Entschuldigung). Einer nach dem Andern verließ mürrisch das Ruder und sank unter seine Decke um zu schlafen, unsern jungen Capitain ausgenommen; gleich Ulysses, als er von Calypso fortsteuerte

An dem Steuer saß er und bewachte die Himmel  
Und verhüllte nicht in Schlaf sein immer wachendes Auge.

Er hielt sich selber wach dadurch, daß er Lieder sang, bei denen Mrs. Schoolkraft ihre Stimme mit der seinen vereinigte. Ich lag still horchend und zu den Sternen aufsehend; wenn eine Pause im Singen eintrat, hielten wir die Unterhaltung im Gange, aus Furcht, der Schlaf möchte unsern einzigen Piloten und Wächter etwa auch übermannen. So schwammen wir unter dem göttlichen Baldachin, »den die Liebe ausgebreitet hat, um die schlafende Welt zu verbergen.« Es war eine liebliche, eine gesegnete Nacht, klar, ruhig und warm, und wir kamen ein wenig vorwärts, denn beides, Wind und Strömung, waren uns günstig.



Als wir an der Küste einer kleinen, schattigen Insel hinfuhren, erwähnte unser Captain einer sonderbaren Begebenheit, die uns in das indianische Leben und seinen Charakter einen Blick vergönnt. Vor kurzer Zeit schoß ein junger Chippewa-Jäger, den er kannte, auf dieser Stelle Eichhörnchen, als zufällig eine große vertrocknete Fichte auf ihn fiel, ihn niederstreckte und ihm ein Bein in zwei Stücke zerbrach. Er konnte nicht aufstehen, konnte den Baum nicht entfernen, der auf seinem zerbrochenen Beine lag. Er war auf einer kleinen, unbewohnten Insel, ohne die geringste Wahrscheinlichkeit vorübergehender Hülfe, und es schien ihm nichts anders übrig zu bleiben, als hier liegen und qualvoll verhungern zu müssen. In dieser Noth zog er, mit aller Kraft und Schnelligkeit der Hülfsmittel eines echten Indianers, sein Messer heraus, schnitt das Bein ab, verband es, schob sich selbst auf dem Boden zu seinem Jagdcanoe und schaufelte sich nach Hause zu seinem Wigwam, wo die Cur vollendet wurde, und wo er noch lebt.

Vielleicht scheint Ihnen diese Geschichte unglaublich; ich glaube sie fest. Damals und später hörte ich noch andere Beispiele von der Kraft, dem Muth und der Geschicklichkeit der Indianer, mit welcher sie einige der kühnsten und gefährlichsten chirurgischen Operationen vollbrachten, die ich wahrlich nicht wagen darf niederzuschreiben. Sie würden sie glauben, wenn ich darauf schwören könnte, daß ich sie mit »meinen eigenen zwei gut

sehenden Augen gesehen,“ und sonst nicht. Ich will jedoch eine oder zwei der am wenigsten wunderbaren Geschichten erzählen. Es war einmal ein junger Anführer und berühmter Jäger, dessen Arm durch das Zerspringen seiner Büchse in Stücken zerrissen war. Niemand wollte die Amputation wagen; er wurde daher mit gewissen Kräutern verbunden und der Verband mit vielen Zauberformeln begleitet. Der junge Mann, von der Unwirksamkeit solcher Heilmittel wahrscheinlich unterrichtet, wartete, bis man ihn allein ließ. Er hatte inzwischen mit Mühe und Anstrengung ein seiner Messer zu einer Säge gemacht — und mit diesem brachte er die Amputation seines Armes zu Stande. Als nun die Verwandten wiederkamen, fanden sie den Arm an der einen Seite seines Wigwams liegen, während der Patient mit seinem Verbande an der andern saß und mit großer Ruhe rauchte.

Mrs. Schoolcraft erzählte mir von einem jungen Chippewa, der, bloß von seiner Frau begleitet, einen Jagdzug machte. Sie hatten sich einst in beträchtlicher Entfernung von dem Dorfe gelagert, als die Frau von Geburtswegen ergriffen wurde. Gewöhnlich ist dies eine sehr leichte Sache bei den indianischen Frauen, da gefährliche Fälle oder Tod äußerst selten vorkommen; bei dieser Gelegenheit war aber eine ungewöhnliche und gefährliche Schwierigkeit vorhanden. Der Mann, der mir als zärtlich und gut geartet beschrieben wurde und seine Frau sehr liebte, that Alles, um ihr zu helfen; nach mehreren

Kämpfen aber wurde sie unempfindlich und lag, wie er glaubte, todt da. Er nahm sein Messer, machte an seiner Frau den Kaiserschnitt, rettete sein Kind, dann auch die Mutter und brachte Beide in einem Schlitten nach Hause in sein Dorf, wo Mistreß Schoolkraft, wie sie sagte, Beide, den Mann und seine Frau, oft gesehen hatte.

---

Wir unterhielten uns bis lange nach Mitternacht; alsdann wurde das Boot an einen Baum gebunden, jedoch aus Furcht vor den Musquitos in einiger Entfernung von dem Ufer gehalten und nun wandten wir uns dem Schlafe zu. Ich erinnere mich, daß ich einige Minuten wach lag und zu den ruhigen Sternen auffah, so wie auf das dunkle, sich wälzende Wasser-rund um mich her und nach dem schwachen, schwindenden Monde, der gerade am Ende des Horizontes hing. Ich sah ihn in dem Busen des Sees, gleichwie zur Ruhe sinken und fiel dann mit einem Gedanken an weit entfernte Freunde und mit einer Dankagung — in Schlaf. Wunderlich ist es, daß ich nicht daran dachte, den göttlichen Schutz anzusehen und daß keine Empfindung von Furcht über mich kam; es war mir, als sähe Gottes Auge auf mich hernieder, als sei ich beschützt. Ich behauptete nicht, daß mir dieses Bewußtsein deutlicher vor die Seele trat, als dem unentwöhnten Kinde in der Wiege; ich hatte aber ein unbewußtes Gefühl von Liebe und Vertrauen, so

fühlte ich noch, wenn ich mir diese Augenblicke zurück-  
rufe

Ich schlief indefs unruhig, da ich nicht an das höl-  
zerne Lager und an die wollene Decke gewöhnt war,  
*ça viendra avec le temps*. Bei der Morgenröthe er-  
wachte ich in einer Art von Erstarrung, fühlte mich  
aber erfrischt, nachdem ich mein Gesicht und meine  
Hände über Bord gebadet. Die voyageurs waren nach  
einer guten Nachtruhe besserer Laune und griffen männ-  
lich zu ihren Rudern. Bald nach Sonnenaufgang  
kamen wir um das in der Geschichte der nordwestlichen  
Abenteuer berühmte Vorgebirge 'Grand-Detour', auf  
halbem Wege zwischen Mackinaw und dem Sault.  
Wenn Sie jetzt die Charte zur Hand nehmen, so wer-  
den Sie sehen, daß sich unser Lauf von jetzt an  
veränderte; wir mußten ganz kurz um das Vorgebirge  
wenden, und fast gerade nach Westen hinsteuern; daher  
der sehr passende Name Grand-Detour. Der bisher  
günstige Wind legte sich und wurde ganz still. Dieser  
Theil des Huron-Sees ist mit kleinen Inseln bedeckt,  
die, wie das benachbarte Festland, alle unbewohnt sind,  
obgleich die reichste, lieblichste, phantastischste Vegetation  
sie bekleidet, und sie auch ohne Zweifel von thierischem  
Leben wimmeln.

Ich kann und darf Ihnen die sonderbaren Empfin-  
dungen nicht beschreiben, die man hat, wenn man sich  
so auf eine Zeitlang jenseits der Grenzen der civilisirten

Menschheit, oder der Menschheit überhaupt, hingeworfen sieht, auch kann ich die wilden, doch feierlichen Träumereien nicht erzählen, die mitten in dieser Wildniß von Wäldern und Gewässern in der Seele aufsteigen. Alles war so einsam, so groß in seiner Einsamkeit, als wenn die ungestörte Natur sich selber genügte. Zwei Tage und zwei Nächte währte die Einsamkeit ununterbrochen fort; nicht eine Spur gesellschaftlichen Lebens, — kein menschliches Wesen, kein Canoe, nicht einmal ein verlassener Wigwam begegnete unserm Auge. Unser kleines Boot setzte seinen Weg über den ruhigen See und unter grünbelaubten Inseln fort; und wir, seine Bewohner, zwei Fraucau, verschieden in Rücksicht auf Klima, Nation, Hautfarbe, die vor wenigen Tagen noch einander fremd waren, hätten uns für allein in einer neugeschaffenen Welt halten können.

Wir landeten, um auf einem Vorgebirge der Insel St. Joseph unsere Kessel aufs Feuer zu setzen und zu frühstücken. Diese sehr schöne Insel ist zwischen dreißig bis vierzig Meilen lang und hat beinahe hundert Meilen im Umfange. Gegen die Mitte hin ist sie hoch und malerisch. Auf der andern Seite derselben ist angeblich eine Niederlassung von Weißen und Indianern. Eine andere große Insel, Drummonds-Insel, war uns nur kurze Zeit sichtbar. Wir hatten hier ebenfalls eine Niederlassung, die man unbegreiflicher Weise an die Amerikaner abgetreten hat. Wenn Sie nur auf die Charte

sehen, so werden Sie sich mit mir wundern, daß wir diese Insel weggeben konnten, während wir die St. Josephs- und die Manitoolin-Inseln zurückbehielten. Beide waren während des Kriegs durch Forts und Garnisonen besetzt.

Während das Frühstück zubereitet wurde, hatten die Kinder einige schöne Erdbeeren gepflückt. Die Hitze war jetzt beinahe unerträglich geworden, und unglücklicherweise hatten wir keine Markise. Die Männer ruderten matt und wir kamen nur wenig vorwärts. Wir schifften längs der südlichen Küste von St. Joseph viele Meilen durch Binsen-Flächen, durch den George- und Schlamm-See (Meiner Name, dacht' ich, muß ein Pasquill sein, denn der See war ruhig und blau wie der Himmel; angeblich soll ihn jedoch, wie es dem mürrischen Temperamente geht, der geringste Windstoß schwarz wie Schlamm machen, wo er sich dann nicht leicht wieder beruhigt); und dann kam eine Reihe von offenen Wasserflächen zwischen lieblichen, ganz einsamen Inseln. Der Himmel war ohne Wolke, ohne Flecken, — ausgenommen, wenn man den großen Fischadler über seine blauen Höhen segeln sah — das Wasser war ohne Welle. Wir waren zu heiß und zu matt, um zu sprechen, Nichts unterbrach die tiefe Mittagsstille, außer dem Tauschen der Ruder oder dem Springen und Plätschern eines Störs, wenn er über die Oberfläche des Wassers hinschnellte und einen Kreis kleiner Wellchen hinter sich

ließ. Alle Inseln, an denen wir vorüberfuhren, waren so bewaldet und mit Muskitos bevölkert, daß wir nicht eher landen und Feuer anmachen konnten, als bis wir die Mündung des St. Mariens-Flusses zwischen der Nebisch-Insel und dem Festlande erreichten.

Hier war ein wohlbekannter Fleck, eine Art von kleiner Deffnung auf einem flachen Ufer, das Lager genannt, weil ein Haufen Bootsleute, die vom Superior-See heruntergekommen und hier die Nacht über gelagert hatten, vom Froste überfallen, genöthigt gewesen waren, den ganzen Winter über bis zum Frühjahr hier zu bleiben. Nachdem wir an diesem heißen Tage bis sieben Uhr gegen den Wind, so viel dessen eben war, und gegen den Strom, der rasch und stark vom Superior-See herunterkommt, gerudert hatten, erreichten wir endlich den versprochenen Zufluchtsort für Ruhe und Erfrischung. Ach! weder das Eine, noch das Andere sollte uns zu Theil werden! denn in dem Augenblicke, wo unser Boot dem Ufer sich näherte, wurden wir auch in eine Muskito-Wolke eingehüllt. Es wurden sogleich mehrere Feuer angezündet; sechs derselben brannten auf einmal um uns herum; wir waren beinahe erstickt und geräuchert — doch Alles vergebens. Endlich überließen wir den voyageurs die Vorsorge für den Kessel und zogen uns in unser Boot zurück, indem wir dieses vermittelst eines langen Strickes an einem Baume befestigen ließen; dann nahm Jede von uns ein Ruder —

ich wünschte nur, Sie hätten uns sehen können! — wir stießen vom Lande, und die Kinder scheuchten unterdessen mit großen Zweigen den Feind hinweg. Halb verhungert gingen wir nun an unser Abendbrot, und waren damit viel zu sehr beschäftigt, als daß wir uns nur hätten umsehen mögen. Da sahen wir uns auf einmal wieder von unsern alten Feinden umgeben; sie kamen in Schwärmen, in Wolken, in Myriaden auf uns zu, kamen uns in die Augen, Nasen und in den Mund, und stachen uns bis aufs Blut. Während wir mit unsern Küchenangelegenheiten beschäftigt waren, hatten wir uns unversehens dem Ufer genähert und uns in die Wurzeln der Bäume so verwickelt, daß wir nur mit Mühe wieder herausgezogen wurden und unterdessen unsern abscheulichen Peinigern ein reiches Mahl darboten mußten. Die lieben Kinder weinten vor Schmerz und Ungeduld, und hätte ich mich nicht geschämt, ich hätte gern mitgeweint.

Ich hatte in Stalien schon diese Plagen empfunden, und auch Sie mögen jetzt wissen, was man in den südlichen Gegenden der alten Welt davon zu leiden hat; das ist indeß, glauben sie mir, nur Spaß gegen einen Wald voll solchen Ungeziefers in diesen wilden Regionen! Ich hatte viel davon gehört und war gewarnt worden, hätte jedoch nie den Grad von Marter begreifen können, die sie verursachen, noch die Unmöglichkeit der Flucht, Vertheidigung oder Geduld. Irgend eine



liebenswürdige Person, die eine besondere Sorge für unsere künftige Seligkeit trug, nannte unter den Qualen, die den verhärteten Sündern bevorständen, auch die, von erzenen Muskitos, die so groß als schwarze Käfer seien, gestochen zu werden. — Dies war jedoch ein Unwissender, ein Pfuscher. — Sie können mir glauben, daß das Er; eine ganz unnütze Zugabe ist und der Zuwachs von Größe ebenfalls. Muskitos, wie sie in dieser Oberwelt vorhanden, sind eine so hübsche und complete Marter, als sie der sinnreichste Amateur Sünder-Quäler nur immer ausdenken kann. Denken Sie doch, daß ein Muskito nicht gleich einer Wespe oder Bremse sticht; er hat einen langen Rüssel, gleich einer Pflume, mit dem er in Ihre Adern bohrt, Ihnen das Lebensblut ausaugt und Gift und Fieber hinterläßt. Jedoch genug von den Muskitos — ich werde künftighin nichts mehr von ihnen sagen, als sie bloß nennen; sie können die Weisheit dazu bringen, sich selbst aufzuhängen und die Geduld gleich einem Türken und Reitersmann zu fluchen.

Wir verließen dieses abscheuliche, ungestaltliche Ufer sobald als möglich. Der Feind folgte uns indeß nach und wir wurden ihn sobald nicht los. Die Nacht kam heran und wir waren noch zwanzig Meilen unter dem Sault.

Ich bot den Männern eine Extra-Vergütung, wenn sie ununterbrochen an ihren Rudern bleiben wollten,

dann legte ich mich ganz erschöpft auf meinen Schrank und Decke nieder. So oft ich aber auch aus meinem unruhigen Schlummer erwachte, immer fand ich Mrs. Schoolkraft über ihre schlafenden Kinder gebeugt, ihnen die Muskitos abwehrend und die ganze Zeit über einen tiefen, melancholischen indianischen Gesang singend, während die nördlichen Lichter am Himmel strahlten und tanzten, und das dann und wann sich erhebende Klagen des Windes, die sich sammelnden Wolken und die kalte Atmosphäre eine Wetterveränderung ankündigten. Dies würde ein *comble du malheur* gewesen sein. Als das Tageslicht erschien, kamen wir an der Zucker-Insel vorüber, wo alle Frühjahre eine große Menge Horn-Zucker gemacht wird, und eben als es anfang ernstlich zu regnen, kamen wir bei dem Sault St. Maria an. Auf der einen Seite des Flusses wurde Mrs. Schoolkraft von ihrer Mutter bewillkommnet und auf der andern empfangen mich meine Freunde, die Mac Murray's mit zärtlicher, herzlich empfundener Gastfreundschaft. Ich ging zu Bette, — ach, welcher Luxus! — und schlief sechs Stunden.

---

Genug von feierlichen Träumereien über sternbeleuchtete Seen — genug! — zu viel — von mir selbst — und den eigenen Begegnissen. — Ich nehme ein neues Blatt und das soll ein Kapitel über Geographie, Topo-

graphie, Natur-Philosophie und dergleichen weise Dinge sein. Ziehen Sie aber erst den Vorhang zu, ich sehe sonst noch länger nach diesen schäumenden Gewässern, werde gewiß schwindlich werden — alle Memoranda vergessen, die ich für Sie gesammelt habe, auch meine Berechnungen vergessen und Ihnen und mir selbst unverständlich werden.

Der Fluß St. Maria ist gleich dem schon beschriebenen Detroit und dem St. Clair, eigentlich eine Meerenge; der Verbindungskanal zwischen dem Superior- und dem Huron-See. Ungefähr zehn Meilen höher hinauf verengt sich der große See zu einer Meerenge, dann, als Canal durch das höhere Land dringend, strömt er rauschend dahin, bis er auf eine niedere Schicht oder Klippe trifft, über die er sich schäumend und wüthend hinwegstürzt und einen Pfad für seine Wellen durch den Felsen bricht. Der Niederfall beträgt ungefähr siebenundzwanzig Fuß auf drei Viertel Meilen, aber das Krauschen beginnt schon oben und der Lärm währet unterhalb des Falles noch fort, so daß das Auge ungefähr eine Meile lang eine Fläche weißen Schaumes sieht, und die Wirkung gerade wie bei dem Weltmeere ist, das sich gegen ein felsiges Ufer stößt; jedoch nicht so furchtbar und großartig wie bei den kleinen Katarakten des Niagara, aber eben so schön — ganz so belebt.

Was die Franzosen einen saut (Sprung) nennen, heißt bei uns ein Fall. Der Sault St. Maria ist

übersezt in den Wasserfällen von St. Mary. Bei diesem Namen werden die Wasserfälle oft genannt, aber die Dörfer an ihren Ufern behalten immer ihre alten Namen und heißen der Saut. Ich weiß nicht, warum der schöne Strom und seine herrlichen Wasserfälle unter den besondern Schutz der gebenedeiten Jungfrau gestellt worden sind; vielleicht, weil er außerordentliche Lieblichkeit und unwiderstehliche Gewalt mit einander verbindet, oder wahrscheinlicher, weil die ersten Abenteurer diesen Platz an einem Tage erreichten, der im Kalender der Maria geheiligt war.

Die Franzosen, immer thätig und unternehmend, waren die ersten, welche diese wilden Regionen durchdrangen. Hier hatten sie zu Anfange des vorigen Jahrhunderts einen wichtigen Handelshafen und ein kleines Fort. Beide wurden mit den übrigen in dieser Gegend im Jahre 1762 an Großbritannien abgetreten. Ich zweifle, ob der damalige junge König und sein Minister auch nur den geringsten Begriff von dem Werthe und der Ausdehnung dieser in unsern Besitz gegebenen Länder hatten, oder an die Verantwortlichkeit dachten, die das Abtreten mit sich brachte; — nur soviel ist gewiß, daß sowohl König als Minister sehr eilten, ihre Verantwortlichkeit loszuwerden. Der amerikanische Krieg begann und am Ende desselben wurde das Südufer St. Maria's und das Fort den Amerikanern übergeben.

Die kleinen Katarakten des Niagara erinnerten mich, wie ich Ihnen früher sagte, an einen ungeheuren spielenden Tiger und flößten mir eine Art extasischer Furcht ein — die Wasserfälle von St. Maria geben andern Gedanken Raum. Wenn sie gährend und rauchend herunterkommen, ihren leichten Schaum kräuselnd und ihre glänzenden Wellen mit einer Art leidenschaftlichen Eigensinnes an die entgegenstehenden Felsen werfen, so erinnern sie mich an eine sehr schöne Frau in einem Anfälle von Wuth oder, nach Walter Scott's Vergleichung, »an eine der Grazien, die von einer Furie heimgesucht ist,« — es liegt nichts Schreckliches in ihrem Zorne, nur die Neigung zu Erregbarkeit und Liebenswürdigkeit. Haben sie diesen plötzlichen, vorübergehenden Anfall von Ungeduld überwunden, so nimmt der schöne Strom seine ganze ruhige Würde wieder an und fährt in seinem Laufe fort, tief und breit genug, ein Floß mit einer Schwadron von vierundsiebenzig Pferden zu tragen, und schnell und durchsichtig wie ein Forellenbach.

Hier wie überall bin ich über den Unterschied der beiden Ufer erstaunt. Auf der amerikanischen Seite ist eine Niederlassung von Weißen neben einem großen Chippewa-Dorfe; auch giebt es hier eine Mission (ich glaube von Methodisten) zur Bekehrung der Indianer. Das Fort, was neulich verstärkt worden, ist bloß eine hohe, starke Einhegung, mit Pallisaden von Cedernholz;

umgeben. Innerhalb des Stackets sind die Casernen und der erste Kaufladen. Diese Feste wird Fort Brady genannt, nach dem braven Offizier, dessen ich schon gedachte. Die Garnison mag sehr stark sein, noch nie sah ich jedoch eine so unmilitärisch aussehende Besatzung. Als ich heute hier war, schlenderten die Schildwachen in Flanell-Jacken und Hemdeärmeln mit Flinten über ihren Schultern vor aller Welt umher, — gerade wie Bauernjungen, die Sperlinge schießen wollen; indessen sind sie in Uebereinstimmung mit ihrer Festung von Eder-Pfählen, und ohne Zweifel entsprechen Beide ihrem Zwecke. Das Dorf wächst zu einer Stadt an, und die Handelsvortheile seiner Lage müssen es in Kurzem zu einem Platz von Wichtigkeit erheben.

Auf der canadischen Seite haben wir nicht einmal solche Beweise von Macht und Wohlstand. Dem amerikanischen Fort gegenüber liegt eine kleine Factorie, die der nordwestlichen Pelzhändler-Compagnie zugehört, ferner einige elende hölzerne Hütten, von einigen französischen Canadiern und Voyageurs in Diensten der Compagnie bewohnt, nach Allem, was ich höre, ein Verein von mauvais sujets, welche kein Gesetz achten. Weiter hinab befindet sich das Haus des Mr. Mac Murray, mit dem Chippewa-Dorfe, welches unter seiner Vorforge und Aufsicht steht. Die meisten der Wigwams und ihrer Bewohner sind aber gerade auf ihrem Wege nach dem See hinunter, um dem Congresse auf den Mani-

toolin-Inseln beizuwohnen. Ein erhabener Hügel, theilweis gelichtet und theilweis bewaldet, erhebt sich hinter dem Hause, und auf ihm steht die kleine Missionskirche mit dem Schulhause für die bekehrten Indianer. Von dem Gipfel dieses Hügel's sieht man querüber in den Superior-See und nach den zwei Niesen-Vorgebirgen, die dessen Eingang bewachen. Eins dieser Vorgebirge heißt Gros Cap, wegen seiner kühnen und erhabenen Klippen mit den unzugänglichen Schlupfwinkeln des Adlers. Das entgegengesetzte Vorgebirge ist zugänglicher und hat einen indischen Namen, den ich mich nicht getraue richtig zu schreiben, der aber nach einer wilden, fürchterlichen Sage so viel bedeutet, als »der Ort der Irokessischen Gebeine.« Zu der Zeit, als die Irokessen (oder sechs Nationen) von den Franzosen und Huronen aufwärts nach den westlichen Seen getrieben wurden, gaben sie sich Mühe, sich in den Besitz der Jagdgründe der Chippewas zu setzen, und darüber kam es zwischen diesen beiden Nationen zu einem bitteren und langen Streite. Nachdem die Irokessen die Chippewas geschlagen hatten, lagerten sie sich auf diesem Plage, tausend Mann stark, und stellten in ihrer vermeinten Sicherheit ein Kriegsfest an, um die Gefangenen zu martern und zu verzehren. Die Chippewas sahen vom entgegengesetzten Ufer die Qualen und Demüthigungen ihrer Freunde, sammelten, durch diesen Anblick zu plötzlicher Wuth entflammt, ihre Krieger, nur dreihundert an der

Zahl, kamen über den Canal, fielen mit Tagesanbruch die Froschen, welche nach ihren gräßlichen Schwelgereien noch schliefen, an und tödteten sie alle, Männer, Frauen und Kinder. Von ihrer eigenen Mannschaft verloren sie nur Einen Mann, der von einer alten Frau, die am Eingange ihres Wigwams saß und Mocassin's sticte, mit einer Pfrieme erstochen wurde. So geht die Sage. Die Körper blieben zum Bleichen am Ufer liegen, und noch jetzt soll man Schädel und Gebeine hier finden.

Hier am Fuße der Wasserfälle wird der berühmte Weißfisch der Seen in seiner größten Vollkommenheit gefangen. Die Leute niederwärts, d. h. in der Nähe des Ontario- und Erie-Sees, die sich auf die Vortrefflichkeit ihres Weißfisches etwas zu Gute thun, verstehen in der That nichts davon. Es ist nicht mehr Aehnlichkeit zwischen dem Weißfisch der niederen Seen und dem von St. Maria, als zwischen Schollen und Meerbutten, oder zwischen einer Muschel und einer Sandwich-Auster. Ich kann darüber urtheilen, ich, die sie vier Male des Tages frisch aus dem Strome gegessen, und erkläre Ihnen, daß ich nie etwas auch nur halb so Vortreffliches von Fischen genossen habe. Hätte der Römer Apicius zu unserer Zeit gelebt, er würde gewiß eine Reise nach dem Huron-See unternommen haben, um Weißfisch aus dem St. Maria-Flusse zu frühstücken, und würde nicht so unwillig zurückgekehrt sein, wie von der Küste Afrika's. Allein die Epicuräer unserer aus-



gearteten Zeiten haben nichts von dem gastronomischen Enthusiasmus, der ihre älteren Vorbilder begeisterte, sonst würden sie alle hierher kommen zu dem Sault und ihren städtischen Weißfisch — verachten. Henry sagt, daß die Schmachhaftigkeit des Weißfisches »jeden Vergleich übertreffe,« und ich füge dem als mein Zeugniß hinzu: — *probatum est.*

Ich habe Thunfisch in dem Hafen von Genua gegessen, Sardellen, frisch aus dem Meerbusen von Neapel, und Forellen vom Salzkammergute und verschiedene andere schmackhafte und berühmte Fischleckereien — aber der vortreffliche, der feine Weißfisch übertrifft sie alle. Von den cannibalischen Fischen (Meerbarben oder Lampreten waren es), die Lukullus in seinen Fischteichen unterhielt, kann ich nichts sagen, da ich sie nicht gekostet; könnten sie aber auch auferstehen, — so würde ich doch den feinen, zarten Weißfisch durch einen Vergleich mit solch barbarischer Leckerei nicht herabsetzen. Jedoch Scherz bei Seite! Er bietet wirklich die ausgefuchteste Leckerei, die im Wasser schwimmt. Henry sagt, daß man sich ihn nie überdrüssig ist. Mr. Mac Murrar sagt mir, er habe ihn nun bereits sieben Jahre lang alle Tage gegessen, und sein Geschmack an ihm sei noch derselbe, wie zuerst. Die unermessliche Menge, die hier und in den Buchten des Superior-Sees gefangen wird, erinnert mich an die Häringe in den schottischen Seen. Außerdem daß die Einwohner, Weiße und Indianer,

den größten Theil des Jahres davon leben, wird jeden Herbst eine große Menge eingefalzen, in Tonnen gepackt und nach den östlichen Staaten hinuntergeschickt. Voriges Jahr wurden nicht weniger als achttausend Tonnen versandt.

Die unternehmenden Yankee's haben hier eine andere vortheilhafte Spekulation unternommen. Man findet in den oberen Theilen des Superior-Sees eine große Menge Fische, Skerat genannt, so ausnehmend fett, süß und ölig, daß er frisch kaum zu essen ist. Ein Herr erzählte mir, daß er einen Versuch damit gemacht, und obgleich damals nicht sehr ekel, wohl aber sehr hungrig, habe er doch nicht über zwei bis drei Bissen davon hinunterbringen können. Man hat indeß neuerdings entdeckt, daß dieser Fisch ein sehr zartes Pickle macht. Er ist sehr vortrefflich, aber selbst in dieser einmarinirten Zubereitung noch so übermäßig fett, daß man ihn, gleich dem Thunfisch marine, nur sparsam genießen darf oder heroisch an Unverdaulichkeit sterben muß. Dieser Fisch ist nun ein modischer Luxusartikel geworden, und in einem der Kaufläden sah ich dreihundert Tonnen zum Einschiffen bereit. Die Amerikaner haben verschiedene Schooner, die zu diesem Fischfange gebraucht werden; wir haben keinen einzigen. Sie haben überdieß den Plan zu einem Schiffs-Canal hier entworfen, der für große Schiffe zwischen dem Huron- und Superior-See eine Verbindung eröffnen wird, wie

unser Welland-Canal zwischen dem Erie- und Ontario-See. Zu diesem Endzweck ist der Grund schon untersucht worden. Wenn dieser Canal beendet sein wird, kann ein Schiff seine Ladung in der Themse einnehmen und an dem obern Ende des Superior-Sees aus-  
schiffen. Ich hoffe, Sie haben eine Charte vor sich, damit Sie diese lange bewundernswerthe Schifffahrt mit einem Blick übersehen können. Sollte ein Land, das eine solche und überdies noch alle Mittel zum Leben besitzt, arm, unterdrückt, uncultivirt und unbekannt bleiben?

Um jedoch zu meinem schönen Strome und zu seinen prachtvollen Wasserfällen zurückzukehren, so wird er, wie Sie sehen, behandelt, wie ein Mann eine leidenschaftliche Schönheit behandelt; — er stellt sich ihr nicht entgegen, denn das wäre Tollheit, — aber er geht um sie herum. Auf der amerikanischen Seite weiter hinunter steht Tanners, des indianischen Dolmetschers Haus, dessen Geschichte Sie vielleicht gehört haben, — denn sie erregte einige Aufmerksamkeit in England. Er ist ein Europäer von ungemischtem Blute, mit der Sprache, den Sitten und Gewohnheiten einer Rothhaut. Er war, als er noch ein bloßer Junge war, irgendwo auf der amerikanischen Grenze gestohlen worden und unter den Chippewas aufgewachsen. Er kehrte später zu dem civilisirten Leben zurück, und da er seine eigene Sprache wieder erlernt, schrieb er einen sehr un-

terhaltenden, werthvollen Bericht über seinen angenommenen Stamm. Er steht gegenwärtig in amerikanischen Diensten, hatte eine Indianerin zur Frau und ist seiner indischen Lebensweise immer noch sehr ergeben.

Gerade oberhalb des Forts ist der alte Begräbnißplatz der Chippewas. Ich brauche Ihnen nichts von der tiefen Ehrfurcht zu sagen, mit welcher alle indianischen Stämme die Plätze, wo ihre Todten ruhen, betrachten. In allen Verträgen über Abtretung ihrer Ländereien stipuliren sie mit den weißen Männern die Unverletzlichkeit ihrer Grabmäler. Das thaten sie daher auch mit diesem Plage; es thut mir aber leid, geschehen zu müssen, daß man dem Vertrage nicht nachgekommen; denn indem man das Fort nach der einen Seite hin erweiterte, hat man ein bedeutendes Stück von jenem Begräbnißplatze dazu genommen. Diese Beleidigung erregte den Kummer und Unwillen einiger meiner Freunde; es läßt sich aber nicht wieder gut machen. Wahrscheinlich gab dieser Umstand dem indianischen Häuptling die Anspielung ein, als er von den Franzosen sagte: »Sie beunruhigten nie die Plätze, wo unsere Todten ruhen.«

Der Anblick der Wasserfälle von diesem Punkte aus ist unaussprechlich schön; überdies hat er noch einen andern Reiz für mich, welcher mich immer hier verweilen heißt, wenn ich über den Strom fahre; — doch hiervon ein anderes Mal. Um meine Skizze der

Localitäten vollständig zu machen, muß ich hinzufügen, daß das ganze Land rings umher noch im Urzustande ist, mit unaufhörlichen Wäldern und Morästen bedeckt, wo der Bär und das Elendthier umherstreifen — mit Seen und lebendigen Flüssen, wo der Biber seine Hütten baut \*). Das Cariboo oder Rennthier findet man noch immer an den nördlichen Ufern.

Die Jagdgründe der Chippewas stoßen unmittelbar hier an und breiten sich rund um den Superior-See aus. Hinter diesen wohnen die Chippewanns und südlich die Siour, Ottagamies und Pottowatamies.

Ich könnte hier Facta und Einzelheiten in Menge anführen, bin aber genöthigt, dies Wenige in Eile zusammenzuraffen, um Ihnen nur einen Begriff von meiner gegenwärtigen Lage zu geben. Die Zeit drängt, und mein Aufenthalt auf diesem entlegenen, interessantesten Punkte wird auch nur von kurzer Dauer sein.

---

\*) Der Biber wird jedoch in diesen Regionen selten. Es ist ein interessantes Factum, welches mit der Physiologie und Psychologie des Instincts zusammenhängt, daß der Biber seine Lebensweise geändert hat, und seit er mehr und mehr verfolgt wird, ein einsam lebendes Thier geworden ist, statt daß er von Natur ein sehr geselliges war. Die Indianer geben denjenigen Bibern, welche sie allein in einsamen Höhlen finden (statt in ihren selbst erbauten Wohnungen und gleichsam eine ganze Gemeinde bildend), einen besondern Namen, welcher alter Junggeselle bedeutet.

Schicklichkeit. Meine Versuche, indianisch zu sprechen, verursachten natürlich viel Belustigung; wenn ich keine Fortschritte mache, so liegt dies nicht an dem Mangel an Lehrern und Belehrungen.

Nach Tische machten wir uns auf, um Mrs. Johnsons Bruder Wagish-Ky zu besuchen, dessen Wigwam etwas entfernt am Rande eines Begräbnißplatzes steht. Die Wohnung hat die echte Chippewa-Form, gleich einem Ei, das in der Mitte durchschnitten. Sie ist von Stangen gemacht, die in die Erde gesteckt und oben im Gipfel gebogen sind, mit einigem Flechtwerk und Brettern unterstüzt. Das Ganze ist mit Matten, birkenen Rinden und Fellen bedeckt; eine große Decke macht die Thür oder den Vorhang, der nicht ohne Anmuth seitwärts aufgeschlagen war. Da Wagish-Ky ein großer Mann ist, so hat er dicht neben seinem Wigwam noch eine Wohnung, die ihm zum Vorrathshause und zur Küche dient.

Obgleich das Aeußere von Wagish-Ky's Hütte roh war, so hatte doch das Innere einen Anstrich von Behaglichkeit und sogar von Zierlichkeit, beides nach indianischen Begriffen. Sie bildete ein Zimmer von gehöriger Größe. Gleich einem türkischen Divan lief rund herum ein erhöhtes Lager, mit sehr weichem Pelzwerk von verschiedener Farbe und Muster bedeckt, welches zum Sitzen und Liegen diente. Die Kästen und Körbe von Birken-Rinde enthielten die Garderobe der Familie

nebst Zubehör; die Gewehre, das Jagd- und Fischgeräthe war rund herum sehr nett aus dem Wege gelegt; an einer der Pfosten oder Pfähle bemerkte ich eine Kaffeemühle angenagelt. Der Boden war hart getreten, ganz rein und in der Mitte war ein Platz für das Feuer. Ein Fenster war nicht angebracht; doch kam hinlängliches Licht und Luft durch die Thür und durch die Oeffnung im Dache. Es gab hier keinen unangenehmen Geruch und Alles sah nett und reinlich aus. Wir fanden Wagish-Ky nebst seiner Frau und drei Kindern in der Wohnung sitzen, denn da es Sonntag war und sie alle Christen sind, so wurde nicht gearbeitet. Sie empfingen uns mit aufrichtiger, einfacher Höflichkeit; jeder nahm meine Hand mit einer artigen Verbeugung des Kopfes und sie murmelten in ihrer weichen Sprache einige Worte des Willkommens. Dann setzten wir uns nieder. Die Unterhaltung wurde sehr lebhaft und, wenn ich aus Blicken und Tönen einen Schluß ziehen darf, sehr herzlich. Ich brachte mit großem Effect meine zuletzt gelernten neuen Worten und Phrasen an, und als ich mein Vokabelbuch beendet hatte, — was sehr bald der Fall war, — belustigte ich mich mit Sehen und Hören.

Mrs. Wagish-Ky (ihren eigentlichen Namen habe ich vergessen) muß eine sehr schöne Frau gewesen sein. Obgleich jetzt nicht mehr jung und Mutter von zwölf Kindern, ist sie doch noch eine der hübschesten indiani-

sehen Frauen, die ich je gesehen habe. Die Zahl ihrer Kinder ist bemerkenswerth, denn im Allgemeinen giebt es wenig große Familien unter den Indianern. Ihre Tochter, Zah-gah-see-ga-quay (Sonnenstrahlen, die durch die Wolke brechen), ist ein sehr schönes Mädchen, von ungefähr sechszehn Jahren, und macht ihrem poetischen Namen Ehre. Wagish-Ky selbst ist ein ernster, würdevoller Mann von fünfzig Jahren. Er sagte uns, sein ältester Sohn sei nach den Manitoolin-Inseln gegangen, um seine Familie zu repräsentiren und seinen Antheil an Geschenken zu holen. Seinen jüngsten Sohn hatte er nach einer Schule in den vereinigten Staaten gesandt, um ihn in der Gelehrsamkeit der weißen Männer unterrichten zu lassen. Mrs. Schoolkraft flüsterte mir zu, dieser arme Junge werde in Folge der Beschränkung und der veränderten Lebensweise an der Auszehrung sterben, und seine Eltern seien davon unterrichtet. Wagish-Ky schien zu bemerken, daß wir von seinem Sohne sprächen, denn sein Blick blieb in dem Augenblicke auf mir ruhen und über sein Gesicht flog ein Ausdruck so herben Schmerzes, daß mir war, als habe mich ein Messer berührt. Ich fühlte mit ihm und sein Jammerblick steht mir noch immer vor Augen.

Nach Verlauf einer Stunde verließen wir diese gute uns interessante Familie. Ich verweilte eine Zeitlang auf dem Begräbnißplatze, sah über die Wasserfälle hin und bewachte mit einer Mischung von Bewunderung



und Furcht mehrere kleine Canoes, die mitten in der kochenden Brandung fischten, und wie Korkstöpsel einhertanzten. Das Canoe, das zum Fischen gebraucht wird, ist sehr klein und leicht. Ein Mann oder gewöhnlicher eine Frau sitzt am Steuer und rudert mit einer Schaufel; der Fischer stellt sich aufrecht an das Vordertheil und wägt mit beiden Händen eine lange Stange, an deren Ende ein Streichnetz hängt. Dies taucht er jeden Augenblick ins Wasser und bringt einen, auch wohl zwei Fische herauf. Ich pflegte die Fischer auf dem Arno zu bewundern, so wie die der Lagunen und vor allen die neapolitanischen, wenn sie ihre Netze nach sich zogen oder gleich Enten untertauchten; aber so etwas, als diese Indianer, sah ich doch nie. Die Art, wie sie auf einem Raume von zwei Zollen ihren Stand behaupten, ist mir eben so unbegreiflich, als mir die Schönheit ihrer Gestalten und Stellungen bei jeder Bewegung ihrer tanzenden, schwachen Fahrzeuge bewunderungswürdig ist.

George Johnson, auf dessen Arme ich mich stützte, (und ich hatte viel zu thun, um an demselben hinaufzureichen) schilderte mir das Entzücken, in einem Canoe den Wasserfall zu passiren, so lebhaft, daß ich halb und halb entschlossen bin, den Versuch zu machen. Schreckhaft, wie es scheint, ist dennoch in einem guten Canoe mit erfahrenen Führern keine bestimmte Gefahr zu be-

fürchten, und es muß eine göttliche Empfindung gewähren.

Mr. Johnson hat den letzten Herbst und Winter in der Gegend hinter dem Superior=See zugebracht, gegen die Spitze des Mississippi hin, wo er als amerikanischer Agent gebraucht wurde, um die Grenzlinie zwischen den Chippewas und ihren Nachbarn, den unversöhnlichen Siour, zu berichtigen. Seine Vermittelung schien zur Zeit von Erfolg zu sein, denn er rauchte die Friedenspfeife mit beiden Stämmen. Während des Frühjahrs ist jedoch der grimme Krieg wieder ausgebrochen, und er scheint zu glauben, daß nichts als die Vernichtung der einen oder der andern dieser Nationen den Streitigkeiten ein Ende machen kann; »denn es giebt keinen Punkt, auf welchem das indianische Gesetz der Wiedervergeltung still steht, es sei denn die Ausrottung des einen oder des andern Theiles.« Ich fragte ihn, wie es zugehe, daß den Indianern in ihren Kriegen die ihnen entgegenstehenden Krieger und die hülflosen Frauen und Kinder gleich gälten? Woher es komme, daß ein braves, mannhaftes Volk das Scalpiren an einem hülflosen, der keinen Widerstand leisten könne, für eben so ehrenvoll halte, als das an dem Schädel eines Kriegers? Und ich beschrieb ihm das Grausen, was dieser Gebrauch einflößt — ein Gebrauch, der vor allen andern den ihnen gegebenen Namen der Wilden rechtfertigt. Dies sei, antwortete er mir, unzertrennlich von ihren Kriegs-

Grundsätzen und ihrer Art, den Krieg zu führen. Es sei ihr erstes Kriegsgesetz: mit dem wenigsten Risiko für sich selbst dem Feinde die größtmögliche Beleidigung und Beschimpfung zuzufügen. Dies wahrlich wilde Ehrengesetz könnte man feig nennen, wenn es nicht mit der muthvollsten Verachtung der Gefahr und des Schmerzes so vereinbar wäre, und daher dem Naturgesetze näher zu stehen scheint. Was die Art der Kriegsführung betrifft, so haben sie selten regelmäßige Schlachten, wohl aber Scharmügel, Ueberfälle, Verstecke und unvermuthete Einbrüche in die feindlichen Jagdgründe und Dörfer. Heimlich in das feindliche Dorf oder Jagdlager zu kriechen und da bis nach Sonnenuntergang zu warten, ist gewöhnlicher Gebrauch. Erheben sich nun die Schläfer in ihren Wohnungen von ihren Lagern: so stehen die versteckten Krieger still, erheben ihre Gewehre ungefähr 2 Fuß vom Boden und tödten so ihren Feind ohne Unterschied. Finden sie eine feindliche Wohnung ohne Vertheidigung, so morden sie, wen sie darin antreffen, damit der Eigenthümer, wenn er zurückkehrt, seinen Heerd öde findet; dies ist die ausgesuchteste Rache. Beleidigung gegen die Keuschheit der Frauen ist selbst in dem höchsten Grade der wildesten Aufregung etwas ganz Unerhörtes \*).

---

\*) Herr Schoolcraft sagt, daß man nach einem einzigen Falle dieser Art in der ganzen Geschichte des indiani-

Diese Achtung für weibliche Ehre wird Sie an die alten Deutschen erinnern, wie sie uns Julius Cäsar beschreibt; mit einigem Erstaunen vergleicht er ihre Enthaltfamkeit mit dem ganz entgegengesetzten Betragen seiner Römer, und wenn ich mich recht besinne, so trägt die Geschichte unserer europäischen Kriege und Belagerungen noch bis auf den heutigen Tag diesen früheren, charakteristischen Unterschied zwischen den lateinischen und teutonischen Nationen. Habe ich Recht oder Unrecht?

Doch um wieder auf die Indianer zu kommen. Nachdem mir mein Berichterstatter mehrere andere Einzelheiten mitgetheilt, die mir eine klarere Ansicht von ihren Begriffen und Empfindungen auf diesen Punkten gaben, als ich je zuvor gehabt hatte, fügte er mild hinzu: »Diese Barbarei ihrer Kriegführung ist ein feststehender und Lieblings-Vorwurf gegen die Indianer; ich dachte aber, - es wären mehr Frauen und Kinder in Einer Belagerung Ihrer civilisirten Landsleute umgekommen, und das noch in jüngst verflorener Zeit, als während des ganzen Krieges zwischen den Chippewas

---

schen Krieges vergebens forschen würde. Die Indianer glauben nämlich, daß ihr Jagdglück zerstört wird, wenn sie einen entehrenden Gebrauch von ihren weiblichen Gefangenen machen; man würde es als eine Entwürdigung des Kriegers ansehen, welche ihn zu allen männlichen Thaten unfähig und unwürdig mache.

und den Siour, welcher ein ganzes Jahrhundert gedauert hat.

Ich schwieg; denn es giebt ein kluges Sprichwort, daß man seine eigenen Fenster in Acht nehmen soll, und es sollte mich wundern, wenn die größten Grausamkeiten der indianischen Kriegführung oder der indianischen Rache im Einzelnen oder auch alle zusammen, je Massena's Rückzug aus Portugal überträfe — und die Franzosen nennen sich doch selbst ein civilisirtes Volk. Ein Kriegshaufe Indianer, vielleicht zwei- oder dreihundert (und das ist sehr viel), tanzen ihren Kriegstanz, ziehen aus, verbrennen ein Dorf und bringen zwanzig oder dreißig Kopfhäute zurück. Sie sind Wilde und Heiden. Wir Europäer liefern eine Schlacht, lassen funfzigtausend Todte oder langsam Sterbende auf dem Felde liegen und hunderttausend einsam um diese trauern; wir aber sind civilisirt und Christen. Blicken Sie dann auf die Beweggründe und Ursachen unserer blutigsten europäischen Kriege, wie die geheimen Geschichten der Höfe sie offenbaren! — die elenden, kleinlichen, herabwürdigenden Intriguen, die den Menschen gegen die Menschen stellen — so schrecklich unverhältnißmäßig gegen die schrecklichen Resultate! und sehen Sie dann den Indianer, wie er aus Rache ob eines persönlichen Schimpfes sein Kriegsbeil erhebt oder auch aus andern Beweggründen, die alle natürliche Empfindungen des natürlichen Menschen erregen. Ich sehe in der That

nicht, daß ein indianischer Krieger, der seinen Tomahawk schwingt und denselben mit seines Feindes Blute färbt, so viel mehr ein Wilder sei, als die gepugte, exerzirte, gestickte Person, die ohne Ursache oder Beweggrund sich verkauft hat, um todtzuschlagen oder todtgeschlagen zu werden. Der Eine scalpirt seinen Feind, der Andere schlägt ihn mit dem Säbel auf; jener zerbricht ihm das Gehirn mit dem Tomahawk, dieser schießt es mit einer Kanonenkugel zu Atomen. Nach meinem Urtheile, nach dem Urtheile einer Frau, ist zwischen dem Einen und dem Andern nicht der Unterschied einer Nadelspiße. Wenn der Krieg überhaupt unchristlich und barbarisch ist, so ist der Krieg als Wissenschaft thörichter, unnatürlicher, unchristlicher, als der Krieg als Leidenschaft.

Dies Alles ist vielleicht zu streng und etwas übertrieben genommen.

Der Himmel verhüte, daß ich die Segnungen der Civilisation herabsetzen sollte! Ich bin eine Frau, und von den Fortschritten der Civilisation allein können wir Frauen Erlösung von manchem Kummer, Strafen und Unterwerfungen erwarten, die jetzt schwer auf uns lasten. Auch bin ich nicht allzusehr für das wilde Leben mit all seinen malerischen Begleitungen und erhabenen Tugenden eingenommen. Ich sehe nicht ein, warum diese Tugenden nothwendig mit Schmutz, Unwissenheit und Barbarei verbunden sein müssen. Ich danke meinem

Gotte, in einem Lande der Literatur und der Dampfmaschinen zu leben. Chatsworth ist besser als ein Wigwam, und ein Vierundsiebenziger sicherer, als ein Canoe aus Baumrinde. Ich kann nicht mit Bestimmtheit sagen, ob die Taglioni anmuthiger tanzt als der kleine Indianer, Tabackraucher genannt, auch will ich nicht entscheiden, ob Wasser und Seife vorzüglichere Schönheitsmittel sind als Talg und Holzkohle, denn das sind Geschmacksachen und mein Geschmack könnte bestritten werden. Allein ich behaupte, daß, wenn uns unsere Vortheile des Verstandes und der Verfeinerung nicht zur höheren moralischen Superiorität führen, ich die Indianer im Grunde ihres Wesens vorziehe; sie sind, was sie zu sein bekennen, und wir sind nicht, was wir zu sein erklären. Sie wollen für Krieger und Jäger gehalten sein und das sind sie; wir wollen für Christen gelten, für civilisirt — sind wir das? Dann, was den Punkt der bloßen Grausamkeit betrifft, — so kann man hierüber auch etwas sagen. Wenn das Blut wallt, wenn durch jede erdenkliche Erregung der ganze Teufel im Menschen aufgereizt ist, so kann ich die Wildheit besser begreifen, als der Indianer die zarte Milde unserer Gesetze verstehen kann. Einstmals sah man Dnyawatta, besser bekannt unter seinem englischen Namen Rothjacket, eiligen Schrittes und mit den Zeichen des Abscheues und der Consternation in seinen Zügen die Stadt Buffalo verlassen. Drei Missethäter sollten den

Morgen gehangen werden und der indianische Krieger konnte es nicht über sich gewinnen, das gräßliche Schauspiel mit anzusehen, obgleich er selbst oft genug wie ein wahrer Teufel seine Finger in das Haar des Gefangenen gewickelt hatte, um den Scalp zu nehmen.

So ist denn für heute meine Rede zu Ende.

---

Je mehr ich auf diese glänzenden, tanzenden Wasserfälle schaue, desto mehr bin ich entschlossen, mich in ihre Mitte zu wagen. George Johnston ging aus, um ein passendes Canoe und einen gewandten Steuermann zu suchen; mittlerweile begab ich mich fort, um der Wagishky'schen Familie einen Besuch zu machen und eine Skizze von ihrer Wohnung zu entwerfen. Die hübsche Zah-gäh-see-gäh-qua hielt mir den Sonnenschirm, um mich vor der Sonne zu schützen.

Das Canoe stand bereit — und wir stürzten uns in den Strom. Es war ein kleines Fischer-Canoe, ungefähr zehn Fuß lang, ganz neu, leicht, zierlich und beweglich, wie ein Vogel auf dem Wasser. Ich saß nach indianischer Sitte auf einer Matte auf dem Boden, (in einem echten indianischen Canoe giebt es keine Sitze) — eine Minute — und wir waren in der Nähe der Fälle und — hinunter fuhren wir wirbelnd, in zischenden Wogen! Der weiße Schaum schlug um mich, — über mich. Der



Indianer hielt mit außerordentlicher Gewandtheit den obern Theil des Canoe's über der Brandung und — wir tanzten durch sie hindurch, ich weiß selbst nicht wie. Wenn ich über den Bord des Canoes sah, so konnte ich bemerken, daß die Durchfahrt durch die Felsen mitunter nicht mehr als zwei Fuß Breite hatte, und wir mußten scharfe Winkel machen — irgend ein Anstoß würde uns vernichtet haben —. Ich konnte dies Alles durch die klaren, wirbelnden Wellen sehen, muß aber in Wahrheit versichern, daß ich nicht einmal eine augenblickliche Empfindung von Furcht hatte, wohl aber ein Gefühl von schwindlicher, athemloser, köstlicher Aufregung. Ich konnte sogar die schöne Stellung eines Fischers bewundern, an dem wir vorüberstreiften, als wir in die Tiefe kamen. Die ganze Zeitdauer, von dem Augenblicke an, wo ich das Canoe bestieg, bis zu dem Landungsplatze betrug sieben Minuten und der Weg, den wir durchflogen, ungefähr drei Viertel Meilen \*).

Meine Indianer waren entzückt über meine That,

---

\*) »Der ganze Fall des Sault St. Maria beträgt senkrecht angenommen 22½ Fuß. Man hat es unmöglich gefunden, Katarakten hinaufwärts zu fahren, jedoch haben sich die Canoe's oft hinabwärts gewagt, obgleich dieses Experiment ängstlich und gefährlich, übrigens auch unnütz ist, indem die beiden schiffbaren Theile des Flusses durch Lasträger in Verbindung gesetzt sind.«

und als ich nach Hause kam, waren es meine guten Freunde nicht weniger. Sie sagten mir, ich sei die erste Europäerin, die je dies unternommen, und gewiß werde ich nicht die letzte sein. Ich empfehle die Tour als Motion vor dem Frühstück. Zwei Gläser Champagner hätten mich nicht so berauschen und selbstzufrieden machen können! Was meine Neegay betrifft, so lachte sie, schlug in die Hände und umarmte mich mehrere Male. Man erklärte mich für gehörig eingeweiht und ich wurde unter dem Namen Wah-sab-gewab-no-qua in die Familie aufgenommen. Früher schon hatten sie mich, mit Rücksicht auf meine Hautfarbe und Reiselust O-daio-yanagee genannt, das heißt der schöne wechselnde Mond, der seinen Stand verläßt; jetzt aber gab mir Mrs. Johnston zum Compliment für mein glückliches Wagstück diesen neuen Namen. Er bedeutet so viel als »der glänzende Schaum« oder besser mit der weiblichen Endung qua »die Frau des glänzenden Schaumes,« und unter diesem Namen bin ich nun ferner unter den Chippewas bekannt.

Nun ich seit vier Stunden eine geborene Chippewa geworden bin, muß ich Sie doch mit einigen meiner neuen Verwandten bekannt machen, welche in ihrem totem ein Rennthier führen, und zuerst mit meinem berühmten Großpapa Waub-Djeeg (dem Weißfischer).

Die Chippewas sind, wie Sie vielleicht wissen, lange zu den kriegerischsten und zahlreichsten, wie auch wilde-

sten und ungezähmtesten Nationen des Nord-Westens gezählt worden. Als sie — mit den andern Algonquimischen-Stämmen von Süden nach Norden vordrangen, scheinen sie den St. Lorenzo überschritten und sich längs der Ufer des Ontario-, des Huron-Sees und der Inseln zerstreut niedergelassen zu haben. Ferner scheint es, als hätten sie, von den Trokesen westwärts getrieben, als diese vor den Franzosen und Huronen wegzogen, den St. Mary-Fluß überschritten und sich dann an den südlichen Ufern des Superior-Sees niedergelassen. Ihr Raths-Feuer und der Hauptsitz der Nation war auf einem Vorgebirge am äußersten Ende des Superior-Sees, von den Franzosen Pointe und von den Indianern Che-goi-me-gou genannt. Unter dem einen oder dem andern dieser Namen werden Sie es auf den meisten Charten finden, da es lange ein wichtiger Platz für den Pelzhandel war\*). Hier war also, wie schon gesagt, das große nationale Raths-Feuer (dessen Erlöschen irgending ein großes Volksunglück verkündigte, wenn es das-

---

\*) Henry sagt: »die Chippewa's von Chegoimegon sind ein schönes wohlgebildetes Volk, und sowohl reinlicher als auch regelmäßiger bei den inneren Familieneinrichtungen als die Chippewa's am Huron-See. Die Frauen haben angenehme Züge.« Zu jener Zeit 1785 wußten sie noch nichts von europäischen Manufacturen und waren in Thierfellen gekleidet.

selbe nicht verursachte \*) und die Residenz des regierenden Häuptlings. Die Indianer kennen weder Souveränität noch Adel; hat indessen die Familie mehrere ausgezeichnete Männer hervorgebracht, so erbt die Würde aus Höflichkeit oder Sitte fort; und so übt auch die Familie Wagish-Ky oder die Mudgi Kimis, aus irgend einem Grunde, seit einer langen Zeit, eine Art von Einfluß auf die übrigen Glieder des Stammes aus. Ein Reisender erzählt, daß die jetzigen Abkömmlinge dieser Anführer einen solchen Stolz auf ihre Abstammung haben, als man ihn nur irgend in Feudal- oder despotischen Monarchien kannte. Der jetzige Repräsentant Viz = hi = see (der Büffel), mein berühmter Vetter, residirt noch zu la Pointe. Als die amerikanische Regierung ihn mit einer Medaille zur Bestätigung seiner Würde beschenkte, sagte er stolz: »wozu ist das nöthig? Jedermann weiß, von wem ich abstamme!« Familienstolz ist, wie Sie sehen, auf irgend eine Art sehr tief in der menschlichen Natur begründet.

Als die Chippewas zuerst in diese Gegenden drangen, kamen sie mit den Ottagamies oder Füchsen in

---

\*) Der Gouverneur Cass erzählt als charakteristischen Zug des Aberglaubens der Magi: »daß weibliche und männliche Wächter zur Erhaltung der Feuer aufgestellt waren, und daß in der ganzen indianischen Geschichte kein Factum so fest steht, als diese Verehrung einiger Stämme, wenn auch nicht aller.«

Berührung, die sie, da dieselben von einem und demselben Stamme entsprossen, als Brüder aufnahmen und ihnen zuerst einen Theil ihrer unbegrenzten Jagdgründe abtraten. Diese Dttagamies waren nun Freunde und Verbündete der Siour, und so blieben diese drei Völker eine Zeitlang sich befreundet und gestatteten gegenseitige Heirathen und Familien-Verbindungen. Die zunehmende Macht der Chippewas erregte jedoch bald die Eifersucht und das Mißtrauen der andern beiden Stämme. Die Dttagamies fielen in ihre Jagdgründe ein (dies ist die Hauptursache beinahe aller indianischen Kriege); die Chippewas schickten eine Gesandtschaft, um sich über den Schimpf zu beklagen, und sprachen den Wunsch aus, die Dttagamies möchten doch ihre jungen Leute in den festgesetzten Grenzen halten. Letztere gaben eine beleidigende Antwort. Das Kriegsbeil wurde erhoben, und die Siour und Dttagamies vereinigten sich gegen die Chippewas. Dies war ungefähr im Jahre 1726 oder 1730, und seit dieser Zeit ist kein Friede zwischen den Chippewas und Siour gewesen.

Ehe noch der Krieg erklärt worden war, hatte sich ein junges Chippewa-Mädchen mit einem sehr ausgezeichneten Anführer der Siour verheirathet und ihm zwei Söhne geboren. Als die Feindseligkeiten begannen, zog sich der Siour-Häuptling zu seinem Stamme zurück, und seine Frau blieb, dem indianischen Gebrauche gemäß, bei ihren Verwandten. Die beiden Kinder, die

beiden Stämmen angehörten, waren kaum sicher in einem derselben; da aber der Vater sie am besten beschützen konnte, so wurde endlich beschlossen, daß sie ihn begleiten sollten. Der Siour-Anführer und seine Knaben gingen fort, um sich mit ihren Kriegern zu vereinigen. Seine Chippewa-Frau und ihre Verwandten begleiteten sie, bis sie in Sicherheit waren, und kehrte dann weinend und untröstlich über den Verlust ihres Mannes und ihrer Kinder zurück. Einige Jahre darauf willigte sie ein, die Frau des großen Häuptlings zu Chegoimegon zu werden. Ihr Sohn dieser Ehe war Mamoagazida oder Mongazida (der Lölpel Fuß), ein berühmter Anführer, der in den canadischen Kriegen zwischen den Engländern und Franzosen mit einer großen Schaar seines Volkes auf Seiten der Franzosen focht. Er wohnte der Schlacht von Quebeck bei, wo Wolfe blieb; der indianischen Sage nach starb der Marquis von Montcalm in Mongazida's Armen. Nachdem der Krieg vorüber war, »reichte er den Engländern die Hand.« Er wohnte der großen Versammlung der Anführer bei, die Sir William Johnston in Niagara zusammenberief, und erhielt von ihm einen reichen Halskragen und einen breiten Wampumgürtel zum Unterpfande des Friedens und der Verbindung mit den Engländern. Diese Reliquien wurden in der Familie mit großer Ehrfurcht aufbewahrt und von Waub Djeeg, so wie später von seinem jüngern Bruder Camudwa ererbt.

Als jedoch Samudwa einstmals auf eine Winterjagd nach dem Flusse Broulé auszog, und mit seiner ganzen Familie den Hungertodt starb, so waren diese Ehrenzeichen abhanden gekommen und wurden nie wieder erlangt. Dieser letzte Vorfall ist ein Beispiel eines ziemlich gewöhnlichen Ereignisses des indianischen Lebens; und wenn man ihre Familien-Geschichten anhört, wird man bemerken, daß Mangel oder Ueberfluß an Nahrung — Hunger oder Schwelgerei das Hauptinteresse ihrer Begebenheiten ausmacht. »Wir tödteten ein Elend oder einen Bär, und hatten Nahrung auf viele Tage;« oder »wir verfolgten die Spur eines Bären; er entkam uns — und wir hatten viele Tage nichts zu essen,« dies sind die immer wiederkehrenden Gegenstände, die in ihren Unterhaltungen statt des letzten glänzenden Artikels in der Edinburger oder Quaterly-Review oder statt der letzten Neuigkeiten aus Spanien oder Rußland, besprochen werden. Hungertod, aus Mangel an Nahrung, ist nicht ungewöhnlich, und nach allem, was ich höre, fürchte ich, daß unter solchen Umständen Menschenfresserei nicht unbekannt ist. Wenn ich mich indeß einiger näher liegender Beispiele aus meiner Heimath erinnere, wo der äußerste Hunger zu dem nemlichen gräßlichen Resultate führte, so konnte ich hier nicht sehr verwundert sein.

Jedoch zurück. Waub Djeeg war der zweite Sohn dieses berühmten Mongazida. Als der Letztere einst zu

feinen Herbstjagden auf den Gründen neben dem Bezirke der Siour ausgezogen war, und alle seine Verwandte (beinahe 20 an der Zahl) mitgenommen hatte, wurden sie auf gewöhnliche Weise in der Morgendämmerung von den Siour überfallen. Die erste Ladung war durch die Wohnung gegangen; ehe noch die zweite abgefeuert werden konnte, stürzte Mongazida heraus, nannte mit lauter Stimme seinen Namen und fragte: ob Wabash, seiner Mutter Sohn, unter den Angreifenden sei? Es entstand eine Pause; dann trat ein Mann von schlanker Gestalt in seinem Kriegsanzuge mit einer reichen Menge von Federn auf dem Kopfe hervor und reichte seinem Halbbruder die Hand. Alle kehrten in Frieden zu der Wohnung zurück. In dem Augenblicke aber, wo der Siour-Häuptling sich bückte, um hineinzugehen, gab ihm Waub Djeeg, damals ein Knabe von 8 Jahren, der sich am Eingange aufgestellt hatte, um denselben zu vertheidigen, mit seiner kleinen Kriegskeule einen Schlag vor die Stirn. Mongazida entzückt, nahm ihn auf seine Arme und weiffagte, daß er dereinst ein großer Kriegshäuptling und ein unverföhnlicher Feind der Siour sein werde. Diese Weiffagung ging in der Folge in Erfüllung, denn Waub Djeeg befehligte sein Volk in allen Kriegszügen gegen die Siour und Ottagamies. Er siegte gewöhnlich und schlug die Ottagamies so, daß sie es später nie wagten, sich ihm zu widersehen und



sich nach dem Wisconsin-Flusse hinunterzogen, wo sie noch jetzt angesiedelt sind.

Waub Djeeg war jedoch etwas mehr und etwas Besseres, als bloß siegreicher Krieger; er war merkwürdig durch seine Beredsamkeit und dichtete eine Menge Kriegslieder, die in den Chippewa-Dörfern gesungen wurden, und von denen seine Tochter mehrere wiederholen kann. Eben so geschickt wie im Kriege, war er auch auf der Jagd. Seine Jagdgründe breiteten sich bis zum Broulé-Flusse, bis nach Fond du Lac aus, und er schoß jeden nieder, der es wagte, in seinen Bezirk einzudringen. Die Häute, die er jährlich erbeutete, waren 350 Dollars werth, Geld genug, um ihn mit Kleidung, Waffen, Pulver, rother Farbe und Zierrathen reichlich zu versehen. Gleich Tecumseh wollte er sich nicht früh verheirathen, damit dies seine Aufmerksamkeit nicht vom Kriege abzöge; aber im dreißigsten Jahre heirathete er eine Wittwe, von der er 2 Söhne hatte. Da er seiner ältlichen Lebensgefährtin überdrüssig wurde, nahm er sich ein junges Weib, ein schönes, vierzehnjähriges Mädchen, von welcher er sechs Kinder bekam; von diesen ist Neegay das älteste. Sie beschrieb ihren Vater als eben so zärtlich wie häuslich; »es war immer Ueberfluß an Bären- und Elendfleisch in der Wohnung.« Er hatte einen schönen Wigwam, 60 Fuß in der Länge, den er gern aufpuzte. In der Mitte stand ein dicker Pfahl,

mehrere Fuß hoch über das Dach hinaus, auf dessen Spitze eine Eule, aus Holz geschnitzt, angebracht war, die sich mit dem Winde drehete. Diese Eule schien den nämlichen Zweck zu haben, wie die Flagge auf dem Thurme zu Windsor=Castle; sie war das Symbol seiner Macht, das Zeichen seiner Anwesenheit; denn wenn er auf seine langen Winterjagden auszog, so wurde die Wohnung geschlossen und die Eule heruntergenommen.

Die Geschicklichkeit Waub Djeegs im Tagen und Fangen brachte ihn in freundliche Berührung mit einem Pelzhändler, Namens Johnston, der dem unternehmenden Henry im Ausbeuten des Superior=See's gefolgt war. Dieser junge Mann, aus einer guten irländischen Familie, kam nach Canada mit so dringenden Empfehlungsbriefen an Lord Dorchester, daß er eingeladen wurde, im Gouvernementshause zu wohnen, bis eine Stelle in einem der Beamten=Departements aufginge. Er war ein thätiger, unternehmender Mann, und gefellte sich daher zu mehreren Kaufleuten, die bloß zum Vergnügen nach den obern Seen reiften, fand aber das ungebundene Leben so schön, daß er es selbst annahm. Bei Gelegenheit einer seiner Unternehmungen, als er zu Che-yoi-ma-qou lagerte, und mit Waub Djeeg handelte, sah er die älteste Tochter des Anführers, und »sobald er sie sah, seufzte er; als er seufzte, fragte er sich nach der Ursache« und endete damit, seinen Freund aufzufordern, ihm seine Tochter zu geben. »Weißer Mann,«

sagte der Häuptling mit Würde, »Eure Sitten sind nicht unsere Sitten! Ihr weißen Männer wünscht unsere Frauen; Ihr heirathet sie, und wenn sie Euern Augen nicht mehr gefallen, so sagt Ihr, sie wären nicht Eure Frauen und verlaßt sie. Junger Freund! kehrt mit Eurem Haufen Jellen nach Montreal zurück, und wenn die Frauen dort mit ihren blassen Gesichtern mein Kind nicht aus Eurem Gedächtnisse verwischen, dann kommt im Frühjahre wieder und wir wollen weiter darüber sprechen; sie ist jung und kann noch warten.« Der junge Irländer, feurig, verliebt, ungeduldig und heftig nach der Art seiner Landsleute, versuchte Gründe, Beteuerungen, Geschenke, — vergebens; er mußte sich fügen. Er ging nach Montreal hinunter, kehrte im folgenden Frühjahre zurück und forderte seine Braut. Der Häuptling ließ ihn schwören, daß er seine Tochter als seine Frau, dem Gesetze der weißen Männer gemäß, bis zum Tode betrachten wolle, gab sie ihm und hielt Beiden ein lange belehrende Rede.

Mrs. Johnston erzählt, daß sie der allgemeinen indianischen Sitte zufolge vor ihrer Verheirathung gefastet habe, um einen Schutzgeist zu erhalten. Sie ging zu diesem Behuf auf den Gipfel einer Anhöhe und bauete sich eine kleine Hütte von Ederzweigen, bemalte sich schwarz und begann ihr Fasten in der Einsamkeit. Sie träumte immerwährend von einem weißen Manne, der sich ihr mit einem Becher in der Hand näherte und

sagte: »armes Ding! Warum bestrafft Du Dich? warum fastest Du? Hier ist Nahrung für Dich! Es begleitete ihn jedesmal ein Hund, der sie ansah, als kenne er sie. Sodann träumte sie damals, auf einem hohen von Wasser umgebenen Hügel zu stehen, von dem aus sie viele Canoes voller Indianer sah, die zu ihr kamen, um ihr ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Nach diesem kam es ihr vor, als werde sie in den Himmel getragen, und als sie zur Erde hernieder sah, erblickte sie dieselbe in Feuer stehen und sagte zu sich selbst: »Alle meine Verwandte werden verbrennen!« Eine Stimme aber antwortete und sagte: »Nein, sie werden nicht verbrennen, sie werden gerettet werden!« und sie wußte, daß ihr Geist also sprach, weil es keine menschliche Stimme war. Sie fastete zehn Tage; während dieser Zeit brachte ihr ihre Großmutter zuweilen etwas Wasser. Befriedigt, in dem weißen Manne, der sich in ihren Träumen einstellte, einen Schutzgeist erhalten zu haben, kehrte sie in ihres Vaters Wohnung zurück, grüne Ederzweige tragend, die sie auf den Boden streuete und im Vorwärtsgehen betrat. Nachdem sie in die Wohnung eingetreten, warf sie deren mehrere auf ihren gewöhnlichen Platz (nahe bei der Mutter) und nahm ihren Sitz ein. Während der folgenden zehn Tage durfte sie kein Fleisch oder irgend etwas essen, außer einem Bißchen Korn, das mit bittern Kräutern gekocht war. Andere zehn Tage lang aß sie sodann Fleisch, welches auf be-

fondere Weise getrocknet war, und dann erst genoß sie die gewöhnliche Familienkost.

Unerachtet ihr künftiger Mann und ihre künftige Größe in diesem Traume so lebendig vorgestellt worden war, so scheint dennoch die hübsche D = shab = gush = ko = da = na = qua, die einen weißen Mann immer gleich einem Wesen höherer Art mit Ehrfurcht betrachtete (vielleicht um so mehr eine Folge ihres Traumes), während der ganzen Zeit, wo ihr Mann sich um sie bewarb, nichts als Abneigung, Schrecken und Widerwillen empfunden zu haben. Als sie unter den gewöhnlichen Ceremonieen nach ihres Mannes Wohnung gebracht wurde, floh sie in einen finstern Winkel, wickelte sich in ihre Decke, war jedem Troste unzugänglich, ja wollte sich nicht einmal ansehen lassen. Es gereicht Johnston zur Ehre, daß er keinen grausamen Vortheil aus ihrer beiderseitigen Lage zog und daß sie zehn Tage in seiner Wohnung blieb, während welcher er sie mit der größten Zärtlichkeit und Achtung behandelte, durch jedes zarte Mittel ihre Furcht zu überwinden und ihre Neigung zu gewinnen suchte; — es war rührend zu sehen, wie zärtlich und dankbar dies von seiner Frau nach Verlauf von sechsunddreißig Jahren noch erkannt wurde. Am zehnten Tage lief sie in einem Anfalle von Schrecken von ihm fort und erreichte, nachdem sie vier Tage in den Wäldern gehungert, ihres Großvaters Wigwam. Während der Zeit träumte ihr Vater Waub

Djeeg, der weit entfernt in seinem Jagdlager war, seine Tochter habe sich nicht nach seiner Ermahnung mit passender Nachgiebigkeit, wie sie einer Frau gezieme, aufgeführt. Er kehrte daher eilig zwei Tagereisen weit zurück, um nach ihr zu sehen, und da er Alles so fand, wie er es geträumt, so prügelte er sie tüchtig mit einem Stocke und drohete ihr beide Ehren abzuschneiden. Er führte sie dann mit einem begütigenden Geschenke an Pelzwerk und Mais und unter manchen Entschuldigungen (und Ausreden zu seiner eigenen Ehre) zu ihrem Manne zurück. Endlich gelang es Johnston, dieses wilde Geschöpf zu zähmen, und er bezog mit ihr sein Haus bei dem St. Maria Sault. Nachdem sie hier einige Zeit gewohnt, wurde sie wieder von einer Sehnsucht befallen, ihre Mutter zu sehen und ihr Volk zu besuchen. Ihr Mann hatte sich kurz zuvor einen kleinen Schooner gekauft, um auf dem See Handel zu treiben; diesen rüstete er aus und sandte sie mit einem Gefolge von seinen Schreibern und Untergebenen, ganz so, wie es der Frau »des großen Engländers« gezieme, in ihre Heimath nach la Pointe, beladen mit Geschenken für ihre ganze Familie. Er ging nicht selbst mit, wahrscheinlich aus Zartgefühl, um ihren Gefühlen und Empfindungen keinen Zwang anzuthun. Die wenigen Monden des Zusammenseins mit einem Manne, der sie unter verhältnißmäßigem Glanz und Luxus mit Achtung und Zärtlichkeit behandelte, ließen die schöne D = shab = gush = ko = da =

na=qua ihre vormalige Heimath mit der jetzigen vergleichen. Sie kehrte bald zu ihrem Manne zurück, und wir hören nichts mehr von ihrer Sehnsucht nach ihres Vaters Wigwam. Sie lebte sechsunddreißig Jahre lang sehr glücklich mit Johnston bis zu seinem Tode im Jahre 1828, und ist Mutter von acht Kindern, vier Knaben und vier Mädchen.

Sie zeigte mir ihres Mannes Bild, das er ihr von Montreal mitgebracht hatte; die Züge sind sehr edel. Er ist mir durch einige meiner canadischen Freunde, die ihn gut gekannt, als ein kluger, lebhafter, excentrischer Mann und etwas *bon vivant* beschrieben worden. Er hatte in der ganzen Umgegend vielen Einfluß, den er seinem unabhängigen Vermögen, seinen Talenten, seiner langen Bekanntschaft mit der Gegend und der Verbindung mit den Eingebornen durch seine Heirath verdankte.

Während des letzten englischen Krieges hielt er sich natürlich zu den Engländern, weil ihm diese ihren Schutz versprochen hatten; die Amerikaner brannten ihm dafür natürlich das Haus ab und zerstörten sein Besitzthum. Er konnte niemals weder Beistand noch Schadenersatz von unserer Regierung erhalten. Der Platz, auf dem sein Haus gestanden, wurde beim Friedensschluß an die vereinigten Staaten abgetreten: — er selbst und seine Familie wurden *par force* Ameri-

kaner. Seine Söhne sind in Diensten der Staaten. In einer spätern Verhandlung mit den Chippewas, die in der Nähe einen großen Landstrich an die amerikanische Regierung abtraten, wurde zu Gunsten der Dshab = gush = ko = da = na = qua ein besonderer Vorbehalt über einen ansehnlichen Theil Landes abgemacht, wodurch ihre Nachkommen reiche Landbesitzer werden, ob es gleich jetzt nur noch ungelichtete Waldung ist. Ein großer Landstrich auf der Zuckerinsel ist ihr Eigenthum, und in diesem Jahre machte sie selbst dreitausend fünfhundert Pfund Zucker von vortrefflicher Qualität. Sie wagt sich mit ihren Leuten auf ihren Canoes in die Nähe der Wasserfälle am Eingange des Superior-Sees, um in den Buchten-Mündungen vierzehn Tage zu fischen, und kehrt mit einer Ladung eingepökelten Fisches für den Winter zurück. In ihrer Jugend ging sie auf die Jagd, und war unter den Frauen ihres Stammes als das schärfste Auge und der leichteste Fuß bekannt. Ihre Talente, ihre Energie, Thätigkeit und Seelenstärke, ihre Geschicklichkeit in allen Verrichtungen indianischer Frauen haben, trotz aller Verluste ihres Mannes, Bequemlichkeit und Ueberfluß in ihr Haus gebracht, und ihre Abstammung von dem Blute der alten Häuptlinge macht sie zu einem Gegenstande großer Verehrung unter den sie umgebenden Indianern, die sich in allen ihren Trübsalen, Krankhei-



ten und Verlegenheiten um Hülfe und Rath an sie wenden.

Sie hat das poetische Talent ihres Vaters Waub Djeeg geerbt; und hier ist eine kleine Fabel oder Allegorie, die nach ihrer Erzählung niedergeschrieben und von ihrer Tochter übersetzt wurde.

---

## Die Allegorie des Winters und Sommers.

---

Ein alter Mann des Nordens in Silberhaaren durchstrich, auf seinen Stab gestützt, alle Länder. Nachdem er so vier Monate ohne Unterbrechung unterwegs gewesen war, sah er sich eines Tages nach einer Stelle um, auf der er sich niederlegen und ausruhen könne. Er hatte nicht lange gefesselt, als er einen jungen Mann erblickte, welcher sehr schön war, mit rothen Wangen und funkelnden Augen; sein Haar war mit Blumen geschmückt und von seinen Lippen strömte ein Athem, so süß, als der der wilden Rose.

Der alte Mann lehnte auf seinem Stabe; der Bart reichte ihm bis auf die Brust herab, und er sagte: »Wir wollen hier eine Weile ausruhen und uns ein wenig unterhalten. Vor allen Dingen aber wollen wir erst ein Feuer anmachen und viel Holz zusammenlesen, denn wir werden es brauchen, um uns warm zu erhalten.«

Das Feuer war gemacht; sie setzten sich daran und fingen an, sich zu unterreden; einer erzählte dem an-

dern, woher er komme und was ihm unterwegs begegnet sei. Der junge Mann fing an zu frieren, sah sich um, um etwa eine äußere Ursache dieses Wechsels zu gewahren, und legte die Hände an seine Wangen, um sie warm zu erhalten.

Der alte Mann hob an und sagte: »wenn ich über einen Fluß gehen will, so hauche ich darauf, mache ihn hart und gehe über seine Oberfläche. Bei mir bedarf es nur eines gebietenden Wortes, und das Wasser steht still; ich berühre es mit dem Finger, — und es wird hart wie Stein. — Mein Fußtritt macht weiche Dinge hart — und meine Macht ist unbegrenzt.«

Der junge Mann, den jeden Augenblick mehr und mehr fro und der bei dem Prahlen des Alten Längeweile hatte, begann, als der Morgen sich nahete, was er an dem röthlichen Schimmer im Osten bemerkte, folgendermaßen:

»Nun, Vater! wünsche ich das Wort zu nehmen.«

»Sprich!« entgegnete der Alte, »mein Ohr, obgleich alt, steht offen, es kann hören.«

»Nun denn,« sagte der Jüngling, »auch ich gehe über die ganze Erde. Ich habe sie mit Schnee bedeckt gesehen und die Gewässer hart wie Stein; ich durfte nur darüber gehen, und — der Schnee schmolz, die Bäche begannen zu fließen, die Flüsse sich zu regen, das Eis zu schmelzen; die Erde grünte unter meinem Fußtritt, die Blumen blüheten, die Vögel waren fröhlich,

und all die Macht, mit der Ihr Euch brüstet, schwand dahin.«

Der alte Mann seufzte tief auf, schüttelte den Kopf und sagte: »ich kenne Dich, Du bist der Frühling.«

»Ja,« sagte der Jüngling, »sieh hier meinen Kopf, er ist mit Blumen geschmückt! sieh meine Wangen, wie sie blühen, — komm näher und berühre mich! Du bist der Winter! Ich weiß, Deine Macht ist groß; aber, Vater, Du darfst nicht in meine Gegend kommen; Dein Bart würde abfallen, all' Deine Stärke würde schwinden und Du würdest sterben.«

Der Alte fühlte diese Wahrheit; ehe der Morgen kam, war er verschwunden; bevor sie aber von einander schieden, drückte jeder von ihnen die Hoffnung aus, daß sie in einigen Monden sich wieder begegnen möchten.

Die Sprache der Chippewas, obgleich bilderreich und ausdrucksvoll, ist doch nicht reich. In ihren Reden und Gesängen sind sie emphatisch und bezeichnend durch die immerwährende Wiederholung der nämlichen Phrase oder des Gedankens; und dies scheint sie zu rühren, wie auch die immerwährende Wiederkehr einiger weniger Töne, durch die ich selbst zur schmerzlichsten Aufregung gesteigert oder zu Thränen gerührt wurde.

Einer meiner Vettern (ich habe jezt eine große Vetterschaft unter den Chippewas) ging auf eine Jagd-

unternehmung und ließ Weib und Kind zu Hause. Während seiner Abwesenheit führte ein Sioux-Haufen diese fort, und bei seiner Heimkehr fand er das Feuer verlöscht, seine Wohnung leer. Er schwärzte sogleich sein Gesicht (indianische Art zu trauern) und ging zu dem Bruder seiner Frau, dem er in einer Art trauernden Recitativs nachstehenden Gesang vortrug. Der Zweck desselben scheint theils eine Aufforderung zur Hülfe gegen seine Feinde zu sein, theils auch eine Entschuldigung ob des anscheinenden Fehlers, daß er seine Familie unbeschützt in dem Wigwam gelassen habe.

»Schwager! Beschuldige mich nicht unrechtmäßiger Weise ob der scheinbaren Nachlässigkeit, meine Familie der Gefahr ausgesetzt zu haben, denn ich bin gekommen, um Hülfe zu fordern von meinem Schwager.«

»Man hörte das Schreien meines kleinen Sohnes, als sie ihn durch die Prairie führten, und deswegen bin ich gekommen, um Hülfe zu erlangen von meinem Schwager.«

»Auch die Stimme meines Weibes wurde gehört, als man sie durch die Prairie führte; beschuldige darum nicht deinen Schwager, denn er ist gekommen, um Hülfe zu suchen bei seinem Schwager.«

Dieser Gesang hat einen gewissen Rhythmus, abwechselnd zehn und acht Silben; die immerwährende Wiederkehr des Wortes »Schwager« scheint bestimmt,

der Seele des Hörers den Gedanken ihrer Verwandtschaft einzuprägen.«

Das Folgende ist die Anrede eines Haufens Krieger an ihre Frauen, als sie das Dorf verlassen.

»Weint nicht, weint nicht über mich,  
Geliebte Frauen, wenn ich sterben sollte;  
Um Euch selbst nur müßt Ihr weinen,  
Arm seid Ihr All' und zu beklagen,  
Ihr Frauen, Ihr seid zu beklagen.

»Ich suche, ich suche unsere gefallenen Verwandte,  
Ich gehe zu rächen, zu rächen die Erschlagenen.  
Unsre Verwandte gefallen und erschlagen!  
Und unsre Feinde, unsre Feinde sollen liegen.  
Gleich ihnen, gleich ihnen sollen sie liegen.  
Ich gehe, um sie niederzustrecken, sie niederzustrecken.«

Und dann da Capo immer von Neuem.

Der folgende ist ein Liebesgesang in dem nämlichen Style der Wiederholung.

»Es sind jetzt zwei Tage, zwei lange Tage,  
Seit ich Nahrung genoß, Geliebte!  
Um Dich, um Dich  
Gräme ich mich, gräme ich mich.«

»Die Wasser fließen tief und breit,  
Auf denen Du segeltest, Geliebte!  
Dich von mir trennend.  
Um Dich, um Dich, Geliebte,  
Um Dich, um Dich gräme ich mich.«

Wenn Sie ein halbes Tausend unserer fashionablen und viel bewunderten italienischen Gesänge betrachten, — die Notturmi von Blangini z. B., so werden Sie dieselben, was das Nichtsagende und die ewige Wiederkehr gewisser Worte und Phrasen anbelangt, diesen Chippewa-Canzonetten gleich finden; zugleich zweifle ich, ob es für einen Gesang immer einen Sinn zu haben braucht, — es ist genug, wenn ein Gefühl darin ausgesprochen wird.

Hier sind einige Verse eines Kriegsliedes in dem nämlichen Style der Composition, doch sehr verschiedene Empfindungen athmend:

»Ich singe, ich singe unter dem Mittelpunkte des Himmels,  
Unter dem Mittelpunkte des Himmels.  
Unter dem Mittelpunkte des Himmels sing' ich, sing' ich  
Unter dem Mittelpunkte des Himmels.«

»Jeden Tag seh' ich nach dir, du Morgenstern,  
Du Morgenstern,  
Jeden Tag seh' ich nach dir, du Morgenstern,  
Du Morgenstern «

»Die Vögel der Braven nehmen einen Flug rund um  
den Himmel,

Einen Flug rund um den Himmel.

Die Vögel der Braven nehmen einen Flug, nehmen  
einen Flug,

Einen Flug rund um den Himmel.«

»Sie durchkreuzen des Feindes Reihe, die Vögel,

Sie durchkreuzen des Feindes Reihe.

Die Vögel, die Vögel, die raubgierigen Vögel!

Sie durchkreuzen des Feindes Reihe.«

»Die Geister oben wiederholen ihren Namen,

Wiederholen ihren Namen,

Die Geister hoch oben, die Geister oben

Wiederholen ihren Namen.«

»Ganz glücklich bin ich, erschlagen zu sein und zu liegen  
Auf des Feindes Seite, auf der Reihe zu liegen;

Glücklich bin ich, glücklich bin ich

Auf des Feindes Seite, auf der Reihe zu liegen.«

Ich gebe Ihnen diese Proben als Merkwürdigkeit; sie sind echt und haben so wenigstens dies Verdienst, wenn sie kein anderes haben. Bei dem nächsten Gesänge füge ich die Musik hinzu. Sie scheint auf einen jungen Amerikaner (Lang-Messer) componirt zu sein, der eine Liebchaft mit einem Chippewa-Mädchen Djibwainquance hatte.



## Ojibway quaince.

Aun dush ween do we nain, Git-  
 chee mo ko maum ai nee kah zah  
 wah da mood we yà yà hah hà  
 hà we yà yà hah hà hà

We ah, bem, ah dé.

We mah jah need dé,

We ne moo, sha yun

We yà, yà hah hà! we yà yà hah hà!

O Mow we mah né

We mah jah need dé

O jib way quaince un né,

We yà yà hah hà! we yà yà hah hà!

Kah ween, goo shah, ween né

Keesh wan zhe e wa ye

O gab, mah we mah zeen,

We yà yà hah hà! we yà yà hah hà!

Ma goo shah ween e goo

Ke bish quah bem ah dé

Che wah nain ne mah dé.

We yà, yà hah hà, we yà yà hah hà!

Ich habe mich auf der andern Seite des Flusses zu lange aufgehalten und muß nun auf unser canadisches Ufer zurückkehren, allwo ich bereits unter dem gastfreundlichen Dache unsers Missionärs Wohnung genommen habe. Mrs. Mac Murray's überfließende Gutmüthigkeit, Gewandtheit und Lebhaftigkeit sind in ihrer Art eben so angenehm als der gedankenvollere Verstand ihrer Schwester.

Mit Herrn Mac Murray hatte ich ein interessantes Gespräch über seine Mission und über den Charakter des, seiner Sorge und geistlichen Führung zugewiesenen Volkes. Er kam im Jahre 1832 hierher und verheirathete sich das Jahr darauf mit Charlotte Johnston (D-ga-bu-no-qua). Seit den fünf Jahren, wo die Mission etablirt ist, sind hundertfünfundvierzig Tausen, sieben Begräbnisse und dreizehn Trauungen vorgekommen; die gegenwärtige Zahl der Communicanten beträgt sechsundsechszig.

Er ist mit seinem Erfolge zufrieden und scheint das Wohlwollen und die Zuneigung der Indianer, die ihn umgeben, erworben zu haben; er verdankt Vieles, wie er sagt, seinem süßen Weibe, die ihm mit ihrer vollkommenen Kenntniß der Sprache und der Sitten ihres Volkes bei seinem Auftrage hülfreich zur Seite steht. Sie ist eine warme Enthusiastin im Punkte der Bekehrung, und die Arbeit und Anstrengung, den Indianern die Gebete und Predigten zu erklären und sie

singen zu lehren, hatte einmal ihre Gesundheit ernstlich angegriffen. Sie hat eine gute Stimme und ein richtiges Gehör und hat es dahin gebracht, mehreren Frauen und Kindern einige unserer Kirchenlieder auf sehr angenehme Weise singen zu lehren. Sie sagt, alle Indianer liebten die Musik leidenschaftlich; auch sei dieselbe ein sehr wirksames Mittel, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln und ihre Theilnahme zu erregen. Nach Mr. Mac Murray interessiren sie sich sehr für die Parabeln und ihre Erklärungen — und oftmals werden sie darüber zu Thränen gerührt. Als er sie bei seiner ersten Ankunft versammelte und eine Rede an sie hielt, waren viele von ihnen betrunken; er nahm daher Gelegenheit, gegen dieses herrschende Laster in starken Ausdrücken zu eifern. Sie warteten ab, bis er seine Predigt geendet; da aber erhob sich einer der bedeutendsten Männer und erwiederte ernst: »Mein Vater! Ehe die weißen Männer zu uns kamen, konnten wir jagen, fischen und genug Korn für unsere Familien bauen; wir wußten nichts von dem Feuer-Wasser. Wenn es so überaus schlecht ist, warum haben es denn die weißen Männer hergebracht? Wir haben es nicht verlangt.«

Früher befanden sie sich in der tiefsten Armuth, in Sorglosigkeit und Elend: jetzt ist es wenigstens etwas besser. Dreißig Kinder besuchen Mr. Mac Murran's Schule. Viele der Getauften sind anständig gekleidet und haben Gärten, in denen sie Kartoffeln und Mais

bauen. Es hält schwer, sie lange genug beisammen zu erhalten, um einen bleibenden Eindruck hervorzubringen; ihre wilden, ruhelosen Gewohnheiten haben immer noch das Uebergewicht; ihre Lebensbedürfnisse erschweren den Lehrern ihr Geschäft, denn sie ziehen ganze Wochen nach ihren Jagdgründen fort, und wenn sie zurückkehren, muß die Belehrung von Neuem beginnen.

Einer ihrer Häuptlinge kam aus dem Norden zu Mr. Mac Murray und äußerte den Wunsch, ein Christ zu werden. Unglücklicherweise hatte er drei Frauen, und zur nothwendigen Vorbereitung sagte man ihm, er müsse sich auf Eine beschränken. Er machte keine Einwendung und wollte die jüngste behalten, mit der er sich nicht längst erst verheirathet, und die beiden andern fortschaffen. Dies wurde aber nicht erlaubt; die eine, die er zuerst genommen, war die rechtmäßige Frau und keine andere. Er stritt sich; Mr. Mac Murray bestand darauf; endlich ging der alte Mann im höchsten Unwillen fort. Den nächsten Morgen war sein Wigwam nicht mehr zu sehen und er bewarb sich nie mehr darum, »ein Christ zu werden,« da die Bedingungen, wie es schien, zu hart waren, um sie zu erfüllen. »Die römisch-katholischen Priester,« sagte Mr. Mac Murray, »sind in diesen Punkten nicht so difficult als wir; sie bestehen zwar darauf, daß der Bekehrte nur Eine Frau behalte, lassen ihm aber die Wahl unter denen, welche diesen Namen führen.«

Die Indianer tragen sich unter sich mit einer Geschichte von einem bekehrten Indianer, der sich nach seinem Tode um den Einlaß in das Paradies der weißen Männer bewarb, denselben aber nicht erhielt. Er ging hierauf nach dem Paradiese der Rothhäute, wurde indeß hier gleichfalls abgewiesen, und kehrte endlich, nachdem er eine Zeitlang schwermüthig umhergewandert, zum Leben zurück (gleich Gitchee Gauzinee), um seine Gefährten durch die Erfahrungen, die er in der andern Welt gemacht hatte, zu warnen.

Mr. Mac Murray rechnet zu seinen eifrigsten Bekehrten verschiedene große Medicin-Männer und Beschwörer oder Zauberer. Ich war zuerst über die unverhältnißmäßige Zahl derselben, so wie über ihre Bereitwilligkeit, Christen zu werden, verwundert; man kann dies aber auf zweierlei Art erklären. Sie sind nämlich in der Regel die klügsten Männer des Stammes und mehr als andere von der falschen und trügerischen Beschaffenheit ihrer Poffen und abergläubischen Gebräuche überzeugt. Wenn ein Zauberer sich hat bekehren lassen, so liefert er zuvörderst seine meta-waawun, d. h. Medicin-Sack, der seine Manitos enthält, ab. Mr. Mac Murray zeigte mir mehrere dergleichen, z. B. eine Eulenhaut, das Fell einer wilden Kage, einer Otter und gab mir zwei derselben mit den darin enthaltenen Werkzeugen der Zauberei, einen von Birkenrinde, der die Haut einer schwarzen Natter enthielt, der andere, von

gesticktem Leder, enthält die Haut einer sehr großen Klapperschlange (vier Fuß lang), eine rothgefärbte Feder, eine große Muschel und einige Zauberkiessel, in Rinde eingewickelt — Bezauberungen und Zauberformeln des indianischen Archimago, dessen Name, wie ich glaube, Matabash war. Ferner gab er mir eine Trommel, aus einem Felle gemacht, das über einen Wiedehopf ausgespannt und mit Kieseln angefüllt war, nebst einer gewaltig großen Klapper, von ungefähr hundert Bärenklauen gemacht, welche durch einen Riemen an einander gereiht und an einem geschnittenen Stocke aufgehängt sind. Beide Stücke waren bei ihren medicinischen Tänzen gebraucht worden.

Der Anführer dieses Chippewa-Dorfes ist eine ganz außergewöhnliche Erscheinung. Er heißt Shinguakonse, die kleine Fichte; er läßt aber das Eigenschaftswort fallen und nennt sich selbst lieber schlechtweg die Fichte. Er ist kein erblicher Häuptling, sondern ein erwählter, oder Kriegsanführer und verdankt diese Würde seinem Muth und seiner Beredsamkeit. Ein Mann, der dieses Beides in sich vereinigt, ist sicher, unter diesem Volke in Ansehen zu kommen. Ohne Gelehrsamkeit, ohne Gesetze, ohne willkürliche Unterscheidungen des Ranges oder Vermögens und mit einem so einfachen, moralischen Gesetzbuche, daß sie auf diesem Punkte sich beinahe alle gleich sind, sind es vorzüglich Naturgaben, wie Stärke, Einsicht u. s. w., die einen Indianer zu Auszeichnung und

Einfluß erheben. Er fischt deshalb nicht weniger sein eigenes Mittagsmahl und baut nichtsdestoweniger seinen eigenen Canoe.

ShinguaKonse führte in dem Jahre 1812 einen Haufen Streiter in das Feld, war zu Fort Malden und nahm Theil an der Schlacht der Herrnhuther Städte. Außerdem, daß er beredt und brav, war er auch ein berühmter Beschwörer. Er ist nun mit seiner ganzen Familie zum Christenthume übergegangen. Mr. Mac Murray hat an ihm einen sehr nützlichen Verbündeten, um die Lage seines Volkes zu verbessern. Als die Kaufleute auf der entgegengesetzten Seite sich bemüheten, ihn zu seiner alten Gewohnheit des Trinkens zurückzuführen, sagte er ihnen: »Als ich dessen bedurfte, wolltet ihr es mir nicht geben, und nun, da ich es nicht bedarf, wollt ihr mir es aufdringen; trinkt es selbst!« und wandte ihnen den Rücken.

Die Leichtigkeit, mit welcher von der andern Seite starke Getränke zu haben sind, und das schlechte Beispiel vieler Soldaten und Handelsleute sind indeß bedeutende Hindernisse bei dem glücklichen Erfolg der Bemühungen der Missionäre. Mrs. Mac Murray ahmte mit großem Humor die Haltung einer betrunkenen Squaw nach, indem sie ihre Decke, mit einem Zipfel auf ihre Schultern geworfen, nach sich zog, und mit einem Ausdruck von Unabhängigkeit und Trotz, ihrem Herrn und

Meister, ihrem Gemahl, ein Lied vorsang, dessen Refrain also lautet:

Der Engländer wird mir etwas von seiner Milch geben,  
Ich werde des Engländers Milch trinken.

Durch ihre eigenen persönlichen Bemühungen hat sie manche dieser elenden Wesen gerettet.

Neben der Leidenschaft für hitzige Getränke lieben sie noch die des Spieles. Ihr gewöhnliches Hazardspiel wird mit Bohnen oder mit kleinen Knochen, die mit verschiedenen Farben bemalt sind, gespielt, und diese Bohnen sind eben so schädlich, als die Würfel in der christlichen Welt es je gewesen. Sie verspielen sogar ihre Decken und Mocassins, und so lange das Spiel währt, sind nicht bloß die Spielenden, sondern auch die Zusehenden in einer vollkommenen Ekstase und Gemüthsbewegung.

Mr. Mac Murran erzählte mir, daß, wenn die Indianer von den obern Gewässern des Sees während der Jahreszeit, wo gefischt wird, sich hier befänden, seine Zimmer von ihnen angefüllt seien; wo sie nur immer eine Thür offen fänden, da kämen sie herein. »Es ist unmöglich,« setzte er hinzu, »einen Indianer zu vermeiden, der Geschmack an Ihrer Gesellschaft gefunden hat; er kommt zu allen Stunden, da jeder Begriff von Schicklichkeit oder Unschicklichkeit ihm fremd ist und er es nicht für möglich hält, beschwerlich zu fallen. Es giebt durchaus kein Mittel dagegen, als still zu sitzen



und auszuhalten. Ich habe diese Leute bisweilen von Sonnenaufgang bis zum Untergange in einem fort in meinem Zimmer.« Er versichert aber, daß sie nie etwas mitgenommen, noch den geringsten Schaden angerichtet hätten, ausgenommen den, welcher aus ihren unsaubern, schmutzigen Gewohnheiten nothwendig entsände und aus dem Geruche ihres Kinnikinic, was zusammen, wie mich dünkt, schon hinlänglich ist. Die wenigen, die jetzt hier sind, zumal die Frauen, schlendern herein und heraus, kommen wegen jeder Kleinigkeit zu Mr. Mac Murray und häufig um gar nichts.

Sir John Colborne nahm großes Interesse an der Bekehrung und Civilisation der Indianer, und obgleich oft entmuthigt, verzweifelte er doch nicht. Er versprach, ein Dorf anzulegen und Blockhäuser für die Bekehrten zu bauen, wie zu Goldwater (am Simeon=See). Dieses Versprechen ist aber nicht erfüllt worden und wird auch nicht erfüllt werden. Ich fragte natürlich: »Warum, wenn die Indianer Blockhäuser wünschen, sie sich nicht selbst solche bauen? Sie wohnen am Saume des Waldes und ein solcher Bau ist kein schweres Geschäft. Man entgegnete mir, sie könnten das nicht, auch würden sie es nicht thun, — da solche Arbeiten ihren Gewohnheiten ganz zuwider seien. Es erfordert mehr Kraft als die Frauen haben, und was die Männer betrifft, so würde ihnen Holzfällen und Stämme=Schleppen eine unerhörte Erniedrigung scheinen. Es liegt der

Mrs. Mac Murray sehr viel daran, daß diese Häuser gebauet werden möchten, weil sie glaubt, daß dadurch ihre Bekehrten an den Ort gebunden würden. Ob ihre Moralität, Reinlichkeit, Gesundheit und Glückseligkeit dadurch befördert werden, bezweifle ich, der jetzige Gouverneur scheint sehr bestimmte Ansichten hierüber zu hegen. Ich sähe es gern, wenn ein Indianer dahin gebracht würde, seinem Wigwam ein Haus vorzuziehen und in einem Hause zu leben, was er selbst gebaut hat; was gewinnt man aber, wenn man ihnen Häuser baut? Das Versprechen wurde jedoch gegeben und die Indianer begreifen nicht, warum mit dem Gouverneur auch die Grundsätze wechseln müssen. Sie halten sich für betrogen und übel behandelt. Shinguaconse hat neulich (den letzten Januar) an Sir Francis Head einen Brief oder eine Rede über diesen Gegenstand geschrieben, der ein wunderliches Probestück von einer Vorstellung ist. »Mein Vater!« sagte er, »Ihr habt mir und meinen Kindern Versprechungen gemacht. Ihr verspracht uns Häuser, bis jetzt ist aber noch nichts geschehen, obschon fünf Jahre darüber vergangen sind. Ich werde jetzt sehr alt und nach der Art zu urtheilen, mit der Ihr mit mir verfahren seid, fürchte ich, man wird mich ins Grab legen, ehe ich Eure Versprechungen erfüllt sehe. Viele Eurer Kinder wenden sich an Euch und sagen Euch, daß sie arm sind, obschon sie viel besser daran sind, als ich in Allem und Jedem. Ich kann

mit Wahrheit sagen, daß ich arm bin. Ich bin gleich dem Thiere des Waldes, das kein Obdach hat. Ich liege unter dem Schnee und bedecke mich mit den Zweigen der Bäume. Wären die Versprechungen von einer unbedeutenden Person gegeben worden, ich würde mich weiter nicht wundern, wenn ich sie nicht erfüllt sähe. Ueber Euch aber, die Ihr groß seid an Reichthum und Macht, bin ich verwundert, daß Ihr Eure Versprechungen nicht erfüllt. Es wäre mir lieber gewesen, wenn Ihr mir nie dergleichen gemacht hättet, als daß Ihr sie gegeben und nicht gehalten habt.«

Dann folgt ein Zug indianischer Ironie.

»Allein, mein Vater! vielleicht sehe ich nicht klar; ich bin alt und vielleicht habe ich mein Augenlicht verloren; und wenn Ihr kommt, um uns zu besuchen, findet Ihr die Versprechungen bereits erfüllt? Ich habe gehört, daß Ihr alle Theile der ganzen Gegend ringsum besucht; dies hier ist der einzige Punkt, den Ihr bisher noch nicht gesehen habt; wenn Ihr mir versprecht, auch zu uns zu kommen, so will ich meinen kleinen Fisch (den Weißfisch) aus dem Wasser geholt und zugerichtet haben, damit Ihr die Kost probiren möget, die mich erhält.«

Shinguakonse klagt hierauf, daß gewisse französische Canadier mit Erlaubniß eines brittischen Beamten zu St. Joseph ihr Bauholz niedergeschlagen hätten, um es an die Amerikaner zu verkaufen, und fährt dann fort:

»Ist das recht? Ich habe nie gewußt, daß uns die Britten unser Land und Bauholz abgekauft haben. Wenn ich aber ein Wort rede, so sagen sie: hört nicht auf ihn, er weiß von nichts. Das ist nicht gut.«

Er schließt mit unendlicher Höflichkeit:

»Und nun mein Vater! werde ich meinen Sitz einnehmen und nach der Gegend sehen, wo Ihr wohnt, damit ich die Antwort vernehme, die Ihr mir zwischen jetzt und dem Frühjahre schicken werdet.«

»Und nun, mein Vater! bin ich zu Ende! Ich habe Euch Einiges mitgetheilt, was mir auf der Seele lag. Ich nehme Euch bei der Hand und wünsche Euch ein glückliches neues Jahr, und hoffe, es wird uns vergönnt sein, uns einander wieder zu sehen.«

---

Mrs. Johnston sagt mir, daß, wenn sie ihre Kinder nach einiger Abwesenheit wieder erwartete, sie eine Empfindung habe, eine physische Empfindung, welche derjenigen zu vergleichen sei, die sie gehabt, als sie dieselben zum Erstenmale in ihre Arme geschlossen. Diese Sehnsucht steigert sich mitunter zu einem ordentlichen Schmerze, der fast so unerträglich ist, als Geburtswehen, und ist so allgemein, daß die Indianer ein eigenes Wort für ihn haben. Der mütterliche Instinct steigert sich gleich allen andern natürlichen Empfindungen unter diesem Wolfe zu einem Grade, den wir eben so wenig begreifen

können, als wir ihre scharfen Sinne begreifen. Gleichwie eine Kaze, ihrer Zungen beraubt, ein Thier anderer Gattung säugt: so muß eine Indianerin, die ihr Kind verloren, ein anderes haben. »Bringt mir mein Kind, oder seht mich sterben!« schrie eine, ihres Söhnchens beraubte Mutter ihrem Manne zu, und legte sich auf ihre Matte nieder, bedeckte ihren Kopf mit ihrer Decke und verschmähete alle Nahrung. Der Mann ging fort, stahl eins von seines Feindes Kindern und brachte es ihr. Sie legte es an ihren Busen und war getröstet. Die Sterblichkeit der Kinder ist sehr groß unter den uncivilisirten Indianern, weil sie kranke Kinder nicht zu behandeln wissen, oder auch weil ein großer Mangel an Reinlichkeit vorherrschend ist. Tritt aus letzterer Ursache ein Ruhranfall ein, so gehen beinahe alle Kinder zu Grunde; werden sie aber reinlich gehalten, so sind die Wiegen von Kinde für ihre Lebensweise in der That vortrefflich, indem sie Kopf und Glieder vor äußerer Gefahr behüten.

Wenn ein junger Chippewa von St. Mary ein junges Mädchen sieht, das ihm gefällt und die er zu heirathen wünscht, so geht er hin, fängt einen Schmarle, kocht sie, schneidet ihr den Schwanz ab, nimmt davon die flache Gräthe und steckt sie in sein Haar. Er bemalt sich nun so reizend als möglich, nimmt eine Art roher Flöte oder Pfeife, die bloß bei solchen Liebesangelegenheiten im Gebrauche zu sein scheint, und dieselbe

spielend geht er in seinem Dorfe auf und nieder, so sentimental, wie ich vermüthe, als ein Chippewa nur immer sentimental aussehen kann. Hieran erkennt man die Absichten des jungen Mannes; alle Wohnungen, in welchen heirathsfähige Mädchen sich befinden, werden in Unruhe versetzt, wiewohl die Eine, die seine heimliche Wahl ist, vermüthlich schon weiß, wem das gilt. Sein nächster Schritt ist nun, den Eltern und Verwandten des jungen Mädchens Geschenke zu machen; werden diese angenommen, so ist dies ein günstiges Zeichen für seine Bewerbung; er macht dann auch seiner Auserwählten Geschenke — und Alles, was ihm nun noch zu thun obliegt, ist, sie in seine Wohnung heimzuführen. Er schwört nicht bei Gott, sie bis in den Tod zu lieben, — ein Eid, den er bei dem besten Willen nicht immer halten kann, wenn derselbe auch nicht im Augenblicke des Schwörens schon ein Treubruch ist — auch begabt er sie nicht mit allen seinen irdischen Gütern und beweglichem Vermögen, weil sie eben durch den Akt der Vereinigung alles Eigenthumsrecht verliert. Unscheinend entsprechen jedoch Reise-Einrichtungen allen Zwecken zu ihrer gegenseitigen Zufriedenheit.

Die Namen der Frauen sind beinahe immer von Gegenständen oder Erscheinungen in der Natur abgeleitet, und gewöhnlich von solchen Gegenständen, welche angenehm sind. Die gewöhnliche Endung qua oder quay fügt zu der Bedeutung der Herkunft den Begriff

der Weiblichkeit. So ist meine indianische Mutter „die grüne Prairie“ (Frau), Mrs. Schoolcrafts Name Obahbawawa-ge-zhé-go-qua bedeutet wörtlich: »die Musik, welche die Sterne machen, wenn sie durch den Himmel rauschen.« Ich übersezte Sphären-Musik. Mrs. Mac Murray ist die »wilde Rose;« die eine von ihren jüngern Schwestern ist Wah-hu-nung-ò-qua-der Morgenstern (Frau); die andere ist Omiska-be-go-qua (die Frau des rothen Blattes). Ich ging heute zu meinem Onkel Wagish-Ky, um von ihm Abschied zu nehmen, fand ihn aber krank, — der arme Mann, er grämt sich um seinen jüngsten Sohn. Ich höre mit Vergnügen, daß mich seine Tochter Zah-gäh-see-qu-qua nach den Manitoolin-Inseln zu begleiten Willens ist.

---

Den 31sten Juli.

Der letzte Abend im Sault St. Maria ist sehr traurig; wir sind Alle sehr betrübt gewesen. Mr. und Mrs. Mac Murray begleiten mich auf der Reise nach den Manitoolin-Inseln, da sie mit dem dortigen Gouverneur Geschäfte abzumachen haben; — Sie sehen also, daß die Vorsehung für mich sorgt! Wie ich allein von hier aus dorthin hätte gelangen können, weiß ich nicht, ich hätte aber den Versuch machen müssen. Zuerst hatten wir uns dahin eingerichtet, die Reise in ei-

nem Canoe von Rinde zu machen, in dem nämlichen Canoe, der dem Capitain Back zugehört und der gegenwärtig in Hrn. Mac Murray's Hofraume liegt. Die Reisegesellschaft wird indeß zu zahlreich und wir werden uns mit vielen Päckereien und Vorräthen versehen müssen — da wir noch nicht von Mais und von Fett zu leben gelernt haben. Unsere Reise dauert vermuthlich zwei und einen halben Tag, selbst wenn das Wetter günstig bleibt, und ist das nicht der Fall, so sind wir genöthigt, in irgend einer Bucht oder in einem Hafen zu bleiben und nach Zigeunerart unser Zelt ein oder zwei Tage aufzuschlagen. Wir finden auf unserem Wege weder eine Niederlassung noch eine Wohnung, nichts als See und Wald. Die Entfernung beträgt ungefähr 170 Meilen, eher mehr als weniger. Mr. Mac Murray rath daher zu einem Kahne, in welchem wir, wenn die Reise auch nicht so schnell geht, doch mehr Raum und Bequemlichkeit haben, — und so wird es sein.

Es thut mir Leid, diese gütigen, vortrefflichen Leute verlassen zu müssen; am meisten werde ich aber Mrs. Schoolkraft vermissen.

---

Den 1sten August.

Der Morgen unserer Abreise erhob sich hell und schön, und das Beladen und Einrichten unseres kleinen Bootes gab einen sehr belebten Auftritt. Ich dachte,



ich hätte den Abend vorher schon alle meine Lebewohls abgemacht; bei dem frühesten Morgenlichte kam indeß meine gute Neeagay rudern über den Strom und brachte verschiedene Geschenke für ihre Tochter Was-sah-wo-no-qua, die sie für angenehm oder nützlich hielt, und mehrere letzte zärtliche Worte von Mrs. Schoolkraft. Wir umarmten uns beim Abschied und sie wandte sich mit Thränen ab, stieg in ihr kleines Canoe, das kaum zwei Personen fassen konnte, und schoß, ihre Schaufel mit besonderer Anmuth und Schnelligkeit handhabend, über das blaue Wasser dahin, ohne daß sie sich nur einmal umgesehen hätte. Ich lehnte mich über den Rand unseres Bootes und strengte meine Augen an, den letzten Schimmer der weißen Strahlen der Wasserfälle zu erhaschen; ihr kleines Canoe schwamm auf dem Zwischenraume wie ein schwarzer Punkt und das war das Letzte, was ich von meiner guten Chippewa-Mama sah!

Mittlerweile fuhren wir schnell den schönen Fluß hinunter, durch seine windenden Canäle durch. Unsere Partie bestand aus Mr. und Mrs. Mac Murray und ihrem lieben Knaben, aus mir und zwei indianischen Mädchen — meiner Cousine Zah-gak-see-qu-qua und Angelique, der Begleiterin des Kindes.

Diese beiden Mädchen waren als indianische Mädchen sehr schön, sie würden überall für schön gegolten haben. Angelique hat, obgleich von ungemischtem india-

nischen Blute, ein vollkommen längliches Gesicht, hellbraune Hautfarbe, das lange, halb beschattete Auge, das die Franzosen coupé en amande nennen, eine etwas gebogene Nase, blendende Zähne; kurz, ihre Züge wären fehlerfrei gewesen, wäre nicht ihr Mund etwas zu breit — zur Ausgleichung sind indeß ihre Lippen wie Korallen; eine vollkommenerere Gestalt sah ich nie. Zah-gah-see-qu-quà hat eine geringere Regelmäßigkeit; ihre Züge sind entschiedener indianisch.

Wir hatten ein kleines, aber dichtes und gut gebautes Boot; die Sitze bedeckten wir mit Matten, Decken, Büffelhäuten, Mänteln, Shawls und dergleichen. Vier Voyageurs, Masta, Content, Le Blanc und Pierrot waren unsere Fährleute, sehr verschieden von denen, die mich nach Macinaw gebracht hatten. Sie waren lauter canadische Voyageurs von der echten Art, d. h. gemischten Blutes, die das indianische Blut eben so sehr zeigten, als das französische. Pierrot, dieses Namens würdig, war ein sehr komischer Mensch; Masta, ein großer Sprecher, belustigte mich ungemein; Content war unser Steuermann und Capitain und Le Blanc, ein guter Sänger, leitete gewöhnlich den Gesang, den die Andern im Chor begleiteten.

Sie hatten für jeden Tag eine bestimmte Portion fetten Schweinefleisches, Maismehl und Tabak. Da sie merkten, daß mir dieser zuwider war, ob ich mich gleich nicht darüber beklagte, so bemüheten sie sich mit

wahrer Höflichkeit, mir immer aus dem Wege zu gehen und seitwärts zu rauchen.

Nachdem wir die Zuckerinsel hinter uns hatten, ließen wir den Canal zur Linken und kamen in den engen Theil des Sees, zwischen St. Josephs=Insel und dem Festlande. Wir aßen auf einem kleinen malerischen Inselchen, welches aus Felsen=Schichten bestand und mit Sträuchern und Heidelbeeren im Ueberfluß bedeckt war. Auf der obern Terrasse brachten wir eine Marquise oder Schatten an, indem wir ein Segel über einige Sträucher warfen und richteten ein prachtvolles Mahl zu, dem eine Tasse guter Thee folgte. Dazwischen machte Pierrot auf einer niedern Schicht Waffeln und Mastia bratete Schweinefleisch.

Nach dem Mittagessen fuhren wir längs der Küste des nördlichen Ufers der St. Josephs=Insel weiter. Im Innern ist hier eine englische Niederlassung und ein indianisches Dorf. Der Hauptbesitzer, Major R\*\*\*, der Magistrat und Friedensrichter ist, hat zwei indianische Frauen, die mit ihm leben — zwei Schwestern und von jeder derselben Familie. — Dies sind Beispiele, die den Indianern an den Grenzen vor Augen gestellt werden.

Abends kamen wir zu einer, aus einer flachen Felschicht bestehenden Insel, auf der noch Ueberbleibsel von einem Lagerfeuer waren, umgeben von schlanken Bäumen und Gesträuch. Hier schlugen wir unser kleines Lager auf und kochten unsere Kessel. Der Untergang

der Sonne war herrlich mit einigen einhersegelnden ominösen Wolken. Die Sterne und Feuerfliegen kamen zu gleicher Zeit zum Vorschein; letztere schwärmten um uns herum, aus den Bäumen heraus- und hineinschießend und über die Oberfläche des Wassers hinschwebend und funkelnd. Unglücklicherweise schwärmten die Moskitos auch, obgleich zwischen ihnen und den Feuerfliegen eine Antipathie herrschen soll. Wir schlugen unsere Betten auf, indem wir Matten und Decken unter uns ausbreiteten, dann zog Mr. Mac Murray die Gardine des Zeltes zu und begann mit gutem Erfolge die Moskitos todzuschlagen oder zu vertreiben. Wir legten uns nieder; Mrs. Mac Murray in die Mitte, mit ihrem Kinde an der Brust; Mr. Mac Murray an der einen Seite, an der andern ich, und die zwei indianischen Mädchen zu unsern Füßen. Die Voyageurs lagen, in ihre Decken gehüllt, auf dem nackten Felsen, um das Feuer herum, welches wir angemacht hatten — und so schliefen wir Alle. Ich muß gestehen, daß ich mein Felsenbett sehr unbequem fand; meine Glieder schmerzten mich, wenn ich mich von der einen Seiten auf die andere drehete, das war indeß nur erst der Anfang. Die Nacht war dunkel und schwül, und vor der Morgendämmerung wurde ich durch einen starken Donnerschlag erweckt; wüthend brauste der Sturm daher, der See schwellte und brauste, der Bliß tanzte über die Felsen und Wellen, der Regen fiel in Strömen herab; wir waren aber wohl verwahrt,

denn die Männer hatten vor Schlafengehen die Vorsicht gebraucht, eine große Wachleinwand über den Gipfel unseres kleinen Zeltes zu werfen. Da legte sich plötzlich der Sturm; das Tageslicht erschien und bald nachher schifften wir uns wieder ein. Wir hatten 45 Meilen zurückgelegt.

---

Der Morgen war sehr schön; die Sonne schien hell, obgleich der See sich hob und unruhig war von dem nächtlichen Sturme — im Ganzen war er den lachenden Augen und schmollenden Lippen einer halb besänftigten Schönheit zu vergleichen. Um neun Uhr liefen wir in einer lieblichen Bucht ein und stiegen an das Land, um auf einem kleinen Grasplatze zu frühstücken, der von hohen Bäumen und einem dichten Wald umgeben war, in welchem zahllose Klapperschlangen und Eichhörnchen hausten. Zum Glück hatte der Sturm die Muskitos verschreckt.

Ich hielt mich in einiger Entfernung von dem Dichte, um diesen furchtbaren Schlangen aus dem Wege zu gehen, schlenderte am Rande des Sees umher und fand eine winzige Bucht, die zum Baden einlud und zum Spiegel diente — hier machte ich meine Toilette in Frieden und Sicherheit. Auf dem Rückwege nach unserm Frühstückfeuer blieb ich einige Augenblicke stehen, um die Gruppe, die um dasselbe herum lag, zu be-

III.

wundern — es war ein vollkommenes Gemälde. Hier lag das kleine Boot, schaukelnd auf den glänzenden Wellen und dicht daneben wusch Content Teller und Schüsselfen auf; Pierrot und Masta kochten, die zwei indianischen Mädchen breiteten das Tischtuch auf der Erde aus; Mrs. Mac Murray und ihr Kind — die gleich der Madonna und dem Kinde in der »Ruhe in Egypten« ausfahen — saßen unter einem Baume, während sich Mr. Mac Murray, der vor einem Spiegel, welchen er an dem Stamme einer Fichte aufgehängt hatte, mit unheimlichem Ernste und sang froid rasirte. Nach meinem Bedünken war das Unmuthige, das Wilde und Komische nie so wunderbar vereint! — Fügen Sie den reichen Hintergrund voll gemischten Gebüsches, das Rauschen der Blätter und des Wassers und all' die Herrlichkeit eines Sommer-Morgens hinzu! — es war sehr schön!

Wir frühstückten sehr heiter und fuhren dann weiter. Der Canal erweiterte sich, der Himmel wurde bedeckt, der Wind erhob sich und bließ endlich sehr stark. So sehr auch dieser Theil des Canals durch St. Joseph und die Insel vor dem Schwellen des Hauptsees geschützt ist, so stiegen die Wogen doch hoch, der Wind nahm zu, wir waren genöthiget, ein oder zwei Segel einzuziehen und flohen mit beinahe fürchterlicher Schnelle vor dem Winde. Indem wir eine weite, offene Fläche von ungefähr zwanzig Meilen durchkreuzten, wurden wir auf

einmal Alle still, dann sehr ernst, hierauf sehr pathetisch und zuletzt ganz krank.

Als wir in die Canäle der Klapperschlangen=Inseln kamen, ließ das Schwellen natürlich nach. Wir landeten auf einer sehr schönen Felsenmasse und zündeten unter einer Gruppe von Fichten und Sykomoren unser Feuer an, waren aber zu krank, als daß wir hätten essen können. Mr. Mac Murray wärmte etwas Portwein und Wasser; wir brockten Zwieback hinein und tranken es, sehr malerisch aus einem Napf, — sehr dankbar es zu erhalten. Gestärkt fuhren wir weiter. Der Wind fuhr fort, frisch und günstig zu sein, der Tag blieb schön und unsere Fahrt ging schnell und angenehm von Stat-ten. Wir fuhren an mehreren zahllosen Inselgruppen von verschiedener Gestalt vorüber — kleine Feen Edens — bevölkert von Leben und Liebe und glühend von Licht und Farbe unter einer südlichen Sonne. Ich erinnere mich, daß wir in ein rundes Becken kamen von unge-fähr drei Meilen im Durchmesser, so von Felsen einge-schlossen, daß man, wenn man einmal in der Mitte war, weder Ausgang noch Eingang bemerken konnte; es war, als sollten wir durch einen Zauberspruch für immer hier festgebannt bleiben; und ich glaubte wirklich, wir würden mit unserm Fahrzeuge an die Felsen stoßen, als wir plöz-lich durch ein enges Portal fuhren, nicht über zwei bis drei Ellen breit und uns auf einer andern Fläche, die mit größern Inseln bedeckt war, befanden. Abends ka-

men wir in dem Missasagua-Flusse an und hatten seit dem Morgen 60 Meilen mit dem Winde zurückgelegt.

Der Missasagua (d. h. der Fluß mit zwei Mündungen) giebt seinen Namen einem Stamme der Chippewas, die einst mächtig und zahlreich waren, jetzt aber zerstreut und heruntergekommen sind. Es ist derselbe Fluß, der von Henry der Missasaki genannt wird und wo er eine Horde Indianer fand, die noch nie zuvor einen weißen Mann gesehen hatten und im Uebermaße ihrer Gastlichkeit ihn vollstopften mit »einer Suppe von Stör-Rogen,« welche, wie ich aus seiner Beschreibung vermuthete, gleich dem Caviar, für das Volk sein mochte. Noch ist ein Ueberrest dieser Indianer hier. Wir fanden hier ein Blockhaus mit einer Familie gemischten Blutes in Diensten der Pelzhändler-Gesellschaft und zwei oder drei Wigwams von Baumrinde. Was sonst noch zum Dorfe gehört hatte (Wohnungen und Bewohner zusammen) war nach den Manitoolin-Inseln hinuntergezogen. Eine Anzahl kleiner Rothhäute rannte herum, halb oder vielmehr ganz nackt — zufrieden, gesund, lebhaft; schmutzige kleine Buben, die in Allem, außer in der Farbe, denen gleichen, welche Sie vor einer irländischen Hütte umher schwärmen sehen können. Armes Irland! Der schlechteste indianische Wigwam ist nicht schlechter, als viele irländische Wohnungen und der elendeste dieser Indianer würde das Loos eines irländischen Armen-Sclaven verachten, — denn er ist wenigstens Herr seiner selbst.



Da der Fluß wegen seiner Störe noch immer berühmt ist, so bemüheten wir uns, einige dergleichen zum Nachtessen zu erhalten und hatten eben ein großes Stück schon zu diesem Endzweck zurechtgemacht (an einem Stricke und drei Stäben aufgehängt), als einer der gräßlichen Hunde, die bei den Wohnungen der Indianer so häufig sind, damit davontief. Man lud uns ein, die Nacht in der Holzhütte zuzubringen — sie war aber so scheußlich schmutzig und eng, daß wir lieber in der freien Luft am Ufer blieben. Während die Uebrigen eine Art Zelt aufschlugen, betrachtete ich eine Weile einen kleinen indianischen Knaben, der in einem ungefähr 8 Fuß langen Canoe die außerordentlichsten Schwenkungen im Wasser ausführte; das bewegliche Fahrzeug schien unter ihm lebendig und jeder Bewegung seines Ruders zu gehorchen. Er schoß vorwärts, rückwärts, beschrieb Kreise, drehete sich selbst rund herum — machte Pirouetten — kurz, er machte eben so viele Kunststücke, als ein lebhafter englischer Junge auf einem echten Pony auszuführen pflegt.

Die Muskitos waren sehr zahlreich vorhanden; wir fingen damit an, sie mit Zweigen aus dem Zelte zu jagen, schlossen dann die Gardine und ließen über die zurückgebliebenen ein strenges Gericht ergehen. Hierauf legten wir uns nach der nämlichen Ordnung, wie die Nacht zuvor nieder und Mrs. Mac Murray schläfferte ihren Knaben mit einem sehr schönen Gesänge ein. Ich fühlte dankbar den Luxus, Rasen statt der Felsen unter

mir zu haben und schlief gut, bis ich kurz vor Tagesanbruch durch irgend ein Thier, das dicht an meinem Ohr herumschnuffelte, aufgeweckt wurde. Ich unterdrückte meine Unruhe, um Diejenigen nicht zu stören, die neben mir eines gesunden Schlafes genossen, und es ergab sich, daß der Eindringling eine Kuh war, die zur Hütte gehörte und ihre Nase unter den Saum des Zeltes gesteckt hatte. Wir machten uns früh auf, und bei Sonnenaufgang hatten wir schon den östlichen Canal des Flusses passirt und strichen schnell in den See. Es war ein lieblicher Morgen, mild und ruhig; kein Windzug, keine Wolke am Himmel, kein Dunst in der Luft und die kleinen Inseln lagen umher »unter den sich öffnenden Augenliedern des Morgens«, sie schienen so thauig, so grün und so still! Wir legten vor dem Frühstück achtzehn Meilen zurück und setzten dann unsern Weg durch die Urbs-Bucht fort, unter namenlosen Inseln aller Formen und Größen, deren Schönheit und harmonische Verschiedenheit ich nicht beschreiben kann. Endlich erblickten wir im Osten die hohen Bergrücken, »die Berge von la Cloche« genannt, in der That ehrwürdige Hügel in dieser flachen Gegend, aber kaum Berge. Sie enthalten sämmtlich Kalksteine und sind zum Theil mit Wald bedeckt. Diese ganze Küste ist sehr felsig und öde, soll aber reich an mineralischen Produkten sein. Ungefähr fünf Uhr Abends landeten wir zu la Cloche.

Hier fanden wir die ersten und einzigen Spuren civilisirter Gesellschaft während unserer ganzen Reise. Die Nordwest-Compagnie hat hier einen wichtigen Platz, und zwei ihrer vorzüglichsten Geschäftsführer, Mr. Mac Bean und Mr. Bethune, waren gegenwärtig. Wir wurden sehr freundlich empfangen und gebeten, die Nacht hier zu bleiben; es war aber noch so früh am Tage und die Zeit so kostbar, daß wir die Einladung ablehnten. Die Factorie besteht aus einem großen Blockhause, einem gewaltigen Speicher, um die von den Indianern eingehandelten Güter aufzubewahren, und Hütten, die von Tagelöhnern, Jägern, Voyageurs u. s. f. bewohnt werden, kurz, sie bilden ein kleines Dorf, und eine Anzahl Bote und Canoes von allen Größen lagen in der Bucht. Es ist nicht bloß das Verlangen nach Gewinn, welches gebildete Männer — Gentlemen — verleitet, zwanzig Jahre ihres Lebens an einem Orte, wie dieser ist, zuzubringen; Sie müssen sich zu dem gehofften Besitze eines großen Vermögens noch zwei Güter hinzudenken, nach welchen die Menschen gewöhnlich verlangen — nämlich Macht und Freiheit. Im Saale war der Tisch zu ihrem Abendessen gedeckt, und wir nahmen mit ihrer gütigen Erlaubniß eine große Schüssel gekochten Fisch und eine Kanne Milch mit, die wir mit großer Zufriedenheit in unserm Boote verzehrten. Der Ort leitet seinen Namen von einem großen Felsen her, der angeblich wie eine Glocke klingt, sobald man dar-

auf schlägt. Ich hatte nicht Gelegenheit, das Experiment selbst zu versuchen, kann daher auch nicht sagen, wie das zusammenhängt. Henry erwähnt dieses Phänomen, und die Indianer halten den Ort für geheiligt und bezaubert. Gerade nach Sonnenuntergang erreichten wir die zauberhafteste dieser zauberischen oder bezauberten Inseln. Sie erhob sich schräg vom Ufer in aufeinander gehäuften Schichten maleischer Felsen und war mit Blumen und Gebüsch eingefaßt und an vielen Stellen mit grauem Leberkraut beinahe einen Fuß hoch überzogen. Mit vorsorgender Weisheit sammelte ich eine Menge dieser Kräuter zu unserm Bette und breitete sie unter die Matten; denn aus Furcht vor den Klapperschlangen und anderm kriechenden Gethier hatten wir unsern Ruheplatz auf dem nackten Felsen aufgeschlagen. Die Männer hatten das Feuer an einer geschützten Stelle weiter unten angezündet, ohns zu bemerken, daß eine vertrocknete Fichte, ungefähr zwanzig Fuß lang, an diesem vertieften Orte lag. Sie fing Feuer. Zuerst erfreuten wir uns daran und die Männer auch; bald aber theilte sich das Feuer auch einem andern Baume mit, an dem der Stamm lehnte, und beide loderten in einer Feuersäule auf. Wir fürchteten, es möchte auch das trockene Moos und Gebüsch ergreifen und so eine allgemeine Feuersbrunst verursachen; die Männer wußten dies indeß dadurch zu verhindern, daß sie das Buschwerk rund herum abhieben. Die

Bäume, das Gebüsch, die phantastischen Felsen und die Gesichter und Züge der Männer waren von dem glänzenden Feuer hell beleuchtet — alles Uebrige lag im tiefsten Schatten. Der Anblick war prächtig wild, über alle Beschreibung schön und erhaben! — Die Nacht, die Einsamkeit, die dunkeln, rollenden Gewässer, der Glanz, der die milden Sterne verdunkelte, die kurz zuvor noch mit ihrem milden Schimmer auf uns niedergeblickt hatten — nie sah ich solch eine Scene! Bei dem Lichte dieser riesenhaften Fackel aßen wir unser Abendbrot und bereiteten unsere Betten. Als ich mich zur Ruhe niederlegte und meine Augen gegen die Flamme, die durch unsere Zeltgardienen schien, schloß, dachte ich daran, daß der Wind in der Nacht sich drehen und unseren Moosbetten, die trocken und wie Zunder entzündbar waren, Feuerfunken zuführen könne; die Müdigkeit hatte mich aber so übermannt, daß sogar diese Furcht mich nicht wach erhalten konnte. Ich drückte die Hände auf meine Augen, läspelte mein Gebet und schlief in Frieden ein.

Die brennenden Bäume rauchten noch immer, das Tageslicht kroch eben am Himmel hervor und die Sterne verlöschten, als wir uns aufrasteten und in wenigen Minuten wieder flott waren. Wir steuerten nun nach Südosten, wo man die große Manitoolin-Insel schwach erkennen konnte. Es war eine tiefe schläfrige Stille rund um uns her, als wenn die Natur aus ihrer Nacht-

ruhe noch nicht aufgewacht gewesen wäre; dann begann die Atmosphäre sich nach und nach zu röthen; es wurde heller und heller; gegen Osten schienen See und Himmel im Glanz vereint, dann bemerkten wir, gerade da, wo beide gleich einem Feuerbade zusammen zu fließen und zu glühen schienen, einen Gegenstand, der die große schwarze Hülle eines Schiffs zu sein schien, mit Masten und Segeln sich gegen den Himmel erhebend — wir wußten aber nicht, was wir denken oder glauben sollten. Da wir in dieser Richtung zu rudern fortfuhren, wurde es deutlicher, nahm aber an Größe ab, und es ergab sich, daß es ein großer, schwerfällig gebauter, schwarz bemalter Schooner war, der gegen Wind und Strömung nach dem See fuhr. Ein Mann stand auf dessen Verdecke mit einem großen Ruder, das er, rück- und vorwärts gehend, langsam bewegte; sein Bemühen schien jedoch vergeblich, denn immer lag das Schiff gleich einem schwarzen Block und bewegte sich nicht. Wir ruderten an seine Seite und riefen ihm zu: »Was giebt's Neues?« Er antwortete, daß Wilhelm der Vierte todt sei und Königin Victoria an seiner Stelle regiere.« Wir saßen still und sahen uns einander an, und in diesem Augenblicke stieg die Sonnenscheibe aus dem See und sandte ihre vollen Strahlen in unsere geblendeten Augen.

Wir fragten, ob der Gouverneur auf den Manitoulin-Inseln zugegen sei? »Nein,« hieß es, »er ist

nicht da.“ Aber der Hauptofficier der indianischen Behörde war angekommen, um ihn zu repräsentiren, und heute Morgen sollten die Geschenke unter die versammelten Indianer vertheilt werden. Wir forderten die Männer auf, ihre Ruder munter zu rühren, und steuerten östlich nach den waldigen Ufern dieser ungeheuren Insel, unter Rohr- und Binsfeldern und fast unter dem Schatten des sich thürmenden Waldes.

Viele Gedanken kamen nun in meine Seele — einige Thränen in meine Augen — nicht wegen des verstorbenen Königs, der in reifem Alter und in allen Ehren in sein Grab gestiegen — wohl aber wegen der lebenden Königin, die so jung, so schön! —

So viele Hoffnungen hängen an diesem edeln Haupt,  
Als Blüthen an den Zweigen im Mai!

Und was wird aus ihnen, was aus ihr werden? Der Gedanke, daß ihre Macht sogar bis hierher in die neue Welt der Wälder und Gewässer, bis zu diesen entfernten ihr ganz unbekanntem Wilden reicht und ihre Gewalt anerkannt wird, erfüllte mich mit theilnehmender Ehrfurcht. Ich sage theilnehmender; denn wenn sie die Verbindlichkeiten ihrer Stellung in ihrer ganzen Ausdehnung empfindet — wehe ihr! Und fühlt sie sie nicht — dann um so schlimmer!

Ich versuchte es, mir ihre kindliche Gestalt und ihre Züge zurückzurufen; dachte an Alles, was man von ihr gesagt. Ich hielt sie nicht für ein Wesen, aus dem

man ein bloßes Schaustück machen könnte; denn dazu ist zu viel Inneres — zu wenig Aeußeres. Und was werden sie aus ihr machen? Denn mit achtzehn Jahren wird sie schwerlich etwas aus ihnen machen, ich meine aus den sie umgebenden Männern und Frauen. Ich gedenke jetzt mehr der Frau, als der Königin; denn als ein Theil des Staats-Getriebes wird sie eben so gut, als eine andere sein, — besser vielleicht, insofern ihre Jugend und ihr Geschlecht ihr oder vielmehr uns vorzüglich günstig sind. Wenn sie nur einfachen Gemüthes, herzlich und gerade ist, mit der gewöhnlichen Portion Verstandes; — wenn eine königliche Erziehung die lebhaften Wahrnehmungen und reinen, wohlwollenden Neigungen in ihr nur nicht abgestumpft hat; — wenn man nur aufrichtig mit ihr war, und sie zu ihrem Geschäft einfache, unterscheidende Begriffe von Recht und Unrecht mitbringt und den feinen, moralischen Sinn, der nicht mit diplomatischem Geschwätz und Unternehmungen zu verwechseln — dann wird sie besser für uns sorgen, als ein ganzes Cabinet voll geschniegelter und vertrockneter Beamten mit Talleyrand an seiner Spitze. Und Welch ein schönes Erbe ist ihr zugefallen? Ein Land, jung wie sie; — ein Land der Hoffnungen und schön, sehr schön! Weiß sie, bekümmert sie sich um dasselbe, während Herzen warm für sie schlagen und Stimmen sie segnen — und Hände nach ihr ausgestreckt sind, sogar von diesen wilden Seeufern?



Solche Gedanken stiegen in meiner Seele auf, als wir mit Hülfe der Segel und Ruder über den Meerbusen von Manitoolin dahinglitten. Diese Bucht ist am Eingange ungefähr 3 Meilen weit und läuft in südlicher Richtung 12 Meilen in die Tiefe. Als wir uns dem vordern Ende naheten, bemerkten wir die ganze Uferlinie, die sich in kühner und schöner Erhabenheit aus dem Wasser hebt, mit Wigwams bedeckt und mit Indianern angefüllt. Auf einmal kamen wir an eine kleine Oeffnung oder Canal, der nicht eher sichtbar gewesen, als bis wir uns dicht davor befanden, und nachdem wir ein Vorgebirge umschiffet hatten, genossen wir, zu meinem unaussprechlichen Vergnügen, einen überraschenden Anblick — es war eine kleine Bucht in der Bucht! Es war ein schönes Becken, beinahe zirkelrund von drei Meilen im Umkreise. Im Mittelpunkte lag eine kleine waldige Insel; und rings umher erhoben sich die abhängigen Ufer vom Rande des Sees gleich einem Amphitheater: dieselben waren mit Wigwams und Wohnungen bedeckt, so dicht diese stehen konnten; Bäume wuchsen dazwischen, und weiter hinaus erhob sich der schlanke Nichtenwald, das Ganze einschließend und krönend. Einige hundert Canoes schossen auf dem Wasser hin und her oder glitten längs des Ufers, und ein schöner Schooner lag an der grünen Küste mit seinen schlanken Masten und halb zusammengezogenen,

halb anmuthig hängenden Segeln mit einem Hintergrunde der schönsten Waldbäume.

Wir landeten und wurden von Herrn Jarvis, dem angesehensten Curator der indianischen Angelegenheiten, und vom Major Anderson, dem indianischen Agenten, mit vieler Höflichkeit empfangen; zum Aufschlagen unsers Zeltes wurde ein Platz gereinigt, bis in einem der Blockhäuser, die der Regierung zugehören, ein Platz zu unserm Unterkommen gefunden war.

---

## Die große Manitoolin Insel.

---

Das Wort »Manitoolin« ist eine Verfälschung oder Französisirung des indianischen Manito, a = wohn = ing, welches »die Wohnung der Geister« bedeutet. Man hat diesen Namen einer Reihe von Inseln im Huron-See gegeben, die sich von dem Canal des Flusses St. Mary bis zum Kap Hurd, eine Strecke von zweihundert Meilen, erstreckt. Zwischen dieser Inselreihe und dem Ufer des Festlandes befindet sich ein Archipel, der aus vielen tausend Inseln und Inselchen besteht \*).

Die große Manitoolin, auf der ich jetzt bin, ist der letzten Berechnung nach dreiundneunzig Meilen lang, jedoch sehr schmal und so tief und phantastisch durch Golfe und Buchten zerschnitten, daß man glauben könnte, sie bestehe aus vielen Inseln. Dies ist das zweite Jahr,

---

\*) Die Inseln, welche die nördlichen Ufer des Huron-Sees begrenzen, von dem St. George See an bis Penetanguishine, sind vom Lieut. Bayfield in einer officiellen Uebersicht auf dreiunddreißig Tausend geschätzt worden.

wo die Geschenke an die Indianer hier ausgetheilt werden. Seit den letzten Jahren ist die indianische Verwaltung auf den Gedanken gekommen, auf dieser großen Manitoolin-Insel eine Niederlassung der Indianer zu gründen und diese Stämme, die rund um an den See zerstreut wohnen, einzuladen, sie als Wohnplatz anzunehmen; ich sage, seit den letzten Jahren, weil dieser Plan nicht unter dem jetzigen Gouverneur entstanden ist, obgleich ich glaube, daß derselbe als sicheres Mittel, die Indianer von aller Berührung mit den weißen Ansiedlern fern zu halten, seinen vollkommenen Beifall hat. Gegen diese Maßregel wendet man ein, daß es die Civilisation der Indianer verspäte, wenn man sie dem Ackerbaue entziehe und sie auf ihre gewöhnliche Beschäftigung mit der Jagd und dem Fischfange zurückwerfe; daß ihre religiöse Belehrung erschwert werde, sobald man sie von den Reserve-Ländereien unter den Weißen entferne; daß die Inseln, als Massen öder Felsen, zur Cultur ganz unfähig seien; daß es bei ihrer nordwestlichen Lage schwer fallen werde, nur etwas Mais zu bauen \*). Aus diesen Gründen hat man den Plan,

---

\*) Es scheint indessen nach den Notizen des Missionairs Elliot, daß eine große Anzahl Ottawa's und Potaganatee's, zwei oder drei Jahre vor 1834, auf der großen Manitoolin Insel gewohnt und ein Stück Land bebauet hatten.

die Indianer hierher zu versetzen, unverantwortlich genannt.

Wahr ist es, daß die kleinen Inseln felsigt und öde sind; aber die große Manitoolin-, Drummonds- und St. Josephs-Insel sind fruchtbar. Der Boden, auf dem ich jetzt stehe, ist reich und gut; alle Versuche, die man hier mit der Cultur gemacht hat, sind erfolgreich gewesen. So weit ich darüber urtheilen kann, sind also die Absichten der Regierung wohlwollend und zu verantworten. Hier sind viele Indianer, Ottawas und Pottowatamies, die von der brittischen Regierung jährliche Geschenke erhalten und an den Grenzen der amerikanischen Niederlassungen, nahe an dem See Michigan wohnen. Da diese Menschen ihr Land abgegeben haben, so wissen sie nicht, wohin. Die Regierung wünscht daher, daß alle diese Indianer, die unsere Verbündeten sind, in den Grenzen des brittischen Territoriums sich versammeln, um unsere jährlichen Geschenke in Empfang zu nehmen und das, dünkt mich, ist sehr vernünftig und politisch.

Rund um uns herum lagern gegenwärtig 3700 Indianer, Ottawas, Chippewas, Pottowatamies, Wimebagos und Menomonies. Das Austheilen der Geschenke war gerade vorüber und scheint zur allgemeinen Zufriedenheit ausgefallen zu sein. Sähen Sie den geringen Werth derselben, Sie würden sich wundern, wie man es für der Mühe werth halten kann, hundert bis fünfhundert Mei-

len und weiter noch zu reisen, um sich mit so etwas beschenken zu lassen. Nach einer Verordnung des indianischen Departements muß jeder Einzelne sich in Person stellen, wenn er seinen bestimmten Antheil haben will. Die Gaben, welche jedem Anführer oder Krieger, d. h. jedem Manne, gewöhnlich zu Theil werden, bestehen in Folgendem: drei Viertel Ellen blaues Tuch, drei Ellen Leinwand, eine Decke, ein halb Pfund Drath, vier starke Nadeln, ein Kamm, eine Pfieme, ein Schlachtmesser, drei Pfund Taback, drei Pfund Kugeln, neun Pfund Schrot, vier Pfund Pulver und sechs Feuersteine. Eine Frau empfängt zu ihrem Antheile: ein und drei Viertel Ellen grobes, wollenes Zeug, zwei und eine halbe Elle gedruckten Callico, eine Decke, ein Pfund Drath, vier Nadeln, einen Kamm, eine Pfieme, ein Messer. Für jedes Kind wurde ein Stück wollenes Zeug und Callico gegeben. Anführer, die in der Schlacht verwundet worden oder sonst besondere Ansprüche hatten, bekamen einige wenige Artikel extra und einen hellen Shawl oder ein Tuch. Jedem Hauptanführer wurde der bestimmte Antheil seines Stammes übergeben und dieser vertheilte ihn dann unter seine Leute; Ungerechtigkeit oder Parteilichkeit von der einen Seite oder Murren und Unzufriedenheit von der andern schien gleich unbekannt. Ueberdies gab es noch Extra-Geschenke an Flaggen, Schaumünzen, Gewehren, eisernen Kesseln und allerlei Kleinigkeiten, deren Wahl und Vertheilung dem Oberaufseher überlassen

war, mit der Clausel, daß die ganze Ausgabe für hundert Häuptlinge nie über neun Pfund Sterling betragen dürfe.

So lange die Indianer auf der Insel bleiben, was gewöhnlich fünf Tage beträgt, bekommen sie bestimmte Rationen Mais und Talg (ausgelassenes Fett). Daraus bereiten sie eine Suppe, indem sie den Mais bis zur Dicke eines Breies kochen — dann eine Handvoll Talg und etwas Salz hinzufügen und gut umrühren. Ich sah zwar manchen Kessel voll dieser delikaten Speise zubereiten, fühlte jedoch keinen Appetit davon zu kosten; Major Anderson aber sagt, sie sei nicht so sehr schlecht, besonders für einen Mann, der sehr hungrig sei. Ich begnüge mich mit diesem Zeugniß. So lange sie hier bleiben, leben sie von dieser Speise und von den Fischen der Bucht.

Als das Vertheilen der Geschenke vorüber war, wurde ein großer Rath der vorzüglichsten Häuptlinge zusammenberufen, um sie von dem Willen ihres großen Vaters zu unterrichten.

Sie müssen nämlich wissen, daß sich auf dem Vorgebirge, dessen ich erwähnte, da es die kleine Bai auf der Nordseite schließt, einige Regierungsgebäude befinden, z. B. ein großes Haus, aus einem Zimmer bestehend, als Wohnung für den Oberaufseher und die Officiere;

ferner das Haus eines Zimmermannes und ein Magazin für die Vorräthe und Geschenke, Alles von Holz. Ein Brett, auf einen Boock gelegt, diente anstatt des Tisches; ferner gab es noch einige Fußschemel und Bänke von Brettern und zwei erhabene hölzerne Terrassen, statt der Betten: dies war das Ameublement und die Decoration des großen Berathungs-Saales, in welchem der Stellvertreter des Stellvertreters ihrer großen Mutter (der Königin) nun ihre rothen Kinder versammelt hatte. In der Fronte wurde auf einem hohen Pfahle eine Fahne aufgesteckt — eine neue Fahne mit einer neuen Devise, die ich von den indianischen Haufen mit großer Neugierde und Interesse anstaunen sah und deren Bedeutung ihnen nun erklärt werden sollte.

Der Rath versammelte sich Mittags. Am obern Ende des erwähnten Blockhauses standen der erste Oberaufseher mit seinem Secretair oder Groß-Bezier, dem Major Anderson, zwei Dolmetscher und einige andere Beamte. In einiger Entfernung saß ich mit Mr. und Mrs. Mac Murray und einem jungen Sohne des Gouverneurs; neben mir bemerkte ich drei Methodisten-Missionaire und zwei katholische Priester. Die Häuptlinge kamen einer nach dem andern herein, ohne Ordnung des Vorranges. Alle, welche ich in Mackinaw gesehen, erkannten mich gleich, und ihre schwärzlichen Gesichter erhellten sich, als sie mit dem gewöhnlichen Bo-jou ihre Hände entgegenstreckten. Hier fand ich meinen al-



ten Bekannten, den Regen, der prachtvoll ausfah und den alten ehrwürdigen Ottawa-Häuptling Kish-ke-nick (die abgehauene Hand). Die andern bemerkenswerthen Häuptlinge der Ottawas waren Gitchee, Makomaun (das große oder lange Messer), So-wan-quet (der gespaltene Baum), Kim-e-ne-chau-zun (die Treppe), Mocomauinish (das schlechte Messer), Pai-mau-se-gai (der Sonnenlauf am wolkenlosen Himmel) und As-si-ke-nack (die Amsel). Dieser letzte war ein merkwürdiger Mann, von dem ich nachher mehr sagen werde. Unter den Chippewas waren die vorzüglichsten Anführer: Ai-sence (die kleine Klette), Wai-sow-win-de-lay (der Gelbkopf) und Shin-gua-cose (die Fichte); diese drei sind Christen. Ueberdies waren noch hier: Ken-ne-hec-ano (der Schlangenschwanz), Muc-kouce-e-wa-yun (das junge Thierfell) und zwei andere, deren Reden von der großartigsten Beredsamkeit zeugten, waren Tai-bau-se-gai (ferner Donnerschlag) und Me-twai-crush-kau (der Wellenschlag gegen die Felsen).

Mir gegenüber saß ein berühmter Pottowatami-Häuptling und Beschwörer „die zwei Ohren genannt.“ Er war sehr phantastisch gekleidet und abscheulich bemalt und hatte zwei breite Büschel Schwanendaunen von jedem Ohre herabhängen, vermuthlich dem Symbole seines Namens. Drei andere Männer noch waren zugegen, die ihre Gesichter mit Fett und Ruß geschwärzt hatten; sie hatten fliegendes Haar, und ihr ganzes Aus-

sehen mit Berechnung schmutzig und elend. Man sagte mir, sie trauerten über nahe Verwandte. Mit diesen Ausnahmen waren die Anzüge wie ich sie schon beschrieben. Der Anführer, den ich gleich unter den Uebrigen herausfand, ehe ich noch seinen Namen wußte, war mein Vetter, der junge Waub-Djeeg, Wagish-Ky's Sohn; er überragte Alle an Größe, denn er maß 6 Fuß 3—4 Zolle. Sein Anzug war eben so prächtig als geschmackvoll; Er trug einen Ueberrock von feinem blauen Tuche, unter welchem man ein Hemd von hellen Farben sah; auf seiner Brust hing seines Vaters Medaille. Er hatte einen prächtigen, gestickten Wampum-Gürtel, von dem sein Scalpir-Messer und sein Beutel herabhingen. Seine Beinbekleidungen (Metasses) waren von Scharlachtuch, schön gestickt, mit reichen Bändern oder Strumpfbändern versehen, die bis auf die Knöchel herabgingen. Um seinen Kopf trug er ein gesticktes Band oder Tuch, in welchem vier Flügel Federn von einem Kriegsadler staken, zwei an jeder Seite, — Beweise seines Muthes als Krieger. Er hielt einen Tomahawk in seiner Hand. Seine Züge waren schön und sein Ausdruck nicht nur mild, sondern beinahe von einer weiblichen Sanftmuth. Von Anzug wie von Person war er das schönste Exemplar seines Stammes, das ich gesehen, ich war ordentlich stolz auf meinen angenommenen Vetter. Er saß in einiger Entfernung, aber mit viel zu nahe, denn es berührten mich beinahe eine

Gruppe von Gesköpfen, — die ich für menschliche Wesen halten konnte, welche ich jedoch noch nie zuvor in den Regionen der Civilisation gesehen hatte. Ich bemerkte sie schon am Morgen von einer Gruppe Stawak umgeben, unter denen sie eben so viel Verwunderung und Neugierde zu erregen schienen als unter uns. Als ich fragte, wer und woher sie seien, nannte man sie Kanibalen vom rothen Stusse. Vermuthlich wurde ihnen dieser Name wirklich aufgelegt, um den Fabel zu begünstigen, den sie erregen. Ein Mann hatte seine Kanare auf dem Schreitel seines Kopfes zur abgedrückt, was sich wie eine runde Schupbühlte ausnahm, während er die thierigen Kanare rund herum stehen gelassen hatte, so daß sie ihm auf die Schultern herabgewachsen waren. Die Stelle, die sie um sich geworfen, schienen auf dem Punkte abzufallen und so wie sie auf der Erde Kanaren, hatten sie ganz die Postur der Berer Affen, die ich in einer Menagerie gesehen. Abseitslichere, bemittelte, weisere, proben der Menschenheit in ihrem niedrigen, schlimmsten Zustande kann man sich kaum denken, — trüblich, schmutzig, stülpide und doch nicht bössartig wild. Zur Ermunterung hatte jeder ein Weich und einen Kessel bekommen.

Der ganze Kauf der versammelten Anführer betrug 75 Mann. Ziemlich viele, daß die Hälfte von ihnen rauchte, Genier mit lebhaften Gesichtern von der Menge brau-

ßen angefüllt war — und Sie werden sich vorstellen können, daß eine Scene wie diese nicht ohne einige Unannehmlichkeit genossen werden konnte. Es war in der That eine Art Fegefeuer für mehr denn Einen Sinn; ich hatte mir jedoch vorgenommen, auszuhalten, und — hielt aus. Ich bemerkte, daß während der ganzen Zeit der Berathung keine Frau sich sehen ließ, obgleich mehrere Hunderte das Haus umgaben.

Nachdem sich Alle versammelt und ohne Eile, ohne Lärm oder Verwirrung auf den Boden niedergesetzt hatten, entstand eine Pause feierlicher Vorbereitung; dann erhob sich Mr. Jarvis und redete sie an. Am Schlusse jedes Satzes übersetzte *Us-si-ke-naæ* (die *Amsel*), unser erster Dolmetscher hier, den Sinn des Gesagten der Versammlung, indem er seine Stimme erhob und mit sehr viel rednerischer Emphasis sprach, während die Uebrigen zu Zeiten mit »ha« antworteten, im Ganzen aber in feierlichem Schweigen zuhörten. Dieser Mann (die *Amsel*), der das Englische gut versteht, ist der berühmteste Redner unter seinem Volke. Sie erzählten mir mit Stolz, daß er einmal bei einer Gelegenheit in einem Zuge von Sonnenaufgang bis zum Untergang eine Rede gehalten. Ein Parlamentsredner bei uns, der den besten Athem hat, dürfte, glaub' ich, der *Amsel* wohl nachstehen müssen.

Der Oberaufseher hielt nun folgende Rede an die versammelte Menge:

»Kinder! — Als sich voriges Jahr Euer großer Vater, der General-Gouverneur, hier auf dieser Stelle, von seinen rothen Kindern trennte, versprach er, sie wieder hier bei dem Berathungs-Feuer zu treffen und in Person Zeuge der eben jetzt beendeten Austheilung der Geschenke zu sein.

»Um dies Versprechen zu erfüllen, verließ Euer großer Vater seine Residenz zu Toronto und kam auf seiner Reise nach der großen Manitoolin-Insel bis an den Simeon-See. Hier ereilte ihn ein von Toronto abgeschickter Bote mit der Nachricht, daß unser großer Vater jenseits des großen Salzsees gestorben sei, und die Königin Victoria den Thron bestiegen habe. Euer großer Vater, der General-Gouverneur, war daher genöthigt, nach dem Sitze seiner Regierung zurückzukehren, um sich mit seinen vorzüglichsten Männern zu berathen.

»Kinder! — Euer großer Vater, der General-Gouverneur, hat mich daher abgeschickt, um Euch sein Bedauern auszudrücken, daß er so unerwartet des Vergnügens beraubt worden sei, alle seine rothen Kinder wieder zu sehen und die Häuptlinge und Krieger der zahlreichen Stämme, die hier versammelt sind, bei der Hand zu fassen.

»Kinder! — Ich werde Euch jetzt etwas vortragen, was Viele von Euch interessirt. Hört mit

Aufmerksamkeit zu und überdenkt wohl, was ich Euch sage.

»Kinder! — Euer großer Vater, der König, hat beschlossen, allen Indianern, die in den Canada's wohnen, fort und fort Geschenke zu geben; den Indianern aber, welche in den vereinigten Staaten sich niedergelassen, werden nur noch drei Jahre, das laufende Jahr mit eingeschlossen, Geschenke verabreicht werden.

»Kinder! — Die Ursachen, warum man nicht fortfahren wird, denen in den vereinigten Staaten wohnenden Indianern Geschenke zu geben, will ich Euch jetzt angeben:

»Erstens: Alle unsere Landsleute, welche in den vereinigten Staaten wohnen, gaben ihre Ansprüche auf den Schutz der brittischen Regierung in dem Augenblicke auf, als ihr großer Vater, der König, den Besitz dieses Landes verlor. Folglich haben die Indianer kein Recht zu erwarten, daß ihr großer Vater fortfahren wird, ihnen das zu geben, was er seinen eigenen weisen Kindern nicht weiter giebt.

»Zweitens: Die Indianer der vereinigten Staaten, die in dem letzten Kriege dienten, haben von der brittischen Regierung schon mehr bekommen, als die Soldaten ihres großen Vaters, die zwanzig Jahre für ihn gefochten.

»Drittens: Unter den Gesetzen, welche die civilisirten Nationen befolgen müssen, ist eins, welches Eu-

rem großen Vater verbietet, den Indianern in den vereinigten Staaten, die gegen ihre Regierung fechten, Waffen und Munition zu geben.

»Viertens: Das Volk von England hat durch seine Abgeordneten in der großen Volksversammlung große Klagen ausgestoßen über die fortgesetzte Ausgabe, welche eine so große Summe Geldes zu indianischen Geschenken erfordert.

»Aber, Kinder! merket wohl auf, die brittische Regierung hat noch nicht den Entschluß gefaßt, den Indianern der vereinigten Staaten keine Geschenke zu geben. Die Regierung Eures großen Vaters wird im Gegentheil sehr glücklich sein dies zu thun, vorausgesetzt, daß sie in den brittischen Staaten leben. Obschon Euer großer Vater will, daß seine rothen Kinder alle bleibende Ansiedler der Insel werden sollen, so ist es ihm daher doch gleich, in welchem Theile des brittischen Reiches sie wohnen. Sie mögen über den Salzsee gehen nach dem Lande ihres großen Vaters, dort wohnen und dort ihre Geschenke in Empfang nehmen, oder nach irgend einer Provinz von Ober- oder Unter-Canada, nach Neu-Braunschweig, Neu-Schottland oder irgend einer brittischen Kolonie und sie dort empfangen. Sie können und dürfen aber nicht erwarten, sie nach Ablauf der drei Jahre noch zu empfangen, wenn sie fortfahren, innerhalb der Grenzen der vereinigten Staaten zu wohnen.

»Kinder! Die langen Messer haben geklagt (und

das von Rechtswegen), daß Euer großer Vater während er Frieden mit ihnen habe, seine rothen Kinder, die in ihrem Lande wohnen und mit denen die langen Messer im Kriege liegen, mit Gewehren und Pulver versorgt habe.

»Kinder! — Ich wiederhole es Euch, dies ist gegen die Gesetze civilisirter Völker und kann zwischen Eurem großen Vater und den langen Messern einen Krieg herbeiführen.

»Kinder! — Ihr müßt Euch deshalb entweder unter den Schutz Eures großen Vaters begeben, oder die Vortheile entbehren, die ihr durch die jährlichen werthvollen Geschenke so lange von ihm genossen.«

»Kinder! — Noch habe ich etwas, was ich Euch vortragen muß. Es giebt viele Geistliche, die Euch fortwährend in der Absicht besuchen, um Euch in der Religion zu unterrichten. Hört ihnen aufmerksam zu, wenn sie über diesen Gegenstand mit Euch sprechen; gleichwohl behaltet es stets im Auge und prägt es Euern Seelen ein, daß sie mit Euren irdischen Angelegenheiten gar nichts zu thun haben. Euer großer Vater, der jenseits des Salzsees lebt, ist Euer Vertheidiger und Beschützer, er allein! Er hat seinen Anspruch auf diese große, schöne Insel, auf der wir versammelt sind, aufgegeben, damit Ihr, getrennt von seinen weißen Kindern, eine eigene Heimath hättet. Der Boden ist gut und die Gewässer, welche die Ufer



dieser Insel umgeben, sind hinlänglich mit den besten Fischen versehen. Wenn ihr den Boden nur mit dem geringsten Fleiße anbauet und Euch bemüht, Fische zu fangen, so könnt Ihr nie Mangel leiden; zudem wird Euer großer Vater fortfahren, allen denen, die hier oder in irgend einem Theile seines Gebietes für immer wohnen, werthvolle Geschenke zu machen; auch wird er von Zeit zu Zeit Euch auf dieser Insel besuchen, um Eure Fortschritte in Augenschein zu nehmen.

»Kinder! — Euer großer Vater, der General-Gouverneur, übergiebt zum Unterpfand seiner obigen Erklärung den Indianern eine seidene Fahne, die das brittische Reich vorstellt. Unmittelbar unter dem Symbole der brittischen Krone ist in diese Fahne ein Löwe und ein Biber eingezeichnet, was die Bedeutung hat, daß das brittische Volk und die Indianer (jenes wird durch den Löwen vorgestellt, diese durch den Biber), von ihrem Oberherrn als gleich betrachtet werden, so lange ihre Gestalten auf der brittischen Fahne abgezeichnet sind, oder mit andern Worten, so lange sie fortfahren, das brittische Reich zu bewohnen.

»Kinder! — Diese Fahne gehört nun Euch. Es macht sich aber nöthig, daß Einer der Stämme für sie Sorge trägt, damit sie bei jeder Gelegenheit auf dieser Insel aufgepflanzt werden könne, wenn entweder Euer großer Vater Euch besucht, oder wenn er an seine rothen Kinder Geschenke austheilt. Wählt daher einen

Stamm unter Euch, dem Ihr sie zur sicheren Aufbewahrung anvertrauen wollt, und vergeßt nicht, sie mitzubringen, wenn wir uns wieder auf dieser Stelle begegnen.

»Kinder! — Ich sage Euch Lebewohl. Bevor wir uns aber trennen, laßt mich Euch noch die große Zufriedenheit ausdrücken, die ich empfinde, wenn ich das ruhige, nüchterne, ordentliche Betragen sehe, das seit meiner Ankunft in Euerm Lager geherrscht hat. Beinahe 3000 Personen verschiedener Stämme sind hier versammelt. Ich habe jedoch von keinem Zank oder Streit unter Euch gehört; habe sogar weder Mann, noch Frau oder Kind in dem Zustande der Trunkenheit gesehen.

»Kinder! — Laßt Euch beschwören, Euch des Feuerwassers zu enthalten! Laßt Euch beschwören, mit den Geschenken, die Ihr jetzt besitzt, unmittelbar in Eure Heimath hier oder da zurückzukehren. Laßt Euch warnen vor Kaufleuten oder andern Personen, die etwa den Versuch machen möchten, Euch zu verleiten, daß Ihr Eure Geschenke gegen andere Dinge von geringerm Werthe umtauschet. — Lebt wohl!«

Als Herr Jarvis zu sprechen aufhörte, entstand eine Pause, dann erhob sich ein schöner Ottawa-Häuptling (wenn ich nicht irre Mokomaun-ish) und hielt eine lange Rede. Ueber die Bedingung, sagte er, unter welcher künftighin die Geschenke gegeben werden sollten,

wollten sie sich erst berathschlagen und im nächsten Jahre die Antwort mit hieherbringen. Hierauf trat Shinguaconse auf und sprach lange und nachdrücklich. So viel ich verstehen konnte, forderte er und sein Stamm, daß das Berathungsfeuer nach dem Fluß St. Mary gebracht würde und machte Einwendungen gegen das Wohnen auf der Manitoolin-Insel. Nach ihm sprachen noch zwei andere Anführer, die ihre Zustimmung in Allem, was ihr großer Vater gerathen, ausdrückten, und damit einverstanden waren, sich auf der Manitoolin-Insel niederzulassen.

Nach einer kurzen Berathung unter sich wurde dem Ottawa-Stamme, der auf der Insel wohnte, die Fahne zum Aufbewahren zugewiesen und ihrem ersten Anführer, der sich näherte, mit großer Ceremonie übergeben.

Dann ging es an das Vertheilen der Extra-Geschenke, als Medaillen, silberne Halsketten und Amulette unter einige der Häuptlinge und Verwandte der Anführer, deren Aufführung mit besonderem Wohlgefallen bemerkt worden war, oder die man nach Umständen zu belohnen gedachte.

---

Als ich heute unter den Wigwams umherging, fand ich einige Frauen am Ufer, die ein Canoe machten. Das Gerippe war von den Männern gezimmert worden. die Frauen setzten dann vermittelst gespaltener Fasern

der Fichtenwurzel, welche sie Wattup nennen, die Birkenrinde daran. Andere Frauen waren mit dem Schmelzen und Aufstreichen des harzigen Gummi's beschäftigt, mit welchem sie die Nähte beschmiereten, um sie gegen das Eindringen des Wassers zu verwahren. Mittlerweile wurde viel geschnattert und gelacht, und ich sah nie eine so lustige Schaar Schwägerinnen vereint als diese. Das achtzehn Fuß lange Canoe wurde vor Abend noch fertig und den folgenden Morgen sah ich es auf dem Wasser.

Ein Mann zeigte mir einen Chippewa vom Superior-See, der ungefähr vor drei Jahren während seiner Winterjagd, wo er zu verhungern fürchtete, seine Frau und eins oder zwei seiner Kinder verzehrt hatte. Sie schauern zurück? — Das that auch ich —; aber, da der Hunger jedes menschliche Gefühl oder Instinkt besiegen kann, so daß sogar eine gefühlvolle Mutter ihre eigenen Kinder gekocht und eine Frau ein Stück von ihrem Liebhaber verzehrt hat: so glaube ich nicht, daß dieses unglückliche Geschöpf ein geborenes Ungeheuer der Grausamkeit sei. Seine Züge waren sanft und traurig; er wird hier von den übrigen Chippewas gemieden und nicht für achtungswerth betrachtet, weil sie das Vorurtheil hegen, als könne einem Menschen, der einmal Menschenfleisch gekostet habe, kein anderes Fleisch mehr schmecken. Jedoch genug über diesen abscheulichen Gegenstand.

Heute Abend bei Sonnenuntergang, als die Lust

anfang kühl zu werden, schlug Major Anderson ein Canoe-Wettrennen für die Frauen vor. Der Preis bestand in fünfundzwanzig Paar Ohrringen und andern Kleinigkeiten. Sie können sich gar nicht vorstellen, in welche Bewegung das ganze Lager, Männer, Weiber und Kinder bei dieser Aufforderung gerieth. Dreißig Canoes fuhren ab, jedes mit zwölf Frauen und einem Manne zum Steuern besetzt. Sie sollten um die kleine Insel in der Mitte der Bucht herumfahren und dann zu dem Punkte, von dem sie ausgelaufen, zurückkehren: — das erste Canoe, welches das Ufer erreichte, sollte den Preis davontragen. Alle brachen so schnell wie der vom Bogen schwitzende Pfeil auf einmal auf. Die Indianer liefen am Ufer auf und nieder und ermunterten die Frauen durch lautes Schreien zur Anstrengung, oder sprangen jauchzend und in die Hände klatschend in die Luft, und als endlich das erste Canoe ans Ufer stieß, war es, als wären sie Alle verwirrt und toll. Die Männer warfen sich ins Wasser und trugen die Gewinnenden, welche lachten und nach Athem schnappten, in ihren Armen herauf; dann riefen die Frauen: „hy, a! hy, a!“ und die Männer schrien: „Ty, a!“ daß die Fichtenwälder wiederhallten.

Indeß war Alles guter Laune und selbst gute Ordnung herrschte mitten in diesem Gewirre. Es gab kein böses Blut, keinen Zank, keine Beleidigung, nichts von Unfreundlichkeit oder Zorn. Dies sind gewiß die gut-

müthigsten, ordentlichsten Wilden, die man sich denken kann. Wir sind zwanzig weiße Leute unter 3,700 Wilden! und gleichwohl fühlte ich mich in meinem Leben nie sicherer, als hier. Ich finde mich wirklich genöthigt, vor jedes meiner Fenster eine Decke zu hängen, wenn ich mich früh Morgens ankleide; denn sie haben keinen Begriff von der Möglichkeit, lästig zu fallen. Sie denken, »Menschenaugen sind zum Sehen bestimmt und Fenster zum Durchsehen.« Mit dieser Ausnahme sah ich nie ein Volk von aufrichtigerer Höflichkeit.

---

Die Scenen und Gruppen um mich her sind bloß eine Wiederholung derer, die ich Ihnen in Mackinaw schon beschrieben, nur mannigfacher und nach einem größern Maassstabe; ich will deshalb nur zweierlei herausheben:

Hier ist ein Engländer mit zwei indianischen Geliebten, der sie hieher gebracht hat, um ihre Geschenke zu erhalten. Er ist ein Mann von edler Familie und schreibt das »Hochachtbar« vor seinen Namen. Er stolzirt einher in einem Paar langen, weiten Beinkleidern und Mocassins, einem bunten Hemd mit offenem Kragen, ohne Halsbinde, einem auf die Seite gesetzten Strohhute und einer schmutzigen Pfeife in seinem Munde. Er besaß ein schönes Vermögen und hatte eine ehrenvolle Stellung in der Gesellschaft; das eine

wurde in Ausschweifungen vergeudet, die andere entehrt und verlassen. Seine ganze Haltung macht den Eindruck sorgloser Schamlosigkeit, Thorheit, Schwäche und Verderbtheit, unaussprechlich ekelhaft. Es giebt keinen Wüstling, der dem Wüstlinge des civilisirten Lebens gleichkäme. Ich wandte mich von diesem Manne zu meinen bemalten, halb nackten Pottowatamies, um mich von dem Anblicke zu erholen.

Heute drückte Herr Jarvis sein Vorhaben aus, allen Branntwein von den Indianern fern zu halten und die Geseze hierüber zu schärfen. Da hörte ich diesen Menschen gerade hinter ihm murmeln: »ich will verdammt sein, wenn ich ihnen nicht Whisky gebe, wenn es mir beliebt.« Ich würde den Namen dieses Elenden nennen; er hat aber vielleicht noch eine Mutter oder Schwester, denen er bereits Schmerz und Schande genug verursacht haben mag.

Nach einem sehr ermüdenden Tage stand ich vor der Thür unseres Blockhauses, sah zu den ruhigen Sternen auf und bewunderte den Frieden und die Ruhe, welche ringsumher herrschten. Im Hause hörte Mrs. Mac Murray einem jungen Chippewa zu, der das Evangelium las und das Licht der Lampe fiel auf sein wunderschönes Gesicht, — welches noch viel schöner in diesem Augenblicke war als gewöhnlich — und auf die dunkeln Züge des indianischen Knaben, welche trotz der Ähnlichkeit mit den andern, doch sehr verschieden wa-

ren! er trug silberne Armbänder und einen Kopfschmuck von Federn. Es war ungefähr neun Uhr, und obgleich noch einige Lagerfeuer brannten, so schien doch beinahe Alles zur Ruhe gegangen. Da kam der alte Salomo, der Dolmetscher herauf und sagte mir, die Krieger wollten mir eine Vorstellung ihres Kriegstanzes geben, sie bemalten sich bereits und bereiteten sich dazu vor. Einige Minuten später hörte man auch schon die Trommel, das Kreischen und lange zitternde Geschrei. Eine große Anzahl hatte sich bereits vor dem Hause versammelt und in der Mitte einen leeren Platz gelassen: viele von ihnen trugen große leuchtende Fackeln von zusammengerollter Fichtenrinde. Der innerste Zirkel der Zuschauer setzte sich nieder, die übrigen standen außen herum, einige auf den Stumpfen abgeschlagener Bäume, die noch immer da waren. Ein großes Stück von einer brennenden Fackel fiel, wie ich mich erinnere, auf die nackten Schultern eines Wilden; er sprang mit einem Laute auf, der mich erstarren machte; indeß entstand ein allgemeines Gelächter und er setzte sich ruhig wieder hin.

Während dem kam das Trommeln und Schreien näher. Auf einmal sprang, einem Panther gleich, ein Mann mitten in den Kreis, warf seine Decke weg, fing an zu hüpfen und seine Kriegskeule zu schwingen; dann noch einer und wieder einer, bis es ungefähr vierzig waren. Sie stampften hierauf rund herum, gesticulirten eine Art



stolzer, grotesker Pantomime und ließen ihr abscheuliches Kreischen hören, während der Fackelschein, der auf ihre bemalten Gestalten fiel, eine unbeschreibliche Wirkung hervorbrachte. Dann blieb ein Mann plötzlich vor mir stehen und fing in den höchsten Tönen seiner Stimme eine Rede an, so daß es klang, als werde in Einem fort überlaut geschrien. Sie enthielt eine Reihe von Ausrufungen, die mir ein Herr, der neben mir saß, übersetzte, während jener sprach; der Inhalt war folgender: »Ich bin eine Rothhaut! Ich bin ein Krieger! Seht auf mich! Ich bin ein Krieger! Ich bin tapfer! Ich habe gefochten! Ich habe getödtet! Ich habe meine Feinde getödtet! Ich habe die Herzspitzen meiner Feinde gegessen! Ich habe ihr Blut getrunken! Ich habe sieben lange Messer getödtet! Ich habe ihre Kopfhäute genommen!«

Diese letzte Prahlerei wiederholte er mehrere Male mit wahren Frohlocken, indem er sich wahrscheinlich dachte, dies müsse einer Tochter der Rothröcke besonders angenehm sein — das war aber keineswegs der Fall — und das menschliche Wesen, welches so prahlte, stand eine halbe Elle von mir und sein grimmig bemaltes Gesicht und seine glänzenden Augen sahen in die meinigen.

Apropos von Kopfhäuten! Ich habe hier viele Krieger gesehen, die eine oder mehrere dergleichen an sich hängen hatten, und sie schienen mir so sehr ein Theil oder Stück der mich umgebenden Wildheit, daß ich dieselben gewöhnlich ohne Schmerz erblickte. Etwas jedoch

konnte ich nie ohne Schauer und ohne durchbringenden Abscheu sehen, eine Kopfhaut mit langem blonden Haar!

---

Als ich heute Morgen umherschlenderte, bemerkte ich, daß man schon Anstalten zur Abreise traf; Alles war Bewegung, Lärm und Eile. Wigwams wurden abgebrochen, Canoes ins Wasser gestürzt, Bündel und Kinder eingepackt, es wurde gekocht und unglückliche Hunde »geopfert,« um die Geister günstig zu stimmen und eine glückliche Reise zu erhalten. Ich kam eben zu solch' einem Opfer an der entgegengesetzten Seite der Meerenge und nahm eilig die Flucht. Kein Interesse, keine Neugierde können die Krankhaftigkeit und den Abscheu überwiegen, mit dem ich vor gewissen Dingen zurückschaudere. Daher kann ich Ihnen nichts von dieser großen Ceremonie erzählen, die Sie von vielen Reisenden beschrieben finden können, welche weniger ekel oder weniger reizbar sind, als ich.

Alle christliche Indianer auf der Insel (jetzt ungefähr 900 an der Zahl) sind mit Ausnahme der Gemeinde Mr. Mac Murray's auf dem Sault, entweder römisch-katholische Christen oder Methodisten.

Ich hatte einige Gespräche mit dem Vater Crue, dem römisch-katholischen Missionair, einem sehr gewandten, eifrigen Manne, in der Blüthe seiner Jahre. Er

war hier zwei Jahre, ist unermüdtlich in seinem Berufe oder wie Major Anderson sagt, »immer auf der Reise am See auf und nieder und überall zu finden, wo er die Hoffnung hat, nützlich zu sein.« Ich höre die Methodisten und Geistlichen sehr über seine Einmischung klagen; ist er aber ein echter Gläubiger seiner Religion, so denk' ich, macht ihm sein thätiger Eifer Ehre.

Eins ist sehr sichtbar, gewiß und unleugbar, daß die römisch-katholisch Bekehrten in Ansehen, Kleidung, Industrie und allgemeiner Civilisation über allen Andern stehen.

Ein Haufe Ottawas unter der besondern Obhut Vater Crue's hat sich auf der Manitoulin-Insel ungefähr sechs Meilen südlich niedergelassen. Sie besitzen große Anpflanzungen von Korn und Kartoffeln, haben hölzerne Hütten gebaut, ferner eine Kapelle zu ihren religiösen Zusammenkünften und eine Wohnung für ihren Geistlichen. Ich fragte ihn genau, ob sie diese Gebäude selbst erbauet hätten, und er gab mir eine bejahende Antwort.

Hier in dem Lager haben die römisch-katholischen Ottawas eine große Interims-Kapelle von Pfählen, mit Rinde bedeckt, errichtet, den Boden mit grünen Zweigen und Matten belegt und einen Altar mit Crucifix am Ende. Vorn ist eine Glocke zwischen den gabelförmigen Zweigen einer Fichte aufgehangen. Ich habe sie hier Messe lesen hören mit allem Anschein des Anstandes und der Gottesfurcht.

Die Methodisten haben zwei Gemeinden; die Indianer von dem Fluß Credit unter der Leitung des Pater Jones und die Indianer von Goldwater und den Narrows unter einem Prediger, dessen Name mir entfallen — beides eifrige Männer. Allein das Heulen und Weinen dieser indianischen Methodisten, wie sie während ihres Gottesdienstes ächzend am Boden lagen, hat mich schmerzhaft berührt.

Mr. Mac Murray ist der einzige Missionair der englischen Kirche und bei all' seinem Eifer und seinen eigenthümlichen Mitteln des Einflusses und Erfolgs kann man nicht sagen, daß er nach Verdienst unterstützt würde. »Die englische Kirche,« sagte einer unserer klügsten indianischen Agenten, »kann oder will nicht säen, gewiß wenigstens thut sie es nicht; daher kann sie auch nicht erwarten, zu ernten.« Man kann nicht genug den Eifer, die Thätigkeit und das Wohlwollen des reisenden Missionairs Elliot rühmen; sein geistliches Wirken ist indeß mehr den schwarzen Ansiedlern, als den Indianern gewidmet. Die römisch-katholischen Missionen waren unter allen am thätigsten und ausdauerndsten; nächst ihnen die Methodisten. Die Presbyterianer und die englische Kirche sind bis jetzt vorzugsweise gleichgültig und nachlässig gewesen.

---

Der Oberaufseher wurde benachrichtigt, daß ein Krämer von Detroit mit einem Boote voll Whisky und Rum in einer kleinen Bucht, nahe am Eingange in die große Bai, sich versteckt habe, um den Indianern aufzulauern und ihre neuen Decken, Gewehre und sonstige Kleinigkeiten gegen seinen Whisky und Rum einzutauschen. Herr Jarvis schickte die Amsel mit einem Canoe voll starker Männer ab, um den Krämer am Bord treffen, allen Whisky in den See zu werfen und dem Eigenthümer zu sagen, daß er in Toronto eine Klage auf Wiedererstattung anbringen möchte, und das wurde ausgeführt. Die Amsel ist ein Christ und ob seiner guten Aufführung und entschiedenen Feindschaft gegen »alle Feuerwasser-Händler« allgemein bekannt.

Noch ein Wort, ehe ich meine Indianer verlasse.

Es giebt hier einen Punkt, über den sich Alle, welche diese Gegenden bereisen — Alle, welche die Sitten und Gebräuche der nordwestlichen Stämme beschrieben haben, gewöhnlich mit großer Beredsamkeit und Indignation aussprachen, da sie glauben, daß es der Galanterie und Moralität des Christenthums obliege, einer Sitte zu erwähnen, welche das echte Zeichen und den Unterschied der Barbarei und des Heidenthums, im Gegensatze zu der Civilisation und dem Christenthume ausmache — ich meine die Behandlung und die Lage der Frauen. Die Frauen, sagen sie, sind Packesel, Scлавinnen, Lastthiere, Opfer, Märtyrer, erniedrigt, verworfen, unterdrückt; nicht

nur die Sorgen für den Haushalt und ihre Mutterpflichten, sondern auch Sorgen und Arbeiten, die dem Manne zukommen, lasten auf ihnen und sie scheinen bei dieser Gelegenheit keinen Ausdruck für ihren Tadel, ja für ihren Abscheu stark genug zu finden; und fände sich Jemand, der sich bewogen fühlte, diesen Tadel zu mildern oder entschuldigend über die Sache zu sprechen, so könnte ihn solche öffentlich ausgesprochene Meinung wohl der Gefahr aussetzen, daß ihm die Augen ausgekratzt würden (metaphorisch) oder daß er in jeder weiblichen Coterie, in jedem Review den Tod des Orpheus oder Pentheus stürbe.

Glücklicherweise laufe ich diese Gefahr nicht. Möge mir mein Frauenwitz und meine Weiblichkeit einigen Vorschub leisten, wenn ich, wie die Indianer sagen, ein Stück von meiner Seele mittheile und die Sache aus einem andern Gesichtspunkte vortrage.

In Betreff eines Punktes der in Rede stehenden Sache haben alle Reisenden vollkommen Recht; sie haben Recht in ihrer Würdigung der Lage einer indianischen Squaw — sie sind Lastthiere — Slavinnen; sie haben Recht, wenn sie sagen, daß in jeder Gesellschaft die der Frau angewiesene Stellung ein Beweis des moralischen und intellectuellen Culturzustandes dieser Gesellschaft sei; dieselbe ist jedoch noch kein Beweis für die Tugend oder Cultur des Mannes. Bei diesen indianischen Stämmen, wo die Männer die Edelsten und Tap-

fersten ihres Geschlechts sind, werden die Frauen für nichts geachtet und unterdrückt. Mir kommt es indes so vor, als ob die Frauen unter diesen Indianern im Hinblick auf den Zustand des Mannes und der Gesellschaft ihre natürliche Stellung einnehmen, und das kann man nicht von allen Gesellschaften sagen.

Bedenken Sie nur vor Allem, daß in diesen indianischen Gemeinden die Sorge für den Unterhalt dem Manne ganz allein anheimfällt. Wenn man in allgemeinen Ausdrücken sagt, daß die Männer den ganzen Tag über nichts thun als jagen, während die Frauen in immerwährender Arbeit begriffen seien: so giebt dies, wie ich vermuthete, den civilisirten Lesern den Begriff einer Jagd-Partie der Herren zu Melton — oder einer Hirschjagd in den Hochlanden — einer Feiertagsunterhaltung — während die Frauen, die Armen, zu Hause sitzen müssen, um zu säumen, zu spinnen, zu kochen. Was ist aber die Lebensweise eines indianischen Jägers? — ein Leben unausgesetzter, beinahe aufreibender Anstrengung und Gefahr \*). Ein Jäger geht in der Morgendämmerung

---

\*) Ich hörte einmal ein Zusammentreffen von meinem berühmten Großvater Waub-Ojeeg mit einem ungeheuern Glendthiere erzählen, wobei er mit dem wüthenden Thiere während drei Stunden um sein Leben zu kämpfen hatte, so daß der Schnee ringsum von ihrem Blute besfleckt war. Endlich gelang es ihm, während er sich um einen Baum herum verfolgen ließ, sein Messer mit

mit dem Bewußtsein aus, daß seine Frau und seine Kinder verhungern müssen (kein ungewöhnlicher Fall), sobald er mit leeren Händen zurückkehrt. Er kommt bei Sonnenuntergang nach Hause, von Ermüdung erschöpft und sogar unfähig zu sprechen. Seine Frau zieht ihm die Mocassins aus und setzt ihm zu essen vor, was sie hat, oder, war die Jagd in der letzten Zeit schlecht, wohl gar nichts, außer ein wenig getrockneten Reis. Sie untersucht dann seine Jagdtasche und findet in ihr die Klauen oder Schnäbel oder Zungen eines Wildes oder andere Merkmale, aus denen sie abnimmt, was es ist und wo sie es zu finden hat. Sie geht dann danach und schleppt es nach Hause. Wenn der Jäger sich erholt hat, liebkost er seine Frau und Kinder, erzählt die Abenteuer seiner Jagd, raucht seine Pfeife und legt sich schlafen — um mit dem folgenden Morgen das nämliche Geschäft wieder zu beginnen.

Wo also die ganze Pflicht und Mühe, die Mittel zum Unterhalt herbeizuschaffen — welches Geschäft durch Muth und Gefahr geadelt wird — auf den Mann fällt, da sinkt die Frau natürlich im Preise und ist ein abhängiges Lastthier. Sie ist aber, wie mich dünkt, weder so sehr elend, noch verhältnißmäßig so sehr erniedrigt;

---

einem Riemen an einen Stock zu befestigen, mit welchem er auf das Thier hieb und stach, bis es vom Blutverlust erschöpft niederstürzte.



sie ist des Schutzes, des Unterhalts gewiß, wenigstens so lange der Mann denselben bieten kann, auch ist sie guter Behandlung sicher; sicher, daß ihr ihre Kinder nicht genommen werden, es sei denn durch den Tod; sie sieht Alle ihres Geschlechts gleiches Schicksal tragen, hat keine Ahnung von einem freundlichem Geschick und lebt der festen Ueberzeugung, daß in einem solchen Zustande der Haushalt und alle häusliche Arbeit der Frau als bestimmter und nöthiger Antheil zufallen muß.

Was die Nothwendigkeit betrifft, Lasten zu tragen, wenn das Lager abgebrochen und auf einem andern Plage aufgeschlagen wird, Holz zu fällen und es fortzuschleppen, so ist dies die schwerste Partie ihres Looses, und ob sie schon von Jugend auf an die Art, das Ruder und die Traggürtel gewöhnt sind, so verursacht ihnen diese Arbeit doch oft innerliche Verletzungen und schwere Leiden — jedoch sie muß gethan werden. Lasten tragen, würde einen Mann zum Jäger unfähig machen, ihm also die Möglichkeit nehmen, für seine Familie hinlänglichen Unterhalt zu schaffen; daher vielleicht die Verachtung, mit der sie dergleichen betrachten. Und eine Indianerin wäre unglücklich, ihr Stolz gekränkt, wenn man ihren Mann mit einer Bürde auf seinem Rücken sähe; dies wurde durch eine unter ihnen auch ausgesprochen, welche sagte, es sei »unmännlich,« sie könne das nicht mit ansehen.

Wie hart also auch immer das Loos der Frau sein

mag, so ist sie doch in keiner falschen Stellung. Beide Geschlechter sind in ihrer natürlichen und wahren Stellung hinsichtlich des gesellschaftlichen Zustandes und der Mittel des Unterhaltes.

Der erste Schritt von dem Jägerleben zum Ackerbau ist der erste Schritt zu der Emancipation der Frauen. Ich kenne Schriftsteller, welche beklagen, daß die Einführung des Ackerbaues den Indianerinnen nicht günstig gewesen sei, ihre Beschwerden vielmehr noch vergrößert habe, da der größte Theil des Hackens und Pflanzens ihnen zugefallen sei. Unter den Ottawas jedoch, wo dies der Fall ist, erfreuen sich die Frauen entschieden eines bessern Loses, als die Frauen der jagenden Chippewas. Sie können den Ertrag, den sie gebaut, verkaufen oder darüber verfügen, wenn mehr davon vorhanden ist, als die Familie braucht; auch haben sie einigen Antheil an dem Handel und Geschäft des Stammes, auch empfängt unter allen diesen Stämmen eine jede Frau bei Vertheilung der Geldzahlungen für abgetretenes Land ihren einzelnen Antheil.

Als Lewis und Clarke den Missouri untersuchten, trafen sie auf einen Stamm Indianer, der, örtlicher Umstände wegen, mit der Jagd sich wenig beschäftigt und größtentheils von Fisch und Wurzeln lebt. Da nun die Frauen hier im Herbeischaffen der Nahrungsmittel eben so gewandt sind als die Männer, so behaupten sie einen Rang und Einfluß, der unter den Indianern selten ge-

funden wird. Die Frauen dürfen vor den Männern frei reden, und sie sprechen mitunter im Tone der Oberherrschaft zu ihnen. Bei manchen Fällen achtet man auf ihr Urtheil und ihre Meinung, und in Handelsangelegenheiten werden sie gewöhnlich um ihren Rath gefragt, den man auch befolgt. Die Arbeiten der Familie werden ebenfalls getheilt.

Wenn wir daher von der Plackerei der Frauen sprechen, müssen wir die gleiche Theilung der Arbeit bemerken. Es giebt hier keine Klasse von Frauen, die das Vorrecht hätten, still zu sitzen, während andere arbeiten. Jede Squaw fertigt die Kleidung, die Matten, die Moccasins und kocht für ihre Familie. Vergleichen Sie dieses Leben mit dem verfeinerten Müßiggang einer eleganten Frau aus höheren Ständen unserer Gesellschaft, so muß dasselbe natürlich elend und niedrig erscheinen; vergleichen Sie es aber mit dem Leben einer Dienstmagd oder mit dem eines Ladenmädchens, — so dünkt mir die Lage einer Squaw anständig, durch Gefühle geheiligt. Sollen Frauen in Rücksicht auf ihr Geschlecht und als Frauen von der Arbeit befreit sein, so kann ich das begreifen, ob es mir gleich unvernünftig erscheint; soll dies aber bloß ein Vorzug des Standes sein und auf eine gewisse Klasse beschränkt werden, wodurch die große, ursprüngliche Mühseligkeit für Andere verdoppelt wird: dann sehe ich nicht ein, wo die große Galanterie und der Zusammenhang mit dem Chri-

stenthume ist, noch welches Recht wir haben, auf die Barbarei der indianischen Wilden, die aus ihren Frauen Lastthiere machen, herabzusehen.

Ich will hier nur noch des überaus großen Zartgefühles und der persönlichen Sittsamkeit der Frauen dieser Stämme gedenken, was sonderbar klingen mag, wenn wir sie in engen und überfüllten Wigwams leben sehen, wo eine ganze Familie in einen engen Raum von wenigen Ellen eingepfercht ist. Die Irländer der niedern Classen, in ihren Hütten erzogen, sind durch den nämlichen weiblichen Charakterzug bemerkenswerth; es scheint, als käme die wahre Sittsamkeit von Innen heraus und könne nicht von äußern Verhältnissen abgeleitet werden.

Eine andere Prahlerei, mit welcher wir uns über die indianischen Wilden erheben wollen, ist die, daß wir einen höhern Werth auf die Keuschheit der Frauen setzen. Man sagt uns (mit Abscheu), daß unter einigen nordwestlichen Stämmen der Mann seine Frau oder Schwester seinem Gaste, als einem Theil der Pflichten der Gastfreundschaft, ohne Umstände anbiete, und das ist in der That — barbarisch. — Die herzlose Brutalität von der einen Seite und die schamlose Gleichgültigkeit von der andern können wohl ein Frauenherz schaudern machen. Welches Recht haben aber civilisirte Männer, zu schreien und vornehm und selbstzufrieden hierüber auszufehen? Wenn sie diese Sitte der Indianer

nicht genau nachahmen, so machen sie es sich selbst bei ihrer übertriebenen und eifersüchtigen Ehrfurcht für die Tugend der Frauen sehr bequem. Ist die Keuschheit der Frauen eine Tugend und um ihrer selbst willen in der Gesellschaft zu verehren — wohl! ist sie aber eine bloße Sache der Bequemlichkeit und nur werthvoll, insofern sie das Eigenthum angeht; — wird sie von den Männern gerade nur so viel gehütet, als es ihre eigene Ehre betrifft; — insofern es aber die Ehre der Frauen betrifft, als ein Scherz behandelt — ist dies die männliche Ansicht von Recht und Unrecht, — ist dieses also die Bestimmung, welche unsere Herren und Meister haben ergehen lassen, — dann wäre ich geneigt zu antworten, wie das französische Mädchen dem Prinzen Conti antwortete: »Pour Dieu! Monseigneur, votre altesse Royale est par trop insolente. Keine Frau ist dieses Namens werth, deren Wange nicht vor Schaam und Unwillen bei dem Gedanken glüht. Solche Frauen, wie die armen, verderbten, geopferten Geschöpfe, die unsere Straßen bewohnen oder ein schuldbelastetes Leben im verschwenderischen Glanze führen, sind unter den Indianern ganz unbekannt.

Hinsichtlich des weiblichen Eigenthumsrechtes besitzen die Frauen kein wirkliches Eigenthum, ausgenommen ihren Antheil an den Jagdgründen oder den Ländereien, welche im Besitze des Stammes sind. Das persönliche Eigenthum, als Kleidung, Matten, Küch-

Jagdgeräthe, kurz die ganze innere Einrichtung des Wigwams scheint unter Aufsicht der Frau zu stehen. Bei dem Tode ihres Mannes bleibt die Frau im Besitze der Wohnung und alles dessen, was sie enthält, ausgenommen der Medaillen, der Fahne oder anderer Abzeichen der Würde, die auf seinem Sohn oder den männlichen Erben übergehen. Ueber das Korn aber, das sie baut, und den Ahornzucker, den sie macht, kann sie jederzeit nach Gutdünken verfügen, — diese gehören ihr.

Es scheint mir eine Frage, ob die Europäer, die, der Himmel weiß, in dem Verkehr mit diesem Volke viel zu verantworten haben, die Angelegenheiten der indianischen Frauen nicht gewissermaßen verschlimmerten; zuerst indem sie dieselben verführt und zweitens dadurch, daß sie den Fortschritten ihrer eigenen Manufacturen Einhalt gethan. Sie bereiteten Hirschhäute mit außerordentlicher Geschicklichkeit zu. Ich habe reichgestickte Anzüge von jungen Bergschaf- und Büffelhäuten gesehen, und so weich und schön, wie ein Shawl von Cashmir; auch andere Dinge könnte ich noch erwähnen. Vernünftiger Weise muß man annehmen, daß diese Gewerbszweige sich nach und nach wieder verbessert haben und weitere Fortschritte daraus entstanden wären, hätten wir nicht die Artikel, die sie sich selbst verschaffen oder verfertigen konnten, durch solche ersetzt, welche wir fabriciren. Wir haben ihnen die Arbeit und die Bewegungsräume zur Arbeit aus den Händen genommen, wäh-

rend wir Bedürfnisse erzeugt haben, die sie nicht selbst befriedigen können. Wir haben sie in Decken gekleidet, ohne sie zu lehren, wie man Decken webt. Anstatt der Bogen und Pfeile haben wir ihnen Feuergewehre gegeben — aber sie selber können keine Feuergewehre machen; anstatt eines natürlichen Fortschreitens in den Künsten und in der Civilisation, die aus ihrem eigenen Verstande und ihren Hülfsmitteln hätte hervorgehen müssen, haben wir ihnen eine Art von Civilisation von Außen angefügt, die ihren Gewohnheiten, ihren Sitten und ihrer Organisation fremd ist; wir machen Arme aus ihnen, und dies aus einer Art schrecklicher Nothwendigkeit. Einige sehr ökonomische Mitglieder unsers Parlaments haben gegen das System, den Indianern Geschenke zu geben, gestimmt, weil es zu kostspielig sei; man könnte beinahe glauben, wenn man ihre Einwendungen hört, daß Pfunde, Schillinge und Pence der Stoff sind, aus dem das Leben geschaffen ist, — so wie die drei hauptsächlichsten Elemente alles menschlichen Daseins — der ganzen menschlichen Sittenlehre. Wahrhaftig! diese Leute verstehen nichts von dem wahren Zustande hier. Nicht ohne Entsetzen kann ich daran denken, was daraus entstehen muß, wenn das Vertheilen der Geschenke von Seiten unserer Regierung jetzt aufhören sollte; — so gering dieselben sind, so sind sie doch des Indianers Existenz. Ohne Büchse muß er verhungern, ohne Decke vor Kälte umkommen. Ehe er

es so weit kommen läßt, würden wir nächtlichen Raub und Mord längs der Grenzen und der hinteren Ansiedelungen zu befürchten haben, einen schrecklichen, verwildernden Kampf, gleich dem, der in Florida geführt wird, in welchem der Weiße demoralisirt und der Rothe ausgerottet würde.

Der einzige Handelsartikel der Indianer, ihre Pelze, werden gegen Lebensbedürfnisse umgetauscht; und diese Pelze können nur die Männer verschaffen. Weit entfernt also, daß ihr einziger Handel zu der allgemeinen Civilisation des Volkes etwas beitrüge, so erhält er noch die wilden Jagdgewohnheiten aufrecht, und hemmt auf jeden Fall die Macht und Nützlichkeit der Frauen, wenn er nicht jeder Verbesserung ihrer Lage gerade zuwider ist. Es scheint jedoch, als wären wir selber aus einem solchen Zustande, wenn auch unter anderer Form, entstanden. Bis vor wenigen Jahren noch gab es keine Beschäftigung für Frauen, durch welche sie ihren Lebensunterhalt hätten gewinnen können, außer der Dienstbarkeit in der einen oder andern Gestalt. Der Wechsel, der in dieser Hinsicht stattgefunden, ist eins der auffallendsten und interessantesten Zeichen der Zeit, in der wir leben.

Ich muß hier aufhören. Glauben Sie aber nicht, daß wir nach den Winken, die ich unlogisch und unzusammenhängend durch einander hingeworfen, als allgemeinen Grundsatz annehmen können: daß die wahre



Wichtigkeit und wirkliche Würde der Frau überall, in wilden wie in civilisirten Gesellschaften, durch ihr Vermögen nützlich zu sein, bedingt werde, oder mit andern Worten: daß ihre Stellung überall bestimmt werde durch den Antheil, den sie zum Unterhalt und Wohlfeyn der Gesellschaft, in welcher sie lebt, beiträgt?

Wo sie müßig und nutzlos durch das Privilegium ihres Geschlechts, eine Göttin und ein Idol, ein Opfer oder ein Spielwerk ist, ist da ihre Stellung nicht eben so beklagenswerth, falsch und beleidigend für sie und jeden gesellschaftlichen Fortschritt, als wo sie das Lastthier, die Sclavin und das Besizthum des Mannes ist? —

Zwei Gegensätze dieser Art sind die indianische Squaw und die türkische Sultanin; ich möchte lieber die erstere, als die letztere sein, und, um den Gedanken weiter auszuführen, ich möchte lieber nach dem nämlichen Grundsatz eine Engländerin und eine Französin, als eine Amerikanerin oder Deutsche sein, — vorausgesetzt, daß der Zustand der Empfindungen, was die Frauen betrifft, in den zwei letzten Ländern derselbe bliebe, — was, wie ich hoffe, nicht der Fall sein wird.

The ways through which my weary steps I guide  
 In this delightful land of faëry,  
 Are so exceeding spacious and wide,  
 And sprinkled with such sweet variety  
 Of all that pleasant is to ear or eye,  
 That I nigh ravish'd with rare thought's delight,  
 My tedious travel doe forget thereby,  
 And when I gin to feel decay of might,  
 It strength to me supplies, and clears my dulled spright.

*Spenser.*

Am 6ten August sagte ich meinen guten Freunden, Mr. und Mrs. Mac Murray, Lebewohl. Ich war ihrer Güte zu viel schuldig, um mich ohne Schmerz von ihnen zu trennen. Sie kehrten mit ihrem schönen Kinde und indianischem Gefolge oberhalb des See's nach St. Maria zurück, während ich mich anschickte, mit dem General-Ober-Auffeher in einem Canoe den See hinunter nach Penetanguishene zu fahren, eine Reise von wenigstens vier Tagen, vorausgesetzt, daß Wind und Wetter günstig sind. Von da nach Toronto über den Siméon-See ist eine Reise von drei Tagen mehr. Sagte ich nicht, die Vorsehung trüge Sorge für mich? Ueberall fand ich thätigen Schutz, wenn ich dessen am meisten bedurfte und am wenigsten erwartete; nichts konnte die Höflichkeit des Herrn Jarvis und seiner Leute übertref-

fen; — er begann mit Höflichkeit — endete aber mit etwas mehr und Besserem — mit wahrer, eifriger Güte.

Um die Begebenheiten nach der Ordnung mitzutheilen, und damit Sie mich auf meiner Canoe-Reise begleiten können, muß ich zuerst unsere Einrichtung beschreiben. Sie werden bald zugeben, daß der römische Kaiser, der für die Erfindung eines neuen Vergnügens eine Belohnung verhiess, eine Reise den Huron-See hinunter in einem Canoe von Birkenrinde hätte machen sollen.

Wir hatten zwei Canoes, jedes fünfundzwanzig Fuß lang und vier Fuß breit, an beiden Enden spitz zulau fend und leicht, zierlich und beweglich, wie die See-Möve, wenn sie über die Sommer-Wellen hinstreift. In dem ersten Canoe waren Mr. Jarvis und ich, der Sohn des Gouverneurs, ein lebhafter Knabe von vierzehn bis funfzehn Jahren, der alte Salomo, der Dolmetscher und sieben Voyageurs. Meine Decke und Nachzeug wurden in ein Bündel zusammengeschnallt, was mir als Sitz diente; im Rücken hatte ich ein Kissen, und so lag ich auf dem Boden des Canoes, wie in einer Sänfte sehr angenehm gebettet. Meine Gefährten hatten es sich ebenfalls sehr behaglich gemacht. Neben mir hatte ich meinen Mantel, Sonnen- und Regenschirm; mein Notizenbuch nebst mehreren Skizzenbüchern und einen kleinen Korb immer an meiner Seite, der Eau de Cologne und alle die nöthigen Gemäch-

lichkeiten enthielt, die jeden Augenblick gebraucht werden konnten, denn ich war fest entschlossen, nur im höchsten Nothfalle den Leuten Mühe zu machen. Die Voyageurs saßen auf niedrigen, hölzernen Sigen, die an den Seiten des Canoes aufgehängt waren, bis auf unsern indianischen Steuermann Martin, der in einem baumwollenen Hemde, weiten Beinkleidern, einer scharlachrothen Schärpe um den Leib, reichlich mit Perlen gestickt, mit langem fliegenden Haar, seinen Platz am Vordertheil einnahm, mit einem Ruder, das zweimal so lang war als die andern.

Die Art, in welcher er, mit der geschmeidigen Beweglichkeit einer Schlange sich drehend und wendend, dastand und erst auf diese, dann auf jene Seite schlug, war sehr anmuthig und malerisch. Von der Geschicklichkeit und Behendigkeit dieser Steuermänner hängt so viel ab, daß sie immer doppelten Gehalt bekommen. Die Andern waren insgesammt auserlesene, canadische, halbblütige, junge, gut aussehende Männer, voller Fröhlichkeit und Gutmüthigkeit mit unermüdlchen Armen, unermüdlchen Augen und Geistern! Ein Tuch um den Kopf geschlungen, ein Hemd, ein Paar Beinkleidet mit heller Leibbinde machten das vorherrschende Costüm aus. Am Bord hatten wir eine Feldflasche und anderes leichtes Gepäck, zwei oder drei Gewehre und Fischergeräthe.

Der andere Canoe führte einen Theil von Herrn Jarvis Gefolge, die schwere Bagage, Vorräthe, Marqui-

fen, Gewehre u. s. w., und war mit acht Ruderern besetzt. Die Gesellschaft bestand zusammen aus zweiundzwanzig Personen, nämlich aus einundzwanzig Mannspersonen und aus mir, der einzigen Frau.

Wir fuhren schnell und leicht dahin und nahmen uns mit der brittischen Flagge, die an unserm Stern wehete, groß und amtsmäßig an. Major Anderson, seine Leute und die Besatzung des Schooners gaben uns drei Salven. Die Indianer stießen ihr wildes Geschrei aus und feuerten längs des Ufers ihre Büchsen ab. Als wir die Bai verließen, zählte ich zweiundsiebzig Canoes vor uns, die bereits auf ihrer Heimreise begriffen waren; einige nach den obern Theilen des See's, andere nach den nördlichen Ufern. Als wir an ihnen vorüberfuhren, begrüßten sie uns, indem sie ihre Gewehre abschossen. Der Tag war wolkenlos; es war ein belebter, ein schöner Ausritt.

Ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß die Indianer sehr gern Lieblingsthierc in ihren Wigwams haben — nicht nur Hunde, sondern auch zahme Füchse und Falken. Mr. Jarvis kaufte für seine Kinder ein Paar junge Falken, ein Männchen und ein Weibchen. Als wir im Begriff waren, die Insel zu verlassen, entfloh einer derselben und flog gerade an das Ufer der Bai, wo er sich in dem dicken Walde verlor. Wir fuhren weiter, und nachdem wir uns ungefähr zwölf Meilen von der Bucht entfernt hatten, landeten wir auf einer kleinen

Felsen-Insel. Da hörte Jemand von uns das Geschrei eines Falken über unsern Köpfen — es war der arme Vogel, den wir verloren hatten! Er hatte seinen Kameraden den ganzen Weg über im Auge behalten, war von uns ungesehen längs des Ufers nachgeflogen und ließ sich jetzt greifen und zu dem andern in das Bauer stecken.

Wir kauften von einem Indianer, der Fische fing, einen Seebarsch. A propos, ich habe eine der größten Vergnügungen, welche die Schifffahrt in diesen prächtigen Obern-Seen gewährt, unerwähnt gelassen — die Reinheit, Kälte, Durchsichtigkeit des Wassers. Wenn ein weißes Tuch vermittelst des Senkblei's in die tiefern Theile des See's hinuntergelassen wird, so sieht man es angeblich in einer Tiefe von dreißig Klaftern ganz deutlich liegen. Wir versuchten das Experiment nicht, da wir kein tiefes Wasser hatten; jedoch konnte ich hier zwischen Sandbänken und Inseln beinahe immer den felsigen Grund mit glänzenden Kieseln und den Fisch mit seinen beweglichen Flossfedern und glühenden Augen unter uns dahin gleiten sehen — und wenn ich ein Glas Wasser schöpfte, so funkelte es; wie aus der Quelle von Harrongate und war vortrefflich von Geschmack. Sie können sich kaum vorstellen, wie sehr der Reiz und die Lebhaftigkeit der Reise dadurch erhöht wurde.

Gegen Sonnenuntergang kamen wir an die Hütte eines Pelzhändlers, dessen Name, so viel ich weiß, Le-

mourondière hieß. Sie stand an dem Ufer eines schönen Canals, der zwischen dem Festlande und einer großen Insel dahin lief. An einer benachbarten Meerenge bauten Wai-sow-wie-de-bay (der Gelbkopf) und seine Leute ihre Wigwaws für die Nacht. Der Anblick war sehr malerisch, besonders nachdem die Lagerfeuer angezündet waren und die Nacht hereinbrach. Ich kann die Gestalt einer Squaw nicht vergessen, wie sie dunkel und schlank gegen die rothen Flammen da stand, sich über einen großen Kessel bog, ihre Decken nachschleppte und ihr Haar in der Nachtluft dahin flog, — gleich einer Hexe in Macbeth.

Wir aßen vortreffliche Forellen zu Abend; allein die Sandfliegen und Muskitos quälten uns fürchterlich; die erstern, die so klein, daß man sie kaum sehen kann, sind die schlimmsten. Den nächsten Morgen brachen wir mit Tagesanbruch auf; Gelbkopfs Leute feuerten ihre Gewehre zur Begrüßung ab.

Die Wai-sow-wie-de-bays berechnen die Entfernung nach ihren Pfeifen. Am Ende einer gewissen Zeit ist eine Pause; sie zünden ihre Pfeifen an und rauchen ungefähr fünf Minuten; dann geht das Rudern fröhlich von Statuen mit fast funfzig Schlägen in einer Minute — und wir schienen über das Wasser zu fliegen. »Trois pipes« sind ungefähr zwölf Meilen. Wir frühstückten heute auf einer kleinen Insel von außerordentlicher Schönheit, die steil aus dem Wasser aufstieg. Vor uns

hatten wir den offenen blau-glänzenden See, wie er heiter unter dem Morgenhimmel dalag und die östliche Spitze der Manitoolin-Insel, und Inseln rund um uns her, so weit wir sehen konnten. Das Gefühl der Entfernung und der tiefen Einsamkeit erhöhte den Genuß der Schönheit. Es war die Natur in ihrer ersten Frische und Unschuld, wie sie aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, und ehe die Menschheit noch durch ihre Seufzer sie zu gleicher Zeit entweiht und geheiligt hat. Unsere kleine Insel hatte einen Ueberfluß an schönen Sträuchern, blühenden, grünen Moosen, und scharlachnen Lychen. Ich fand einen engen abgeschiedenen Ort, wo ich mein Bad nehmen und meine Toilette behaglich machen konnte. Als ich zurückkam, fand ich das Frühstück auf einem Felsenblock aufgetragen; meinen Sitz, mit meinem Kissen und Mantel, — Alles nett eingerichtet und einen Blumenstrauß darauf liegend. Dies war eine Galanterie, die mir nie fehlen durfte, heute von dem einen, morgen von dem andern meiner zahlreichen Cavaliere.

Heute schifften wir zwischen Hunderten von Inseln hindurch. Zuweilen schossen wir durch enge Felsen-Canäle so schmal, daß ich auf keiner Seite des Canoes das Wasser sehen konnte; dann auftauchend, glitten wir durch große Felder weißer Wasserlilien dahin. Es gab immerwährende Abwechslung, immerwährende Schönheit, immerwährendes Entzücken, von Stunde zu Stunde.



Die Männer sangen ihre fröhlichen französischen Lieder und die des andern Canoes vereinigten sich zum Chor.

Dies eigenthümliche Singen ist oft beschrieben worden; es ist auf dem Wasser und in der freien Luft sehr belebend, aber nicht harmonisch. Sie singen alle Unifono, erheben ihre Stimmen und bezeichnen den Tact mit den Rudern. Einer macht den Vorsänger. Wüßte ich »En roulant ma boule, roulette« zu hören, so wandte ich mich an Le Duc. Jaques sang vorzüglich »La belle rose blanche« und Louis war groß in »trois canards s'en vont baignant. Sie belustigten mich oft durch ein Beispiel von Geschwindigkeit, etwa in der Art, wie es ein vollkommener londoner Kutscher giebt.

Sie ruderten mit erstaunlicher Schnelligkeit auf das Ufer zu, so daß ich fürchten mußte, gegen den Felsen geschleudert zu werden und dann, in dem nämlichen Augenblicke, hielten sie durch einen verkehrten, plötzlichen Stoß mit dem Ruder an — wodurch ich einen Ruck bekam, der mich athemlos machte.

Ein einziger Verdruß nur erwuchs mir aus den mörderischen Neigungen der Herren, die insgesammt kühne und eifrige Jäger waren. Alles, was ich von ihrem Mitleiden erhalten konnte, war, daß sich der Fisch außerhalb meines Gesichtskreises verbluten durfte und daß die verwundeten Tauben und wilden Enten sogleich getödtet werden mußten; ich will indeß gern eingestehen, daß der Zander und die Tauben, wenn sie gekocht und

gebraten wieder zum Vorschein kamen, so appetissants ausfahen, so saftig rochen und ich so hungrig war, daß ich all' mein sentimentales Mitleiden für die Opfer bald vergaß.

Heute fanden wir auf einem Felsen die Ueberbleibsel einer indianischen Wohnung, über die wir ein Segeltuch warfen und unsern Fisch, unsere Lauben und ein Glas guten Madera zu uns nahmen. Nachmittags fuhren die Männer sehr lebhaft und sangen mein Lieblingslied:

Si mon moine voulait danser,  
Un beau cheval lui donnerai!

wir schifften zwischen lieblichen Inselgruppen, welche zuweilen weit zerstreut, zuweilen so dicht neben einander lagen, daß ich oft zwanzig bis dreißig für eine einzige Insel hielt, wenn wir aber näher kamen, öffneten sie sich uns und schienen durch windende labyrinthische Canäle durchkreuzt, wo wir zwischen Schwertel und Wasserlilien unter dem Schatten dichten Gebüsches dahin glitten. Dann kamen wir an einen breiten, großen Raum, wo wir das Heben des Wassers unter uns fühlen konnten, und worüber die Männer mit unermüdlicher Lebhaftigkeit singend kräftig dahintruderten, um noch vor Sonnenuntergang die entgegengesetzten Inseln zu erreichen. In dem Augenblicke, wo es für unsere Steuermänner zu dunkel wird, um durch die Oberfläche des Wassers sehen zu können, wird es im höchsten Grade gefährlich, weiter zu fahren: so zerbrechlich ist die Composition dieser

Canoes, daß eine Nadelspiße ein Loch in den Boden machen könnte, und ein Fels im Wasser, ein Knorren oder vorstehender Zweig unser Untersinken sicherlich herbeigeführt hätte — und oft fuhren wir einen Zoll weit an solchen Gefahren dahin.

Wir kamen heute bei zwei indianischen Grabmälern an, welche auf einer Felsenspiße lagen und von Birken und Fichten umschattet, mit schillenden murmelnden Gewässern umgeben waren. Ich landete, um sie in Augenschein zu nehmen. Die Indianer können hier ihre Todten nicht begraben, weil es an hinlänglicher Erde gebricht, um dieselben zu bedecken; sie legen daher den Körper, sorgfältig in eine Rinde eingewickelt, auf den flachen Felsen und bedecken ihn dann mit Felsstücken und Steinen. Dieses hier war das Grabmal einer Frau und ihres Kindes, und Bruchstücke von Bierathen und andern Dingen, die mit ihnen begraben wurden, waren noch sichtbar.

Wir landeten bei Sonnenuntergang auf einer flachen Felsenschicht, frei von Sträuchern, die wir aus Furcht vor den Muskitos und Klapperschlangen so viel als möglich vermieden, und während die Männer die Marquise aufschlugen und das Essen zubereiteten, ging ich umher und verlor mich in Gedanken.

Ich wünschte, ich könnte Ihnen nur ein schwaches Bild von der Schönheit dieses Abends entwerfen; doch während ich versuche, in Worte zu kleiden, was vor mir

lag, überwältigt mich jetzt noch das Gefühl der unaussprechlichen Lieblichkeit, wie er es damals that. Die Sonne war in wolkenlosem Glanze und der so eigenthümlichen Mischung von rothem und gelbem Licht untergegangen, das nur Italien und diesem Clima angehört; der See wogte unter dem westlichen Himmel gleich einem Bade geschmolzenen Goldes; die felsigen Inseln, die die Oberfläche bedeckten, waren dunkelpurpur, ihre Ränder ausgenommen, die mit Feuer eingefast zu sein schienen. Sie nahmen vor dem träumerischen Auge wunderbare Gestalten an; einige glichen großen gehörnten Käfern, andere Schildkröten, noch andere Crocodilen, oder auch schlafenden Wallfischen und geflügelten Fischen. Das Gebüsch, das sie deckte, vertrat die Stelle der Flossfedern und mitunter der Federbüschel. Als nun die purpurnen Schatten dunkler und dunkler aus Osten kamen, zeigte sich der junge, sichelförmige Mond und warf einen blassen Schimmer auf das Wasser. Ich erinnere mich, daß, während ich am Ufer stand, »meine Geister wie durch einen Traum gebunden waren« — ich war überwältigt von dem Gefühl des Schönen, — durchdrungen von der Anbetung vor der Macht, die es erschaffen! —

Sedoch wozu soll ich Ihnen das sagen?

Man schlug mein Zelt in ehrfurchtsvoller Entfernung von den übrigen auf, und Herr Jarvis machte mir ein vortreffliches, elastisches Bett von einigen Zweigen, auf

welche eine Bärenhaut und über diese Decken gelegt wurden. Allein die Nacht war heiß und fieberig, und die Vogageurs tanzten und sangen bis beinah um Mitternacht, ob sie gleich seit Tagesanbruch gerudert hatten.

Am nächsten Morgen waren wir wieder mit der ersten Dämmerung in Bewegung und ruderten „trois pipes“ vor dem Frühstück über eine offene Fläche, die sie »traverse« nennen, fingen elf Zander und schossen zwei Tauben. Die Insel, auf der wir frühstückten, bestand größtentheils aus weißem Marmor. In den Spalten und Klüften derselben wuchsen eine Menge Johannisbeeren und Erdbeeren, wilde Rosen, die rothe Akelen, eine große Gattung Spazinthen, eine Art Weiden, Wachholder, Birken und Zwerg-Fichten; dies war hier die ganze Vegetation.

Es ist sehr unterhaltend, auf diesen Inseln den ganzen vorbereitenden Prozeß der Vegetation entfaltet und durch Beispiele erläutert vor seinen Augen zu sehen, zu bemerken, wie jedes Gewächs den Boden für das, was folgen soll, vorbereitet. Da war erst der kahle Felsen, durch den Schaum des See's gewaschen, wo die weißen Möven saßen; dann sah man ihn mit einigem Moos und Lychen bedeckt; dann in den Spalten und Ritzen etwas langes Gras, einige wilde Blumen und Erdbeeren; hierauf einzelne Wachholder- und Rosenbüsche; sodann die Zwergfichte, kaum zwei bis drei Fuß hoch und endlich Bäume und Gesträuche von hohem Wuchs; und

je näher dem Festlande, desto reicher natürlich die Vegetation, denn die Saamenkörner werden da durch den Wind oder durch die Vögel hingetragen und so von Insel zu Insel verbreitet.

Wir landeten heute auf der »Schädelinsel,« einem alten Begräbnißplatze der Huronen. Einige Schädel und Gebeine lagen noch zerstreut umher, sammt den rauhen Steinen, die man einst darauf gehäuft hatte. Die Stelle war sehr wild und melancholisch, erhob sich von dem Rande des Wassers in aufeinanderliegenden Felschichten, und war hie und da mit einigen verdorrten, grauen Fichten besetzt, um welche mehrere Falken-Paare herumwirbelten und ihr durchdringendes Geschrei ausstießen. Wir erklärten Alle, daß wir auf der ominösen Insel nicht zu Mittag essen mochten und fuhren weiter. Wir segelten um ein merkwürdiges Vorgebirge herum, dessen Henry als der Poiate aux Grondines erwähnt hat. Hier ist immer großes Wasser und ein immerwährendes Getön der Brandung gegen die Felsen, woher der Name. Vor mehreren Jahren scheiterte hier ein Kaufmann mit sechzehn Leuten in seinem Canoe, und Alle waren verloren.

Wir fuhren auch einige Meilen vor der Mündung des Flusses des Français vorüber, des wichtigsten Flusses von allen denen, welche sich in den Huron-See ergießen. Er bildet die Verbindungslinie für die Nordwesthändler von Montreal. Der gewöhnliche Weg ist den Ottowa-

fluß hinauf quer über den Nippissing-See, sodann den Fluß des François herunter in den Huron-See und bei dem Sault St. Maria in den Superior-See. Bitte, nehmen Sie während dieser Reise eine Charte vor sich.

Als wir Cap und Fluß hinter uns ließen, kamen wir wieder auf Gruppen elisäischer Inseln, auf Kanäle, die sich durch Felsen und Gebüsch wanden und unzählige Felder von Wasser-Lilien. Indem wir durch einen schönen Canal fuhren, hatte ich Gelegenheit, die Art und Weise zu bemerken, wie ein Indianer seinen Freunden sich mittheilt, wenn er en route ist. Ein Zweig wurde so zugerichtet, daß er weit über das Wasser reichte und in die Augen fiel; in eine Spalte wurde ein Stück Birkenrinde mit einigen hieroglyphischen Zeichen, die mit rothem Ocker bestrichen waren, gesteckt, aus denen wir nichts zu machen wußten — eine Figur schien mir einen Fisch vorzustellen.

Heute fingen wir sieben Zander, schossen vier Tauben und eine große Wasserschlange — welches Letztere mir als eine überflüssige Grausamkeit erschien. Wir aßen auf einer großen malerischen Insel zu Mittag — groß im Vergleich zu denen, die wir gewöhnlich wählten, und die vielleicht zwei bis drei Meilen im Umfange hatten; sie war sehr waldig und wild, untermischt mit tiefen Klüften und in kühnen, plötzlichen Abgründen sich erhebend. Wir schwelgten unter einer Baumgruppe, die

•

Hitze war überwältigend und die Moskitos sehr störend.

Nachmittags setzten wir unsern Lauf durch einen Archipel von kleinen Inseln fort, die sich aus den blauen Wellen erhoben und mit Wasserlilien eingefaßt waren — kleine Feen-Paradiese, von so endloser Mannichfaltigkeit, Gestalt und Farbe und von so wunderbarer, phantastischer Schönheit, daß ich sie nicht beschreiben kann.

Wir landeten auf einer Insel, auf der ein Felsen lag, und an Gestalt dem Kopf einer Schildkröte gleich, so daß ich ihn für Bildhauerarbeit hätte nehmen können. Die Indianer betrachten diese Insel als heilig, und es ist Gebrauch, daß Alle, die daran vorüberfahren, ein Geschenk an Geld, Taback, Korn u. s. w. für den Geist da lassen. Auch ich legte schuldigermaßen meinen Theil nieder, konnte aber aus Jacque's und Louis' lachenden Augen lesen, daß »der Geist« von meiner Andacht wahrscheinlich nichts bekommen werde.

Herr Jarvis forderte mich auf, für die Voyageurs ein französisches Lied zu singen und Louis wendete sein Gesicht nach mir, als wollte er sagen: »bitte, thun Sie es,« als aus dem andern Canoe der Ruf erschallte »eine Otter! eine Otter! was alle Ruder in lebhafteste Bewegung setzte. Wir schossen durch das Rohr und jagten das Thier hin und her und zuletzt nach einer Höhle im Felsen. Die Voyageurs schlugen das Rohr mit ihren Rudern nieder, die andern griffen zu ihren



Gewehren: einundzwanzig halbtolle Männer verfolgten eine kleine, armselige Creatur, deren Tod zu nichts diente. Jetzt tauchte sie unter, hob sich aber wieder einige Ruderthellen weiter und man sah, daß sie nach dem Lande hin wollte. Da fiel ein Schuß; — sie sprang über das Wasser in die Höhe; — noch einer, — und sie schwamm todt daher. — So belohnten wir die Schönheit, das Vergnügen und die verschwenderische Lieblichkeit, die um uns verbreitet lagen, mit Schmerz und Zerstörung.

Ich erinnere mich, daß wir, als wir an der lieblichen Partie einer Insel, die ganz mit Schwertel und weißen Lilien eingefasst war, vorüberfuhren, eine schöne wilde Ente aus einem Dickicht aufsteigen sahen, die eine zahlreiche Brut junger Entchen nach dem See führen wollte. Es war ein Anblick, der das Herz rühren mußte und ich bat sehr dringend um Gnade. Welcher echte Jäger hörte aber wohl auf dieses Wort? Das tödtliche Rohr war bereits erhoben und — der arme Muttervogel wurde sogar, während ich bat, todt geschossen und die Kleinen, welche nicht fliegen konnten, flatterten und rannten in den offenen See, um elendiglich umzukommen. Aber wirklich rührend waren die armen Möven zu sehen. Zuweilen jagten wir eine ganze Schaar derselben auf, wenn sie zierlich auf den Wellen dahin segelten; sie erhoben sich dann so hoch, daß wir sie nicht erreichen konnten. Allein die Voyageurs ließen ihre Ruder sinken, ahmten genau ihr sanftes, tiefes Pfeifen nach, dann kamen

die unglücklichen thörichten Vögel, gleich als wären es so viele Weibchen, zurück, kreisten in der Luft, um den grimmigen Tod zu sterben.

Die Bayageurs essen diese Möven trotz dem, daß sie nach Fisch schmecken, sehr gern.

Ich wundere mich, wie es zugeht, daß einige Personen hohen Standes, denen ich in London gewöhnlich begegne und die ausfahen, als gäben sie ein ganzes Reich für ein neues Vergnügen oder für eine neue Empfindung, nicht hieher kommen. Sind es Epikuräer, so sollten sie kommen, um Weißfisch und Biberchwänze zu essen; sind es Jäger — hier ist ein Paradies für die Bären-, Hirsch- und Otternjagd; wilde Vögel zu Tausenden und Fische in Menge; sind sie Liebhaber des Malerischen, die sich an Italien und der Schweiz satt gesehen haben, so mögen sie hieher kommen und den wahren Stein der Weisen finden — oder vielmehr das wahre Elixir des Lebens — Neuheit.

Bei Sonnenuntergang lagerten wir uns auf einer felsigen Insel, von sehr phantastischer Gestalt gleich einem Z. Sie schlugen mein Zelt auf einer Anhöhe auf; dicht an der Thür war ein Abgrund in einen Hohlweg, wo sie große Feuer anmachten, und so die Moskitos abhielten, die in großen Schaaren vorhanden waren. Ich schlief gut; gegen Morgen kroch jedoch ein Geschöpf in mein Zelt, — über mein Bett, — eine Schlange, wie ich vermuthe; nachher schlief ich nicht mehr.

Wir brachen halb fünf Uhr auf. Bis dahin war das Wetter schön gewesen. Heute früh erhob sich aber die Sonne zwischen rothen und schwarzen Wolken, fürchterlich drohend. Als wir unter einem hohen Felsen um eine Spitze herumfuhren, hörten wir das Krachen einer Büchse und sahen einen Indianer längs der Felsen nach dem Ufer hernieder springen. Wir ruderten hin, ohne zu wissen was es gäbe und kamen an ein indianisches Nachtlager von einem Theile des Stammes von Aisence. Sie hatten uns nur angerufen, um einige unbedeutende Nachfragen zu thun und ich hörte Louis sie sotto voce au diable wünschen. — Denn jetzt wurde das Wetter finster und finsterer und jeder Augenblick war kostbar.

Wir frühstückten auf einer Insel, die mit Blumen beinahe überdeckt war, einige prachtvoll, eigenthümlich und unbekannt, andere lieblich und bekannt. Ein Ueberfluß an wilden Erbsen z. B. gab es hier, und wilden Rosen, deren mir viele angeboten wurden. Ich machte meine Toilette in einem Schlupfwinkel unter einem Felsen. Als ich aber meinem natürlichen Toiletten-Zimmer entstieg, fühlte ich einen Regentropfen und sah nur zu deutlich, daß unser Glück nun zu Ende sei. Wir verzehrten in der Eile unser Frühstück und hatten gerade nur so viel Zeit, uns mit aller nöthigen Abwehr von Mänteln und Regenschirmen in dem Canoe einzurichten, als der Regen schwer und hoffnungslos herabströmte.

Jedoch des Regens und des dunkeln, grauen Himmels ungeachtet, war die Scenerie schöner, denn je. Die Felsen waren größer und hatten ein reicheres Ansehen; die Bäume waren von üppigerem Wuchse, nicht mehr Zwergfichten — sondern hochwüchsiger Ahorn und Eichen. Man nennt diese Insel die Bäreninsel, von der Menge dieser Thiere, die sich darauf aufhalten. Der alte Salomo erzählte mir, daß ein Indianer, den er kannte, neun Bären in Einem Tage hier geschossen habe. Wir fanden drei Bärenköpfe, auf den Zweigen einer abgestorbenen Fichte aufgesteckt, — entweder eine Dpfergabe für die Seelen der getödteten Thiere, oder für »den großen Geist«, da beide Dpfer gebräuchlich sind.

Wir aßen auf einen nassen Felsen, der beinahe ganz mit der Gattung Lychen bedeckt war, die die Indianer Wa'ac und die Canadier tripe de roche nennen, weil sie, weich gekocht und dann in Fett gesotten, eine nicht unschmackhafte Schüssel geben, — wenn man nichts anderes hat. Der Clam und einige seiner Leute landeten und aßen zu der nämlichen Zeit zu Mittag. Nach Tische wurde der Regen schlimmer und schlimmer. Der alte Salomo fragte mich mehrere Male, wie ich mich befände. Ich glaubte, der Regen machte ihn um meine Gesundheit besorgt; doch nein, er sagte mir, daß er auf der Insel, wo wir zu Mittag gegessen, eine gewisse Pflanze in großer Menge bemerkt, die, selbst wenn man sie nur berühre, einen fürchterlichen Ausschlag und Ge-

Schwüre über den ganzen Körper verbreite. Ich fragte ihn, warum er sie mir nicht gezeigt und mich davor gewarnt habe? Er versicherte mich darauf, daß solche Warnung die Gefahr nur vergrößert haben würde, denn wenn man sie kenne und sich vor ihr fürchte, so stecke die bloße Luft schon an. Ich wandte mich daher an Herrn Jarvis, welcher mir entgegenete: »Alles, was ich weiß, ist, daß ich unbewußt einstmals ein Blatt berührte und von Kopf zu Fuß ein Geschwür wurde; ich konnte mich vierzehn Tage lang nicht rühren.«

Das war eine scheußliche Nacht! Der Regen, von Sturmwind begleitet, wurde immer heftiger. Wir mußten landen und unsere Feuer für die Nacht anzünden. Die gutmüthigen Leute waren voller Sorge und Mitleid für mich arme, verlassene, vor Kälte schauernde Frau, die ich in ihrer Mitte war. Ein Jeder dachte vor allen Dingen zuerst daran, mir ein Obdach zu verschaffen, und mein Zelt wurde sogleich mit solchem Eifer aufgeschlagen, daß die Empfindung der Unbehaglichkeit und des Leidens sich in Dankbarkeit für die mir erwiesene Güte auflöste und Alles erträglich wurde.

Das Zelt war auf einer Höhe aufgeschlagen, so daß das Wasser von allen Seiten ablief. Ich machte mir selbst ein trockenes Bett und Herr Jarvis brachte mir etwas heißen Madera. Ich wickelte mich in meine deutsche Decke und fiel in einen tiefen gesunden Schlaf. Die Voyageurs, die anscheinend nichts bedürfen, als ihre ei-

nenen guten Geister, um sie zu nähren und zu kleiden, zündeten ein großes Feuer an, wendeten die Canoes das Unterste zu Oberst, und so geschützt, hörte man sie während des größten Theiles der stürmischen Nacht singen und lachen.

Den folgenden Morgen brachen wir um fünf Uhr auf. Mein schöner See sah sehr trübe aus und all' die kleinen Inseln waren in einen kalten, grauen Nebel verloren. Wir waren nun in der George-Bai. Durch die nebelige Atmosphäre wurde ein entferntes Ufer von beträchtlicher Höhe sichtbar. Dupré sagte mir, was ich sähe, sei die Insel des Chreliens; früher sei eine große Niederlassung der Jesuiten hier gewesen, auch könne man die Ueberreste einer »grande Cathédrale noch sehen. Um neun Uhr kamen wir in dem Meerbusen von Penetanguishene an, so genannt von einer hohen Sandwand am Eingange, die immerwährend sich abbröckelt. Der ausdrucksvolle indianische Name ist: »Seht, es ist fallender Sand!«

---

Wir hielten uns fast zwei ganze Tage zu Penetanguishene auf, was fürwahr ein lieblicher Ort ist. Die Meerenge läuft tief ins Land, wie mehrere der schottländischen Buchten, und die Ufer sind steiler und höher, als gewöhnlich und alle noch mit Urwald bedeckt. Während des Krieges wurde hier ein Werft und ein militai-

risches und seemännisches Depot mit großen Kosten von der Regierung unterhalten, und wahrscheinlich wird es sich wegen seiner Lage zu einem Plage von großer Wichtigkeit erheben. Die einzigen, noch vorhandenen Ueberbleibsel all' dieser kriegerischen Demonstrationen voriger Zeiten sind: ein versunkenes verfaulendes Boot in der Bucht und ein großes, steinernes Gebäude am Eingange, das »Fort« genannt, das aber bloß zu Casernen für einige Soldaten der Garnison zu Toronto benutzt wird. Noch erheben sich verschiedene nette Häuser an dem schönen Abhange der Nordseite der Bucht, und die Familien, die sich hier niedergelassen, haben sich Mühe gegeben, von den Bequemlichkeiten und der Eleganz des Lebens so viel als nur möglich um sich herum zu vereinigen. Ich habe Ursache, mich mit Vergnügen einer russischen Dame, der Frau eines englischen Officiers, zu erinnern, die mir meinen kurzen Aufenthalt sehr angenehm machte.

Hier fand ich ein Wirthshaus, welches nicht das schlechteste unter den indianischen Wirthshäusern war, und das winzige Cabinet, das man eine Schlafstube nannte und das kleine Bett mit seinen weißen, baumwollenen Gardinen schien mir das non plus ultra des Luxus. Ich erinnere mich, wie ich zehnmal des Tages hinein und herausstieg, bloß um das Vergnügen zu haben, es kennen zu lernen, und mit Ungeduld sah ich dem Augenblicke entgegen, wo ich mich in dasselbe

niederwerfen und einmal wieder in einem christlichen Bette schlafen würde. Die neun, in freier Luft auf Felsen oder Brettern zugebrachten Nächte hatten mich indeß für die Bequemlichkeiten der Civilisation verdorben, es war mir unmöglich, auf einem Bette zu schlafen, ich erstickte beinahe, war ganz unglücklich und fieberisch — und seufzte nach meinen Felsen am Huron-See.

Zu Penetanguishene ist ein Weiler von 20—30 Blockhäusern, wo jetzt ein kleiner Rest der armen, abgefundenen Pensionaire (126 an der Zahl) wohnt, welche täglich bestimmte Rationen von Lebensmitteln und etwas Weniges zur Bekleidung erhalten, gerade nur so viel, um das Leben zu fristen.

Einiger besondern Umstände wegen kam die Lage dieser abgefundenen Pensionaire, so lange ich in Canada war, häufig zu meiner Beachtung und erregte in mir das stärkste Mitleid und Interesse. Ich werde Ihnen eine kurze Skizze von diesem Trauerspiele geben, denn ein Trauerspiel ist es in der That, nicht etwa in der Absicht, um das Mitgefühl rege zu machen, was jetzt zu nichts mehr nützen kann, sondern weil es, aus manchen Gesichtspunkten betrachtet, Belehrung giebt.

Die abgefundenen Pensionaire waren alte, durch Verdienste oder Dienstjahre zu einer jährlichen kleinen Pension berechnigte Soldaten, die das von unserer Re-



gierung im Jahre 1832 ihnen gemachte Anerbieten, nach welchem man ihnen, unter Verzichtleistung auf alle weitere Ansprüche, ihre Pension auf vier Jahre vorausbezahlen und jedem 100 Acres Land in Canada als Eigenthum zu geben versprach, annahmen.

Die Absicht der Regierung scheint gewesen zu sein, gesunde, starke Männer fortzuschicken, die so nach wenigen Jahren aufhören würden, eine Last für das Land zu sein. Ein Theil des ihnen zukommenden Quantums sollte ihnen für die Reisekosten und sonstigen Auslagen abgezogen, von der übrigen Summe ein Theil in London, ein anderer in Quebeck und der Rest dann ausgezahlt werden, wenn sie sich auf dem, ihnen zugewiesenen Lande bereits niedergelassen haben würden. Diese Absichten klingen gut; unglücklicher Weise aber wurden sie nicht gehörig ausgeführt. Einige erhielten das ganze ihnen zustehende Geld in England ausgezahlt, tranken sich zu Tode oder verschwendeten es und wollten dann das Land nicht verlassen. Andere tranken zu Quebeck sich zu Tode oder starben an der Cholera, und von denen, die herauskamen, beschrieb man mir eine Hälfte als mit allem Elend und allerlei Krankheit behaftet, die die Menschheit nur immer befallen können — einige mit Einem Arme, andere mit einem Fuße, gebeugt von Alter und Gicht, lahm, hinkend, und — wird man es glauben? — blind. Dies waren die

Männer, die man mitten in Moräste und Wälder niedersehen wollte, um hier zu leben, wie sich's eben thun ließ. Wenn einige Wenige, die vorsichtiger gewesen, sich dem Commissair von Toronto vorstellten, um Zahlung und den Rest des ihnen zustehenden Geldes zu erhalten, so fand es sich, daß die dazu nöthigen Anweisungen nicht eingeschickt worden waren; um diese zu erlangen schrieb man nach dem Chelsea-Collegium, dieses wendete sich an das Kriegs-Collegium, welches sich an die Schatzkammer wenden mußte. Nachdem die Papiere hin und her, von Behörde zu Behörde, von einem Sekretair zum andern gegangen waren, wurden die Gelder endlich nach Verlauf von 8 — 10 Monaten eingeschickt, während welcher Zeit die armen Leute, durch Erwartung zu Grunde gerichtet, in äußerster Niedergeschlagenheit sich dem Betteln oder dem Trunke ergeben hatten; und als der Befehl wegen ihres Geldes endlich ankam, waren sie nutzlose aufgegebene Geschöpfe geworden. Diejenigen, denen man Land anwies, wurden weit hinein in »den Busch« geschickt (da die Regierung in der Nähe kein Land besaß) — wo es keine Wege und keine Märkte für ihre Produkte gab, wenn sie deren erbaueten; und wenn ihnen in dieser neuen Lage nicht der Muth und die Glieder fehlten, so waren ihre Unkenntniß im Urbarmachen des Bodens, ihre wenige Vorsicht und Hülflosigkeit, die aus dem

Mangel an Selbstständigkeit und aus der mechanischen Lenksamkeit des militairischen Dienstes hervorgingen, moralische Hindernisse, stärker als die physischen. Die Waldbäume, gegen die sie kämpfen mußten, hatten nicht tiefere Wurzeln, als die fremden Vorurtheile und Gebrechen, die sie mitgebracht hatten.

Nach Aussage des Commissairs betrug die Zahl derer, die ihre Pension aufgegeben hatten, 1200. Von diesen, berechnet man, erreichten Ober-Canada 800 Mann, und von diesen 800 leben jetzt nicht mehr als 450, welche theils in den Stadtbezirken betteln gehen und vom öffentlichen Mittheile leben, theils zu Penetanguishene sind; und der größere Theil von denen, die Länderei angewiesen bekamen, hat von Zeit zu Zeit Rationen an Lebensmitteln erhalten, um den »bevorstehenden Hungertod« zu verzögern; sie während der fürchterlichen Cholera zu Quebeck im Jahre 1832 zu erhalten, war für die Colonie eine schwere Ausgabe, und jetzt fehlt nicht viel, daß sie für dieselbe eine immerwährende Last bleiben, da keine militairischen Einkünfte vorhanden sind, denen man sie aufbürden könnte.

Ich mache keine Bemerkung darüber, daß die Pension dieser armen Leute, nach vier-, anstatt nach siebenjährigem Kauf abgelöst wurde; viele der Männer, die ich sah, wußten nicht, was man mit dem Ablösen ihrer Pension meine; sie dachten, dieselbe bloß für

vier Jahre aufzugeben und sie noch Ablauf dieser Zeit wieder zu erhalten. Sie wußten nichts von Canada, hatten nie davon gehört, hatten eine unbestimmte Idee, daß man ihnen ein gutes Anerbieten mache, was abzuschlagen thöricht sein würde. Sie waren wie Kinder, was verabschiedete Soldaten und Matrosen in der That gewöhnlich sind.

Alles, was Wohlwollen und Klugheit erdenken konnten, wurde durch Sir John Colborne für sie gethan; er unterstützte sie sehr aus seinem eigenen Beutel, — selbst Soldat und ein braver Soldat, wie ein guter Mensch — ging ihm das Elend und die Bevorzugung dieser armen Soldaten an das Herz. Die stärksten Vorstellungen und Bitten an die Häupter der Regierung zu Hause wurden zu ihren Gunsten eingeschickt; aber nun kam ein Ministerwechsel; das einmal Geschehene konnte nicht ungeschehen gemacht werden, — Verbesserung war Niemandes Sache — das Mutterland war einer Last los, diese war auf Canada gefallen; und so endigte sich die Sache, das heißt für den Schatz und für das Kriegs-Ministerium. Jedoch das Trauerspiel ist hier noch nicht zu Ende. Sir Francis Head, der nie ohne Aufwallung und Unwillen dieser Angelegenheit gedenken kann, erzählte mir, wie die armen Veteranen bei seiner vorjährigen Anwesenheit zu Penetanguishene den Versuch gemacht hätten, ihm zu Ehren

ein schwaches Freudengeschrei zu erheben; während sie dies aber gethan, sei die Hälfte von ihnen zu Boden gefallen. »Es war zu viel für mich, zu viel,« fügte er mit Thränen in den Augen hinzu. Was Sir John Colborne betrifft, so scheint die geringste Anspielung hierauf ihm ein Schmerz zu sein.

Von der ganzen Summe dieses Unheils und Elendes können Sie einige wenige Beispiele abziehen, wo es den Leuten besser ergangen ist, eins von diesen habe ich zu erwähnen Gelegenheit gehabt. Ich habe noch von zwei andern gehört, und es können mehrere sein; im Allgemeinen aber verhält sich die Sache so, wie ich sie angegeben habe.

Dies waren also die Männer, die unsere Schlachten in Aegypten, Spanien, Frankreich fochten! und hier giebt es ein Gegenstück für Alfred de Vigny's »Servitude et Grandeur Militaire.« Glauben Sie aber nicht, daß es eine andere Lehre noch einschließt? denn daß dieses Uebermaß des Leidens, des Unrechts und der Ungerechtigkeit den Irrthümern der Unwissenheit und Entfernung der vaterländischen Regierung zugeschrieben werden kann, — daß die Verantwortlichkeit anscheinend nirgends zu suchen ist — daß nirgends ein Schritt geschieht, um wieder gut zu machen was verfehlt wurde, — das scheint mir ein sehr sonderbarer, be-

klagenswerther Zustand der Dinge, der gewiß nicht sein sollte \*).

\*) Ich theile hier folgenden Fall mit, den ich in meinem Diarium aufgezeichnet habe.

Am 7ten Sptbr. 1837 besuchte mich Anthony M'Donell, Invalide vom ersten Bataillon des 47sten Regiments, in das zwölfte Veteranen-Bataillon versetzt und in der zwölften Concession des Stadtflückens Emily wohnhaft; er war 69 Jahr alt und 21 Jahre im activen Dienst. Seine vierjährige Pension von 14 £. St. war umgesezt worden, er wußte gar nicht, was Umsezung eigentlich zu bedeuten habe. Er erhielt in Irland 26 £. St. und 13 £. St. in Quebeck; nach Abzug der Reisekosten blieb ihm das Gouvernement 13 £. St. schuldig, und er weiß nicht, wo er sich hinwenden soll, um diese zu erhalten, und hat sich vergebens an das hiesige Commissariat gewendet. Er hat keinen Freund, hat eine Tochter von neunzehn Jahren, welche zu epileptischen Zufällen neigt. Er brachte seine Tochter mit; das unglückliche Mädchen ist schön und groß, der Vater darf sie aber nicht einen Augenblick verlassen, und es giebt hier in Canada kein Asyl für Wahnsinnige, nur ein Gefängniß; »und ich werde lieber sterben,« sagte der Vater heftig, »ehe ich sie dahin gehen lasse.« Er kann seine Ländereien nicht verkaufen, um Geld für den augenblicklichen Unterhalt aufzutreiben, weil er seine Urkunde nicht einlösen kann, und die Urkunde kann er nicht einlösen, weil er nicht die vom Gesetz verlangte Arbeit thun kann, — und er kann nicht arbeiten, weil er seine arme Tochter nicht verlassen darf. Er war

Unsere Voyageurs hatten den Tag in verschiedenen Ausschweifungen zugebracht und waren den andern Mor-

nach Toronto gekommen, um für sie einige Kleidungsstücke zu erbetteln. Der arme Mann weinte sehr, während der kindische Ausdruck und das hübsche Aeußere der Tochter das Rührende des Auftrittes steigerte.

Hier ist noch ein anderer Fall:

Dr. Winder, ein Gentleman, welcher sich sehr vortheilhaft durch Artikel in den Zeitungen über »was man die rechte Seite in der Politik nennt« ausgezeichnet hat (das heißt die Erhaltung des englischen Uebergewichts in der Colonie), kam hierher mit einem Befehl des Lord Bathurst, welcher ihm 500 Acker Land zusprach, da er zwanzig Jahre in der Armee gedient hatte. Als er ankam, sagte man ihm, daß seine Papiere nicht ganz in der Ordnung seien, und daß er einen Befehl vom Commandeur en Chef haben müsse. Was war zu thun? »Eine Petition an die Colonial-Behörde einzureichen.« »Wollen Sie meine Petition besorgen?« — »Sie müssen Ihre Petition direct einschicken.« Die Petition ward abgesandt und kehrte nach einigen Monaten eben so wenig in der Ordnung zurück, da sie nicht durch das Gouvernement eingesandt worden war. Das Ministerium wechselte hierauf — es kam Aufschub über Aufschub, und jetzt 1837 hat Dr. Winder noch nicht sein Zugeständniß an Ländereien erhalten.

Obrist Fitz Gibbon, ein preux Chevalier, tapfer und loyal, welcher Toronto am 4ten December gerettet hat, indem er Vorposten ausstellte, ehe Mrab heranzmarschirte, wird auch wahrscheinlich in solch eine Unan-

gen halb betrunken, faul und nicht aufgeräumt; Le Duc war der Einzige, den ich bereden konnte, zu singen, als wir Gloucester Bai von Penetanguishene nach Coldwater durchstrichen. Diese Bai hat Ueberfluß an Stören, die durch die benachbarten Ansiedler in großer Menge gefangen und eingesalzen werden; einige wiegen hundert und neunzig Pfund.

Zu Matchabash, welches so viel bedeutet, als »schlechter, morastiger Ort,« hätten wir uns beinahe im Schilfrohr verirrt.

Hier ist eine Trag-Anstalt von sechszehn Meilen

nehmlichkeit verwickelt werden. Als das House of assembly zusammen kam, gestand es ihm einstimmig fünf tausend Acres Land zu, als eine Anerkennung seines geleisteten Dienstes. Dieses Zugeständniß wartet auf die königliche Bestätigung, und es steht zu hoffen, daß dieselbe sich nicht zu lange erwarten läßt.

Es giebt keine Art von Ungerechtigkeit, welche die Loyalität des Obrist Fitz Gibbon erschüttern könnte. Wie bei dem alten Römer, könnte man leichter die Sonne aus ihrem Laufe bringen, als solch einen Mann vom Pfade der Ehre abwenden. Aber Alle sind nicht wie er, und die Reihen der Unzufriedenen werden immer in Canada verstärkt durch Reihen von Gebränkten. Der Commissair erzählte mir, daß Einige dieser entschädigten Pensionaire, welche sehr achtungswerthe Männer wären, sich nur wegen übler Behandlung der Partei der Radicalen zugesellt hätten.



durch den Wald nach den Engen an der Spitze des Simeon-Sees. Das Canoe und die Bagage wurden auf einen Karren gelegt und von Ochsen gezogen; die Männer gingen zu Fuß, was ich auch hätte thun müssen, wenn nicht ein Methodisten-Prediger aus der Nachbarschaft so gütig gewesen wäre, mir seinen kleinen Wagen anzubieten und mich über den Tragweg zu fahren. Wir hielten halbwegs bei seiner Holzhütte in der Wildniß an, wo ich seine Frau, eine hübsche, gebildete Frau und fünf oder sechs liebliche Kinder von jedem Alter und jeder Größe fand. Sie gaben mir ihr Bestes, besonders vortreffliches Eingemachtes von Wald-Erdbeeren und Himbeeren, mit Ahornzucker eingekocht.

Die Gegend hier herum (wenn man die niederen Moräste verlassen) ist sehr reich, und die Ansiedler nehmen rasch zu. Während des letzten Winters hatten die Bären die Verwegenheit, zur großen Bestürzung der neuen Ansiedler einige junge Kühe fortzuschleppen, und die Wölfe stifteten viel Unheil. Ich fragte nach den indianischen Ansiedelungen zu Coldwater und den Narrows; die Berichte waren aber nicht ermuthigend. Man hatte mir, zum Beweise der Fortschritte der Indianer, erzählt, daß sie hier Säge- und Mahlmühlen besäßen. Jetzt erfuhr ich, daß eine Säge- und eine Mahlmühle für sie erbaut worden sei, die sie nicht selbst benutzten,

sondern an die weißen Ansiedler gegen einen gewissen Zins vermietheten.

Der Weg durch den Wald war an manchen Stellen mit Himbeer-Sträuchern eingefaßt, die eben so schöne, große und reichliche Früchte trugen, als ich sie je in unseren Gärten gesehen.

Trog der Muskitos war meine Fahrt sehr angenehm, denn mein Begleiter war wohlwollend, verständig und mittheilend und gab mir sehr interessante, aber traurige Berichte über seine Missionair-Angelegenheiten. Der Weg war, wie gewöhnlich, abscheulich. Wir kamen an einem kleinen lieblichen See, Zander-See genannt, von der Menge dieser Fische, die man darin findet, vorbei, und erreichten erst spät das Wirthshaus an den Engen. Obgleich sehr ermüdet, wurde ich doch durch den Lärm trunkenen Schwelger in dem untern Zimmer wach erhalten. Viele der Ansiedler sind verabschiedete Soldaten und auf halben Sold gesetzte Officiere, denen Land verwilligt worden, und von allem gesellschaftlichen Verkehr und jedem Einflusse der Meinung entfernt, sind Viele von ihnen sorglos und gewöhnliche Trunkenbolde geworden. Das einzige Rettungsmittel für einen Mann hier ist, Frau und Kinder zu haben; die arme Frau muß sich freilich darein schicken, ein hartes Leben zu führen; allein die Kinder sind beinahe sicher, daß es ihnen gut gehen werde, — d. h. wenn sie verständige Eltern ha-

ben; es ist das wahre Land für die Jungen und Unternehmenden. Ich hörte gewöhnlich die Eltern bedauern, daß sie ihren Kindern nicht, was man eine gute Erziehung nennt, geben könnten; doch wo Liebe, natürlicher Menschenverstand, eine unbegrenzte Natur rund herum und die Mittel zur Gesundheit und Lebensunterhalt, über die (mit gewöhnlicher Industrie) alle gebieten können, vorhanden sind: da scheint die Erziehung, d. h. die Entwicklung aller Fähigkeiten nach der Richtung, die der Gegend convenirt, in der man lebt, — von selbst zu kommen. Ich sah hievon ein Beispiel an der vortrefflichen Familie der Magraths von Erindale. — Diejenigen aber sind wahrhaft elend und zu bedauern, die mit vorher angenommenen Gewohnheiten hierher kommen und unfähig sind, sich in ein ganz neues Dasein zu schicken; — von diesen sah ich nur allzu viele! Meine Wirthin gab mir kein angenehmes Gemälde von den vorherrschenden Gewohnheiten der Ansiedler an diesem Plage. Die Schwelgerei, über die ich klagte, ist alle Nächte zu hören.

Den folgenden Tag machten wir einen Ausflug nach dem Euchuching=See, um zu jagen und zu fischen und die schönen Wasserfälle des Savern — den Ausfluß dieser Seen in den Huron=See — zu sehen. Hätte ich nicht alle meine Superlative von Entzücken bereits erschöpft, so könnte ich über die Reize dieses kleinen,

ausgesuchten Sees und die wilden Schönheiten der Wasserfälle sehr berecht sein. Von unserer Jagd erinnere ich mich nur des Gemehels von einem Duzend Schlangen, die in der Höhlung eines felsigten Inselchens, wo wir landeten, um zu Mittag zu essen, eine Art Conversation hielten. Die Inseln des Cuchuching-Sees gehören dem Indianer-Häuptling Gelbkopf, und ich hörte, daß er und Andere kürzlich eingekommen sind, um ihre rechtlichen Ansprüche auf ihre reservirten Ländereien geltend zu machen. Sie stellten ihrem Vater, dem Gouverneur vor, daß ihre Wohlfahrt verzögert werde, wenn sie nicht, wie ihre weißen Brüder, Rechte auf ihr Land hätten. Sie sagen: »Viele unserer jungen Leute und mehrere von unseren Anführern fürchteten, daß die Zeit kommen werde, wo sich unsere weißen Brüder in den Besitz unserer Ländereien setzen werden; wenn es unserm Vater, dem Gouverneur, gefällig wäre, uns Rechte zuzustehen, so würden wir mit mehr Vertrauen arbeiten.« Und sie (diese ursprünglichen Herren des Landes) bitten demüthig, als um eine besondere Gnade, daß ihnen »kleine Strecken Landes« für ihre Kinder und Nachkommen auf immer gesichert werden möchten.

Den folgenden Morgen schifften wir uns auf dem Dampfschiffe Robinson ein und fuhren den Simeon-See hinunter. Dies wunderschöne Stück Wasser ist

über vierzig Meilen lang und ungefähr zwanzig Meilen breit und friert im Winter so fest zu, daß man nach jeder Richtung hin in Schlitten darauf fährt. Die Ufer sind flach und fruchtbar, und wir fuhren an mehreren Lichtungen, von denen einige einen großen Umfang hatten, vorüber. Auf einem Punkte, der weit in den See hineingeht und von gelichtetem Land umgeben ist, wird ein Dorf angelegt, von dem schon mehrere Häuser stehen. Ich ging, während man Holz einnahm, in eins derselben, um zu ruhen, und fand hier die Werke Shakspeare's, Walter Scotts und eine Guitarre, die Familie war jedoch abwesend.

Wir erreichten die holländische Landung an dem äußersten südlichen Punkte des Sees ungefähr um drei Uhr, und der Rest unsers Weges führte durch den heimatlichen Kreis und durch einige der schönsten Landstriche und gefegnetsten Ländereien in Ober-Canada. Es war eine immerwährende Folge nicht etwa von Lichtungen, wie ich sie kürzlich gesehen, sondern von wohl cultivirten Pachtungen. Die Nähe der Hauptstadt und ein vortrefflicher Weg, der dahin führt (George-Straße genannt) haben den Werth des Landbesitzes hier erhöht, und einige der Pächter gelten für reiche Männer. Alles verkündete Wohlsein und Sicherheit; doch dieser ganze Theil war ein paar Wochen später der Schauplatz übel berathenen Aufruhrs, der Verwirrung und des Mordes.

Herr Jarvis gab mir Bericht von einem irländischen Auswanderer, einem Ackermann, der vor einigen Jahren als Knecht (oder Kutscher) in seinen Diensten gestanden; er war damals ohne Haus und ohne Geld. Nach Verlauf von sieben Jahren war der nämliche Mann Besitzer eines Guts von zweihundert Acres gelichteten und angebauten Landes, auf das er stolz seinen Fuß setzen und sagen konnte: »dies ist mein und nach mir meinen Kindern!«

Um drei Uhr Morgens, eben als der Mond in den Ontario-See niedersank, kam ich an die Thür meines Hauses zu Toronto, nachdem ich auf diesem wilden Ausfluge zwei Monate abwesend gewesen war.

Ende des dritten und letzten Theiles.

---

